

Zeitschrift für historische Waffenkunde

Verein für Historische Waffenkunde

BAND III. **ZEITSCHRIFT** HEFT 2.

FÜR

HISTORISCHE WAFFENKUNDE

ORGAN
DES
[VERE]INS FÜR HISTORISCHE
WAFFENKUNDE.
[S]CHRIFTLEITUNG:
KARL KOETSCHAU.
[DRE]SDEN, JOHANNEUM.

DRESDEN,
EIGENTUM UND VERLAG DES
VEREINS FÜR HISTORISCHE
WAFFENKUNDE.
FÜR DEN BUCHHANDEL:
EXPEDITION
LEIPZIG, TAUBCHENWEG 21



ERNST LIEBERMANN MCMII

Ausgegeben Ende April 1902

Die

Zeitschrift

für

Historische Waffenkunde

erscheint in Vierteljahrs-Heften zu mindestens 3 Bogen à 8 Seiten. Drei Jahrgänge bilden einen Band von 12 Heften.

Die **Mitglieder des Vereines** erhalten dieselbe unentgeltlich postfrei übersandt.

Für **Nichtmitglieder** nehmen Abonnements an die Expedition der Zeitschrift für historische Waffenkunde, Leipzig, Täubchenweg 21, sowie alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zum Preise von M. 4,— = fl. 2,40 = fr. 5,— vierteljährlich und M. 16,— = fl. 9,60 = fr. 20,— ganzjährlich mit postfreier Zusendung.

Zuschriften sind zu richten:

in **Vereins-Angelegenheiten** an den 1. Schriftführer Dr. jur. et phil. **Stephan Kekule von Stradonitz**, Kammerherr S. H. D. des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, **Gross-Lichterfelde, Marienstrasse 16,**

in **redaktionellen Angelegenheiten** an den verantwortlichen Leiter der Zeitschrift Dr. **Karl Koetschau**, Direktor des kgl. historischen Museums, **Dresden, Johanneum.**

Zahlungen nimmt nur der Schatzmeister,

Privatier **Gustav Paul Büttner** in **Dresden-A., Schweizerstrasse 23,** entgegen.

Zeitschrift

für

Historische Waffenkunde

Organ des Vereins für historische Waffenkunde

Schriftleitung:

Dr. Karl Koetschau,

Direktor des Kgl. Historischen Museums und der Kgl. Gewehrgalerie zu Dresden

Dritter Band

Mit 2 Tafeln und 399 Text-Abbildungen

Dresden

Eigentum und Verlag des Vereins für historische Waffenkunde

1902—1905

Inhaltsverzeichnis.

A. Abhandlungen und Fachnotizen.

(Nach den Namen der Autoren alphabetisch geordnet.)

B. Literatur.

(Nach den Namen der Autoren der besprochenen Bücher alphabetisch geordnet.)

Register.

(Die Zeitschrift verdankt die Zusammenstellung dieses Registers der Güte des Herrn Baron Dr. von Potier.)

Seite

Die historische Entwicklung der im Seekriege gebräuchlichen Waffen bis 1870.[1]

Von Korvettenkapitän z. D. von **Haeseler.**

Die Entwicklung der im Seekriege gebräuchlichen Waffen ist so eng mit der Seekriegsgeschichte verknüpft, dass ihre Darstellung nur mit dieser Hand in Hand gehen kann. Die tausendjährige[2] englische Seekriegsgeschichte ist hierfür besonders instruktiv. Sie soll für die folgenden Ausführungen deshalb als Richtschnur dienen.

Im frühen Mittelalter war eine dem Landesherrn gehörige Flotte ebenso unbekannt, wie ein stehendes Heer. In England waren in Kriegszeiten gewisse Seestädte, die sogenannten Cinque Ports, verpflichtet, dem Könige eine Anzahl Schiffe zu Kriegszwecken auf eine bestimmte Zeit zu stellen, so z. B. im Jahre 1299 57 Schiffe auf 15 Tage.

Nun reichten diese 15 Tage kaum jemals aus, um kriegerische Unternehmungen durchzuführen; daher wurden die Schiffe der Cinque Ports wiederholt und sogar in der Regel lange über diese Zeit hinaus für den Dienst in Anspruch genommen, jedoch vom 16. Tage an aus den Königlichen Kassen bezahlt.

Auch genugten 57 Schiffe selten, um den Bedarf zu decken. Richard Löwenherz nahm zum dritten Kreuzzuge im Jahre 1190 einhundertzehn Schiffe, Heinrich II. auf seinem Zuge gegen Irland 1171 vierhundert grosse Schiffe mit.

In den Fällen, in welchen das von den Cinque Ports zu stellende Kontingent voraussichtlich nicht genügen würde, war es üblich, sämtliche Schiffe des Landes an dem Auslaufen zu verhindern, bis diejenigen, welche für den beabsichtigten Zweck erforderlich waren, seitens der Krone requiriert werden konnten.

So kam es, dass, wenn auch die von den Cinque Ports zu stellenden Schiffe hin und wieder kriegsmässig ausgerüstet waren, in der Regel die Mehrzahl der Schiffe der englichen Flotte aus gewöhnlichen Kauffahrern bestand.

Es mag befremdlich erscheinen, dass im Kriegsdienst vollkommen ungeübte Schiffsbesatzungen ohne weiteres zu einer Flottenbemannung vereinigt werden konnten. Wenn man jedoch bedenkt, dass im ganzen Mittelalter der Seeraub in den europäischen Gewässern noch blühte, dass jedes Schiff, welches den heimatlichen Hafen verliess, eines feindlichen Überfalles in Friedens- sowohl als auch in Kriegszeiten täglich und stündlich gewärtig sein musste; dass es dem damaligen Kriegsgebrauch entsprach, die Besatzung genommener Schiffe kurzer Hand über Bord zu werfen und zu ertränken, kann man annehmen, dass die Besatzungen von Handelsschiffen jener Zeit kriegserfahrene Leute waren. —

Ehe wir auf die Bewaffnung im einzelnen näher eingehen, wird es von Nutzen sein, folgende Betrachtungen als Grundlage zu gewinnen:

Aus der Berechnung der Kosten eines Geschwaders aus dem Jahre 1276 ist zu ersehen, dass die Matrosen und Galeerenruderer gleichen Sold erhielten und für ihre Bewaffnung selber zu sorgen hatten.

Die Schiffe der englischen Flotten waren bis zur allgemeinen Einführung von Kanonen Galeeren und hochbordige für den Handel gebaute Segelschiffe, welche als Hilfsbewegungsmittel auch eine Anzahl Riemen (Ruder) führten. Die Galeeren (Fig. 1) bildeten nur verhältnismässig kurze Zeit einen wesentlichen Bestandteil der englischen Flotten. Richard Löwenherz führte deren bei seiner Fahrt nach dem heiligen Lande viele mit sich. Es ist wahrscheinlich, dass die im Mittelmeer gemachten

[1] Litteratur: The Royal Navy, A History by Wm Laird Clowes, London 1897 ff. — Wilson, Ironchads in action. Naval warfare 1855—95.

[2] 897 rüstete Konig Alfred eine Flotte zur Verteidigung gegen die Danen aus.

Erfahrungen die zeitweilige Überschätzung dieser, eigentlich nur für die Kriegsführung in dieser Gegend besonders geeigneten Fahrzeuge veranlasst haben, denn noch lange Zeit nachher unter der Regierung seines Nachfolgers, des Königs Johann, werden im Jahre 1205 51 Königliche Galeeren erwähnt. Doch 1299 befand sich unter den 30 Schiffen, welche die Cinque Ports zum Kriege gegen Schottland stellten, keine einzige mehr. Immerhin wurde diese Schiffsart in vereinzelten Exemplaren noch mehrere Jahrhunderte in der englischen Marine geführt. Die letzten werden in einer Schiffsliste vom Jahre 1624 genannt.

Über die Besatzung einer Galeere ist bekannt, dass im Jahre 1276 eine solche von 120 Riemen 25 Mann Besatzung und eine von 100 Riemen 20 Mann ausser Offizieren und Ruderern bedurfte. Wieviel Ruderer notwendig waren, wird dabei nicht erwähnt; doch dürfte ihre Anzahl die drei- bis fünffache der Riemen betragen, daher würden zu einer Galeere von 120 Riemen und 25 Seeleuten oder Soldaten 360—600 Ruderer notwendig gewesen sein. Hierbei ist zu erwähnen, dass die englischen Galeerenruderer jener Zeit im Gegensatz zu den Galeerensklaven der Mittelmeerflotten freie Leute waren, welche Sold erhielten und für ihre eigene Bewaffnung zu sorgen hatten.

Weshalb sich die Galeeren in den englischen Gewässern nicht als Hauptbestandteil der Flotte gehalten haben, ist nirgends angegeben, lässt sich jedoch vermuten:

Die in den ruhigen Gewässern des Mittelmeeres bis in das 19. Jahrhundert hinein benutzten Galeeren waren bei ihrer Länge und ihrem niederen Freibord für das stürmische Meer an den englischen Küsten wenig geeignet, ganz ungeeignet aber waren sie zum Dienst als Handelsschiffe, da sie wenig Ladung nehmen konnten, dabei aber mehrere Hundert Ruderer, mit dem für diese grosse Besatzung nötigen Proviant aufnehmen mussten. Daher war es selbstverständlich, dass die zum Stellen von Schiffen verpflichteten Seehäfen nur so lange diese Fahrzeuge hielten, wie diese unbedingt von ihnen verlangt wurde. Die wenigen Galeeren, welche späterhin in den Flotten figurierten, dürften wohl Eigentum der Könige und anderer Grossen des Landes gewesen sein. Sie waren auf Grund ihrer grossen Schnelligkeit bei gutem Wetter besonders zum Überbringen von Befehlen, sowie für schnelle Fahrten über schmale Meeresarme sehr zweckmässig. Bei langen Fahrten mussten die Ruderer mit Ablösung arbeiten; es verringerte sich daher die Geschwindigkeit.

Nach Einführung der Geschütze und vor Erfindung der Geschützpforte, welche es ermöglichte, die schweren Geschütze unten im Schiffsraum aufzustellen, waren die Galeeren die zum Schiessen mit schweren Geschützen geeignetsten Fahrzeuge.

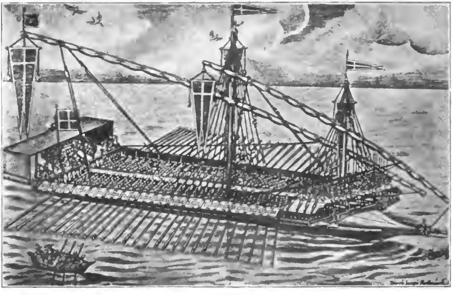


Fig. 1. Galeere aus Fursenbachs Architectura navalis. Ulm 1695.
(Nach: Clowes, the royal navy.)

Ihre direkten Nachfolger waren die Ruderkanonenboote, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach in Gebrauch waren.

Das Segelschiff des früheren Mittelalters hatte, als Handelsschiff fahrend, in der Regel nur einen Mast und keine Aufbauten an Deck. Aus Nachrichten damaliger Zeit geht hervor, dass bei der Armierung, diese Schiffe mit zwei provisorischen Aufbauten hinten und vorn sowie mit einem Gefechtsmars ausgerüstet wurden. Die betreffende Urkunde nennt diese Zusätze forecastle, aftcastle und topcastle, in wörtlicher Übersetzung Vorderkastel, Hinterkastel und Oberkastel oder in moderner Sprache Back, Kampagne und Mars. Diese Aufbauten, welche denselben Zwecken wie die Türme einer Stadtmauer dienten, sind auf einigen alten Darstellungen mit regelrechten Zinnen versehen.

Zur ferneren Ausrüstung der Schiffe für Kriegszwecke gehörte die Verstärkung der Schiffsbesatzung durch eine Abteilung Soldaten, deren Hauptmann, «Captain», den militärischen Befehl über das Schiff übernahm, während der bisherige Schiffsführer, der Master, Segelmeister oder Schiffer lediglich für die Sicherheit des Schiffes als solches und für Ausführung der seemännischen Manöver verantwortlich war. Es hat sich aus diesem Verhältnis bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts der Brauch erhalten, dass eine besondere Klasse von Seeoffizieren der englischen Marine lediglich für die Navigation und die Ausführung der Manöver im Gefecht ausgebildet wurde. Diesen Offizieren blieb der Name Masters. Sie avanzierten bis zum Staffcommander, Geschwadernavigationsoffizier mit dem Range eines Korvettenkapitäns, und konnten nie Kommandanten werden, während diejenigen Offiziere, aus welchen sich die höheren Dienstgrade ergänzten, sich sehr wenig mit der Navigation zu beschäftigen hatten. Ein Unfall, von welchem das Panzerschiff «Agincourt» im Jahre 1871 dadurch betroffen wurde, dass ein ganz junger wenig erfahrener Offizier das Kommando hatte und das Schiff gegen den Rat des anwesenden, aber nicht zum Eingreifen berechtigten Staffcommanders auf Grund kommen liess, führte erst dazu, die Masters als besondere Offiziersgattung abzuschaffen.

Über die Zahl der eingeschifften Soldaten war nichts bestimmt. Handelte es sich nur darum, eine Armee über den Kanal nach Frankreich oder Irland zu führen, so konnten selbstverständlich mehr Soldaten eingeschifft werden, wie für eine längere Reise. Der Zweck der Kriegsflotten war in der Regel lediglich der Transport einer Armee. Seltener wurde die Flotte ausgerüstet, um einer anderen auf hoher See eine Schlacht zu liefern. Die grossen Schiffe des Königs Richard I. führten auf der Reise nach dem Mittelmeer ausser dem Schiffsführer und 15 Matrosen, je 40 Ritter oder Reiter mit ihren Pferden, 40 Fussknechte, 14 Diener, im Ganzen 110 Mann, sowie Lebensmittel für 12 Monate. Einzelne besonders grosse Schiffe nahmen doppelte Besatzungen an Bord.

Über die Zahl der Seeleute im späteren Mittelalter sind nachstehende Daten bekannt. Die 1299 gestellten grossen Schiffe der Cinque Ports führten ausser dem Schiffer zwei Konstabler (Steuerleute) und 39 Mann. Im Jahre 1324 wurde die Zahl der Seeleute nach der Grösse der Fahrzeuge normiert und bestimmt, dass ein Schiff von 240 Tonnen 60 Matrosen, ein solches von 200 Tonnen 50 Matrosen führen sollte. Die Zahl der einzuschiffenden Soldaten ist nirgends angegeben.

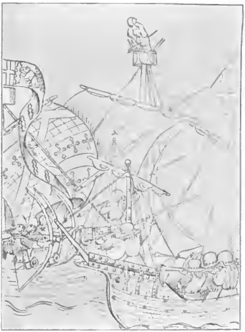


Fig. 2. Seeschlacht nach einem Bilde von John Rous. (Nach: Longman and Walroud, Archery.)

Der Wert derselben für den Seekampf darf nicht überschätzt werden; denn sie durften in der ersten Zeit infolge der unausbleiblichen Seekrankheit und noch längerhin, weil diese Leute keine «Seebeine» hatten, d. h. nicht gewohnt waren, sich auf einem bewegten Schiffe frei bewegen und ihre Waffen gebrauchen zu können, recht minderwertig gewesen sein. Die Einschiffung war in der Regel von zu kurzer Dauer, um Soldaten für den Seedienst auszubilden. Was von diesen gesagt wird, gilt in demselben Masse für ihren Anführer, dem damaligen Kapitän. —

Über die Bewaffnung der in dieser Art zusam-

mengestellten Flotten ist nun bekannt, dass im 12. Jahrhundert nachstehende Waffen gebräuchlich waren: Bogen und Pfeile, Piken und Lanze, Äxte, Schwerter, Wurfmaschinen und späterhin das sogenannte «griechische Feuer».

Hierzu kommt bei den Galeeren als vornehmste Waffe das Schiff selbst. Denn die Galeeren dieser Zeit hatten einen eisenbeschlagenen Sporn und konnten vermöge ihrer vielen Ruderer eine genügende Geschwindigkeit entwickeln, um einen erfolgreichen Rammstoss auszuführen. In einem Falle ist bekannt, dass die Galeeren des Königs Richard Löwenherz ein türkisches Schiff, welches ihre Enterungen mit Erfolg abgewiesen hatte, durch Rammen zum Sinken brachten. Die kurzen Schiffe dagegen entwickeln zu wenig Schnelligkeit und waren zu schwach gebaut, um feindliche Schiffe niederzusegeln. Von absichtlichen Zusammenstössen von Segelschiffen aus dieser Zeit ist nichts bekannt; dagegen weiss man, dass in der «L'Espagnols sur mer» genannten Seeschlacht im Jahre 1350 das Schiff des Königs Eduard III., sowie



Fig. 3. Bildnis des Sir Walter Raleigh.
(Nach: Clowes, the royal navy.)



Fig. 4. Bildnis des Thomas Cavendish.
(Nach: Clowes, the royal navy.)

dasjenige des Prinzen von Wales bei dem Versuch, sich zum Entern längsseits des Feindes zu legen, unabsichtlich mit diesem heftig zusammenstiessen, leck wurden und sanken. Der König, der Thronfolger, sowie die Besatzungen ihrer Schiffe retteten sich nur dadurch, dass sie die feindlichen Fahrzeuge rechtzeitig durch Enterung nahmen.

Betreffs der Wurfmaschinen weiss man genau, dass solche mitgeführt wurden; es wird jedoch nirgends erwähnt, dass diese in einer Seeschlacht benutzt worden sind, obwohl es wahrscheinlich ist, dass die Belagerungsmaschinen auf Deck aufgestellt wurden, um bei passender Gelegenheit benutzt werden zu können. Bei der geringen Wurfweite, der Schwierigkeit des Treffens vom bewegten Schiffe aus, sowie bei der verhältnismässig bedeutenden Zeit, welche erforderlich gewesen sein muss, um eine Belagerungsmaschine nach dem Wurfe wieder zu spannen, ist anzunehmen, dass bei Annäherung der Schiffe höchstens einmal geworfen werden konnte und dass dieser Wurf in der Regel kein Treffer war. Dahingegen ist es vorgekommen, dass Pisanische Galeeren eine türkische Hafenbefestigung mit Wurfmaschinen und anderem Belagerungswerk-

zeug angegriffen haben. In diesem Falle wurde der Angriff, wie zu erwarten war, zurückgeschlagen.

Das «griechische Feuer» war eine Flüssigkeit, welche angeblich bei Berührung mit der Luft in Brand geriet, nicht nur alles Umstehende entzündete, sondern auch erstickende Gase entwickelte und nur mit Essig oder Sand gelöscht werden konnte. Diese Flüssigkeit wurde nun entweder in Flaschen oder Krügen auf das feindliche Deck geworfen oder aus langen Röhren dahin gespritzt. Im Jahre 1194 war nachweislich griechisches Feuer in London für den Dienst des Königs vorhanden. Dieser Zündstoff scheint sehr überschätzt worden zu sein; denn nicht nur wurde eine Geleere des englischen Königs, welche bei der Belagerung von Accra 1190 damit in Brand gesteckt

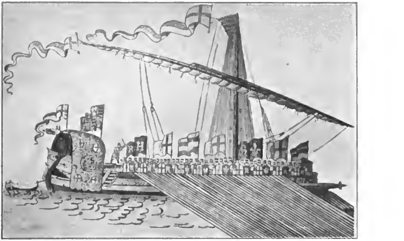


Fig. 5. Die Galeere »Subtile«. (Nach: Clowes, the royal navy.)

und gleichzeitig geentert worden war, gerettet, sondern die Seekriegsgeschichte meldet nichts von der Verwendung desselben im Kriege unter christlichen Völkern.

Es wird noch erwähnt, dass in der Schlacht bei South Foreland 1217 die Engländer, welche mit dem Winde auf ihre Feinde hielten, diese durch Bewerfung mit ungelöschtem Kalkstaub blendeten und so an der Verteidigung ihrer Schiffe hinderten. Wiederholt wird erwähnt, dass vom Mars aus mit Steinen und anderen schweren Gegenständen auf die an Deck kämpfenden Enterer geworfen wurde.

Um zu verstehen, welche Waffen die Marine gebrauchen konnte, wird es notwendig, ihre Kampfesweise vor Einführung der mit vielen Kanonen armierten Schiffe anzugeben:

Sie näherten sich je nach Umständen, unter Segel oder rudernd; Soldaten besetzten die Aufbaue vorn und hinten, sowie den Mars. Die Seeleute an Deck bedienten die Riemen oder die Segel. Sowie die Fahrzeuge in wirksamer Schussweite kamen, wurde das Gefecht mit Bogen- und Armbrustschüssen eröffnet. Nachdem sie sich aber berührt hatten, wurden sie seitens des Angreifers aneinander gehakt, und es erfolgte bei erster günstiger Gelegenheit die Enterung, bei welcher die Besatzungen zweier Schiffe auf dem ohnehin sehr beschränkten Raum eines einzigen dicht gedrängt Mann an Mann so lange kämpften, bis der überwundene Gegener ins Meer geschleudert werden konnte. Bei dieser Kampfesweise waren lange Stosswaffen (Piken) nur so lange von Nutzen, als es gelang, die Gegner damit vom eigenen Schiffe fern zu halten. War der Kampf an Deck enthrannt, so waren nur noch kurze Hieb- und Stichwaffen, bei welchen ein weites Ausholen nicht nötig war, brauchbar. Die Axt, das kurze Schwert und vor allem der Dolch kamen zur Anwendung. Die Axt war besonders notwendig, weil man damit unter Umständen die feindliche Takelage sowie etwaige zur Hinderung des Enterns ausgespannten Netze, die Enternetze, kappen konnte. Aus der Axt entwickelte sich später das Enterbeil.

Als Schutzwaffen waren Bedeckungen für Kopf, Schulter und Arme wertvoll; Bedeckung des Körpers von der Brust abwärts war von weniger Nutzen, Panzerung der Beine hinderte beim Erklettern der feindlichen Schiffe.

Aus einem Kostenanschlag für Bewaffnung einer Flotte vom Jahre 1276 geht hervor, dass die Leute einer Schiffsbesatzung für ihre eigene Bewaffnung zu sorgen hatten. Aus diesem Um-

stande ist es erklärlich, dass sich wenig oder nichts in den Archiven vorfindet, woraus man mit Bestimmtheit angeben kann, wie die Waffen jener Zeit beschaffen waren. Abbildungen sind auch häufig recht unzuverlässige Quellen zum Studium von Schiffen und deren Bewaffnung; denn abgesehen davon, dass sehr viele von ihnen nachweislich erst in späteren Jahrhunderten angefertigt worden sind, haben die Künstler in der Regel so wenig Gelegenheit gehabt, Gegenstände von seegeschichtlichem Wert nach der Natur zu zeichnen, dass sich zu allen Zeiten ein konventionelles Bild eines Schiffes entwickeln konnte, welches ebenso naturgetreu war, wie ein heraldischer Adler. Die auf Münzen dargestellten Schiffe sind oft verkürzt und abgerundet, um in die Form der Münze hineinzupassen, und nur die auf denselben ersichtlichen Einzelheiten sind von Wert für den Forscher. Die ersten zuverlässigen Schiffsbilder sind diejenigen der holländischen Schule; sie stellen Schiffe des 17. und 18. Jahrhunderts dar.

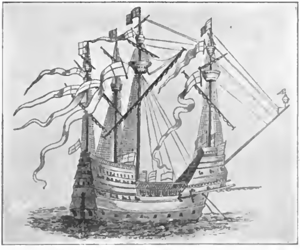


Fig. 6. Die Henry Grace à Dieu. (Nach: Clowes, the royal navy.)

Wie oben erwähnt, hatten die wenigen Matrosen der Schiffe des Mittelalters ihr Fahrzeug bis an den Gegner heran zu rudern, alsdann die Schiffe aneinander zu binden und schliesslich den Feind zuentern. Beim Rudern, sowie bei den mit dem Herummanövrieren des Schiffes notwendigen Arbeiten war eine vollkommene Freiheit der Bewegungen des Oberkörpers und der Arme notwendig. Der Unterleib und die Beine wurden durch die Bordwand des Schiffes geschützt. Es ergibt sich daraus, dass Brust- und Rückenpanzerung hinderlich, die des Unterkörpers und der Beine aber überflüssig war. Wenn nicht sofort, so musste im Laufe der Zeit jede Schutzwaffe bis auf den Helm und eventuell eine Panzerung der oberen Brustgegend in Fortfall kommen.

Der Helm durfte Gesicht und Gehör nicht einschränken; auch musste derselbe, wenn Brust und Schultern ungepanzert waren, eine Krempe (Rand) haben, um die Hiebe, welche auf den ungepanzerten Körper abgleiten konnten, aufzufangen. In dem vorliegenden Bilde (Fig. 2) einer Seeschlacht von John Rous († 1491), aus einem Werke, welches Begebenheiten aus dem Jahre 1420 behandelt, ist ein Helm angegeben, welcher diesen Bedingungen entspricht. Derselbe hat die ungefähre Form eines modernen Matrosenhutes. Andere in dem Bilde angegebene Helmformen lassen darauf schliessen, dass ihre Träger auf dem Oberkörper geschützt waren, während der durchschossene Leib eines Matrosen im Mars die Annahme rechtfertigt, dass eine Brustplatte nicht getragen wurde.

Ein Harnischstück, welches die obere Brustpartie schützt, ohne die Beweglichkeit des Körpers zu hemmen, ist auf einem Porträt des berühmten Seehelden Sir Walter Raleigh 1587 (Fig. 3) deutlich angegeben. Es ist dieses ein Halskragen, welcher von dem Hals in der Richtung nach der Schulter zu etwa 12 cm und nach vorn 18—20 cm lang ist. Da auf dem Bilde des Thomas Cavendish, eines Seefahrers derselben Zeit, ein ähnliches Rüstungsstück dargestellt ist (Fig. 4), darf angenommen werden, dass solch' ein Halskragen ähnlicher Art im sechzehnten Jahrhundert und wahrscheinlich früher (? D. Schfltg.) von Seeleuten häufig getragen wurde. Auf beiden Bildern ist der Halskragen die einzige Schutzwaffe. Sir Walter Raleigh trägt einen Filzhut mit Feder, die Kopfbedeckung des Thomas Cavendish ist nicht angegeben. Auch die bekannten Porträts berühmter Seeleute sind in Bezug auf Rüstungen irreführend; denn während sich die Seehelden der Königin Elisabeth mit den beiden oben angeführten Ausnahmen in Hofkleidung malen liessen, sind Admirale aus dem 18. Jahrhundert, einer Unsitte jener Zeit folgend, in vollem, von ihnen nie getragenem Plattenharnisch abgebildet, so z. B. Admiral Sir George Rooke (1703).

Aus dem Angeführten ergibt sich, dass der Matrose des Mittelalters keine anderen Schutzwaffen auf die Dauer getragen haben kann, als einen offenen Helm mit Krempe oder Helm und Halskragen.

Was die Handwaffen der Matrosen betrifft,

so mussten zum Zerhauen der feindlichen Takelage, zum Kappen von Tauen und Enternetzen einige Leute Beile zur Hand haben. Zum Kampfe in den unteren Schiffsräumen, bei welchem auch mit einem Beil nicht gut ausgeholt werden konnte, war der Dolch oder ein kurzes Messer unumgänglich notwendig. Die nicht mit Beilen bewaffneten Matrosen konnten kurze Schwerter, welche nötigenfalls auch als Stichwaffe zu gebrauchen waren, die späteren Entermesser, führen.

Die Soldaten, deren Einschiffung in der Regel, wie wir sahen, nur erfolgte, um eine Armee über See zu führen und die selten mit der alleinigen Absicht, eine Seeschlacht zu liefern, mitgeführt wurden, mussten die Waffen, welche sie im Felde gebrauchten, auch an Bord unverändert fortführen.

Einzelne Waffen, welche für den Seekampf nicht brauchbar waren oder zuviel Raum beanspruchten, wurden jedoch gleich bei der Einschiffung beiseite gelegt. Es waren dies vor allem die Spiesse der eingeschifften Ritter. Der Kommandierende befestigte seinen Spiess mit einem daran befindlichen Wimpel aufrecht am Maste. Das Wehen des Wimpels am Maste war demnach damals wie noch heute das deutlich sichtbare Zeichen, dass ein Schiff zu Kriegszwecken in Dienst gestellt worden ist. War der Kommandierende gleichzeitig Anführer eines grossen Truppenteils und berechtigt, eine Fahne zu führen, so wehte seine Flagge, die spätere Admiralsflagge, an seinem Spiesse vom Maste. Die Spiesse der übrigen Ritter wurden, wie verschiedene ältere Abbildungen zeigen, auch im Marse, aber nicht aufrecht, am Maste geführt.

Die Schilde wurden ausserhalb des Schiffes an der Brustwehr befestigt und dienten so zum vermehrten Schutze der Soldaten und Matrosen. (Fig. 5). Ob sie bei der Enterung zur Hand genommen wurden, ist schwer festzustellen. Es sprechen Gründe dafür und dawider. Auf dem erwähnten Bilde von 1491 hat ein Ritter den Schild am Arme. Der Gebrauch, die Schilde ausserhalb des Schiffes zu befestigen, ist sehr alt und war bereits bei den alten Wikingern üblich; auch später, nachdem Schilde nicht mehr zum Kriegsgebrauch dienten, pflegte man die Aussenseite der Schiffe durch angemalte Schilde zu schmücken, so nachweislich beim ersten Segellinienschiff der Henry Grace à Dieu 1540 (Fig. 6). Zur Zeit des Kampfes gegen die «Spanische Armada» waren den damals angefertigten Darstellungen zufolge (Tapisserien im alten House of Lords) an den englischen Schiffen keine gemalten Schilde mehr üblich.

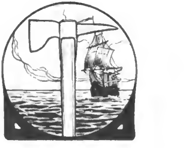
Es ist anzunehmen, dass die eingeschifften Ritter und Knechte sehr bald die Sporen und die Schutzwaffen vom Knie abwärts ablegten, weil diese an Bord nicht nur nutzlos, sondern sehr hinderlich sein mussten.

Der geschlossene Helm konnte nicht mehr getragen werden, sobald der eingeschiffte Befehlshaber Verständnis für die Führung des Schiffes zu haben anfing. Um Windrichtung und Stärke beurteilen zu können, musste sein Gesicht frei sein.

Als auf See brauchbare Offensivwaffen verblieben den Soldaten sämtliche Schusswaffen. Diese waren jedoch bei frisch eingeschifften Leuten von geringem Wert, weil lange Übung dazu gehört, Entfernungen über Wasser richtig zu schätzen und vom bewegten Schiffe aus sicher zu schiessen.

Ferner konnten alle Stosswaffen bis zur Länge von 2 m zur Abwehr der feindlichen Enterung und alle Hiebwaffen von unter 1 m Länge zur Enterung verwendet werden.

(Wird fortgesetzt.)



Die Verzierung alt-orientalischer Panzerringe.

Von Regierungsrat Dr. **Walther Rose** in Berlin.



Für den Waffensammler und Forscher bilden nicht nur die abendländischen, sondern auch ganz besonders die alt-orientalischen Panzerhemden den Gegenstand lebhaften Interesses. Erschienen doch dieselben schon von Alters her den Europäern, wie Böheim in seinem Vortrage über «Die Waffe und ihre einstige Bedeutung im Welthandel» hervorhebt,[1]) «wegen ihrer winzig kleinen genieteten Ringe geradzu als ein Wunder der Arbeit und des Fleisses gegenüber den groben schweren Geflechten der zünftigen Sarwürcher».

Bereits in einem früheren Artikel[2]) hat Verfasser gelegentlich der Besprechung eines alt-arabischen Panzerhemdes seiner Sammlung auf die reiche Ausschmückung hingewiesen, womit der feine Kunstgeschmack des Orientalen dieses nationale eiserne Kriegsgewand verschönte.

Wenn nun schon die dort erwähnten äusseren Verzierungen, wie silberne oder messingvergoldete Agraffen, Rosetten, Knöpfe, Sterne resp. die Silber- oder Goldtauschierung auf den eingesetzten Metallplatten allgemeine Bewunderung erregen, so erscheint dieselbe um so gerechtfertigter, wenn man sieht, dass sich bei einigen Exemplaren diese künstlerische Verschönerung sogar auf die einzelnen Ringe des Maschengeflechts erstreckte. Selbst diese wurden mit Kannelierungen, wellenförmigen Arabesken, einzelnen Schriftzeichen, ja sogar ganzen Suren aus dem Koran verziert, eine Technik, welche durch ihre meisterhafte und trotz der geringen Ringstärke minutiöse Ausführung geradezu unglaublich erscheint.

Im nachfolgenden soll ein derartiges Panzerhemd aus der Sammlung des Verfassers näher beschrieben werden, weil dasselbe infolge der mannigfaltigen Verschiedenartigkeit seiner Panzerringe als ein besonderes Charakteristikum dieser Kunst alt orientalischer Panzerschmiede bezeichnet werden kann.

Auf Grund der von Herrn Staatsrat von Lenz in seinem hervorragenden Werke über die Waffensammlung des Grafen Scheremetew gegebenen Etymologie[3]) ist dieses Exemplar wegen der auf Brust und Rücken zur Verstärkung eingesetzten grösseren und kleineren Metallplatten als ein Juschman zu bezeichnen (siehe Fig. 1 a und b).

Die Länge desselben beträgt 75 cm; die Breite mit den ausgebreiteten halblangen Ärmeln 95 cm, ohne dieselben 55 cm; das Gewicht 7,750 kg.

Der Kragen, welcher mit 5 Reihen Ringen erst zu beiden Seiten des Halses ansetzt, erhöht sich allmählich auf dem Nacken bis zu 10 Reihen Ringen.

Das Panzerhemd selbst wird vorn auf der Brust geschlossen, am unteren Saume der Rückseite befindet sich ein 20 cm langer Einschnitt.

Auf der Brust befinden sich 2 Reihen grösserer Platten von je 5 Stück, welche 15 cm lang und 5 cm breit sind.

An den Seiten unter den Achseln schliessen sich hieran links und rechts nach dem Rücken zu je 2 Reihen Platten von je 5 Stück, unten 8 cm lang und 5 cm breit, von denen die drei oberen nach den Achseln zu abgeschrägt sind.

Der Rücken zeigt 3 Reihen Platten. Die Mittelreihe enthält 18 Platten, welche oben am Nacken 11 cm lang und 3 cm breit sind, sich zum Gürtel hinab aber bis auf 4 cm verjüngen. In der Mitte sind dieselben leicht nach innen gekerbt, um sich auf diese Weise dem Rückgrate besser und gefälliger anschmiegen zu können. Zu beiden Seiten dieser Mittelreihe befindet sich links eine Reihe von 18, und rechts eine Reihe von 19 Platten, die je 5,5 cm lang und je 4,5 cm breit sind.

Dementsprechend beträgt die Zahl der eingesetzten Eisenplatten insgesamt 85.

Nach der mit grossen Schwierigkeiten verknüpften Entfernung des Jahrhunderte alten Rostes erwiesen sich sämtliche Platten mit äusserst feinen und zierlichen Arabesken und Blumenmotiven in Silbertauschierung verziert, die zum grossen Teil noch erhalten sind. Von den beiden äusseren Reihen der kleinen Rückenplatten besitzen die drei obersten der linken und die vier obersten der rechten Reihe noch deutlich erkennbare Spuren von Schriftzeichen, davon zwei in Form eines runden Medaillons in Silber- und Goldtauschierung, von denen sich namentlich die Silbertauschierung des einen auf der dritten oberen Platte der linken Reihe gut erhalten hat (s. Fig. 2).

[1]) Zeitschrift für histor. Waffenkunde, Bd. I, Heft 7, Seite 173.

[2]) Ebendaselbst Bd. I, Heft 6, Seite 142 ff. bezw. Heft 7, Seite 166 ff.

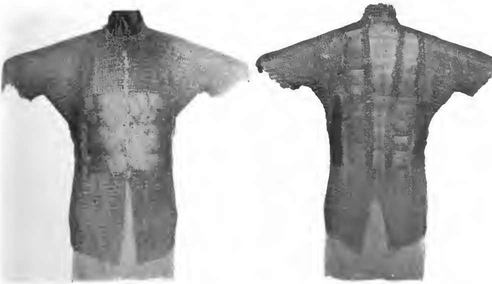
[3]) Eduard von Lenz: Die Waffensammlung des Grafen S. D. Scheremetew (Leipzig 1897) Seite 6 und 19 ff., sowie ebendesselben Artikel: «Russland und der Orient in der Geschichte des Waffenwesens» in der Zeitschrift für histor. Waffenkunde, Bd. I, Heft 5, Seite 109 ff.

Zufolge der geistvollen Deutung des im Jahre 1899 leider verstorbenen vorzüglichen Kenners der orientalischen Sprachen, Herrn Dr. Martin Schultze in Ellrich am Harz, dessen Güte, ebenso wie den freundlichen Bemühungen des Herrn Staatsrats von Lenz, auch die Entzifferung der nachfolgenden orientalischen Inschriften zu verdanken ist, zeigen die in diesem Medaillon befindlichen Schriftzüge[4]) den alt-persisch-arabischen Typus (taʿlîḳ) und bedeuten:

سنه ٥ بنالا شى

= binâ lâ-šaj sana 5 = Gebäude der Nichtigkeit Jahr 5.

langen Zungen der Haken und Ösen bezw. Riemen und Schnallen getragen, die jedoch jetzt fehlen. Ferner lassen die auf sämtlichen grossen Brustplatten und auf der dritten und vierten kleinen Platte der 4 Achselreihen noch vorhandenen je vier kleinen Nietköpfchen, sowie die absichtlich an diesen Stellen fehlende Silbertauschierung mit Sicherheit erkennen, dass hier äussere Zieraten, höchstwahrscheinlich Plaketten in dünnem Silber- oder Goldblech mit Suren aus dem Koran aufgenietet gewesen sind. Nach der Anordnung der Nietköpfchen (in der Grösse eines Stecknadelkopfes) zu schliessen, haben diese Plaketten auf den Brustplatten die



Vorderseite. Rückseite.

Fig. 1. Alt-persisches Panzerhemd (Juschman). Zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Sammlung des Verfassers.)

Es ist dies die orientalische Umschreibung für Welt, Herrschaft, Regierung.

Der Sinn der Inschrift würde also sein: «Im 5. Jahre der Herrschaft».

Die grossen Brustplatten des Juschman sind beiderseits mit Ausnahme der mittleren dritten Platte zweimal durchbohrt und haben an dieser Stelle die zum Schliessen des Panzers üblichen Form von länglichen Streifen, die auf den Seitenplatten unter den Achseln aber die Form eines sich über die betreffenden dritten und vierten Platten gemeinsam erstreckenden ovalen Medaillons gehabt. Leider hat man schon in alter Zeit das Panzerhemd dieser Plaketten beraubt, ein Beweis dafür, dass dieselben sicherlich von hohem Kunst- und Metallwert gewesen sind.

Jedenfalls lässt der Reichtum der noch jetzt vorhandenen zierlichen Silbertauschierungen auf die Kostbarkeit dieses Waffenstücks im früheren Vollbesitz seiner farbenprächtigen und künstlerischen Verzierungen schliessen.

Die oberste rechte Brustplatte trägt auf der Aussen- und Innenseite die bekannte Marke der

[4]) Wie Boheim in seinem Handbuch der Waffenkunde (Leipzig 1890) Seite 620 bezw. 164 ausführt, haben zuerst die Araber um das Jahr 1000 n. Ch. die Schrift zu Verzierungen benutzt und nach ihnen die Perser, die als Schiiten auch an figürlichen Darstellungen keinen Anstoss zu nehmen pflegten. Dadurch bildete sich die arabische und kufische Schrift allmählich zu einem wirksamen Mittel der Dekoration aus.

Rüstkammer bezw. Waffenfabrik Muhammeds II., welche aus dem kufischen الله (illahi) = «für Gott» entstanden ist[5]) (s. Fig. 3).

Die alle Plattenreihen der grösseren Beweglichkeit halber untereinander verbindenden Streifen Panzerzeug weisen zwischen den Brust- und Achselplatten je 7 und 11 Reihen Ringe, zwischen den Achsel- und Rückenplatten je 5 Reihen Ringe auf.



Fig. 2. Silbertauschierung auf einer der kleinen Rückenplatten des Juschman.



Fig. 3. Marke der Rüstkammer Muhammeds II.

Die besondere Seltenheit dieses Juschman aber stellen die einzelnen Panzerringe dar, welche aus sechs verschiedenen Arten bestehen.

Die Regel bilden dicht geflochtene abwechselnde Reihen von genieteten und gestanzten Ringen von je 1 cm Durchmesser.

nach innen, also dem Körper zugekehrt ist (siehe Fig. 4 b).

Abweichend von diesem Geflecht bilden oberhalb der beiden Plattenreihen auf der Brust verschiedene grössere und stärkere Ringarten je ein zur Verstärkung dienendes Maschen-Viereck, welches bis zum Ärmelfang bezw. bis zum Halse reicht.

Auch hier wechseln Reihen von genieteten und gestanzten Ringen miteinander ab, welche jedoch einen Durchmesser von 1,5 cm und eine Drahtstärke von 2,5 mm besitzen.

Bei den in ihrem Querschnitt elliptischen genieteten Ringen erweitert sich diese Drahtstärke an den plattgeschlagenen Vernietungsstellen bis zu 5 mm (s. Fig. 4 c).

Die gestanzten Ringe dieses Maschenwerks erwecken wegen ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit besonderes Interesse.

Auf der linken Brust nämlich sind dieselben auf ihrer Vorder- und Rückseite entweder mit je zwei konzentrischen Kreiseindrücke verziert (siehe Fig. 4 d), oder aber mit S-förmigen (wellenartigen) Arabesken gereifelt (s. Fig. 4 e).

Auf der rechten Brust dagegen zeigt die Vorderseite dieser gestanzten Ringe scharf ausgeprägte orientalische Schriftzeichen, die Rückseite aber ebenfalls die wellenförmige Arabesken-Reifelung (s. z. B. Fig. 4 f Vorder- und Rückseite).



Fig. 4. Verschiedene Ringarten aus dem Maschengeflecht des Juschman.

Die die Verbindung herstellenden genieteten Ringe sind geschmiedet, im Querschnitt elliptisch, mit einer Drahtstärke von 1,5 mm, und dient ein jeder dieser Ringe zur Aufnahme von vier gestanzten Ringen (s. Fig. 4 a).

Die gestanzten, d. h. also nicht mit ihren Enden zusammengeschweissten, sondern mittelst einer Stanze aus einem starken Eisenblech herausgeschlagenen und daher aus einem einzigen Stück bestehenden Ringe, an dem scharfen Grat ihrer Peripherie erkennbar, haben eine Drahtstärke von 2 mm. Die konkave Seite, welche durch einen einzelnen konzentrischen Kreiseindruck verziert ist, liegt nach aussen, während die konvexe Seite

Die Hauptmerkwürdigkeit besteht jedoch darin, dass die Ringe im einzelnen nicht, wie sonst üblich, mit den stets gleichbleibenden Worten bezw. denselben Sprüchen aus dem Koran, sondern mit solchen vielfach verschiedenen Inhalts bedeckt sind.

So trägt z. B. der eine dieser Ringe die auf zahlreichen Waffenstücken des Orients wiederkehrende Sure:[6]) (s. Fig. 4 f Vorderseite).

لا فتى الا على لا سيف الا ذوالفقار

= lâ fata(n) illâ ʿAli, lâ seif(un) illâ Dsû-ʾl fakâr = Nicht (ist) ein Held ausser Ali, nicht ein Schwert ausser Dsû-ʾl-fakâr.[7])

[5]) S. Demmin: Die Kriegswaffen (4. Aufl. Leipzig 1893) Seite 1054, sowie

Szendrei: Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler in der Milleniums-Landes-Ausstellung (Budapest 1896) Seite 232, 267, 373 und 583 woselbst die Gestalt dieses Zeichens auch so erklärt wird, dass unter einem türkischen bé (ب) drei Alif-Buchstaben (ااا) gesetzt sind, welche die Abkürzung des arabischen Wortes illahi bedeuten.

[6]) Z. B. auf der Armschiene Tafel I No. 103 der Scheremetew'schen Waffensammlung (s. von Lenz, a. a. O. Seite 40), ferner auf dem persischen Säbel No. 29 in dem türkischen Zelt des historischen Museums zu Dresden (s. Katalog von M. v. Ehrenthal, Dresden 1899 Seite 180) und a. m.

[7]) D. h. das vom Propheten Muhammed geerbte, in zwei Spitzen auslaufende heilige Schwert Ali's. Ueber die 10 Schwerter Muhammeds und dessen Lieblingsschwert Dsû-ʾl-fakâr, welches der Prophet als Beutestück aus der Schlacht von Bedr

Ein zweiter Ring (s. Fig. 4 g) zeigt die Namen: علي حسن فاطمة = ʿAli, Hassan, Fâṭima.

Auf einem dritten Ringe (s. Fig. 4 h) lässt sich in mehrfacher Wiederholung der bekannte Spruch entziffern:

الله تعالى = allâhu ta ʿâlâ = Gott sei gelobt.

Neben den bisher genannten finden sich noch zahlreiche Ringe mit anderweiten Inschriften, welche der Deutung noch harren, weil die betreffenden Ringe ohne Zerstörung des Panzerhemdes nicht gut aus dem Geflecht gelöst werden können.

Jedenfalls ergibt sich aber aus der auf den beiden erstgenannten Ringen sich vorfindenden Benennung der schiitischen Heiligen: des Chalifen Ali, dessen Gattin Fatima und dessen Sohnes Hassan, dass das in Rede stehende Waffenstück als ein schiitisches, d. h. alt-persisches Kunstwerk angesehen werden kann.

Einen Hinweis auf die Zeit der Anfertigung und Provenienz dieses Panzers bietet zunächst die obengenannte Marke Muhammeds II. (1451 bis 1481).[8])

Diese Marke befindet sich bekanntlich auf einer aus der alten St. Irenen-Basilika in Constantinopel stammenden grossen Anzahl orientalischer und selbst einzelner europäischer[9]) Schutz- und Angriffswaffen.

(i J. 623) brachte, siehe Jahns· Handbuch des Kriegswesens (Leipzig 1880) Seite 495, sowie desselben Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen (Berlin 1899) Seite 251 und 244.

Den Namen dieses heiligen Schwertes sprechen die Turken Dsû-'l fyḳâr d. i. »der Durchbohrer« aus. Richtiger ist die Schreibweise Dsû-'l-faḳâr, wenn man, wie dies auch die Inder thun, das Wort auf die Rückenwirbel (faḳâr) bezieht, also »das mit Ruckenwirbeln begabte Schwert«. — Siehe Boheim, a. a. O. Seite 243, 244, 510 und 677, Demmin, a. a. O. Seite 715, 1053 und 1054, von Lenz: Zeitschrift für histor. Waffenkunde Bd. II. Heft 6, Seite 232. Siehe auch die Original-Abbildung des Dsu-'l-faḳâr auf einer turkischen Fahne aus dem 17. Jahrhundert bei Szendrei, a. a. O. Seite 612. Ebenso befindet er sich auf einer von Don Juan d'Austria bei Lepanto (7. Okt. 1571) erbeuteten Flagge im Arsenal von Venedig. Im Historischen Museum zu Dresden (J. 26) findet sich auf einer Klinge der Dsu-'l-faḳâr eingeätzt. Auch zwei der dort aufbewahrten Fahnen sind mit seiner Darstellung geschmückt.

[8]) Muhammed II. (1451—1481) mit dem Beinamen el Ghasi (der Eroberer), auch Bujuk (der Grosse), war der Sohn und Nachfolger Murads II., geboren 1430 zu Adrianopel, bekannt durch seine Eroberung von Konstantinopel (29. Mai 1453), welche Stadt er zum Hauptsitz seines Reiches machte. Nach Vernichtung der beiden noch bestehenden Herrschaften der Paläologen in Morea und der Komnenen in Trapezunt führte er blutige Kriege mit dem ungarischen Reichsstatthalter Johann Hunyadi, unterwarf Serbien und Bosnien, kämpfte mit Skanderbeg von Albanien, mit der Walachei und den Krim'schen Tataren, ferner mit Venedig, das ihm Euboa und Skutari in Albanien, sowie mit Genua, das ihm Kaffa abtreten musste. Die Kriege in Persien gegen Usan-Hassan hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. Im Jahre 1480 griff er die Insel Rhodus an, wurde aber von den Johannitern zurückgeschlagen. Hierauf wendete er seine Waffen gegen Neapel und schon hatten seine Truppen Otranto eingenommen, als er am 3. Mai 1481 starb.

[9]) Im Kgl. Zeughause zu Berlin findet sich z. B. diese Marke auch auf einem Paar gothischer Panzerhandschuhe (wie Figur 80, Seite 81 bei Boheim) vom Ende des 15. Jahrhunderts.

Nach der wertvollen und dankend anerkannten Mitteilung des Herrn Staatsrats von Lenz hat man nun die Erfahrung gemacht, dass neun Zehntel der mit diesem Zeichen gestempelten Rüststücke sehr sorgfältig ausgebessert und in Stand gesetzt, Löcher und Beulen vernietet und ausgehämmert, zerbrochene Helmspitzen und Naseneisen u. s. w. teils restauriert, teils durch neue ersetzt sind. Dementsprechend rechtfertigt sich die Vermutung, dass dieses Zeichen nicht nur eine Inventarmarke, sondern auch der behördliche Beschaustempel einer ausgedehnten Arsenalwerkstatt ist,[10]) deren Aufgabe es war, Ausrüstungsgegenstände sowohl zu sammeln und aufzubewahren, wie auch in Stand zu setzen und gebrauchsfähig zu erhalten.

Diese Annahme wird noch dadurch bestärkt, dass auch viele spätere Waffenstücke aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ja selbst die Mehrzahl der aus der Stadt Erzerum (Türkisch-Armenien) nach dem russisch-türkischen Kriege von 1828/29 in die Kaiserliche Eremitage zu St. Petersburg gekommenen Waffen die gleiche Marke tragen, wobei freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass diese letzteren erst aus Constantinopel dorthin gekommen sind.

Wenn es hiernach auch nicht angängig ist, alle derartig gestempelten Waffenstücke mit der eigentlichen Rüstkammer Muhammeds II. in Verbindung zu bringen, so erscheint dies doch bei einzelnen derselben, deren Anfertigung man mit Fug und Recht in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts setzen kann, nicht ausgeschlossen, zumal die St. Irenen-Basilika in Constantinopel, welche notorisch diesen Stempel führte, nach den historischen Überlieferungen und der noch heute an Ort und Stelle erteilten Auskunft das Haupt-Waffenarsenal des genannten Herrschers gewesen ist.

Mit einer solchen Datierung stimmt aber sowohl der Totaleindruck des hier besprochenen Juschman, die Art der schmalen und zierlichen Tauschierungen — die der späteren Zeit sind erheblich breiter und massiger —, wie auch die Gestalt und Anordnung der einzelnen genieteten und gestanzten Ringe überein. Bringt man hiermit die geschmackvolle Ausstattung, welche durch die früher vorhandenen Silber- resp. Gold-Plaketten prächtig gehoben sein musste, sowie endlich die künstlerische Verzierung und Mannigfaltigkeit des in vollendeter Technik gefertigten Ringgeflechts in Verbindung, so dürfte der Schluss nicht ungerechtfertigt sein, dass dieses Panzerhemd in der That aus der Rüstkammer Muhammeds II., und zwar nach der Deutung des erwähnten silbertauschierten Medaillons aus dem 5. Jahre der Herrschaft desselben, d. h. dem Jahre 1456 stammt.

[10]) So auch Demmin, a. a. O. Seite 1054.

In Bezug auf künstlerische Anfertigung und Verzierung der einzelnen Panzerringe bietet insbesondere die mehrfach erwähnte Sammlung des Grafen S. D. Scheremetew in St. Petersburg mehrere bemerkenswerte Beispiele.

So zeichnen sich die Panzerhemden Nr. 36 bis 39 dieser Sammlung dadurch aus, dass sie aus Ringen von halbcylindrischem Durchschnitt geflochten sind, deren flache Seite am Körper anliegt, während die halbrunde nach aussen gekehrt ist. «Die unregelmässigen, flachgepressten Ränder dieser Ringe weisen darauf hin, dass sie mittelst einer Stanze aus einem Stück Eisenblech herausgeschlagen wurden; alsdann schnitt man sie an einer Stelle durch und verschweisste oder vernietete diese Stelle nach Einfügung des Ringes in das Geflecht. In Russland werden derartige Ringe «gehauene» (setschonije) genannt und nicht so häufig zu Maschenpanzern, als zur Verstärkung von Leder- und Sammetkleidern verwandt.»[11])

Nach dieser Technik sind mithin sämtliche Ringe gestanzt, es musste daher, wenn es sich um Herstellung eines Geflechts von reihenweise abwechselnden gestanzten und genieteten oder geschweissten Ringen handeln sollte, zum mindesten die Hälfte, bei einem gänzlich genieteten oder geschweissten Geflecht aber die Gesamtzahl der gestanzten Ringe auf die angegebene Weise durchschnitten und später vernietet oder verschweisst werden.

Im Vergleich hierzu war bei dem eingangs beschriebenen Juschman eine derartige Durchschneidung und spätere Vernietung der gestanzten Ringe deswegen nicht erforderlich, weil hier nur die Hälfte der Ringe gestanzt, die die Verbindung herstellenden Ringe aber mit der Hand geschmiedet und vernietet sind.

Hinsichtlich der Lage der gestanzten Ringe kann mit letztgenanntem Exemplar auch der unter Nr. 51 der Sammlung Scheremetew erwähnte Juschman (s. Tafel II daselbst) insofern verglichen werden, als hier — also gerade umgekehrt wie bei ersterem — die konvexe Seite dieser Ringe nach aussen und die konkave Seite nach innen gerichtet ist.[12])

Von hohem Interesse sind ferner die Panzerhemden Nr. 40 und 46 ebendaselbst: [13])

Während bei Nr. 40 sich die Kunstfertigkeit orientalischer Waffenschmiede in der Anfertigung der einzelnen Ringe in glänzendem Lichte zeigt, welche hier an der Innenseite kreisförmig, an der äusseren Peripherie aber achteckig zugehämmert, im Querschnitt elliptisch und durchgängig geschweisst sind, beweist bei Nr. 46 die Anordnung der Ringe auch das praktische Verständnis und die eminente Technik dieser Meister, da hier, während Brust und Rücken starke, cylindrische und vernietete Ringe zeigen, diese Ringe in den Ärmeln und im Schurz je weiter je mehr an Stärke des Metalls und an Umfang abnehmen.

Endlich ist auch noch das Panzerhemd Nr. 5 (orientalische baidana) derselben Sammlung besonders bemerkenswert: [14])



Fig. 5. Teil des Maschengeflechts vom Panzerhemde Nr. 5 (Orientalische baidana) aus der Sammlung des Grafen S. D. Scheremetew in St. Petersburg.

«Die grossen, starken Ringe sind vollständig flach und sorgfältig vernietet. Auf jedem einzelnen ist auf der einen Seite eine gleichmässig wellenförmige Linie, auf der anderen ein erhabenes Muster geprägt, dessen Charakter grosse Ähnlichkeit mit arabischen Schriftzeichen aufweist; eine Schrift lässt sich jedoch nicht entziffern.»

Nebenstehend folgt die Abbildung eines Teiles des betreffenden Panzergeflechts (s. Fig. 5), sowie der Vorder- und Rückseite eines einzelnen Ringes (s. Fig. 6), welche ebenfalls der Liebenswürdigkeit des Herrn Staatsrats von Lenz zu verdanken sind.

[11]) von Lenz, a. a. O. Seite 15 ff.
[12]) von Lenz, a. a. O. Seite 20.
[13]) von Lenz, a. a. O. Seite 17 und 18.
[14]) von Lenz, a. a. O. Seite 9.

In der That enthält die Vorderseite dieser Ringe zweifellos ein und dieselbe alt-persisch-arabische Inschrift, welche aber, weil sehr korrumpiert, bis jetzt noch nicht entziffert werden konnte.

Interessant ist auch die Form des Nietkopfes, der im Gegensatz zu der sonst üblichen Vernietung à grain d'orge in diesem Falle rechteckig gestaltet ist.

Die S-förmige, wellenartige Verzierung auf der Rückseite der Ringe, wie sie auch bei den Ringen Fig. 4e und 4f erscheint, war wegen ihrer einfachen und doch so geschmackvollen Form nicht nur im Oriente, sondern auch bei den diesem nachgebildeten Panzerhemden der östlichen Völkerschaften ganz besonders beliebt.

So besteht z. B. auch der im Königl. Zeughause zu Berlin befindliche, hervorragend schöne polnische Juschman vom Ende des 16. Jahrhunderts, welcher in meisterhafter Ätzung vorn auf den drei mittelsten Plattenreihen Brustbilder in erhabener Medaillon-Form nebst Inschriften, auf dem

Vorderseite Rückseite



Fig. 6. Ring aus dem Maschengeflecht der orientalischen baidana.



Fig. 7. Ring eines altpersischen Maschen-Panzerhemdes.

Rücken aber das Wappen der Stadt Posen mit der Umschrift: «GEMACHT. IN. DER. K. WEIT. BERUMTEN. STADT. BOSEN. IN. GROS. BOLEN» zeigt,[15]) aus flachen, genieteten, an der Aussenseite mit wellenförmigen Arabesken verzierten Ringen.

Eine merkwürdige Ringform aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erwähnt endlich auch Szendrei in seinem schon genannten überaus lehrreichen Werke über die ungarischen kriegsgeschichtlichen Denkmäler in der Milleniums-Landes-Ausstellung. Hiernach setzt sich das Maschenwerk des auf Seite 231 abgebildeten prächtigen Juschman aus dem Besitze Seiner Majestät des Sultans Abdul Hamid aus einer Reihe von gepressten und einer Reihe von genieteten Ringen zusammen. Der Kragen ist mittelst einer Reihe von gehämmerten Messingmaschen mit dem Rücken und den Schultern verbunden, und enden die Ringe in einer vorspringenden V-förmigen Spitze, also in einer Form, die nur durch kunstvolle Hand-Schmiedearbeit erzielt werden konnte.

So sehr auch die mühsame Herstellung derartig verzierter Ringe anzuerkennen ist, so erwecken doch die Panzerringe mit Inschriften ein noch höheres Interesse, weil sie infolge ihrer Verzierung eine, wenn auch stumme, so doch beredte Sprache reden.

Vor einigen Jahren konnte Verfasser in dieser Hinsicht ein Maschen-Panzerhemd bewundern, das um so interessanter war, als dessen sämtliche Ringe in erhöhter Silbertauschierung die alt-persischen Schriftzeichen (ta-'lik) tragen: (s. Fig. 7)

الله محمد علي فاطمه حسين

= Allah, Muḥammed, 'Alî, Fâṭima, Ḥussein.

Diese Namen, die zum Teil auch der Ring Fig. 4g enthält, bilden nach der Lehre der Schiiten die sogen. «heilige Familie», da hier neben Gott der Prophet Muhammed in Gemeinschaft mit seinem Schwiegersohn Ali, seiner Tochter Fatima und dem einen seiner beiden Enkel Hussein erscheint — für den zweiten Enkel Hassan (حسن) war wohl auf dem Ringe nicht mehr Platz.

Nach dem letzterschienenen, hochinteressanten und von eingehendem Studium zeugenden Werke des Herrn Charles Buttin:[16]) «Notes sur les armures à l'épreuve» finden sich diese Namen der «heiligen Familie» vollzählig bei einem Panzerhemde der Sammlung M. W. Burges, dessen sämtliche Ringe die Namen Allah, Mahomet, Ali, Fatima, Hussein und Hassan tragen.[17])

Demnach ergibt sich auch hier, dass die Inschriften dieser beiden Waffenstücke auf schiitischen, d. h. persischen Ursprung hinweisen.

Ferner besitzt sowohl das Artillerie-Museum in Paris unter No. G 728 ein derartiges Exemplar, bei dem ein jeder Maschenring «un verset du Coran» zeigt,[18]) wie auch die Sammlung des Tower in London, in welcher der betreffende Panzer dem Sultan Bajazet zugeschrieben ist.[19])

Eine Entzifferung dieser Ringinschriften, die bisher nicht erfolgt zu sein scheint, würde vermutlich näheren Aufschluss über Ursprung resp. Nationalität dieser Rüststücke geben, wie denn überhaupt eine genaue Untersuchung noch in mancher Waffensammlung zur Entdeckung derartiger Exemplare führen dürfte, und zwar nicht bloss von Panzerhemden, sondern auch von anderen Schutzwaffen mit Ringgeflecht.

So konnte man z. B. im Königl. Zeughause zu Berlin gelegentlich der derzeitigen Neu-Aufstellung der orientalischen Abteilung bei einem persischen Helme konstatieren, dass die einzelnen

[15]) S. den älteren Führer durch das Königliche Zeughaus in Berlin (Berlin 1895) Seite 53, No. 727.

[16]) Charles Buttin: Notes sur les armures à l'épreuve (Annecy 1901) Seite 20/21.

Baron de Cosson: Ancient Helmets and exemples of Mail, p. 127 No. 24 et planche XIII No. 197.

[17]) Man erblickt diese Namen nicht selten auch auf anderen persischen Schutzwaffen, insbesondere auf Schilden und Helmen, zuweilen noch mit dem davor gestellten Ausruf يا (Jâ) — Oh, ach!

[18]) Colonel Robert: Catalogue du Musée d'Artillerie, vol. II p. 154.

[19]) Buttin, a. a. O. Seite 21.

Ringe des Kettenbehanges desselben ein — noch zu deutendes — orientalisches Schriftzeichen aufweisen.

Was nun die Herstellung derartig verzierter Ringe betrifft, auf denen die Schriftzeichen, ebenso wie die wellenförmigen Verzierungen, niemals vertieft, sondern stets als erhabenes Muster erscheinen, so kann die Prägung und Herausschlagung derselben aus einem starken Eisenblech mittelst einer Stanze (wie bei Fig. 4f) wohl als das zunächstliegende und einfachste Verfahren bezeichnet werden. Der Ring besteht hiernach aus einem einzigen Stück und ist eine nachträgliche Bearbeitung derselben mit der Hand nicht erforderlich, da die Verbindung zwischen den einzelnen Reihen durch die genieteten Ringe (Fig. 4 c) hergestellt wird.

Schwieriger gestaltet sich schon die Technik, wenn es sich darum handelt, den zuvor mit der Hand geschmiedeten Ringen später durch eine Stanze die erforderlichen Zieraten zu verleihen und dann noch jeden einzelnen Ring nach Einfügung in das Geflecht zu vernieten. Dieser Fall liegt bei Fig. 6 vor, da die Gleichmässigkeit und stetige Wiederkehr einer und derselben Inschrift zweifellos auf Anwendung einer Stanze schliessen lässt.

In ihrer ganzen Grösse aber kann man die Kunstfertigkeit des orientalischen Panzerschmiedes bei dem Ringe Fig. 7 erkennen. Denn die erhöhte Silbertauschierung der einzelnen Schriftzeichen auf diesem geschmiedeten Ringe bezeugt, dass auch diese Inschrift nur mit der Hand hergestellt sein kann, wozu dann noch später die Vernietung kommt.

Fürwahr, wenn man die Tausende von Ringen eines derartigen Maschen-Panzerhemdes bedenkt, eine fast unglaubliche, bewunderungswürdige Kunstleistung!

Mit vollstem Rechte kann daher auch Buttin sagen: [20]) «Mais pour mener à bien semblable travail, il faut la patience orientale doublée d'une croyance fanatique au pouvoir mystérieux des versets du Coran.»

Mit diesem Hinweis auf die fanatischen Glaubensanschauungen der Orientalen kommen wir nun auch auf den eigentlichen Zweck derartiger Inschriften auf den Panzerringen zu sprechen.

Wie schon in dem eingangs erwähnten Artikel (Band I Heft 6 und 7 der Zeitschrift) hinsichtlich der an orientalischen Panzerhemden befestigten Bronzescheiben hervorgehoben, sollen auch die mit den Namen Gottes und der einzelnen Heiligen resp. Koranspruchen verzierten Ringe als Talismane oder Amulette dienen, wie solche die Orientalen noch heute zum Schutz gegen feindliche Geschosse, gegen Krankheit oder gegen den bösen Blick bei sich führen.

[20]) Buttin, a. a. O. Seite 21.

Dieser Brauch ist uralt und lässt sich, wenn auch vielfach verschieden, so doch mit stets demselben Grundgedanken wiederholt konstatieren, naturgemäss besonders bei Waffen und Kriegsgeräten, auf welchen die so häufigen tauschierten oder gemalten Gebetsprüche aus dem Koran, Anrufungen, Beteuerungen u. s. w., ja nicht nur als Dekorationen, sondern auch als Talismane in Betracht kommen.[21]) In einzelnen Fällen lässt sich dieser Zweck noch deutlicher in der Anbringung von kabbalistischen Buchstaben und Zahlen erkennen.

So trägt z. B., nach Szendrei,[22]) ein in der Sammlung des Fürsten Paul Esterházy befindlicher türkischer Zeltknauf aus dem 17. Jahrhundert, welcher auf die Haupt-Zeltstange (sútûn) gepflanzt wurde, unterhalb der Kugel auf seinem mit rotem Sammet überzogenen Stiele ein schmales Messingband mit wirren arabischen Buchstaben (kabbalistische Zeichen), aus welchen der Name Allâh öfters zu entnehmen ist.

Ferner besitzt das historische Museum der Stadt Wien einen, ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert stammenden, türkischen ledernen Faustschild (kalkân), in dessen Centrum nach der Szendreischen Beschreibung[23]), mit roten Buchstaben «Allahu hákk» (Gott ist die Wahrheit) und die vier Buchstaben: ا ر ح م Alif, Rè, Hâ und Mim gemalt sind, welche den bestimmten talismanischen Zahlenwert 249, von «árham» (Mitleidiger), einen der Hundert schönen Namen Gottes geben, und zwar mit Bezug auf den Träger des Schildes, dessen sich Gott erbarmen möge.

Eine ähnliche talismanische Zahlenmarke erwähnt auch Demmin[24]):

4	2
8	6

, welche oft neben den Namen der Schwertfeger auf persischen Schwertklingen angetroffen wird.

Insbesondere aber war der Glaube, dass der Träger eines Panzerhemdes mit heiligen Schriftzeichen auf den Ringen gegen feindliche Angriffe gefeit sein musste, ein so festgewurzelter, dass selbst die gemeinen Krieger in Ermangelung eines solchen kostbaren Ringpanzers unter ihrem gewöhnlichen Ringmaschenhemde wenigstens ein mit Koranversen beschriebenes Talismanhemd (Gömlek) anlegten.[25])

Denn es bedarf nach Obigem keiner näheren Ausführung, dass die infolge der schwierigen Her-

[21]) Besonders charakteristisch in dieser Beziehung ist der im Besitz der Kaiserl. Eremitage in St. Petersburg befindliche Spiess des Tuman Bey, letzten Sultans der Mameluken in Ägypten (getötet 1517). Unterhalb der Spitze befindet sich an einer mit Gold verzierten Schnur eine goldene Kapsel, in welcher einst ein auf kleine Blättchen geschriebener Koran eingeschlossen war. (S. Boheim, a. a. O. Seite 318 Figur 373.)

[22]) Szendrei, a. a. O. Seite 604.

[23]) Szendrei, a. a. O. Seite 606.

[24]) Demmin, a. a. O. Seite 1054.

[25]) Szendrei, a. a. O. Seite 554.

stellung und der künstlerischen Ausstattung entstehenden hohen Kosten den Besitz solcher Panzer mit Talisman-Ringinschriften nur den Vornehmsten gestatteten.

Hieraus erklärt sich auch ferner die Seltenheit dieser technisch vollendeten Waffenstücke in öffentlichen und privaten Sammlungen, da dieselben eben nur eine Besonderheit darstellen, welche dem fanatischen Glauben und Reichtum eines hochgestellten Herrn und der geduldigen Meisterhand eines orientalischen Panzerschmiedes ihre Entstehung verdanken.

Wie befruchtend aber orientalischer Kunstgeschmack und Schönheitssinn auch auf europäische Waffenschmiede gewirkt hat, beweist ausser dem bereits erwähnten polnischen Juschman im Königl. Berliner Zeughause auch das in der Wiener Sammlung befindliche prachtvolle Panzerhemd des kaiserlichen Generallieutenants Fürsten Raimund Montecuccoli (1609—1681), welches durchweg aus versilberten Kupferringen besteht und nach gleichzeitiger ungarischer Mode mit in Bronze gefassten Halbedelsteinen und Sternen geziert ist.[26])

[26]) S. die Abbildung bei Quirin von Leitner: Die Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses im k. k. Artillerie-Arsenal-Museum in Wien (Wien 1866—1870), Tafel LVIII.

Die Rüstkammer der Stadt Emden.

Von Dr. Othmar Baron Potier.

Wer kunst und waffen liebt
Ist willkhumb hier im haus;
Das sinnenarme gsind
Bleibt mir viel lieber draus.
(Pulster Burgspruch).

Bei dem Mangel einer jeden schriftlichen Überlieferung ist der Zeitpunkt der ersten Errichtung einer städtischen Rüstkammer in Emden in Dunkel gehüllt. Assessor Rolffs[1]) vertritt die Auffassung, Graf Ulrich I. habe im Jahre 1465 in den der Stadt gegebenen Statuten den Bürgern die Verpflichtung auferlegt, zur Verteidigung der Stadt Harnisch und Gewehr sich anzuschaffen (oec tor stadt helfe syn barnasch unde gewer tho holden). Wenn auch noch nichts Bestimmtes von einer städtischen Rüstkammer verlautet, so unterliege es keinem Zweifel, dass eine solche schon bestanden habe und zwar in dem alten Rathause. Senator Schnedermann[2]) dagegen bekämpft die Ansicht, die Bürgerbewaffnung sei erst mit der Stadtverfassung eingeführt worden, mit dem Hinweise, dass die persönliche Wehr- und Waffenpflicht in den mittelalterlichen Städten für den Bürger ursprünglich eine obligatorische war, dass sich daher die Notwendigkeit eines öffentlichen Waffenlagers erst dann herausstellte, als die Selbstbewaffnung ausser Übung gekommen war, und gelangt zu dem Schlusse: Die Rüstkammer verdankt in der Hauptsache ihre Entstehung der Schlacht von Jemgum, in welcher am 21. Juli 1568 Ludwig von Nassau vom Herzog Alba aufs Haupt geschlagen wurde.

Am nächsten wird man der Wahrheit kommen, wenn man beide Ansichten mit gewissen Einschränkungen vereinigt und sagt: Emden verfügte jedenfalls schon seit altersher über ein Zeughaus. Über den Ort, wo sich dasselbe befand, sowie über die Art der Waffenbestände desselben besitzen wir, wenn wir von einem kleinen Reste absehen, keine sichere Kunde. Der Grund zur Rüstkammer in ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde jedoch erst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts gelegt.

Ein geschichtlicher Rückblick auf das Wehrsystem der mittelalterlichen Städte möge zum besseren Verständnisse dieser Behauptung hier eingeschaltet werden.

So wie der Mönch im frühesten Mittelalter nicht nur Glaubensbote, sondern auch Kulturträger war, der als Bauer, Handwerker, Arzt, Gelehrter die Reste der Gesittung der antiken Welt in seine ungastliche neue Heimat mitbrachte, ebenso mussten die ersten Pfahlbürger auch wetterharte Kriegsmänner sein: Die Hand, welche heute die Tuchschere, den Hammer, die Säge führte, welche das Brot in den Backofen schob, musste vielleicht morgen zur Verteidigung von Haus und Habe den Spiess fällen, oder den Bolzen auf die Armbrust legen, denn gar zahlreich waren die Feinde, welche beutelüstern die

[1]) A. Rolffs, Die antike Rüstkammer des Emder Rathauses, 1861.

[2]) Schnedermann, Zur Geschichte der Emder Rüstkammer, 1883.

Gemarkung der jungen Gemeinde umlauerten. Mit neidvollem Auge sah der arme Landadel auf den sich mehrenden Wohlstand der Pfeffersäcke, deren Wein er zwar eifrig und mit Sachkenntnis zusprach, deren Töchter er gern im Tanze schwenkte, wenn er auch seinen bürgerlichen Gastfreund im stillen verachtete und nur nach einer Gelegenheit spähte, um ihm eins am Zeuge zu flicken, sei es, dass er ihm auf der Landstrasse einen Frachtwagen überrannte und es sich so aus des Kaufherrn Tasche wohl sein liess, sei es, dass er einen Handlungsdiener auf seine Burg entführte, um Lösegeld zu erpressen. Neben diesen kleinen Plackern hatte aber auch die Stadt am Hofe des Landesherrn in der Regel wenig Freunde. Der ewigen Geldnot des Fürsten konnten nur die Ratmannen der wohlhabenden Stadt steuern, welche dafür wertvolle Gerechtsame eintauschte oder verpfändet erhielt. Dieses Abhängigkeitsverhältnis von dem Wohlwollen der Bürger musste natürlich dem Fürsten bald unbequem werden, weil es ihn immer daran mahnte, auf einer wie schwankenden Grundlage seine ganze Herrlichkeit eigentlich beruhe und so ist es begreiflich, dass man am Hofe begierig jeden Vorwand aufgriff, um der stolzen Stadt einmal zu beweisen, wer eigentlich der Herr im Lande sei. Die allgemeine Rechtsunsicherheit also, die Erkenntnis, dass papierene Abmachungen nur dann einen praktischen Wert besässen, wenn eine eisenbewehrte Faust über sie wache, begründete die allgemeine Wehrpflicht für den Städter.

Ursprünglich hatte der Bürger jederzeit «zum Wenigsten auf ain halb Jar profiantirt, und mit aignen nutzlichen gueten Rüstungen und Whören» versehen zu sein, welche Bestimmung in den meisten Stadtordnungen wiederkehrt. Durch zeitweise abgehaltene Waffenappelle überzeugte sich auch ein vorsichtiger Rat von der Brauchbarkeit des Waffenvorrates in den Bürgerhäusern. Damit allein aber begnügte sich ein wohlweiser Magistrat nicht. Er setzte voraus, dass nicht ein jeder Bürger mit den vorgeschriebenen Waffen versehen, dass diese nicht jederzeit in einem brauchbaren Zustande sein werden. Darum schritt man frühzeitig zur Errichtung von städtischen Zeughäusern, welchen eigentlich die Bedeutung eines Waffenaushilfsdepots innewohnte. Aus diesen Arsenalen wurden im Bedarfsfalle den Bürgersoldaten entweder Waffen umsonst, oder gegen ein billiges Entgelt ausgefolgt.

In den Städten ruhte seit der Demokratisierung der städtischen Verwaltungen vom 14. Jahrhunderte an das Schwergewicht der Wehrkraft auf den Zünften: Wer ein Handwerk trieb, der eilte, sobald die Notglocke gellte, mit seinen Gesellen in Wehr und Waffen auf den Sammelplatz seines Viertels oder seiner Gilde und von da aus unter dem Befehle des Viertelsmeisters, beziehungsweise des Zunftmeisters zum Stadtthore, oder auf die Wälle hinauf.

Mit der Ausgestaltung des Erwerbslebens empfand jedoch die Bürgermiliz diese persönliche Wehrpflicht als eine drückende Unbequemlichkeit, und immer lebhafter wurde das Streben, diese lästige Pflicht auf die Schultern anderer zu überwälzen. Erst suchten sich die Reichen, dann alle Angesehenen von der Pflicht, die Stadt persönlich zu verteidigen, loszuschrauben. Sehr förderlich war diesem Verlangen der Umstand, dass mit dem Aufkommen der Landsknechtheere das Kriegshandwerk zunftmässig betrieben wurde, dass die Kriegskunst höhere Anforderungen als früher an die Schulung, die Ausdauer des Kriegers stellte, denen der Bürgersoldat vermöge seines Lebensberufes natürlich nicht gewachsen sein konnte. Die reiche Stadt musste jetzt für das gemeine Beste nur mit ihrem Gute einstehen; das Blut wagten für die Bürger willig andere. Um Zulauf brauchte man niemals besorgt zu sein:

Wenn man ein Anschlag übersummet
Bei Nacht, bei Tag, bei kalt, bei warm,
Und auf einer Pauken vorauf brummet,
So flog hervor ein solcher Schwarm,
Achttausend Mann in einer Stund'
Mit Büchsen, Armbrust, Spiess und
Schwert . . .[3])

Erfahrene Kriegsleute legten grossen Wert darauf, dass in der Stadt stets ein Häuflein von Berufssoldaten vorhanden sei, und zwar aus dreierlei Gründen: «Der erste ist, wenn man vor einer Stadt liegt und hinein schiesst, so ist die Bürgerschaft weichherzig und sehen, dass ihre Weiber und Kinder erschrecken vor dem gräulichen Schiessen, so begehren sie einen Vertrag, er sei löblich oder unlöblich. Die andere Ursache ist, dass man Leute haben soll zu solchen Nöten, die sich in Kriegsläufen etwas gebraucht und erfahren haben, und mit solchen Dingen wissen umzugehen. Die dritte Ursache ist, so man geschickt Volk in der Stadt hat, so ziehen sie etwa vor die Stadt und schädigen das Heer.»[4])

Der nun zum Handwerker gewordene Soldat brachte natürlich nach dem Gebrauche der Zunft sein Handwerkszeug, also seine Waffen, mit, an deren gutem Zustande er das höchste Interesse hatte, weil man nur Leute mit brauchbarem Werkzeuge anwarb. Wer mit minderwertigen Waffen sich dem Werbetische nahte, der konnte sicher sein, dass der Musterherr ihm die Anwerbung und damit natürlich die Ausbezahlung des Handgeldes verweigern würde. Auf das Handgeld aber kam es dem gartenden Knechte vor allem an, welcher gewiss nicht Zeit und Kosten an eine Reise wagte, über deren Ergebnis er, der ja mit dem Brauche vertraut war, sich selbst keinerlei Täuschung hingeben konnte.

[3]) G. Liebe, Der Soldat in der Deutschen Vergangenheit Leipzig, 1899.

[4]) Derselbe.

Obwohl unter diesen Verhältnissen städtische Zeughäuser eigentlich überflüssig geworden waren, sehen wir trotzdem, dass die bereits vorhandenen Rüstkammern in den Städten beibehalten, in ihren Beständen sogar vermehrt wurden. Weil das Recht noch immer keinen Schutz gewährte, sondern vielmehr eines solchen bedurfte, Reibereien zwischen der wohlhabenden Stadt und dem machtvoll aufstrebenden Landesherrn an der Tagesordnung waren, so schafften vorsichtige Stadtväter, sobald die Konjunktur günstig war, Kriegsgeräte aller Art an und hielten es für den Fall einer «Veindtsprunst oder annder fürfallender Noth» bereit: Es konnte ja doch einmal das Verhängnis es wollen, dass neben dem geworbenen Knechte der Bürger mit seinen eigenen Fäusten dem Feinde den Zutritt durch die Bresche zu wehren hatte. So wie die Bürger von Antwerpen, von Leyden neben städtischen Söldnern den Spaniern, den ersten Infanteristen der damaligen Zeit, wiederholt von den Wällen ihrer Städte ein gebietendes Halt zuriefen, ebenso sehen wir neben regulärem Militär die Bürgeraufgebote von Wien, Raab, Erlau die stürmenden Janitscharen von den geborstenen Mauern mit blutigen Köpfen zurücktreiben. In solchen ausserordentlichen Notfällen nun, in welchen ohne Rücksicht auf das Alter, das Geschlecht, alles, was nur irgendwie einen Arm regen konnte, in den Dienst der Gemeinde gestellt wurde, steigerte sich natürlich der Bedarf an Waffen, welchen man nur mit grossen Schwierigkeiten und Kosten im letzten Augenblicke von auswärts hätte decken können. Selbst zu einer Zeit, da der städtische Söldner nach dem Brauche der Landsknechte vor dem Musterherrn vollkommen gerüstet zu erscheinen hatte, wurde in manchen Städten, wo man die Vorteile einer gleichartigen Ausrüstung erkannt hatte, den geworbenen Knechten ihre Wehr durchwegs von der Stadt beigestellt und der Wert der Bewaffnung dem Stadtsoldaten vom Solde abgezogen. Das war z. B. vom Jahre 1549 an in Wien die Regel. Hier lieferte das Oberkammeramt dem Knechte die Waffen und berechnete einen Harnisch mit 7 Gl., einen Halbhaken mit 2,5 Gl., ein Schlachtschwert mit 4 Gl., eine Helmbarte mit 1 Gl.[5])

In dieser Zeit änderte sich im Laufe der Jahrhunderte in allen deutschen Städten die Wehrverfassung, und man darf annehmen, dass im grossen und ganzen auch Emden sich diesem Zuge der Zeit nicht zu entziehen vermocht hatte. Obwohl weit abliegend von der breiten Heerstrasse, auf welcher sich drängend und stossend die Scharen dahinwälzten, welche den Gang der Weltgeschichte beeinflussten, brandeten doch die Wogen der grossen geschichtlichen Ereignisse mehr als einmal in das ferne Ostfriesland hinein und nötigten die Bevölkerung zu scharfer Wacht. Der in den wirtschaftlichen Verhältnissen, in der politischen Eifersucht begründete Gegensatz zwischen dem gräflichen Hause der Cirksena einerseits und der Stadt Emden andererseits, die Notwendigkeit, dem die See befahrenden Stadtkinde einigen Schutz gegen Seeräuber zu gewähren, endlich ganz besonders die kriegerischen Wirren im Nachbarlande, mit dessen Bewohnern den Emdener Bürger gar viele gemeinsame Interessen des materiellen und geistigen Lebens verbanden, trugen gewiss das ihrige dazu bei, dass die Stadt frühzeitig den Wert kriegerischer Rüstung schätzen lernte, für welche anfangs der einzelne Bürger mit seiner Person, später mit seinem Zinsgroschen aufzukommen hatte.

Gerade in den sechziger und siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts war die Unsicherheit an der Wasserkante des deutschen Reiches eine allgemeine. Lübeck und die Hansa heischten Hilfe gegen die nordischen Mächte; der «Moskowiter» hatte selbst dem entfernten Emden acht Schiffe in der Ostsee gekapert; in der Nordsee raubten die Geusen, meistens wüstes Gesindel, welches nichts zu verlieren und das nur der Ruf «Allons sur les bateaux, il y a à boire et à manger assez» der Sache der Niederländer dienstbar gemacht hatte[6]), und brandschatzten die Uferstrecken. Zwei vom Kaiser Max II. eingesetzte Kommissionen sollten diese unhaltbar gewordenen Zustände untersuchen und Mittel ausfindig machen, um den Klagen zu steuern. Die Beschwerden wegen der Seeräuberei fand die zu deren Prüfung berufene Kommission vollauf gerechtfertigt und in dem «Groninger Abschied» musste zugegeben werden, dass die Westsee gänzlich unsicher sei, der Schiffsverkehr dort vollständig daniederliege, und eine allgemeine Teuerung die notwendige Folge dieser Unterbindung des Seehandels sei. Auch in der Folge verstummten die Klagen über die Bedrückungen zur See durch Fremde nicht. «Ganz Niederdeutschland ist dem generalstaatischen Kriegswesen unterthan. Niederlands Orlogschiffe ankern an den Mündungen der Reichsströme, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe. Alles aus- und eingehende Gut müsse den Generalstaaten Zoll entrichten. Wenn ein Reichsstand dieser Gewalt nach Gebühr entgegentritt, so fahren sie zu und nehmen auf des Reiches Grund und Boden zu Wasser und zu Land den Unterthanen des Reiches ihre Güter weg. . . . Aller Handel ist unsicher gemacht. Was in oder ausser Deutschland verhandelt und zu Wasser ausgeschifft wird, fällt entweder in der Holländer und Seeländer Gewalt oder in diejenige der Engländer, Dünkircher und Schweden.» So schildert Thomas Franzius, der Kanzler des Grafen Enno III. von

[5]) A. Veltzé, Die Wiener Stadtguardia 1531—1741. Wien, 1902.

[6]) Franz, Ostfriesland und die Niederlande zur Zeit der Regentschaft Albas 1567—1573.

Ostfriesland, in einer Denkschrift an Kaiser Rudolf II. im Jahre 1600 die Lage und kommt auf das alte Projekt des Kaisers Max II. zurück, welcher schon 1570 auf dem Reichstage zu Speier die Schaffung einer Reichskriegsflotte angeregt hatte, ohne jedoch bei den Ständen Verständnis für seine Pläne zu finden. Als Admiral dieser deutschen Kriegsflotte schlug Franzius seinen Herrn und als Kriegshafen Emden vor. Für den an der Küste aufgewachsenen Grafen Enno spräche dessen alleiniger Besitz des wichtigen Emsstromes, die Lage Ostfrieslands als Grenznachbar der Generalstaaten, ferner seine Verwandtschaft mit den Herrscherfamilien von Dänemark, Schweden und Polen. Dazu sei der Graf bei der grossen Handelsmarine seiner engeren Heimat wie kein anderer deutscher Fürst befähigt, eine zahlreiche und Achtung gebietende Flotte auszurüsten. Emden besitze einen guten, geräumigen Hafen; die Ems habe zwei Mündungen, welche nach Belieben ausgenützt werden können u. s. w.[7]) Aber die Deutschen waren damals für die Verwirklichung derartiger Pläne ihrer Zeit vorauseilender Männer noch nicht reif. Was ein Habsburger vor mehr denn dreihundert Jahren im Geiste geschaut, eine stolze deutsche Kriegsflotte, unter günstigeren Verhältnissen sollte es erst in unseren Tagen dank des zielbewussten Strebens eines Hohenzollern zur Wirklichkeit werden!

Über den Zeitpunkt, wann beiläufig in Emden Söldner an die Stelle der Bürgermilizen getreten sein mögen, gibt uns Beninga[8]) einen Anhaltspunkt. Er erzählt, dass die eingesessenen Bürger von Leerort, Stickhusen und Friedeburg im Jahre 1558 sich von der Verpflichtung, Wachtdienste zu leisten, durch eine jährlich zu entrichtende Abgabe loskauften. Emden erwähnt der Chronist zwar nicht ausdrücklich, doch spricht vieles dafür, dass diese kleineren Gemeinden nur ein Beispiel nachahmten, welches die grössere Haandelsstadt gegeben hatte. An dieser Annahme, dass die Bürger Emdens schon vor dem Jahre 1558 den Geschmack an dem persönlichen Kriegsdienste verloren hatten, ändert auch die Schützenrolle vom 16. Mai 1550 und die Schüttenmeister-Ordnung vom 15. Juli 1576[9]) wenig: Die Bürger wurden zwar von den Schüttenhöftlingen, welche auch Polizeidienste versahen, im Schiessgraben (Doole) im Gebrauche des Feuerrohres unterwiesen, damit sie in «vorkommenden Zeiten, so es die Not erfordere, unserem gnädigen Herrn, der Stadt und Landschaft möchten dienstlich und nütze sein»; aber das Vergnügen, die «Abschiessung des Papegojens», stand doch immer in erster Linie, und an die Möglichkeit, dass die im lustigen Spiele erlernte Fertigkeit er vielleicht einmal in blutigem Ernst werde erproben müssen, dachte gewiss auch damals der friedliche Bürger stets mit Unbehagen.

Eine weitere Ausgestaltung erfuhr Emdens Wehrverfassung, die zunächst nur bei Festen praktische Bedeutung erlangte, als im Jahre 1595 Emden nach dem Beispiele anderer Städte in militärischer Hinsicht in Bezirke, hier in 21 Bürgerkompagnien, eingeteilt wurde. Jeder Kompagnie stand ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähnrich vor. Diese 21 Hauptleute mit den 4 Colonels oder Quartiermeistern, entsprechend den alten Viertelsmeistern in anderen Städten, bildeten die «Bürgerliche Kriegskammer».

Etwa um dieselbe Zeit, als in Leerort, Stickhusen und Friedeburg mit der alten Wehrverfassung gebrochen wurde, war Emden gezwungen, Orlogschiffe auszurüsten, um der Piraterie auf der Ems zu steuern. Schnedermann hebt in seiner trefflichen Abhandlung aus den alten Stadtrechnungen folgende Posten hervor, welche mit diesen Streifungen auf der Ems im Zusammenhang stehen:

> 1562. — 6 Gl. Grote Gerth mesmaker vor 25 Jsern lantzen, daruan der meisten speren ein elle lank sein.
>
> 1565. — 42 Daler vor 12 düppelde Hacken, de de Drost Unico Manninga gekofft vnd der stadt wedder auerdragen.
>
> 1565. — 17 Daler $4^1/_2$ sch. vor 6 Haken mit Laden vnd Slote tho Bremen gekofft. — 74 Daler vor 25 metallen Hacken mith de Laden vnd de Fracht den Bremer Büssenschütte, de se gemacket, bethaelet — 1567 den 27. Mai gekoft vnd bethaelt van jürgen poppen tho Oldenborg 120 spesen myt de ysers, dat stück 12 sch. vnde is hem 10 Gl. ofer hoep gefen.

Das sind die ersten schriftlichen Belege dafür, dass der Rat über ein Waffenmagazin verfügt haben müsse. Wir besitzen aber auch greifbare Zeugen für das Bestehen eines städtischen Waffenaushilfs-Depots auch in Emden: Das sind die noch heute in der Rüstkammer aufbewahrten Streitkolben, Kettenmorgensterne und Kriegsflegel. Diese bäuerischen Schlagwaffen ruhren gewiss aus einer Zeit her, als die Feuerwaffe noch etwas Seltenes, Kostbares war; denn der Rat wird sicher nicht Geld für diese altfränkischen Waffen aufgewendet haben, als schon das ungleich wirksamere Feuerrohr seinen Siegeszug durch die Welt begonnen und allgemeinere Verbreitung gefunden hatte.

Deutlicher sprechen nach Schnedermann die Rechnungen der städtischen Kämmerei in den folgenden Jahren, als die Freiheitskämpfe der Niederlande alle Gemüter in Emden in Aufregung versetzten, wobei die Bürger dieser Stadt ihre stammesverwandten Nachbarn bald offen, bald heim-

7) v. Preradovic, Das Admiralitätswerk Kaiser Maximilians II. 1570—1576 in «Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens» 1902, Heft 9.

8) E. Beninga, Chronyk van Oostfrieslandt.

9) E. A. Gebest, Zur Geschichte der Emder Schützengilde und der Schüttenmeisterdienst in der Stadt Emden, Ostfr. Monatsblatt f. prov. Interessen, 1881.

lich unterstützten. So wie einst Emden mit den Vitalienbrüdern gute Nachbarschaft zu halten gewusst hatte, ebenso galt es jetzt als ein Zufluchtsort der bedrängten Niederländer und Hauptschlupfwinkel der Wassergeusen. «Kumt alle dage vole schepen met goedt und husraet uth Brabant, Hollandt, Frieslandt und Groningerlandt, dartho ock vele volck» berichtet unter dem 4. Juni 1567 ein Kundschafter an Alba, und als am 23. Juli 1571 die Spanier nach einem Seegefechte an der Knock 112 Geusen ertränkten, oder an die Raaen hingen, da rottete sich in Emden das erbitterte Volk zusammen und zog über die Spanier mit «mordlicher Drohe» los.[10])

Unter diesen Verhältnissen folgte Alba nur einem einfachen Gebot der Klugheit, wenn er nach der siegreichen Schlacht von Jemgum bei sich den Plan erwog, ob ein Überfall des nahen Emden nicht vorteilhaft wäre. Dass die Stadt zum deutschen Reiche gehörte, das konnte ja damals bei der ohnmächtigen Zerfahrenheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation doch für einen thatkräftigen Feldherrn kein Hindernis bilden. Die Emder mochten auch so etwas schon längst gefürchtet haben, denn schon am 22. Mai 1568 liefert «Willem Walekard Kistemaker up Bergerend Borgermeister und Raedt twee und twintich rustige Harnasche, so by ome von wegen Hinrich Peters in schelunge und strittigen saeken gestanden; up dem Rathuse gebracht und tho behoef der Stadt in duse varlicke und Krygeslopenden tyden overandt wordet . . . .»[11])

Dann bezahlt der Rat an:

Salomon Lichtenow Bussenschutt tho Bremen 111 Daler vor 25 metallen stormhacken vnd vor 13 stormhacken tho geten van der Stadt Klockspyse.

— Gereckent mitt Christoffer Hesser Ww. tho Oldenborg vor 19 Roere, dat stück $1^1/_2$ Daler.

— Vor 108 Roeren, verdich gemacket ant slotvarck, an Ider Roer 2 sch. verdeent, de man de Wafen gefen heft als Duca de Alba de schlach tho Jemgum gedaen.

Die spanische Armada rückte auch thatsächlich vor Emden, aber zu einem Angriffe auf die Stadt kam es nicht: Alba fühlte sich zu schwach zur Berennung der mächtigen Wälle, deren Vorfeld überdies durch das Öffnen der Schleusen in einen Sumpf verwandelt werden konnte.

Trotzdem das Kriegsgewitter diesmal hart an Emden vorübergezogen war, traute der Rat dem Landfrieden nicht: Die Befestigungen wurden verstärkt, eine Stückgiesserei wurde angelegt, und das Rohmaterial für die zu formenden Geschütze aus allen Winkeln herbeigeschleppt; die Dörfer wurden nach gesprungenen Kirchenglocken, die Häuser nach alten Kesseln durchsucht. Agenten des Rates sahen sich in den folgenden Jahren eifrig bei Waffenfabrikanten, bei Trödlern, besonders in Wesel, nach Waffen aller Art um. Dieses Kriegsgeräte war aber nicht immer eben frisch aus der Werkstatt hervorgegangen. Manche Muskete, manches Schlachtschwert mochte schon in den Niederlanden den Tod gegeben oder abgewehrt haben, war auf dem Gefechtsfelde aufgelesen worden, hatte in des Trödlers Magazin eine kurze Rast gehalten, um endlich in Emden Ruhe zu finden.

Der Rat bezahlt im Jahre 1570 an:

Jasper vhan Deuenther 15 Rüsteleyen dat Rüst $3^1/_2$ Gl. $3^1/_2$ sch.

— den 4. Marty gereckent mitt gerrit Klinkhamer vor 34 dübbelde Hacken, dat stück vor drei Daler.

1573. Am 15. Augusti hebben B. vnd R. gekofft tho der stadt best 30 Mannen Harnisch, darunder 22 gemene Rüstungen mit Stormhoeden vnd Beinscheeren vnd 8 dräfen Harnisch vnder welck twee schoet frei sein, dat stück durch die Bank vor veerdehalf Daler. Noch twee hondert vnd sestig Stormhoeden, dat stück twalff schaep. Noch drei Rohre, dat stück vor anderthalf Daler. Alles van Johanna van der Mher, eine Frouwe van Wesel.

Noch gekofft van oir 6 Par Isern hanschen vnd twe Stormhoeden vnd negen Roere tho samm vor twe vnd twintig Daler.

— Am 26. Augusti van Peter Brusens van Wesel gekofft 36 rüstungen vnd 25 stormhoeden dartho horende, dat stück vor drei Daler weiniger ein Oert.

— Am lesten Augusti bethaelt Jules van Amsterdam sampt soeven gesellen Arbeides Veer weken lank an de Rüstkamer vpt grothe Huss by de Valder Porthe vnd an de Büssenkrutzmole.

1574. Am 10. Febr. bethaelt. an Joest Schwerdtfeger vor sestein schlachtschwerde tho der stadt best gekofft, dat stück drei Daler.

— Bethaelt an Jacob van Spenkhusen 122 lange Roeren mit souoele Flaschen vnd flaschinen. Jeder Roer mit syn Flasche tho drei Gl.

— Van Herman Poell gekofft 34 Pulverflaschen, dat par vor $8^1/_2$ sch. Noch van den süluen sess Stormhacken dat stück veer Daler.

— Am 29. Marty an Ailt Campen genen vnd bethaelt vor twyntich Rüstungen $3^1/_2$ Daler vnd ein halfen orth.

1575. An Jacob Kremer van Essen vor 60 dubbelde Hacken vnd twee Musketen f. 315.

[10]) Müller, Die Grusen in Emden, Ostfr. Monatsblatt f. prov. Interessen, 1881.

[11]) Jahrbuch d. Gesellschaft f. bild. Kunst u. vaterland. Altertümer i. Emden, IX., 2. Heft, 1891.

Mit Recht hebt Schnedermann die grosse Wichtigkeit der Ausgabe vom 31. August 1573 für die Kenntnis der Geschichte der Rüstkammer hervor, indem dadurch beurkundet wird, dass um diese Zeit eine Rüstkammer in einem grossen Hause beim Valdernthore vorhanden gewesen ist. Ohne alle Frage ist nun dieses Haus dasselbe, welches die Stadt 1569 an dieser Stelle hatte errichten lassen, nämlich das jetzige Packhaus «Halle» bei der Kettenbrücke. War aber in diesem Gebäude eine Rüstkammer untergebracht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass auch die bauliche Anlage dieses Gebäudes dem angegebenen Zwecke von vornherein Rechnung trug. Damit findet auch die Entstehung dieses Hauses erst eine genügende Erklärung.

Als aber das gegenwärtige Rathaus vollendet worden war, da wurde die Rüstkammer aus dem «grothen Huss by der Valder Porthe» in das neue Gebäude übertragen und 1582 in dem Raume untergebracht, in welchem sie sich noch heute befindet.[12])

Bei zwei Inventarisierungen — wir folgen hier wieder den erschöpfenden Angaben Schnedermanns — im Jahre 1606 und eilf Jahre später umfasste der Bestand der Rüstkammer folgende Gegenstände:

181 Harnische und Rüstungen, als
50 bundte Harnisch und beenscheren,
3 blanke Rüstungen mit ein burselet,
33 Schwartte Rüstungen mit Ronde Cragen,
48 volle schwartte Rüstungen mit armen vnd beenscheren, Stormhoeden vnd sonsten,
45 geritzede Rüstungen mit ronde Cragen vnd Stormhoeden,
11 Iserfaruede vnd 1 blawe Rüstungen, de een hört R. Hans Revers aruen, de ander R. Bolardus.
592 Feuerwaffen, als
64 Metallen Stormhacken,
11 dübbelde lange Isern Stormhacken,
59 dübbelde Isern Hacken,
29 Musketen mit Verketten,
429 Roers,
8 Calibern,
31 Schlachtschwerdter,
312 Spiesse,
53 neue Hellebarden,
20 alte Hellebarden,
11 Knevelspeten,
13 Morgensterne,
13 Flegel.

Die Aufnahme im Jahre 1617 lieferte folgendes Ergebnis:

286 volle Rüstungen mit stormhoeden,
160 Stormhoeden, so by de overige spiessen in notfall können gebrucket werden,
64 Metallen Hacken,
11 dübbelde Isern Hacken,
80 enkelde Isern Hacken,
464 stück Musqueten,
572 Roers,
2 Rundtassen,
36 Schlachtschwerde,
79 Hellebarden,
12 Kneuelspeten,
14 Morgen Sterns,
14 Flegels,
52 bunt speisen, yeder 7 int getal,
7 olde Fendes,
2 Flaggen,
35 busch erdsacken,
1 Topfstender,
6 laterns,
1 kleine Klocke,
4 olde vnd twe neuwe formen,
7 trommen,
1 groth tafrel, de Schanz van Logen, Eyn party bandeliers gutt vnd quad.

Bald wurde aber auch die neue Rüstkammer ein Gegenstand der Schaulust. Schon Herzog Friedrich von Württemberg und Teck gedenkt 1592 in seiner Reisebeschreibung der Emdener Rüstkammer und in den «Statuten und Ordnungen Eines Erbaren Raths der Stadt Embden» vom Jahre 1625 heisst es: «Alles Drinckgeld, so auff dem Rathhause den Dienern, Connestabeln und Thürwächteren zu einiger Zeit, wegen besichtigung dess Rathhauses und der Rüst-Cammer verehret wird, sollen dieselbe haupt vor haupt in gleiche theile mit einander theilen.»[13])

Schon damals zogen die reich ausgestatteten Handfeuerwaffen, welche die Rüstkammer birgt, die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Reisenden auf sich. Über die Art und Weise, wie gerade Emden in den Besitz so zahlreicher Luxuswaffen gelangt ist, laufen zwei Erzählungen im Volke herum.

Nach der einen war am 11. September 1609 die Emdener Garnison gegen Aurich gezogen, hatte die Stadt besetzt und die gräfliche Burg geplündert; auch der Stammsitz der Cirksena in Greetsiel fiel in die Hände der Feinde. Die gewonnene Beute wurden nach Emdem geschafft. Worin dieselbe, ob auch aus Waffen bestand, ist ungewiss, doch ist es wahrscheinlich, dass solches der Fall war.[14])

Nach der anderen, verbreiteteren Erzählung soll ein Teil dieser kostbaren Buchsen 1623 dem Grafen Mannsfeld abgejagt worden sein. Vielleicht hängt diese Legende mit einem Vorfall zusammen, welcher sich in Osteel zugetragen hatte. Dort hatte ein mannsfeldischer Hauptmann die Kirchen-

[12]) C. Schweckendieck, Festschrift zur Eröffnung des neuen Emder Seehafens, Berlin, 1901.

[13]) A. Rolffs. Die antike Rustkammer des Emder Rathauses.

[14]) Derselbe.

glocken zerschlagen und wegführen lassen. Der Kirchenvogt eilte nach Emden und klagte die Gewaltthat dem Rate, welcher Wiedervergeltung zu üben beschloss. Zwei von Stickhusen nach Greetsiel fahrende Bagageschiffe des Mannsfelders wurden daher vom Magistrate mit Beschlag belegt. Daraufhin sollen die Osteeler ihr Glockengut allerdings wieder erlangt haben; dagegen ist ein Teil des Mannsfeldischen Gutes an den Fingern der Emdener kleben geblieben.[15])

Gegen diese Erzählung wurde der Einwand erhoben, es sei nicht wahrscheinlich, ein so unsteter Geselle wie Mannsfeld werde sich auf seinen abenteuerlichen Fahrten mit Gegenständen des Kunsthandwerkes beschwert haben. Nun, in dem am Mälarsee gelegenen Schlosse Sko zeigt man noch heute 300 Feuerwaffen, welche Feldmarschall Wrangel als Beute aus Deutschland mit in seine Heimat gebracht hatte.[16]) Was hindert uns anzunehmen, der Flackergeist Mannsfeld habe die schönen Beutewaffen mit sich geführt, um sie bei günstiger Gelegenheit zu veräussern, oder um sie einem schwedischen General zu verehren, auf dessen gute Gesinnung er Wert legte? Transportkosten zahlte ja bekanntlich ein Bandenführer während des dreissigjährigen Krieges niemals: Das Fortschaffen des Gepäckes mussten die Bauern besorgen, durch deren Dorfflur der nimmersatte Schwarm zog; diese konnten noch herzlich froh sein, wenn ihnen ihre Dienste nur mit Schlägen und der Wegnahme des Gespannes belohnt wurden.

Gegen diese Geschichte, welche vieles für sich zu haben scheint, spricht jedoch der Umstand, dass laut eines Verzeichnisses ausser schwerem Geschütz und Schiessbedarf diese Lastschiffe des Mannsfelders nur folgende Waffen bargen:

119 Reiterwaffen,
283 Corselets oder Fussvolkwaffen,
4 Bandelier-Rohre,
70 Paar Pistolen mit Halftern,
90 halbe Piken,
14 Degen,
15 Hellebarden, ganz neu,
1 Curasse, komplett.

Mit dem Reichtum der Rustkammer an Luxuswaffen reimen sich also diese «4 Bandelier-Rohre und 70 Paar Pistolen» schlecht. Dass übrigens der Rat thatsächlich etwas von der Bagage des Mannsfelders zurückbehalten hatte, dafür erbringt wieder Schnedermann den Beweis. Bei einer Einnahme der Kämmerei vom Jahre 1628 findet sich der Vermerk: Dese ontfang kumpt her von verkauften Manssfeldischen pistolen, Denten (?), kleren vnd hoeden.»

Sei es nun wie immer, gewiss war auch die Lust am Scheibenschiessen, welche die Emdener mit den Bürgern anderer Städte gemeinsam hatten, von grossem Einfluss auf die Bereicherung der Rüstkammer mit ausgezeichneten Luxuswaffen.

Die Schützengesellschaften verdankten dem korporativen Geiste des Mittelalters ihr Entstehen, sie hatten für den Bürger dieselbe Bedeutung wie für den Adel die exklusive Vereinigung beim Rennen und Stechen, und wurden mit besonderem Glanze abgehalten, sodass sie sich bald zu wahren Volksfesten ausgestalteten.

Auch in Ostfriesland blühte damals der Schiesssport, und allenthalben schlossen sich die ehrsamen Bürger zu Schützengesellschaften zusammen. So gab es zu Esens eine Schützenkompagnie, welcher am 14. Juli 1577 der Graf Hoya die erste Schützenordnung erteilte. Wer dort beim Vogelschiessen den ersten Preis davon trug, bekam nicht nur eine zinnerne Weinkanne, sondern war auch ein Jahr hindurch von den bürgerlichen gemeinen Werken und von der Stadtkontribution befreit.[17]) Auch in Emden hatte sich schon 27 Jahre vorher eine Schützengilde aufgethan. Die Schützenrolle vom 16. Mai 1550 bestimmte: «Anfencklich alle die Schütten scholen Jahrliches up einen bestemmtten Dach, nemtlich des Sondages vor Pinxteren by ein anderen komen den boem statlicken tho richten gena tein schaep. Des Anderen dages soll ein Jeder Schütte mit sein egen roer oder hacke, und mit ghen frembdt under den Boom tho twolf uhren khomen tho scheten gena etc. tein schaep.» In Emden wurde dem Schützenkönig ein silberner, mit Schmuckketten behangener Papagei verehrt, welchen noch heute der Rat in seinem Silberschatz bewahrt. Wie alt die Sitte des Vogelschiessens auch in Ostfriesland ist, geht aus einigen Posten der Stadtrechnungen hervor. Dort heisst es:

> 1562. — betaleth als die borger vnd Houetlinge der Schütten tho Aurich gewesen vnd den Herrn gebeden de papagoye mit den borgeren nach older gewoente tho scheten. — 45 Gl. voer twe Aem besten Wyns als m. g. H. mit de borgere de papagoye geschoten vnd hier up dem Huese frolich gewest.

Wenn auch die Frommen im Lande, wie schon 1589 der Coetus des Greetmer Amtes,[18]) bald anfingen, gegen die Sitte des Vogelschiessens zu eifern, so erhielt sich doch diese Volksbelustigung in Ostfriesland bis auf die Gegenwart, und noch heute entfaltet sich in Emden gelegentlich des Schützenfestes im August das bunteste Jahrmarktstreiben.

Dass bei solchen festlichen Gelegenheiten, bei welchen der Landesherr in der Bürger Mitte sich ergötzte, bei denen die Augen der ganzen Stadt auf die Honoratioren gerichtet waren, diese sich

[15]) O. G. Houtrouw, Ostfriesland, Aurich, 1889.

[16]) M. Thierbach, Entwicklungsgeschichte der Handfeuerwaffen.

[17]) Machemehl, Die Esenser Schützenkompagnie von 1577—1880. Ostfr. Monatsblatt f. prov. Interessen, 1881.

[18]) O. G. Houtrouw, Ostfriesland.

auch zu einem gewissen Prunk bezüglich ihrer Waffen verpflichtet fühlten, welcher Zeugnis ablegte von dem behäbigen Wohlstande der Familie, liegt ja auf der Hand. Segnete dann der Besitzer eines solchen kunstvoll verbeinten Feuerrohres das Zeitliche, so mochte es seine Familie als eine Art Ehrenpflicht empfinden, des Vaters Büchse an einem würdigen Platze für die Enkel aufzubewahren. Als ein solcher würdiger Ort konnte aber nur die Rüstkammer in Betracht kommen, auf welche seit Geschlechtern die Bürger mit Stolz zu blicken gewohnt waren, weil sie den mannhaften Sinn der Altvordern verkörperte. Dieser pietätvollen Wertschätzung verdankt gewiss die Rüstkammer so manches Luxusgewehr.



Fig. 1. Der dem Schützenkönig verehrte Papagei. (Mit Erlaubnis der Stadt Emden nach einem im Besitz derselben befindlichen Klischee.)

Sicherlich gingen auch die politischen Wirren der letzten drei Jahrhunderte an der Rüstkammer nicht spurlos vorüber. Ostfriesland sah wiederholt fremdes Kriegsvolk, Engländer, Schweden, Franzosen, kaiserliche Truppen, ja sogar Kasaken und Kirgisen[19]) kommen und gehen. Meistens waren das recht anspruchsvolle, ungebetene Gäste, welche gewiss auch der alten Rüstkammer ihre unerfreulichen Besuche abstatteten, wobei manches Stück derselben unter diesen Reisenden, welchen der Kriegsgott den Marschplan vorgezeichnet hatte, einen Liebhaber gefunden haben mag. Die harte kriegerische Notwendigkeit beraubte ja Emden seiner ganzen Artillerie. Als nämlich im März des Jahres 1795 eine von Kriegsfahrzeugen begleitete englische Transportflotte in die Ems eingelaufen war, um die in Emden lagernden englischen Truppen heimzuführen, schien eines dieser Begleitschiffe dem englischen Befehlshaber nicht genügend stark bewaffnet zu sein, und er liess deshalb einen Teil der Kanonen von den Wällen hinwegnehmen und damit dieses Fahrzeug bestücken.[20]) Der Rest der städtischen Artillerie wurde später in den Zeiten der Not veräussert. Vielleicht rühren auch die beiden Kanonenrohre, welche in der grossen Deichstrasse vor einem Hause als Prellsteine dienen, sowie die Gewichte der Uhr — zerbrochene Geschützrohre — im Turme des Rathauses von dem einstigen Geschützparke der Stadt her, dessen Stücke, wenn sie wirklich getreu nach den in der Rüstkammer aufbewahrten Modellen, welche der Emder Gerhard Koster (um 1619) goss, ausgeführt worden sind, sich durch reichen künstlerischen Schmuck auszeichneten. Viele andere Waffen wurden in unruhigen Zeiten verschleppt, so z. B. da aus der Rüstkammer im Jahre 1813 Waffen entnommen wurden, als in den Dezembertagen dieses Jahres der ostfriesische Landsturm unter dem Befehle des preussischen Majors Friccius zur Einschliessung Delfzyls aufgeboten worden war.[21]) So fand ich in der Osterburg in Groothusen eine schöne Standbüchse, die meiner Überzeugung nach, da in den Schaft Nummern von derselben Grösse und Art eingeschlagen waren wie an so vielen Feuerwaffen in der Rüstkammer, gewiss auch einmal dieser angehört hatte.

Die auf diese Weise in der Rüstkammer entstandenen Lücken wurden nur spärlich durch Geschenke, vereinzelte Ankäufe, durch die Zuweisung der Waffen der im Jahre 1848 errichteten Bürgerwehr ausgefullt. Die letzte, grössere Vermehrung ihres Bestandes erfuhr die Rüstkammer, als auf Befehl Kaiser Wilhelms I. eine Anzahl preussischer Militärwaffen und im Feldzuge 1870/71 erbeutetes französisches Kriegsgeräte aus den Vorräten der Militärbehörde derselben überlassen wurden.

Vergegenwärtigt man sich die Zeitverhältnisse, unter deren Druck die Rüstkammer in Emden entstanden ist, so erklärt sich dem aufmerksamen Beobachter von selbst der streng defensive Charakter des hier aufgespeicherten Kriegsmateriales. Ein um 1500 lebender unbekannter Bürger von Worms, der jedoch viel kriegerische Erfahrung besessen haben muss, gibt Ratschläge für die Ver-

[19]) O. Klopp, Geschichte Ostfrieslands, Hannover, 1858.

[20]) Derselbe.

[21]) Derselbe.

teidigung einer Stadt. In einer belagerten Stadt soll jederzeit ein Trupp gerüstet sein, einem Überfall zu begegnen, »und sollen sie gerüstet sein nit mit Schweinspiessen und mit Streitäxten, wie die alten Väter auf die Wacht zogen, sondern mit Handbüchsen und Armbrüsten und langen Spiessen und mit rechten guten Helmbarten. So sind die Büchsen gut, wenn man mit Leitern durch den Graben will, dass man in sie schiesst, dass sie der Leitern vergessen; so sind die Armbrüste gut, wenn sie auf die Mauer kommen, dass man sie ins Angesicht schiesst, dass sie wieder hinaus fallen; so sind die langen Spiesse gut, dass man sie auch wieder von den Mauern hinaus sticht; so sind die Helmbarten gut, wenn einer von der Mauer herabspringt, dass man ihn damit schlage, dass er nit wieder aufstehe.«[22])

Alle die hier als für den Bürger besonders wertvoll aufgezählten Waffen finden wir mit Ausnahme der als Kriegswaffe nicht mehr zeitgemässen Armbrüste in der Rüstkammer in bedeutender Anzahl vorhanden.

Je weiter wir in der Vergangenheit zurückblicken, einen um so höheren Wert gewinnt des Mannes Faustwehr auch im täglichen Leben. Wider seinen Willen wurde der Bürger mit seiner Person hineingerissen in den nie aussetzenden Kampf ums politische Dasein, auch in sein den Werken des Friedens gewidmetes Leben trieb des Kampfes wilde Poesie ihre blutigroten Reiser, und dem eisernen Muss, der zwingenden Notwendigkeit, allzeit gerüstet für die Sicherheit des Gemeinwesens zu sein, verdankt die Rüstkammer in Emden ihr Entstehen. Wie das Landeszeughaus in Graz, die Waffensammlung des gräflichen Hauses Scheremetew so wichtig für das Studium des Waffenwesens sind, weil sie ihr Entstehen nicht aus der Schwärmerei für Altertümer herleiten, sondern weil beide das praktische Leben schuf, weil dort der Waffenvorrat für ein L a n d, hier für eine F a m i l i e aufgespeichert ist, so gewährt uns die Rüstkammer in Emden einen Einblick in das Arsenal einer deutschen S t a d t aus dem Zeitalter des dreissigjährigen Krieges, und darin liegt eben die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Rüstkammer.

[22]) G. Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Modelle von blanken Feldharnischen.

Von Dr. **Herm. Anders Krüger**, Dresden.

Der grössere gotische F e l d h a r n i s c h hat eine Höhe von ungefähr 39 cm und besteht aus H e l m (deutsche Schallern mit lang ausgezogenem Nakkenschirm und einfachem Sehspalt), V o r s t e c k b a r t (an der Brust zu befestigen, mit einer visierähnlichen Schiebung), H a r n i s c h k r a g e n (schmal, nach unten vorn stark zugespitzt, einmal geschoben), B r u s t s t ü c k (doppelt geschiftet und doppelt geschoben, unten schwacher Grat, dreimal geschobene Bauchreifen mit kurzen, muschelförmigen Beintaschen), R ü c k e n s t ü c k (doppelt geschoben, die Ränder der Schiebungen zierlich ausgezackt, dreimal geschobener Gesässschurz), A c h s e l n (sechsmal geschobene Spangeröls, an der obersten Schiebung hängen mässig grosse Schwebescheiben), A r m z e u g (Oberarmröhren mit Führungsnute am Unterrande, Ellbogenkacheln mit halben Muscheln, glatte Unterarmröhren), H a n d s c h u h e (neunmal geschoben bis zum Mittelfinger, an den Rändern der Geschübe gezackte Fürfeilen, an den mässig gespitzten Stulpen dreifach gekehlt, an den Knöcheln spitz getriebene Eisenbuckel, Handwurzelknöchel fehlt), B e i n z e u g (zweifach geschobene, hoch hinaufreichende Oherdiechlinge, vierfach gekehlte Unterdiechlinge, beide reichen durch Klappscharniere auch nach den Aussenseiten herum, vierfach geschobene Kniebuckel mit sehr zierlichen, halben Muscheln, Gelenk offen lassend, glatte Beinröhren mit Sporenkasten (Sporen fehlen), zugespitzte Schuhe ohne langen Schnabel). Dazu gehört ein S c h w e r t von 29,5 cm Länge, ein Anderthalbhänder mit gewundenem Knauf, holzüberkleidetem Griff und gerader, mit Windungen verzierter Parierstange.

Der kleinere m a x i m i l i a n i s c h e F e l d h a r n i s c h ist ungefähr 34 cm hoch und setzt sich zusammen aus H e l m (Kugelform mit niederem

Kamme, aufschlächtigem Spangenvisier, zweigeteiltem Sehspalt, hohem Kinnreff, das sich mit dem Visier um dasselbe Scharnier dreht, doppeltem Nackengeschübe), Harnischkragen (doppelt geschoben, vorn leicht zugespitzt), Bruststück (glatte Kugelbrust mit beweglichen Einsätzen an schuhe (achtmal geschobene Henzen mit kurzem, rundem Stulp, am Daumen noch der gotische Knöchelauftrieb), Beinzeug (einmal geschobene Diechlinge, doppelt geschobene Kniebuckel mit halben, kleinen Muscheln, glatte Beinröhren, Schuhe in gemässigter Kuhmaulform. Sporen fehlen). Die



Fig. 1.



Fig. 2.

den Armausschnitten, dreimal geschobene Bauchreifen, viermal geschobene Beintaschen), Rückenstück (glatt, dreimal geschobener Gesassschurz), Achseln (doppelt geschoben mit Vorder- und Hinterflügen), Armzeug (Oberarmzeug viermal geschoben mit Führungsnute am Unterrand, halben Muscheln an den zweimal geschobenen Ellbogenkacheln, glatte Unterarmröhren), Hand

Ränder des ganzen Harnischs sind wulstig gekehlt. Bei dem Harnisch befindet sich ein interessanter 49 cm langer Reissspiess, der nicht unbedingt späteren Ursprungs sein muss, wie der Besitzer des Harnischs annimmt. Die Form ist durchaus die damals übliche, auffallend bleibt nur die breite Spitze und die fast 4 cm lange Schaftfeder.

Bei beiden Feldharnischen handelt es sich

sicherlich um Probemodelle; das beweist schon allein die gediegene und durchaus individuelle Plattnerarbeit, die bei dem gotischen Harnisch geradezu vollendet genannt werden kann. Die Spuren von Hammerschlägen sind bei beiden Harnischen an den Innenseiten deutlich wahrzunehmen. Alles ist bis ins einzelne exakt durchgeführt und solid genietet. Der gotische Harnisch ist schlanker und in seinen Proportionen richtiger als der maximilianische, bei dem namentlich der 7 cm hohe, plumpe Helm und die 6,5 cm langen Henzen in keinem rechten Verhältnis zum Ganzen stehen. Augenscheinlich hat der Plattner auf die Probearbeit dieser Stücke besonderen Nachdruck legen wollen oder der Besteller brauchte besonders grosse Maasse. Ob beide Harnische aus ein und derselben Plattnerwerkstätte hervorgegangen sind, ist mehr als zweifelhaft, zumal nur der gotische, fraglos der bei weitem eleganter und sauberer gearbeitete, das Nürnberger Beschauzeichen am Bruststück trägt. Meistermarken sind nicht vorhanden.

Was nun die Datierung anlangt, so dürften beide Harnische zeitlich gar nicht so sehr weit auseinanderliegen, da der gotische an das äusserste Ende des gotischen Zeitalters zu setzten ist, der maximilianische wiederum zu den frühesten dieses Typs zählen dürfte. Bei dem gotischen Harnisch weisen der (bei gotischen Exemplaren ganz aussergewöhnliche) Harnischkragen, die Beintaschen, die kurzen Schuhe, die Schwebescheiben und die Führungsnute an der Oberarmröhre ziemlich deutlich auf den Ausgang des 15. Jahrhunderts, 1490 bis 1500. Auch dem Anderthalbhänder lassen sich fast analoge Schwerter (historisches Museum in Dresden) aus diesen Jahren zur Seite stellen. Der maximilianische Harnisch ist vielleicht nur wenige Jahre später anzusetzen, 1500—1510. Dafür sprechen das gotische Residuum in dem Knochelauftrieb des Daumens, der gespitzte Harnischkragen, die Henzen, die noch wenig breiten Schuhe, endlich wieder die Führungsnute am Oberarmzeug.

Beide Modelle befinden sich zur Zeit im Besitze des Major z. D. Karl, Grafen von Ramboldi zu München und sind von diesem vor Jahren im Handel erworben worden.

Die historische Waffensammlung der Stadt Wien im Zusammenhange mit der militärischen Organisation der Stadt.

Von **Karl Schalek**.

(Fortsetzung.)

III. Periode der Bürgerwehr von 1805—1848.

Die Bürgerwehr hatte, seit Napoleon zum ersten Male Wien im Jahre 1797 bedroht hatte, stete Bereitschaft. Im Jahre 1797 wie im Jahre 1800 besorgten nach Entblossung der Stadt von regelmässigen Truppen die Bürger den Garnisonsdienst, im letzteren Jahre vom 17. September bis 25. Dezember.[1] Am 25. November 1800 wurde neben dem bestehenden bürgerlich ritterlichen Scharfschützencorps ein neues, das Natorpsche Scharfschützenkorps, errichtet, dessen Uniform auf einem kolorierten Stich von Jos. Eder ersichtlich ist (Samml. Gruppe: Bürgermilitär J.-N. 21047). In der Sammlung befindet sich ein Helm (Kat.-N. 1222) und 20 Säbel (Kat.-Nr. 1398) dieses Corps der grauen Schützen.

Am 26. September 1805 übernahm die Bürgermiliz abermals die meisten Wachtposten, die Zahl der Teilnehmer stieg von 7600 auf 11000. Die Oberleitung übernahm Bürgermeister Stephan Wohlleben als Oberst und Magistratsrat Anton Joseph Leeb als Oberstwachmeister. Es wurde nun die Uniform verbessert, den ärmeren Bürgern wurden die Uniformstücke unentgeltlich geliefert, die Armaturstücke aber aus dem bürgerlichen Zeughaus verabfolgt, wo sie nach geleistetem Dienste wieder abgegeben werden mussten. (Mag. Verordnung vom 10. Oktober 1805.) Am 1. November wurde unter Leitung des Joh. Er. Weiss ein bürgerliches Kavallerie Corps neu formiert.

Aus den Schutzverwandten und Be-

[1] Kolb, Bürgerkal. S. 109 ff.

fugten innerhalb der Linien Wiens[2]) warb und organisierte der Hauptmann und Quartiermeister Joh. Michael Mayer ein neues Corps, dessen Uniform graue Capotröcke mit blauem Kragen und ebensolchen Aufschlägen waren. Die Offiziere dieses Corps erhielten eine dunkelgraue Uniform mit blauem Kragen und ebensolchen Aufschlägen, sonst aber waren sie uniformiert wie die des Bürgerregiments, nur dass sie statt der Degen Säbel trugen.

Am 3. Februar 1806 wurde dieses Corps zum zweiten Bürgerregiment erhoben — das bisher allein bestehende Regiment wurde dadurch zum ersten — und durfte (nämlich das zweite Regiment) den Namen der Kaiserin Maria Theresia führen. Zugleich erhielt das zweite Bürgerregiment die Erlaubnis, eine Grenadier-Abteilung errichten zu dürfen, das erste Regiment hatte diese Erlaubnis schon früher, ebenfalls im Jahre 1806, erhalten.[3])

Kronprinz Ferdinand wurde der ganzen Bürgermiliz als General und Chef vorgesetzt.

Diese durchgreifende Umgestaltung der Bürgerwehr gab Veranlassung zum Erscheinen bildlicher Darstellungen. Die wertvollsten scheinen: Vollständige bildliche Darstellung der gesamten löblichen uniformierten Bürgerschaft der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien nach ihrem neuesten Kostüme. 39 Blätter, Col. Steindruck. Verlag d. K. K. priv. chemischen Druckerey (Das Vorwort datiert vom 1. Mai 1806) (Samml. Gr. Bürger-Militär J.-N. 21 032), und Wiens Bewaffnete Bürger im Jahre 1806 in ihren Uniformen. Col. Stiche. Wien. Verl. Artaria (Samml. Burg.-Mil. J.-N. 21 033) zu sein.

Am 15. April 1806 fand die feierliche Einweihung der von der Kaiserin Maria Theresia[4]) dem bürgelichen Corps und dem zweiten Bürgerregimente geschenkten Fahnen in der Augustinerkirche statt. Von diesen befinden sich mit Jahreszahl 1806, der Aufschrift „Maria Theresia" und „Bürgertum" auf den Fahnenbändern in der Sammlung die Fahne des (ersten) Bürgerregiments, Kat.-Nr. 1375, des zweiten Bürgerregiments (Maria Theresia auch im Fahnenblatt) (Kat.Nr. 1400, der ersten Bürgergrenadierdivision (im Fahnenblatt) Nr. 1401, der zweiten Bürgergrenadierdivision (im Fahnenblatt) Nr. 1377, der dritten Bürgergrenadierdivision (im Fahnenblatt) Nr. 1402, des ritterlich bürgerlich grünen Scharfschützencorps (im Fahnenblatt) Nr. 1412, wahrscheinlich des grauen Schützencorps (im Fahnenblatt) Nr. 1240. Ebenda ist die Standarte des bürgerlichen Kavallerie-Corps mit Maria Theresia und 1806 im Fahnenblatt Nr. 1231.

Zwei Fahnen mit den Fahnenbändern Maria Theresia 1806 und Bürgertum können keinen bestimmten Corps zugeschrieben werden (Kat. Nr. 1378 und 1379).

Den 3. Juni 1806 wurde unter dem Einflusse des Erzherzogs Carl ein Statut für die Neuorganisation der Bürgerwehr[5]) erlassen, das bis zum Jahre 1847 massgebend blieb.

Am 26. Januar 1809 wurde das Bürgermilitär infolge der neuerlichen Bedrohung Wiens durch die Franzosen abermals auf Kriegsfuss gesetzt und bezog am 9. März sämtliche Wachen. Den 14. April erschien das Kriegsmanifest, am 9. Mai stand der Feind vor den Thoren Wiens, und am 10. bezog die Bürgerschaft die Wälle. Am 11. Mai war gegenseitige Kanonade, in der Nacht machten die Belagerten einen Ausfall, wobei sich namentlich die Bürgerkavallerie auszeichnete. Doch kapitulierte die Stadt am 12. Mai.

Die Haltung der Bürgerschaft zur Zeit der Invasion veranlasste den Kaiser, der Stadt zur Belohnung sechs Kanonen, die eigens zu dem Zwecke gegossen und mit angemessener Inschrift versehen wurden, zu schenken, Bürgermeister Wohlleben verlautbare die kaiserliche durch Regierungs-Dekret vom 14. April kund gegebene Entschliessung durch Kundmachung vom 23. April 1810.[6])

Die feierliche Übernahme dieser sechs Sechspfünder erfolgte am 4. Oktober um $^1/_2$10 Uhr vormittags. Laut Befehl des Obersten der Bürgermiliz de dato 29. September 1810[7]) sollte die Übergabe derselben durch den Feldmarschallleutenant und den Stadt- und Festungskommandanten von Eggermann geschehen.

Zufolgedessen hatte sich auf Befehl des Bürgermeisters und Obersten sämtlicher Bürgermiliz diese den 4. Oktober präcise um 7 Uhr früh an verschiedenen Orten für die verschiedenen Truppenkörper angegebenen Orten zu versammeln. Um $^1/_2$9 Uhr hatte dann Alles von den angegebenen Rangierplätzen aufzubrechen und mit klingendem Spiel auf das Glacis zwischen dem Burg- und Schottenthor, auf den Paradeplatz aufzumarschieren, allwo durch die Herren Kommandanten in folgender Ordnung das Carrée formiert werden sollte:

1. Die Avantgarde der bürgerlichen Kavallerie.
2. Das bürgerliche Kavallerie-Corps.

[2]) Im Gegensatze zu den bürgerlichen Handwerkern. Vgl. Reschauer, Handwerkerzünfte.

[3]) Auch das Scharfschützen-Corps hatte diese Erlaubnis erhalten, so dass es drei Grenadier-Divisionen gab.

[4]) Zweite Gemahlin des Kaisers Franz war die Tochter Ferdinand I. Königs beider Sicilien und der Karolina Marie, vermählt zu Wien d. 19. Sept. 1790, † 13. April 1807 (Wurzbach).

[5]) Im Auszuge bei Kolb im Burgerkat. S. 116.

[6]) Einblattdruck im Wiener St.-A. Hist. 9/1810.

[7]) Akt, ebenda unter ders. Signatur; vgl. auch die Zeitschr. »Sammler« Jahrg. 1810, S. 490.

3. Die Grenadierdivision des (ersten) Bürger-Regiments.

4. Das Battaillon Unteroffiziere und Gemeine des (ersten) Bürger-Regiments. Jedoch haben die Herren Hauptleute darauf zu sehen, dass von den Gemeinen nur solche erscheinen, die wohl adjustierte, **militärisch egalisierte Kaputröcke, dann gestölpte Hüte** haben. Und jene Herren Hauptleute, welche Gewehre und Patrontaschen für ihre Mannschaft brauchen, haben sich mit ihren Fassungsrecipissen den 2. Oktober zu melden und die Gewehre in dem bürgerlichen Zeughaus abzufassen, nach dem Dienst aber solche gleich wieder dahin abzuliefern.

5. Die zweite, grün uniformierte Grenadierdivision.

6. Das bürgerliche grüne Scharfschützen-Corps.

7. Das bürgerliche Artillerie-Bombardier-Corps.

8. Das bürgerliche graue Schützen Corps.

9. Das Corps der K. K. Akademie der bildenden Künste.

10. Das zweite Regiment mit seiner Grenadierdivision voraus.

Aus dieser Truppe wird das Carrée formiert. Wenn die sechs Kanonen mit dem militärischen Detachement sich nähern, wie auch wenn die Übergabe vorüber ist, werden die einem kaiserlichen Geschenk gebührenden Honneurs gemacht. Der Abmarsch hatte zu erfolgen durch die kaiserliche Burg über den Kollmarkt, Graben, Stephansplatz, Hohen Markt, Hohe Brücke, Renngasse und Freyung über den Haydenschuss auf den Hof, und sollten allda die Kanonen in das bürgerliche Zeughaus übergeben werden. Nur das zweite Regiment hatte sich wegen Platzmangels auf der Freyung aufzustellen und allda auseinander zu gehen.

Die angeführten 6 sechspfündigen Kanonen mit J. Z. 1810 befinden sich in der Sammlung sub Kat.-Nr. 1385—1388. Sie mussten nach Verhängung des Belagerungszustandes im Jahre 1848 an die Militärbehörde abgegeben werden, wurden aber im Jahre 1873 der Stadt wieder ausgefolgt.

Das Zeughaus-Inventar des Jahres 1821[8]) bringt auf Seite 107 den Stand der bürgerlichen Feuergewehre. Nach eingesehenen Rezepissen befanden sich bei der Grenadier-Division

	Feuergew.
des ersten Regiments (2 Comp.)	363
dem ersten Bürger-Regiment (8 Comp.)	545
der Grenadier-Division d. zweiten Regim. (2 Comp.)	315
dem zweiten Bürger-Regiment (8 Comp.)	829
zusammen	2052
Dann bei der Polizeiwache[9])	503
Hauptsumme	2555

Im Jahre 1842[10]) bestand das gesamte Bürgermilitär aus [der]:

			Gesamtstand	
I. Grenadier-Divis. b. 1. Reg.	490	Gemeine	542	Mann
Erstes Regiment in 8 Comp.	5360	„	6486	„
Artillerie-Corps in 6 Comp.	302	„	654	„
II. Grenadier-Division	278	„	315	„
Schützen-Corps in 6 Comp.	258	„	339	„
Künstler-Corps in 6 Comp.	279	„	353	„
III. Grenadier-Div. b. 2. Reg.	162	„	204	„
Zweites Regiment	625	„	818	„
Cavallerie-Div. in 2 Escadr.	270	„	340	„
Gesamtsumme	8028	Gem.	10051	Mann

Die drei Grenadier-Divisionen, zusammen sechs Kompagnien, bildeten ein Bataillon.

Die Differenz zwischen der gesamten Mannschaft und den Gemeinen ergiebt für Offiziere und Unteroffiziere aller Corps 2027 Mann.

Bei der Fahnenweihe des Corps der Akademie der bildenden Künste am 26. Juli 1842 beteiligten sich:

Vom ersten Bürger-Regiment in 6 Comp.	568	Mann
„ zweiten „ „ „ 5 „	509	„
„ Grenadier-Bataillon in 3 Divisionen	363	„
„ ritterlichen Scharfschutzen-Corps in 4 Comp.	262	„
„ Artillerie-Corps in 4 Comp.	323	„
Von der Bürger-Cavallerie 1 Escadron	87	„
Vom K. K. Corps der bildend. Künstler in 4 Comp.	244	„
Summe	2356	Mann

Vergleicht man die obige Differenz von 2027 Offizieren und Unteroffizieren aller Truppenkörper mit der Zahl von 2356 Ausrückenden, so entspricht diese jener Bestimmung der Verfassung vom 3. Juni 1806, der zufolge die **Unteroffiziere**, welche **uniformiert** sind, **gewöhnlich bei Paraden ohne die Gemeinen die Dienste**

[8]) Cnllat. Copie im Wiener St.-A. Rep. 184, Nr. 46.

[9]) Nach Weiss, Gesch. Wiens, Bd. II, S. 402, hatten bis zum J. 1546 die Bürger selbst den Wachedienst bei den Stadtthoren zu versehen; es lag da die Viertel- und Zunftorganisation wie bei milit. Ausrückungen zu Grunde. Im J. 1546 wurden 70 Landsknechte für den Wachedienst aufgenommen. Die Wache erhielt den Namen Stadtguardia und wurde im J. 1580 dem obersten Stadthauptmann der Festung unterstellt. Man erweiterte ihre Kompetenz auf den Sicherheitsdienst in den Vorstädten und verwendete sie selbst zu Kriegsdiensten. Sie wurde im J. 1741 aufgelöst und eine ständige kaiserl. Garnison von 2 Regimentern eingeführt. Im J. 1650 errichtete der Stadtrat eine Rumorwache für den Sicherheitsdienst in den Strassen und zur Unterstützung der Marktrichter auf den Märkten. Ausserdem wurde eine von der Gemeinde bezahlte Tag- und Nachtwache eingeführt zur Unterstützung der Rumorwache, zum Ausrufen der Stunden und als Feuerwehr. Die Tag- und Nachtwache wurde 1695 in eine aus 80 Mann bestehende Wache verwandelt. Rumor- und Tag- und Nachtwache wurden 1773 aufgelöst und durch eine Polizeiwache ersetzt. Für die Richtigkeit obiger Angaben muss ich Weiss die Verantwortung überlassen. Seither erschien die ausführliche Arbeit Nelzés über die Stadtguardia in den Berichten des Altertumsvereins Jahrgang 1902.

[10]) Kolb, Fahnenweihe, S. 123.

allein zu versehen hatten.[11]) Die Gemeinen der Bürgerwehr scheinen, seit eine Uniform bei dieser Institution bestand, eben jeder Zeit zum geringsten Teile Uniformen besessen zu haben.

Als im Jahre 1848 durch Reskript vom 14. März die Nationalgarde ins Leben gerufen wurde,[12]) wurde die alte Bürgermiliz nicht aufgelöst, sondern bestand neben ersterer und neben der akademischen Legion unter einer gemeinsamen Oberleitung und unter einem gemeinsamen Verwaltungsausschuss fort.[13])

Von der Bürgermiliz blieb bestehen:

Das Bürger-Corps: Erstes und zweites Regiment,

Das Bürger-Grenadier-Battaillon mit drei Divisionen,

Das Bürger-Artillerie-Corps,

Das Bürger-Corps bildender Künstler.

Durch die Proklamation des Belagerungszustandes vom 1. November 1848[14]) wurde die akademische Legion und die Nationalgarde, letztere mit Vorbehalt ihrer Reorganisierung, aufgelöst. Damit erlosch die militärische Organisation der Bürgerschaft.

Von datierten Waffen aus der letzten Periode der Bürgerwehr besitzt die Sammlung ausser den schon angeführten einen Bürgerwehrsäbel mit Inschrift Josef Balling, 31. October 1828 (Kat.-Nr. 1349), einen Säbel mit Franz Gruber 1838 (Kat.-Nr. 1358) ferner eine türkische Trommel der Musikkappelle der ersten Bürger-Grenadier-Division 1828 (Kat. in Gr. Nr. 1413) und eine türkische Trommel der Musikkappelle des zweiten Bürger-Regimentes 1832 (Kat. in Gr. Nr. 1410).

Von Waffen aus dem Jahre 1848 sind erhalten eine Nationalgarde-Kavallerie-Standarte mit 13. 14. 15. März 1848 (Kat.-Nr. 1420), 18 Nationalgarde-Kavallerie-Säbel (Kat.-Nr. 1458), 127 Nationalgarde-Gewehre (unter 10 Kat.-Nummern), 693 Nationalgarde-Säbel (unter 16 Kat.-Nummern), 99 Deutsche Schwerter (Kat. in Gr. Nr. 1419 und 1421 bis 1423), 12 Nationalgarde-Trommeln (Kat. in Gr. Nr. 1414, 1415, 1418 in 1425 und in 1435), eine Feldbinde und zwei Portes d'épée (Kat. Nr. 1427).

Besonderes historisches Interesse bieten ein Säbel, der in den Jahren 1805, 1809 und am 13., 14. und 15. März 1848 getragen wurde, mit Inschrift Joseph Buchmüller (Kat.-Nr. 1363), ferner der Nationalgardesäbel samt Kuppel des Lieutenants im Kärntnerviertel Dr. J. K. Ritter von Seiller, späteren Bürgermeisters von Wien, und endlich ein vom Maler M. J. Aigner, prov. Kommandanten der akad. Legion im Oktober 1848, getragener Kavallerie-Säbel der Nationalgarde (Kat.-Nr. 1428).

II. Freicorps, Aufgebot, Landwehr.

Im Kriegsfalle, bei ernster Bedrohung oder Belagerung der Stadt, griffen ausser der Bürgerwehr, die wir ja auch im Frieden ausrücken sahen, einzelne Gruppen, namentlich der jugendlichen Bevölkerung, zu den Waffen, die sie wieder niederlegten, wenn die Gefahr beseitigt war.

Schon im Jahre 1683, anlässlich der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken, bildeten sich Freicorps der Fleischhauer, der Bäcker und der Schuhknechte. Die Genossenschaft der Bäcker bewahrt noch eine damals geführte Fahne, die zeitweilig bei Eröffnung des historischen Museums in der Waffensammlung ausgestellt war und daher im Kat. suh. Nr. 725 angeführt ist.

Anlässlich der Bedrohung der Stadt durch Bayern und Franzosen im Jahre 1741 wurden Corps der Universität, der Grosshändler und der Schwarzpickener gebildet, die nach beseitigter Gefahr wieder verschwanden.

Die Zeit der Franzosenkriege zu Ende des 18. Jahrhunderts brachte wiederholt Gründungen von Corps begeisterter Vaterlandsverteidiger. Schon im Jahre 1796 bildete sich ein Corps von Wiener Freiwilligen,[15]) das sich in kurzer Zeit, mehr als 1200 Mann stark, um die mit einem von der Kaiserin Maria Theresia gestickten Bande geschmückte, und am 20. September zu Stockerau eingeweihte Fahne sammelte. Dieses Corps zeichnete sich namentlich in den Gefechten von Bevilaqua, Minerbe, Angiari und San Giorgio aus. Beethoven war als Volontär Kapellmeister dieses Corps. Die obenerwähnte Fahne ist in der Sammlung sub Kat.-Nr. 1213 ausgestellt.

Als im Jahre 1797 Napoleon in die Alpenprovinzen eindrang, rief Kaiser Franz am 4. April das Volk zu den Waffen. Wien stellte, mit Ausschluss der Bürgerwehr, als Aufgebot[16]) 8476 Mann auf, die am 17. April 1797 unter der Leitung des Oberstwachtmeisters Arbesser auf dem Glacis zwischen Schottenthor und Burgthor zur Fahnenweihe und Musterung in sieben Brigaden, die aus 15 Battaillons mit 69 Compagnien bestanden, aufgestellt wurden.

Diese Mannschaft war nicht uniformiert, wie sich aus einem kol. Stiche (ausgestellt im hist. Museum Abt. III, Nr. 46—49) und dem schon

[11]) Kolb, Fahnenweihe, S. 104.

[12]) Dunder, l. c. S. 7.

[13]) Dunder, l. c. S. 51—61.

[14]) Dunder, l. c. S. 901.

[15]) Kolb im Kalend. S. 103.

[16]) Das Aufgebot nicht allein für die Stadt, sondern auch für das Land geht auf die Defensionsordnungen zurück. Solche datieren aus den Jahren 1523, 1526, 1542, 1543, 1556, 1566 (Guarient, Cod. Austr. S. 92), dann 1570 (Kolb, Fahnenweihe, S. 57). Auf die Organisation der Bürgerwehr hatten die Defensionsordnungen keinen Einfluss, wie Kolb annahm.

citierten Blatte (J.-N. 21029) ergiebt; sie trug ihre langen, damals modernen, Civilröcke und führte Hellebarten als Waffe. Die Fahnenweihe und Beeidigung fand am 17. April um 10 Uhr vormittags statt.

Von den damals geweihten Bataillonsfahnen besitzt die Sammlung eine solche der II. Brigade, Kommandant: Rittmeister der deutschen Garde, Freiherr von Cordon, gewidmet von J. Holzka... (Kat.-Nr. 1215); eine Fahne der III. Brigade, Kommandant: Hauptmann der Deutschmeister Freiherr von Andlem, gewidmet von der Gemeinde Oberneustift (Schottenfeld) (Kat.-Nr. 1227); der VI. Brigade-Kommandant: Oberstwachtmeister von Vinchent, Gemeinde Mace'sdorf (Matzleinsdorf) (Kat.-Nr. 1234) und der VII. Brigade: Oberstlieutenant von Okarin. Freigrund Erdberg (Kat.-Nr. 1214).

Ausser den nicht uniformierten sieben Brigaden gab es aber noch uniformierte Corps des Aufgebots und zwar:

1. Das berittene Corps zu zwei Eskadronen, dessen Standarte Kat.-Nr. 1223.

2. Das Corps der Studierenden zu zwei Bataillons á fünf Compagnien, zusammen 1200 Mann mit einer von Joh. Haller gestifteten Fahne (Kat.-Nr. 1237). Dieses Corps trug hellblauen Leibrock und solche Beinkleider, grüne Weste, laubgrüne Kragen, grünen Federbusch, kurze Flinte mit aufgestecktem Spiess.

3. Das Corps des Handelsstandes, genau wie das vorige, nur Collets statt Leibröcke und Büchsen statt der Flinten.

4. Das Corps der K. K. Akademie der bildenden Künste, damals noch nicht zur Bürgermiliz gehörig, mit hechtgrauen Collets und Beinkleidern, schwarzer Weste, blaugrünen Dragonern und Aufschlägen, schwarzem Federbusch, Flinte mit Bajonett.

5. Das Landständische Corps mit weissem Leibrock und rotem Kragen, hellblauer Weste und hellblauen Beinkleidern, Federbusch oben und unten rot, in der Mitte weiss, Flinte mit Bajonett.

Ausserdem gab es noch, ob uniformiert oder nicht, mag unentschieden bleiben, das Bataillon von vier Compagnien Gold- und Silberarbeiter, dessen Fahne mit Magistraterlass vom 22. April 1848[17]) der nach Pest bestimmten Bürgerdeputation als Geschenk für die Ungarische Nation mitgegeben wurde als eine solche, „die am 13. und 14. März 1848 in den Händen der damals entstandenen Nationalgarde die freye Luft begrüsst hat, ferner das Corps von drei Compagnien auf den K. K. Familien Herrschaften Geworbener.

Das Aufgebot marschierte am 17. April von Wien ab und langte am 23. April in Altenmarkt und Lilienfeld ein, kam aber nicht ins Feuer, da der Friede am 28. April geschlossen wurde.[18]) Neuerlich erfolgte ein Aufgebot am 12. September 1800, das Wien am 17. September verliess.

Mit Erlass der niederösterreichischen Regierung vom 14. August 1801[19]) wurden Waffen, die vom allgemeinen Aufgebot von 1797 herrührten, dem bürgerlichen Zeughaus zum Teile zur Aufbewahrung, zum Teile als Geschenk gegeben.

Am 13. November 1805 rückten die Franzosen in Wien ein, das Datum des 14. November trägt die vom Freiherrn von Geramb gestiftete Fahne des Wiener?] K. K. Freicorps (Kat.-Nr. 1238).

Zu der am 9. Juni 1808 errichteten Landwehr musste die Stadt Wien sechs Bataillone stellen[20]), drei Bataillonsfahnen sind in der Sammlung unter Kat.-Nr. 1212, 1248 und 1376.

Die Wiener Bataillone zeichneten sich im Treffen von Ebelsberg am 3. Mai 1809 besonders aus und eroberten drei feindliche Fahnen (Kat. in Gr. Nr. 1201).

Modelle der letzten Wiener Freiwilligen vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sind ausgestellt unter Kat.-Nr. 1429 ein Freiwilliger aus dem Jahre 1859 und unter Kat.-Nr. 1430 ein Freiwilliger aus dem Jahre 1866.

Fahnen von Freiwilligen, die sich aus in Wien lebenden Tirolern rekrutierten, Tiroler Schützen, sind vorhanden aus den Jahren 1848 und 1859 (Kat.-Nr. 1436 und 1437).

[17]) Akt im Wien. St.-A. 10/1848.

[18]) Über das Aufgebot des Jahres 1797 siehe Glossys Veroffentlichungen im Wiener Kommunal-Neujahrs Almanach der Jahre 1899 und 1900.

[19]) Akt im Wien. St.-A. Hist. 1/1801.

[20]) Kolb im Kalend. S. 117.





C. List, Katalog der Historischen Ausstellung für Jagd und Schutzenwesen in Stockerau. 1. bis 9. Juni 1902.

Vom 1.—9. Juni 1902 fand zu Stockerau in Nieder-Österreich anlässlich des X. Niederösterreichischen Landesschiessens sowie zur Feier des 300jährigen Bestandes des Stockerauer Schutzenvereins eine historische Ausstellung für Jagd- und Schutzenwesen statt, welche, von Herrn Dr. C. List arrangiert und geleitet, eine Fülle des Interessanten bot.

Sind solche Veranstaltungen, welche aus der ungeheuren Menge des historischen Materials einen bestimmten Gesichtspunkt herausgreifen und spezialisieren, und durch diese Begrenzung eine viel eingehendere, erschopfendere Darstellung des betreffenden Gegenstandes gewähren — man könnte auch hier sagen: »In der Beschrankung zeigt sich erst der Meister« — stets mit Freuden zu begrussen, so lohnt ganz besonders ein naheres Eingehen auf diese Ausstellung.

Der äusserst sorgfältig von Herrn Dr. List zusammengestellte, mit verschiedenen anschaulichen Illustrationen versehene Katalog umfasst nicht weniger als 450 Nummern.

Lassen wir das, was von mehr lokalem Interesse ist, wie Fahnen, Preis- und Ehrenscheiben, erschossene Gewinne etc. des Stockerauer Schutzenvereins, ebenso eine grosse Anzahl in den letzten Jahrzehnten erbeutete Jagdtrophaen in Gestalt von Geweihen und allerlei ausgestopftem Getier beiseite und wenden wir uns der eigentlich auf das historische Jagdwesen Bezug habenden Ausstellung zu. Die ausgestellten Gegenstände stammen zum uberwiegenden Teile aus dem Privatbesitz der Herren Graf F. Hardegg, Exc. Graf Hoyos Sprinzenstein, Sr. Durchlaucht Furst Johannes von Liechtenstein, Erlaucht Graf Schonborn-Buchheim, sowie aus der weithin bekannten Sammlung Sr. Exc. des Herrn Grafen Hans Wilczek. Es ist somit hier Gelegenheit gegeben, Sachen, die sonst fur die offentliche Besichtigung nicht zugängig sind, kennen zu lernen.

Als grosser Vorzug der Ausstellung sei gleich hier hervorgehoben, dass dieselbe sich nicht einseitig auf das Ausstellen von Waffen und Jagdgeräten beschränkt, sondern auch an der Hand einer grossen Anzahl alter Abbildungen, teils im Original, teils in Reproduktion, das Jagdwesen vergangener Jahrhunderte, etwa bis zurück zu der Zeit Maximilians, des letzten Ritters, zur Veranschaulichung bringt.

Versuchen wir, indem wir uns nach den vier Haupt-Jagd-Arten, Barenjagd, Sauhatz, Hirschjagd und Falkenjagd richten, einen Überblick uber die Ausstellung zu gewinnen.

Wir finden da eine grosse Anzahl Knebelspiesse aus dem 16. Jahrhundert, wie sie, die schwereren zur Barenjagd, die leichteren zur Saujagd, benutzt wurden. Die Form bleibt sich, wie uberall, grösstenteils gleich. Als Variante ist ein Jagdspiess zu erwahnen, welcher an der Dille der Klinge einen nur einseitig gebildeten Knebel tragt, der in eine starke aufgebogene Spitze auslauft, sowie zwei andere, deren Knebel aus Hirschhorn gefertigt und an Lederriemchen befestigt ist. Veranschaulicht wird eine Barenjagd durch eine Abbildung aus Jost Ammans Jagdbuch (1582).

Weiter finden wir mehrere Schweinsschwerter, ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert, mit teils glatten, teils geflammten Klingen. Bei zweien derselben springt der Knebel durch Federkraft vor. Holzschnitte von Hans Burgkmair (1472—1531) und Lukas Cranach d. Ä., sowie Federzeichnungen von Augustin Hirschvogel (1503—1553) und Jorg Breu illustrieren die Saujagd.

Eine grossere Anzahl Hirschfänger aus dem 18. Jahrh. zeigt uns Stücke von erlesener Arbeit, an denen sich künstlerischer Geschmack in reicher Ätzung, Gravierung, Einlage und sonstiger Verwendung von edlen Metallen bethatigt hat. Auch einige vollständige Waidbestecke aus dem 15. und 16. Jahrhundert, ebenso reich geätzt und mit bildlichen, meist auf die Jagd bezüglichen ornamentalen Verzierungen geschmückt, fehlen nicht. Illustrationen zur Hirschjagd bringen wieder Hans Burgkmair, Jorg Breu, Lukas Cranach, Jost Amman und Christoph Maurer.

Von den Jagdmessern verdient eins, im Besitze des Herrn Baron Dr. Potier befindlich, besondere Erwähnung. Der Griff desselben lässt sich herausschrauben und trägt einen geöhrten Pfriem, der sich in zusammengeschraubtem Zustande in die Ebene des Messers legt, während dieses an der Angel einen Pfropfenzieher hat. Die Scheide besteht aus Schildpatt und hat reiche Silbermontierung, ebenso der Griff.

Zur Veranschaulichung der Falkenjagd ist reiches Material vorhanden. Zunachst sehen wir vier Falken, mit Hauben geblendet; sodann eine Falkentasche aus dem 16. Jahrh. und aus dem 17. ein Falkenspiel, sogen. »Luder«, welches in seiner Gestalt und Ausstattung eine entfernte Ähnlichkeit mit einem fliegenden Vogel besitzend, von dem Jager durch die Luft geschwungen wurde, um den Falken, wenn er einmal zu weit fortgeflogen war, wieder heranzulocken. Einige Falkenhauben sind aus buntem Samt und gepunztem Leder gefertigt. Sehr interessant ist ein Falkenhauben-Bock aus Zinn in Gestalt eines Falkenkopfes, welcher zum Aufspannen nass gewordener Falkenhauben diente; 16. Jahrh.

Drei hochinteressante Werke, welche der Katalog unter Nr. 57—59 anfuhrt, geben genaue Auskunft über diesen interessanten Zweig der Jagd:

1. Neudruck des 1671 zu Lyon erschienenen Buches von Franz Pomay »Ein sehr artig Buchlein von dem Weydwerck und der Falknerey«. (Eigentum der k. k. Hofbibliothek in Wien.) 2. Bibliotheka accipitraria, enthaltend eine Zusammenstellung aller auf die Falkenjagd Bezug habenden Bucher, welche in allen europaischen Sprachen, sowie in Turkisch, Persisch, Arabisch, Chinesisch und Japanisch erschienen sind. (Eigentum der k. k. Hofbibl. Wien.) 3. Neudruck des zu Köln 1541 gedruckten Buches »Waidwerck und Federspiel«. (Eigent. Dr. C. List.)

Hieran schliessen sich wieder bildliche Darstellungen von Jost Amman, Jorg Breu etc., sowie Nachbildungen einiger Blatter aus einem Kartenspiel des 15. Jahrhunderts, welche im Original Eigentum des K. Kunsthistor. Museums zu Wien sind und Szenen aus der Falkenjagd darstellen.

Verschiedene Abbildungen vervollständigen das Bild der damaligen Jägerei, indem sie uns Jagden auf Wölfe, Füchse, Gemsen, Hasen und allerlei Federwild, darunter auch Störche und Pelikane, vor Augen führen, ebenso 6 Stiche von Melchior Kussell (Augsburg), welche das »Kayserliche Lust-Jagen, so zue dero Kayserl. Hochzeit Leopoldi I. . . . den 16. X. 1666 bey der. Kay. Residenz Statt Wien in dem Pratter . . . gehalten worden« darstellen.

Zu erwahnen waren hier noch 2 Hunde-Halsbänder aus dem 17. und 18. Jahrh., sowie eine grössere Anzahl Jagd- und Rufhorner des 15., 16. und 17. Jahrh. Letztere zeigen zum Teil hervorragend schöne Arbeit in Horn, Elfenbein und Kupfer.

Von den Fern-Waffen seien zunächst die Armbruste angeführt, welche aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. stammen und samtlich reich ornamental verziert sind in Ätzung, Gravierung und Verbeinung. Eine derselben ist »J. F. S. Hentsch, Dresden« gezeichnet. Einige span. Ballester und ital. Schnepper, sowie die zum Spannen nötigen Armbrustwinden und Geisfusse schliessen sich hier an. Vervollstandigt aber wird das Bild durch eine Kollektion von nicht weniger als 28, grösstenteils verschiedenen Bolzen, die sämtlich Eigentum des Grafen Wilczek sind und uns alle Arten von Bolzen zeigen, als: Stich-, Spitz-, Kronen- und Gabel-Bolzen. Auch zwei Bolzen-Köcher, dem 15. und 16. Jahrh. angehörig, sind vorhanden.

Ehe wir zu den Feuerwaffen übergehen, sei gleich vorweg die reiche Anzahl von Pulverhörnern und -Flaschen angeführt, welche aus Holz, Leder, Hirschhorn, Steinbockshorn oder Elfenbein gefertigt, zumeist eine reiche, ornamentale Eisen- oder Bronzemontierung aufweisen. Auf das eine Pulverhorn sei hier als besonderes Kuriosum hingewiesen; dasselbe, mit Bronze montiert, ist nämlich aus einer Hummerschere hergestellt. (Eigent. Graf Wilczek.)

Die Feuerwaffen umfassen beinahe 150 Nummern des Kataloges, Radschloss-, Steinschlossgewehre, einige Tschinken und mehrläufige Gewehre. Der überwiegende Teil gehört dem 18. Jahrh. an, einige stammen aber bereits aus dem 16. Jahrh. So schön die einzelnen Stücke zum grossen Teile sind, — es würde doch zu weit führen, wollte man hier des Näheren auf sie eingehen. Ein Teil aber trägt die Namen der Meister, und so möge es genügen, wenn diese hier angeführt sind. Es dürfte dies für weitere Kreise von Interesse sein, da darunter einige noch nicht oder nur wenig bekannte Meisternamen vorkommen:

Franz Adam in Zistersdorf. 18 Jahrh. — Johann Arneth, Würzburg.

Jean Jakob Bähr (seine Marke zeigt den spanischen Typus), auch: Johann Jakob Bähr a Wurzburg. — Jean Jakob Behr. — Nicolaus Bis (Madrid um 1730).

Lazarino Comminazzo (zu Gardone, † 1696).

Deggeler Schafhausen. 18. Jahrh. — Johann Durst Gross-Mezeritsch. — Johann Durst in Wiesentheid. 18. Jahrh.

J. F. Esteva. 18. Jahrh. Das Schloss: Frantz Muck in Brinn. — Esquihel En Madrid Anno De 1750. Das Schloss: Leop. Decher a Carlsbad. — W. Essner. 18. Jahrh. — Josef Eschner in Horn. 18. Jahrh.

Thomas Hammerli. 17. Jahrh. — Joseph Hammerl in Wienn. 18. Jahrh. — Joseph Hauer In Bamberg. 18. Jahrh.

1631. Augustinus Kotter N. (Nurnberg). — Tilman Keveks. 18. Jahrh. — Johann Adam Knod. 18. Jahrh.

Johann Michael Limmer In Cronach 1720. — Joh. Lohingen In Winn. 18. Jahrh.

Maucha in Kroman. — F. Joseph Mausch In Wienn. 18. Jahrh. — Mateus Mätl 1660. — G. Moretti u. d. Marke d. Fabrica di Napoli. 18. Jahrh.

Joseph Nies In Mindelheim. 18. Jahrh.

Lorentz Paver. 18. Jahrh. — Simon Petznetzer Wien.

Juan Santos En Madrid Ano. De. 1744. — Mathias Staper In Wienn. 18. Jahth. — Sebas. Scheidtogger In Salzburg. 18. Jahrh. — Johann Schifter. — G. J. Staudinger in Würzburg. 18. Jahrh. — G. J. Staudtlinger. — Jos. Sadler a Baaden. 18. Jahrh. — Wolfgang Schirmer in Bamberg. 18. Jahrh. — A. Spaleck. 18. Jahrh.

Joh. Wagner In Cronach. 1731. — Heinrich Winck a Breslau. Das Schloss: Joseph Qualeck.

Caspar Zelner. 17. Jahrh. — Caspar Zellner. 18. Jahrh. — Markus Zelluer In Wienn. 18. Jahrh. — Balthasar Zelner a Salzburg. 18. Jahrh. — Fran. Xave. Zelner in Salzburg. 18. Jahrh. — Joachin De Zelaia En Madrid Ano. De. 1753. — J. Zimerman a Lucern. 18. Jahrh.

Ausserdem sind noch einige nicht zu deutende Marken beschrieben.

Kann die Stockerauer Ausstellung auch keine vollständige lückenlose Übersicht der Entwicklung des Jagdwesens geben, — es ist dies ja auch gar nicht möglich! — so veranschaulicht sie doch das Jagdwesen der letzten Jahrhunderte in höchst beachtenswerter Weise. Und wenn wir nun, wie der Katalog besagt, erfahren, dass die Ausstellung in dem äusserst kurzen Zeitraume von 12 Tagen zustande gebracht worden ist, so können wir ihr sowohl wie ihrem Leiter unsere volle Anerkennung nicht versagen.

Alfons Schonberg-Diener.

Kleinere Aufsätze zur Waffenkunde.

a) A. Weyersberg, Die Ausstellung altsolinger Klingen in Düsseldorf. (Sonderdruck aus der Tagespresse.)

b) H. Heidenheimer, Druckkunst und Pulvergeschütz (Zeitschrift für Bücherfreunde. VI. Heft 2).

c) St. Kekule von Stradonitz, Ahnenproben auf Kunstwerken. (Zukunft X, Nr. 42).

Die Solinger Klingenindustrie besitzt, da das Werk Cronaus durchaus nicht ausreicht, keine ihrer Bedeutung entsprechende Darstellung ihrer Geschichte. Die Lokalforschung, deren vornehmster Vertreter A. Weyersberg ist, ist zwar eifrig am Werk, aber noch fehlt es an einem Versuch, neben der urkundlichen Forschung auch der Betrachtung der Formen gerecht zu werden. Eine gute Gelegenheit, hiermit endlich einmal zu beginnen, hatte die Dusseldorfer Ausstellung geben können, wenn man sich entschlossen hätte die charakteristischen Typen der Solinger Klingen in einer geschlossenen Entwickelungsreihe, ähnlich wie es in einem der Ausstellungspaläste mit dem Zündnadelgewehr geschah, zur Anschauung zu bringen. Wohl weiss ich, dass dies keine leichte Arbeit gewesen wäre, denn die Bestände vieler Museen hätten daraufhin durchgesehen werden müssen. Aber sie hätte sich doch leisten lassen, wenn auch vielleicht nicht im Rahmen der kunsthistorischen Abteilung, die ja in erster Linie der kirchlichen Kunst dienen sollte, so doch etwa in Verbindung mit der Ausstellung neuer Klingen. Eine derartige Zusammenstellung von Vergangenem und Gegenwärtigem wäre zudem gewiss auch für die Praxis sehr fruchtbar gewesen. Vielleicht lässt sich das Versäumte ein ander Mal nachholen, und dann wird auch der Boden gewonnen sein, auf dem sich eine gross angelegte Entwickelungsgeschichte aufbauen lassen kann. Was in Dusseldorf an Solinger Klingen dank der freundlichen Bereitwilligkeit des Kgl. Zeughauses in Berlin zu sehen war, war allerdings vortrefflich. Für die wissenschaftliche Arbeit sucht nun A. Weyersberg diesen Stoff dadurch leichter benutzbar zu machen, dass er bei den einzelnen Stücken Litteraturnachweise giebt, auch hier wieder beweisend, dass er an allem den stärksten Anteil nimmt, was die Kunst seiner Vaterstadt betrifft. Er wäre mit seiner gründlichen Kenntnis des urkundlichen Materials derjenige, der uns eine Entwickelungsgeschichte der Solinger Klingenindustrie in dem von mir angedeuteten Sinne geben könnte. Der Stadt würde es zum bleibenden Ruhme gereichen, wenn sie ein derartiges Werk fördern wollte, das wegen der damit verbundenen grossen Kosten nur mit öffentlicher Unterstützung geleistet werden kann.

Neben dem allgemeinen ist von vorwiegend lokalem Interesse auch die zweite der hier anzuzeigenden Arbeiten. Heidenheimer stellt in einem grosse Belesenheit bekundenden Aufsatz zunächst die litterarischen Zeugnisse des 15. und 16. Jahrhunderts dafür zusammen, dass nächst der Buchdruckerkunst das Pulver und die Feuerwaffen den Zeitgenossen als die bedeutsamsten Erfindungen erschienen. Immer wieder wurden, was beim Pulver eine merkwürdig klare Einsicht in die Zusammenhänge der Kulturerscheinungen voraussetzt, Buchdruck und Pulver als wichtigste Kulturförderungsmittel mit reichem Lobe von unseren angesehensten humanistischen Schriftstellern bedacht. Aber das 16. Jahrhundert gab dieser zunächst gewiss befremdenden Zusammenstellung auch einen bildlichen Ausdruck: im Jahre 1552 wurde in Mainz eine Kanone gegossen, die mit den Bildern Fusts und Schöffers geschmückt war. 1807 hatten französische Truppen dieses merkwürdige Geschütz den Preussen, in deren Besitz es — wann ist nicht sicher — gekommen war, abgenommen. Es gelangte durch eine Verfügung Napoleons im Jahre 1809 comme monument historique wieder in den Besitz der Stadt Mainz, lässt sich aber dort nur noch im nächsten Jahre nachweisen. Jedoch ist bekannt, dass der Historiker Bodmann Abgüsse anfertigen liess, von denen einer im Besitz Dalbergs war, die Hoffnung also, das merkwürdige Stück wenigstens noch einmal in einer getreuen Nachbildung kennen zu lernen, ist nicht ganz abzuweisen. Übrigens, was hier zur Vermeidung von irrigen Annahmen hervorgehoben sein möge, ist nach dem wohl geglückten Nachweis Heidenheimers das Geschütz eine Anti-Gutenberg-Kanone, zu Ehren von Fust und

Schöffer als den Erfindern der Buchdruckerkunst, nicht als den Mitarbeitern Gutenbergs gegossen.

Die dritte Arbeit geht alle Gebiete der Kunst an, wird aber für die Waffenkunde besonders wichtig, weil gerade auf Waffen sich häufig Beziehungen zu den ursprünglichen Besitzern, sei es durch Angabe ihrer Namen oder was häufiger ist, ihrer Wappen finden. Kekule von Stradonitz gilt mit Recht als einer der ersten jetzt lebenden Vertreter der wissenschaftlichen Genealogie. Auch in dieser kleinen Arbeit tritt der Scharfsinn und die Klarheit seiner ruhig gezogenen Schlüsse deutlich hervor. Nachdem wir über die Begriffe der Ahnentafel und der Ahnenprobe und über die besondere Art der heraldischen Ahnenprobe in anschaulicher Form unterrichtet worden sind, erfahren wir, dass, wenn auf einem Kunstwerk Wappen in der Zahl von 4, 8, 16, 32 u. s. w. auftreten, mit grosser Wahrscheinlichkeit eine solche heraldische Ahnenprobe vermutet werden darf, wir es also mit „den Ahnenwappen des Stifters oder Herstellers bis zu einer gewissen Ahnenreihe hinauf" zu thun haben, während sehr häufig von den Kunstgelehrten in solchen Fällen angenommen wurde, es handele sich um so viel die Kosten gemeinsam tragende Besteller, als Wappen vorhanden sind. Dabei ergaben sich natürlich unlösbare Schwierigkeiten; jetzt hingegen erscheint die Möglichkeit der Datierung und Lokalisierung eines heraldisch ausgeschmückten Kunstwerkes wesentlich gefördert. Leicht ist die Arbeit in den meisten Fällen freilich nicht. Zunächst gilt es den Anfang der Ahnenprobe, der aus der Art der Verteilung der Wappen auf dem Kunstgegenstande ersichtlich sein wird, zu finden. Dann müssen die zusammengehörenden Wappen der Ehepaare festgestellt werden, was bei guter heraldischer Ausführung dadurch erleichtert wird, dass die Wappen und die dazu gehörigen Helme eines Ehepaares einander zugeneigt sind. Die Wappen müssen bestimmt und dann muss in den Genealogien der betreffenden Familien nachgesehen werden, welche eheliche Verbindungen es zwischen ihnen in einer Zeit gab, die dem Stile des Kunstwerks am meisten entspricht. Es leuchtet ein, dass die Berücksichtigung dieser Verhältnisse auch ein vorzügliches Mittel bildet, Fälschungen auf die Spur zu kommen. Und in der That bringt Kekule von Stradonitz dafür einige ebenso bezeichnende Beispiele bei, wie er sie für den positiven Gewinn aus der Beachtung der Ahnenprobe auf Kunstwerken anführt. Der kleine Aufsatz wird so in mehr als einer Beziehung wichtig. Er möge eindringlichem Studium empfohlen sein. Koetschau.



Herr Kommerzienrat **Wilh. Hirsch** in **Radeberg** ist **Gründer** des Vereins geworden.

Neu dem Verein als Mitglieder beigetreten sind:

Die **Kgl. Bayr. Hof- und Staatsbibliothek** zu München.

Das **Dänische Nationalmuseum,** Historische Abteilung, zu Kopenhagen.

Sommer, Leutnant im Kgl. Sächs. 11. Inf.-Regt. Nr. 139, Döbeln.

Reimer, Oberleutnant und Direktionsassistent beim Feuerwerkslaboratorium zu Spandau.

Die **Dresdner Ortsgruppe** hielt am 27. November ihre zweite Winterversammlung ab, in der Herr Dr. Koetschau über die Entwicklung der mittelalterlichen Steigbügel unter Vorlegung der für das Kgl. Historische Museum erworbenen Stücke sprach. Am 18. Dezember fand die dritte Winterversammlung statt. Herr Dr. Krüger besprach die beiden in diesem Hefte abgebildeten Modelle von Feldharnischen, Herr Dr. Koetschau einige bemerkenswerte Stücke des Kopenhagener Zeughauses.

Es wird nochmals darum ersucht, Personal- und Wohnungsveränderungen, die im neuen Mitgliederverzeichnisse zu berücksichtigen sind, möglichst umgehend dem 1. Schriftführer oder dem Schriftleiter mitzuteilen.

Die Beilage des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, dem unser Verein angehört, wird der Beachtung der Mitglieder angelegentlich empfohlen.

Das in Heft 12 angekündigte Werk des Herrn Geheimrats **von Hefner-Alteneck** wird erfreulicherweise zur Ausführung kommen. Der Verlag teilt mit, dass später eine Erhöhung des Preises eintreten wird. **Es ist also die Beschleunigung der Subskription sehr zu empfehlen.** Karten dazu im vorigen Heft.

Redaktionelle Notizen.

Gemäss dem Düsseldorfer Beschluss wird Heft 2 zu 3 Bogen erscheinen. Manuskripte können deshalb hierfür nicht mehr angenommen werden. Für Heft 3, welches im Juli, und Heft 4, welches im Oktober erscheinen wird, werden Anmeldungen jetzt schon erbeten.

Diejenigen **Mitarbeiter,** die noch mehr als die ihnen zukommenden vier Exemplare zu haben wünschen, können diese zum Vorzugspreis von 1 Mk. pro Exemplar beziehen. Doch ist es notwendig, dass bei der Schriftleitung die Exemplare spätestens bei der Rücksendung der Korrekturbogen bestellt werden.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

Einiges über den Plattner Hans Rosenberger.

Von **M. v. Ehrenthal**, Heidelberg.

Ueber Hans Rosenberger hat C. Gurlitt [1]) eine Reihe archivalischer Aufzeichnungen gesammelt, welche uns die Persönlichkeit dieses bedeutenden sächsischen Plattners näher rückt. Die ältesten bis heute bekannten Nachrichten über den Meister finden sich in den Ratsakten der Stadt Leipzig.[2]) Darnach wird ein Hans von Rosenberg, von Nürnberg kommend, im Jahre 1522 als städtischer Plattner verpflichtet und in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1532 noch öfters erwähnt. Von 1532 ab fungiert ein Hilliger als Stadtplattner, woraus hervorgeht, dass Rosenberg das Amt nicht mehr bekleidete und wahrscheinlich von Leipzig verzogen war.

Da Nürnberg während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gleichsam die Hochschule der deutschen Plattnerkunst war, so kann auf Grund obiger Notiz mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass Hans seine Lehrzeit in der alten Reichsstadt verbrachte und als junger Meister in Leipzig seine erste Anstellung fand. Der Name „von" Rosenberg giebt uns auch einen Anhalt über den Geburtsort des Meisters. Etwa 45 Kilometer östlich von Nürnberg, nahe dem Städtchen Sulzbach, liegt nämlich ein Ort Rosenberg und dort dürfte Hans um 1495 das Licht der Welt erblickt haben.

Erst 11 Jahre nach der letzten Aufzeichnung in den Leipziger Akten findet sich in den Bürgerrollen des Dresdner Ratsarchivs wiederum eine Nachricht, die, wie auch Gurlitt annimmt, vermutlich auf unseren Meister Bezug hat. Es wird nämlich unterm 19. August 1543 einem Hans Rottenbergk der Bürgerbrief erteilt.

Zu jener Zeit lagen die Verhältnisse am sächsischen Hofe für einen geschickten Plattner äusserst günstig. Nach dem Tode der alten Herzöge Georg und Heinrich (1539 bezw. 1541) hatten die jungen Söhne des letzteren das Erbe der Mark Meissen angetreten. Beide waren dem Waffenspiele sehr ergeben. Während jedoch der temperamentvolle Moritz alsbald in politische Kämpfe verwickelt wurde, fand der bedächtige August am ritterlichen Turnier mehr Gefallen. Schon im Alter von 17 Jahren, 1543, sass er zum erstenmal im Turniersattel und rannte seinen Gegner Christoph v. Wallwitz zweimal vom Gaule. So lebte unter diesem Fürsten das deutsche Rennen am sächsischen Hofe wieder auf und war es natürlich, dass man dort auch eines Plattners bedurfte, der es verstand, die vorhandenen Zeuge zu jedesmaligem Gebrauch herzurichten oder neue Rennzeuge zu schlagen. M. E. kann hier keine andere Persönlichkeit in Frage kommen, als Hans von Rosenberg oder Rosenberger, wie wir ihn zufolge der Aufzeichnungen in den Akten des Königl. Staatsarchivs zu Dresden künftig nennen wollen. War doch der Meister vornehmlich ein Rennzeugplattner, wie ihn der Herzog gebrauchte. Wollte man etwa an Peter von Speyer d. ä. denken, der, gleichfalls von Nürnberg kommend, sich um 1540 in der blühenden sächsischen Bergstadt Annaberg niedergelassen hatte, so sei darauf hingewiesen, dass dessen Thätigkeit sich nachweisbar auf ein anderes Gebiet, als das Schlagen von Rennzeugen erstreckte. Die Rockenberger in Wittenberg waren aber zu jener Zeit noch Plattner der kurfürstlichen, ernestinischen Linie des Hauses Wettin.

Zu welchem Zeitpunkte die Übersiedelung Rosenbergers nach Dresden erfolgte, ob ihm etwa alsbald nach Herzog Heinrichs Tode von den jungen Herzögen eine Berufung zuging, war nicht zu ermitteln. Jedenfalls musste der Meister mindestens zwei Jahre in Dresden aufhältlich gewesen sein, bevor er nach den geltenden Vorschriften das Bürgerrecht erlangen konnte.

[1]) Cornelius Gurlitt, Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner des 16. Jahrhunderts, Dresden 1889.

[2]) Nach handschriftlichen Mitteilungen des Vorgenannten.

Dass ihm alsbald ein grösserer Auftrag zu teil wurde, bestätigt das im Königl. historischen Museum zu Dresden bewahrte Rennzeug (C 3)[3]), von dem wir eine Abbildung beifügen. (Abb. 1)

Das Zeug besteht aus dem Rennhut, dem steifen Bart, der mittelst zweier Schrauben mit dem Bruststück verbunden ist, dem Brust- und Rückenstück, ersteres mit Rüst- und Rasthaken zum Festlegen der 4,12 m langen Rennstange, ferner vier übereinander geschobenen Bauchreifen, hieran sich schliessend zwei siebenmal geschobenen Rennschössen, dem zum Schutz des rechten Armes dienenden Brechschild, den Dilchen oder Streiftartschen zum Schutze der Oberschenkel und Kniee und endlich einer Hülse, die, über die Rennstange geschoben, auf der Vorderfläche des Brechschildes aufsitzt, um das Abgleiten versehentlich auf diese Stelle gerichteter Stösse zu bewirken. Überdies gehört zum Rennzeug eine mit Holz verkleidete Renntartsche, die mittelst der am oberen Rande des Bartes und auf der Mitte des Bruststückes angebrachten Schrauben mit dem Rennzeug verbunden wird. Von der Abbildung dieses Teiles ist indes abgesehen worden, weil er keinerlei charakteristische Merkmale, die auf den Verfertiger hinweisen, zeigt.



Abb. 1. Rennzeug, von Hans Rosenberger Dresden, Königl. Historisches Museum (C 3).



Abb. 2. Rückenstück des Rosenberger'schen Rennzeuges.

Die Streiftartschen oder Dilchen stimmen, wie

[3]) M. v. Ehrenthal, Führer durch das Königl. historische Museum, 3. Aufl., Dresden 1899.

auf der Abbildung ersichtlich, mit den übrigen Teilen des Zeuges nicht überein. Vermutlich waren diese Stücke bei Bestellung des Zeuges schon in der Rüstkammer vorhanden, so dass der sparsame Herzog davon absehen konnte.

Trotz seines häufigen Gebrauches sind an dem Rennzeug, abgesehen von den natürlichen Gebrauchsspuren, Risse oder Sprünge nicht bemerkbar, ein Umstand, der einerseits für die Güte des Materials, andererseits für die Solidität der Plattnerarbeit Zeugnis ablegt.

Rennhut und Brechschild sind übereinstimmend mit Kannellierungen, alle Teile aber mit schwarzgrundierter Ätzmalerei geschmückt, deren Stil und Technik deutlich die Nürnberger Schule erkennen lassen (vgl. Abb. 2). Die Mitte der Brust, sowie den unteren Teil des Bartes nimmt das vortrefflich ausgeführte Herzoglich sächsische Wappen ein (Abb. 3).

Das Rennzeug hat ein Gewicht von ca. 90 Kilo. Eine Plattnermarke oder ein Ätzermonogramm finden sich daran nicht.

Der Auftrag zum Schlagen des Zeuges dürfte noch vor der Vermählung des Herzogs August mit Anna von Dänemark (1548) erfolgt sein.

Der unumstössliche Beweis dafür, dass das beschriebene Rennzeug von Hans Rosenberger geschlagen wurde, wird indes erst durch einen zweiten, urkundlich belegten Auftrag, welcher dem Meister einige Jahre später zu teil wurde, erbracht.

Unterm 25. Juli 1558 schreibt nämlich der inzwischen zur Kurwürde gelangte August seinem Freunde, dem Erzherzog Ferdinand von Tyrol, dass er „seinen Plattner" mit dem Schlagen eines Kürass beauftragt habe. Am folgenden Tage aber werden auf Befehl des Kurfürsten die Wohnungsverhältnisse des Meisters Hans Rosenberger in wohlwollendem Sinne geordnet. Dass beide Aufzeichnungen im Zusammenhange stehen, dass der Kurfürst unter „seinem Plattner" eben jenen Hans Rosenberger meinte, ist wohl als gewiss anzunehmen.

Unterm 26. April 1559 bestätigte der Erzherzog mit Dank den Empfang des „Rennzeuges", das er als rein sauber und wohl gemacht bezeichnet. Das fragliche Zeug befindet sich, wie auch Gurlitt und Boeheim annehmen, jetzt in der Kaiserlichen Waffensammlung zu Wien und führt dort die Inventarnummer 996.[4])

Form und Ätzmalerei dieses Zeuges stimmen aber mit denjenigen des Dresdner Rennharnisches C 3 völlig überein. Auch das Habsburgische Wappen auf Brust und Bart des Wiener Zeuges verrät dieselbe künstlerische Hand, wie das Wappen am Dresdner Zeug. Somit waren Plattner und Ätzer von beiden Rennharnischen eine und dieselbe Persönlichkeit. Dadurch wird aber die Urheberschaft auch für das Dresdner Rennzeug unzweifelhaft festgestellt.

Rosenbergers Ruf als geschickter Rennzeugplattner führte naturgemäss noch zu anderen Aufträgen, von denen uns zwei urkundlich bekannt geworden sind.

Im Jahre 1561 lieferte der Meister ein Rennzeug an den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg in Güstrow persönlich ab. Das Zeug ist bis heute noch nicht wieder aufgefunden. Drei Jahre später (1564) hatte Hans sogar „Zeug



Abb. 3. Sächsisches Wappen auf Bruststück und Bart des Rosenberger'schen Rennzeuges.

und Rüstung" für die Römische Königliche Majestät (Kaiser Maximilian II.) zu schlagen. Diese Arbeit dürfte eine umfangreichere gewesen sein, da sie, in drei Schlagfässer verpackt, vom Meister selbst nach Wien geleitet wurde. Dass es sich auch hierbei um ein Rennzeug handelte, geht aus dem Wort „Zeug", sowie aus den mit der Bestellung zusammenhängenden Umständen hervor.[5])

In der Kaiserl. Waffensammlung zu Wien wird indes diese Arbeit Rosenbergers nicht mehr bewahrt. Dagegen birgt das Musée d'Artillerie zu Paris zwei Rennzeuge, G. 166 und G. 167,[6]) die unverkennbar von der Hand des Dresdner Mei-

[4]) Vergl. Führer durch durch die Kaiserl. Waffensammlung, Wien 1889, wo das Zeug (vermutlich Peter von Speyer) zugeschrieben wird, und Album hervorragender Gegenstände in der Kaiserl. Waffensammlung, Text von Wendelin Boeheim, Wien 1894 bezw. 1898, wo der Rennharnisch irrtümlich als eine Arbeit des Sigmund Rockenberger angesehen wird.

[5]) Vergl. C. Gurlitt, Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner. Dresden 1889.

[6]) L. Robert, Catalogue du Musée d'Artillerie, Paris 1889 und 1893. L'art pour tous, 33. anné, Nr. 807.

sters herrühren. Im Aufbau gleichen sie den Zeugen C, 3 und 996 völlig. Die vergoldete Ätzmalerei weist indes, bei mancherlei Übereinstimmung mit den früheren Arbeiten, jene Wandelungen in der Ornamentik auf, welche die fortschreitende Renaissance in der 2ten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit sich brachte. Auf dem steifen Bart des Zeuges sieht man Kette und Insignien des Ordens zum goldenen Vliess. Die Überführung der Zeuge von Wien nach Paris hängt wohl mit den Veruntreuungen zusammen, die bedauerlicherweise zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Kaiserl. Sammlung vorgekommen sind.

Bemerkt sei, dass wir Rosenherger auch für den Ätzer seiner Rennzeuge halten. Zu dieser Annahme führen uns zwei Momente. Einmal lässt die Ätzmalerei an allen vier Zeugen die gleiche Hand in Verbindung mit Anklängen an die Nürnberger Schule erkennen — und der Meister kam bekanntlich von Nürnberg nach Sachsen. Das andre Mal liegt zwischen der ersten und der letzten Arbeit Rosenbergers ein Zeitraum von mindestens sechzehn Jahren. Der Meister müsste sonach während dieser langen Zeitperiode denselben Ätzer an Ort und Stelle zur Verfügung gehabt haben. Von der Hand eines so geschickten Zeichners würden jedoch wohl noch andere Arbeiten erhalten sein, besonders in den reichen Beständen des Historischen Museums zu Dresden. Dort haben wir aber vergeblich nach Ätzmalereien gesucht, die mit derjenigen auf C, 3 übereinstimmten. Freilich könnte Meister Hans, da die Ätzmalerei eine freie Kunst war, auch seinerseits andre Waffen geätzt haben. Doch sind uns solche Fälle von Plattnern, welche die Ätzkunst verstanden, noch nicht bekannt geworden.

Gurlitt schreibt noch die Harnische G, 114 und G, 116 im Musée d'Artillerie, sowie No. 233 in der Kaiserl. Waffensammlung zu Wien und Abb. Gille LV und CIX in der Kaiserl. Erémitage zu St. Petersburg dem Hans Rosenberger zu. Diese Annahme vermögen wir indes nicht zu teilen, wenngleich bezügl. der drei zuletzt angeführten Harnische zugegeben werden soll, dass deren Form und Ätzmalerei auf eine sächsische Plattnerwerkstatt, nämlich Wittenberg, hindeuten. Ebensowenig ist die Vermutung begründet, dass die berühmte „Harnischgarnitur mit den Rosenblättern" in der Kaiserl. Waffensammlung zu Wien (Kat. No. 297) von Rosenberger herrühre.[7]) Eher könnte man bei diesem Meisterwerk der Plattner- und Ätzkunst an Franz Grossschedel in Landshut denken. Irrig ist ferner auch die Annahme Boeheims, dass Hans Rosenberger und Sigmund Rockenberger eine und dieselbe Person gewesen seien.[8]) Abgesehen von den unzweifelhaft feststehenden archivalischen Nachrichten über beide Meister in den städtischen Akten Leipzigs und Wittenbergs, sowie im Königl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden, spricht hiergegen ein Vergleich der vier oben angeführten Rennzeuge Rosenbergers mit C, 4 im historischen Museum zu Dresden, einer signierten Arbeit des Sigmund Rockenberger.[9])

Hans Rosenberger starb um 1570, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens wohl Alters oder Krankheits halber wenig oder nichts mehr verrichten konnte. Diesen Schluss ziehen wir daraus, dass von 1565 ab der Plattner Wolf von Speyer zu Annaberg immer häufiger mit Aufträgen des Kurfürsten bedacht und schon 1567 aufgefordert wurde, von Annaberg nach Dresden überzusiedeln. Der Umzug kam indes erst Ende 1576 zu stande und 1577 wurde dem Meister Wolf die „Werkstatt an der Bahn" überwiesen, „darinnen der vorige Plattner gewesen". An der Renn- oder Stechbahn lagen nämlich bis zum Neubau des Stallgebäudes mit dem Langhause (der heutigen Gewehrgalerie) die dem Kurfürsten eigentümlichen Häuschen, die an Hofhandwerker vergeben zu werden pflegten. Unter dem „vorigen Plattner" ist aber kein anderer zu verstehen, als Hans Rosenberger, dem ein Platz neben den bedeutendsten Waffenschmieden seiner Zeit gebührt.

[7]) Führer durch die Kaiserl. Waffensammlung, Wien 1889.

[8]) W. Boeheim, Meister der Waffenschmiedekunst vom 14. bis ins 18. Jahrhundert, Berlin 1897.

[9]) Ebendort, Abbildung auf Tafel XVI.

Waffengeschichtliche Studien aus dem Deutschordensgebiet.[1]

Von Landgerichtsdirektor **Engel** in Gnesen.



VII. Malereien des 14. Jahrhunderts aus Danzig.

In der Allerheiligen-Kapelle der Marienkirche zu Danzig werden zwei — leider sehr arg mitgenommenen — Altartafeln mit Malereien in Kreidemanier aus dem 14. Jahrhundert aufbewahrt; wir bringen in den folgenden Figuren a—o verkleinerte Abbildungen der von uns über den Originalen gefertigten Pausen von Kriegerdarstellungen.

Die Malerei ist fast durchweg in Gold gehalten mit kräftigen, schwarzen Umrissen, sodass der Stoff der einzelnen Waffenstücke (Eisen oder Leder) sich nicht feststellen lässt. Als Farbe tritt nur Rot auf. Rot wird in mittelalterlichen Malereien häufig zur Kennzeichnung von Leder angewendet. Dies trifft hier aber nicht zu, denn dann müssten in erster Reihe die Schuppen, die ihrer Grösse nach doch sicher als aus Leder hergestellt zu denken sind, rotfarben sein; sie sind aber golden. Rot muss daher bei uns einen Zeugstoff bedeuten. Dies ergiebt sich insbesondere auch daraus, dass bei dem Krieger ausser dem Wams (Fig. d) auch die Beinlinge und Ärmel (letztere mit goldenem Aufschlag) rot gemalt sind. Das Wams selbst hat die Form eines scharf in die Weichen geschnittenen Lendners, kann übrigens auch ein solcher — mit Zeugüberzug — sein. Rot ist ferner der Lendner bei Fig. g und b; alles übrige ist golden.

Bei a, f und i steckt der Oberleib in einem glatten Panzer (bei i mit deutlichem Grat auf der Brust), bei h in einem solchen aus grossen zungenförmigen Schuppen (ebenfalls mit Grat), während der Unterleib von einem Schurz bedeckt wird, der bei i vorne rund ist, dagegen bei a, f und h einen scharfen Grat besitzt. Dieser Schurz ist anscheinend mit breiten eisernen Schienen besetzt, welche jedoch nicht aneinander stossen, sondern schmale Zwischenräume zwischen sich lassen. Nieten sind nicht gekennzeichnet. Diese Schienen sind wie bei i, so auch bei a, f und h horizontal zu denken; bei letzteren erscheinen sie nur gebogen um (in falscher Auffassung der Perspektive) den Grat besser hervortreten zu lassen.[2]) Bei k steckt Ober- und Unterleib in einem einheitlichen, rockartigen Schuppenwams. Über den Hüften trägt jeder Krieger den Dupsing. Dieser ist bei a, d, f und i mit kreisförmigen Scheiben, bei b, g, h und k mit quadratischen Beschlägen ausgestattet (vgl. Gimbel, Taf. IV Fig. 35. Mansberg Taf. I Fig. 11. Hefner-Alteneck, Bd. II Taf. 22, 32, 92). Bei b besitzt der Dupsing ein Schloss mit spitzbogigem Vierpass.

Arme und Beine stecken in eisernen Röhren. Die Scharniere sind deutlich gezeichnet. Die Ellbogen haben Kacheln, welche bei a, g, k und m ganz einfach gestaltet sind, mit stumpfer Spitze; bei h besitzen sie hingegen bereits eine kleine Muschel. Diese Kacheln können ebensowohl aus Eisen als aus Leder bestehen, dagegen dürften die Kniebuckel ihrer Form nach durchweg als ledern anzusprechen sein. Sie sind nämlich sehr lang, rechteckig (bei n mit abgerundeten Ecken), haben eine halbkugelförmige Vortreibung, kleine Muscheln und rückwärts einen Riemen (g). Die Füsse sind bei h, i, n auf der Oberfläche in einer dem Schurz entsprechenden Weise bewehrt, während bei k vielleicht übereinander fallende Lederschuppen anzunehmen sind. Die Fussknöchel sind bei g, i und k mit kleinen kreisförmigen Scheiben gedeckt. Die Hände stecken in Handschuhen mit sehr grossen (eisernen) Stulpen, welche auf der Innenseite (h, m) ausgeschnitten sind. Die Finger dürften aus Leder bestehen.

Die Schultern sind zumeist von den Panzerkragen bedeckt; nur bei a und h ist ein Schulterblech (bei letzterem mit Vierpass verziert) ersichtlich. Der Kragen besteht bei a, c, e, f, h, i, l, o aus Ringgeflecht, bei b, d, g aus Schuppen. Diese sind bei b unten unverkürzt, bei d und g dagegen (wohl nur in der Phantasie des Malers,) um einen den Ringelkragen entsprechenden geradlinigen Abschluss zu gewinnen, unten quer abgeschnitten. Alle Kragen lassen vorne den Mund frei und hängen seitlich und hinten an den Beckenhauben. Letztere sind im Genick etwas auswärts geschweift und haben meistens eine nach hinten ausgezogene Spitze; nur bei b ist die Spitze einer phrygischen Mütze ähnlich nach vorne umgestülpt. Fig. g trägt

---

Berichtigung. Auf Seite 349 und 350 des 2. Bandes sind Fig. 1 und 3 nach der verkehrten Richtung wiedergegeben.

[1]) Die Originale der folgenden Abbildungen habe ich gemeinsam mit meinem Freunde, Herrn Referendar a. D. Reinhold von Hanstein in Danzig ermittelt, auch die Pausen u. s. w. gemeinsam mit ihm gefertigt. Den Text habe ich bearbeitet.

[2]) Vgl. Hefner-Alteneck, Trachten, alte Ausgabe, Bd. II, Taf. 28, 31, 146, 159.

anscheinend keine eiserne Beckenhaube, sondern eine auch seitlich bis zu den Schultern herabreichende Lederkappe. Die Beckenhauben (bei d und l mit vorderem Grat) sind mit Visieren ausgestattet, also Hundsgugeln. Die Visiere sind dem Maler mehr oder minder gut geraten, bei b er-



Fig. a. b.



Fig. c. d. e.



Fig. f. g.



Fig. h. i.

scheint es fast nur wie ein Verstärkungsstück. Sehschranzen sind nur bei a und c erkennbar. Fig. f. und i tragen eigentümliche Doppelhelme, welche den Anschein erwecken, als wären über die



Fig. l.



Fig. m.



Fig. k.



Fig. n.



Fig. o.

Beckenhauben noch Eisenhüte (mit Kamm und abwärts gebogenem Rand) gestülpt. Thatsächlich hat man sich an den Eisenhut den unteren Teil einer Beckenhaube (in Höhe des Augenrandes abgeschnitten) angenietet zu denken, zum Schutze des Hinterkopfes. Wir finden dieselbe Helmform bei

Irmer, die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyklus des Codex Balduini Trevirensis (Berlin 1881), Taf. 14 und 29. Irmer setzt die Malereien vor Mitte des 14. Jahrhunderts. Dieser Zeit möchte ich auch unsere Altartafeln — zumal mit Rücksicht auf die reichliche Verwendung der Lederschuppen — zuschreiben. (Vgl. Hefner-Alteneck, Bd. II Taf. 92, 110.)

Ein einziger Ritter (k) ist mit einem Schilde (Tartsche) von nahezu Hüfthöhe ausgerüstet. Derselbe ist unten ausgeschweift (dreiteilig?) und weist drei Riemennieten, dagegen keine Malerei auf.

Als Angriffswaffen finden wir viermal ein Schwert (b, d, e, i) mit langem Griff. Der Knauf ist teils scheibenförmig (i), teils vielkantig (a, e), bei i anscheinend hörnerartig. (Vgl. Jähns, Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen (Berlin 1899) S. 151 und Taf. V Fig. 17.) Die Parierstange ist teils gerade (i), teils etwas nach der Klinge zu gebogen (d, wohl nur auch Versehen des Malers verkehrt nach dem Knaufe zu). Bei a und i finden wir ein kleines Schutzleder. (Vgl. Hefner-Alteneck, Bd. II Taf. 162 Fig. B.) Der Ritter h führt einen Kolben ganz ähnlich, wie schon Wilhelm der Eroberer auf dem Teppich von Bayeux (Jähns, Taf. VII Fig. 13, vgl. Irmer, Taf. 28), o hingegen einen vierkantigen, zugespitzten und mit Stacheln versehenen Kolben.

Da frühe Kolben ziemlich selten sind, bringe ich in Figur p und q zwei Originale (Bronze) aus meinem Besitze. Fig. p ist walzenförmig mit acht leistenförmigen Schlagblättern. Fig. r giebt die obere Ansicht. Einen ähnlichen Kolben siehe bei Lacroix, vie militaire etc., Taf. 6 (hinter S. 132), dort silbern, also Eisen, und dem 14. Jahrhundert zugeschrieben, der Helmform nach aber wohl eher

13. Jahrhundert. Vgl. auch Boeheim, Waffenkunde, Fig. 421. — Fig. q nähert sich bereits den späteren Formen, indem der Knauf nach der Mitte hin ausladet. (Fig. s obere Ansicht $^1/_1$). Ein ähnliches Stück finde ich auf einem Gemälde von Fra Giovanni Angelico da Fiesole (1387—1455). Vgl. auch Gimbel, Taf. II Fig. 37 einen eisernen Streitkolbenkopf mit Schlagblättern, der dort dem 11.—12. Jahrhundert zugeschrieben wird. Er hat eine grosse Ähnlichkeit mit einem in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie v. 19. Juni 1897 abgebildeten Bronzeknopf, welcher der Bronzezeit zugeteilt wird, was ich jedoch für unrichtig halte. Überhaupt bedarf dieses Waffenstück noch eingehender Untersuchung. Wie ist es z. B. zu erklären, dass die Form der bronzezeitlichen Stachelknöpfe im 16. Jahrhundert wieder auftritt? Das Material ist hier sowohl Messing (Kupfer) als auch Eisen. Vgl. u. a. Collection van den Bogaerde Taf. XI No. 1017, 1018. Szendrei No. 3637 Seite



Fig. p.



Fig. q.



Fig. r.



Fig. s.

483. Auch die Streitkolben auf der Tapete von Bayeux besitzen Knöpfe mit anscheinend vier halbkugelförmigen Stacheln. Die Kolben scheinen gelegentlich auch geworfen worden zu sein, wie Taf. LXV der Ausgabe von Jules Comte (Paris 1879) ergiebt. Erwähnt sei noch, dass sich ein ähnlicher Stachelknopf wie das bei Gimbel Taf. II Fig 36 abgebildete Original aus Bronze in einer Wappenfigur der Züricher Wappenrolle wiederfindet (Knopf schwarz, also Eisen, Stiel rot, also Holz); auch Graf Berthold v. Urach führt in seinem Siegel von 1262 (Seyler, Geschichte der Heraldik, S. 275) einen solchen Streitkolben.

VIII. Marmorreliefs in derselben Kapelle.

Daselbst befindet sich ein Altar, welcher eine Anzahl, vermutlich aus Italien eingeführter Marmor- (oder Alabaster-)Reliefs des 14. Jahrhunderts in spätgotischer Holzfassung aufweist. Wir bringen in Fig. t eine dieser Tafeln, die Auferstehungsscene darstellend. Die Krieger tragen den Lendner mit kurzer Kugelbrust und langem Schurz, darüber den Dupsing. Arme und Beine stecken in Eisenröhren mit stumpfspitzigen Ellbogenkacheln bezw. Kniebuckeln, welche kleine Muscheln aufweisen.[3]) Die Beckenhauben haben nahezu den Durchschnitt eines gleichseitigen Dreiecks mit abgerundeter Spitze; sie sind ganz schräge nach hinten auf den Kopf gestülpt, besitzen aber keine Nackenverlängerung. An ihnen hängt der die Schultern deckende Halskragen. Der Mund ist freigelassen. Der Kragen ist auf der Aussenseite des Helmes befestigt.



Fig. t.

Die Hände sind mit Stulphandschuhen bedeckt. —

Der Krieger links vom Beschauer führt in der Rechten einen Speer, die Linke stützt sich auf einen dreieckigen Schild, der mit zwei schmalen roten Sparren bemalt ist, was auf der Photographie nicht hervorgetreten ist. Der liegende Krieger hat neben sich eine langgestielte Streitaxt mit rückwärtigem Hammer, jedoch ohne Spiessspitze; der dritte hält eine Axt mit grossem halbmondförmigem Blatt ohne Hammer.

Ein anderer Krieger desselben Altars führt das Krummschwert (Scymitar).

[3]) Vgl. Gimbel, Taf. IV, Fig. 7—10.

Helme, Ellbogenkacheln und Kniebuckel sind golden bemalt, auf den Halskragen sind Ringe angedeutet, die Lendner tragen rot-goldene Musterung, sind also mit Stoff überzogen zu denken.

IX. Holzfigur des heil. Georg in einer anderen Kapelle derselben Kirche.

(Fig. u, v, w.)

Der Ritter trägt den Lendner, welcher — wie an den kurzen Ärmeln klar ersichtlich — mit Zeug überzogen zu denken ist. Die Ärmel sind unter den Armen geschlitzt. Bei dem rechten Ärmel sind die Lappen infolge Hochhebens des Armes umgeschlagen. Vorder- und Rückseite des Lendners sind mit dem roten (Georgs-) Kreuz bemalt, und zwar so, dass die Querbalken in der Leibesmitte liegen. Auch die kleine, einwärts gebogene Tartsche zeigt das rote Kreuz. Im übrigen ist die ganze Figur vergoldet (auf Kreidegrund). Leider fehlt die obere Hälfte der Tartsche, und zwar bei bei beiden Figuren. Es sind nämlich zwei ganz gleiche Stücke vorhanden, die zweite ein wenig roher gearbeitet. Die Figur bildet die senkrecht gestellte Handhabe für ein Holzschaufelchen, vermutlich zum Einsammeln von Geldspenden an der Kirchthür.

Über den Hüften ruht der Dupsing, an welchem auf der rechten Seite ein Täschchen hängt. Arme und Beine stecken in Röhren mit einfachen Ellbogenkacheln bezw. Kniebuckeln. Die Füsse sind wenig spitz. Auf den Händen sehen wir grosse Stulphandschuhe. Den Kopf bedeckt die etwas abgerundete Beckenhaube, welche das ganze Gesicht freilässt, und auf deren unterem Rande, und zwar auf der Innenseite, der die Schulter deckende (Leder-) Kragen befestigt ist. Die abgebrochene Speerstange ist rot-gold umwunden.



Fig. u.



Fig. v.



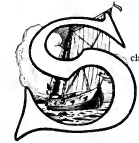
Fig. w.



Die historische Entwicklung der im Seekriege gebräuchlichen Waffen bis 1870.

Von Korvettenkapitän z. D. von Haeseler.

(1. Fortsetzung.)



Schon in früherer Zeit besassen die englischen Könige eigene Schiffe. Dieser waren jedoch zu wenige, sodass sie keinen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung der Flotte auszuüben vermochten. Sie scheinen ausser durch teilweise prächtige Verzierungen sich nicht erheblich von den üblichen Handelsschiffen unterschieden zu haben; denn es steht fest, dass die königlichen Schiffe bis in die Zeit Heinrichs VIII. wiederholt an Kaufleute vermietet worden sind.

Es ist aber anzunehmen, dass diese Königlichen Schiffe eine beständige Besatzung von Soldaten hatten, und dass diese Mannschaften nach und nach den Wert vollgültiger Seesoldaten erlangten, dass ferner die Kapitäne sich allmählich die zur Führung eines Schiffes notwendigen Kenntnisse aneigneten und damit den Segelmeister von seinem verantwortlichen Posten verdrängten.

Der Vollständigkeit halber seien hier die Königlichen Schiffe jener Zeit angegeben. König Eduard III. kommandierte in der Schlacht bei Sluis 1340 an Bord seines Schiffes Thomas. Mit eben diesem enterte er in der Schlacht bei L'Espagnols sur Mer 1350, wobei es, wie früher erwähnt, infolge Zusammenstossens mit dem Feinde, unterging. König Heinrich V. besass 1417 27 Fahrzeuge, von welchen drei als grosse Schiffe angegeben sind. In der Liste sind die Namen der Segelmeister und nicht die der Kapitäne angegeben. Es dürfte hiernach angenommen werden, dass noch keine stehende militärische Besatzung bestand. Unter Heinrich VI. wurden die Königlichen Schiffe wegen Geldmangels verkauft (1423). Es fehlen längere Zeit weitere Nachrichten, nur wird noch erwähnt, dass Heinrich VII. bei seinem Regierungsantritt 1485 6 oder 7 Schiffe vorfand.

Brander wurden zuerst im August 1304 in einer Schlacht zwischen Franzosen und Vlämen benutzt, um den Versuch zu machen, vier auf Grund gekommene feindliche Schiffe zu zerstören. Er misslang, und die Brander richteten nur Unheil in der eigenen Flotte an. Brander waren Schiffe, welche mit Brennmaterial beladen, von einer kleinen, aber entschlossenen Besatzung geführt, an den Feind heransegelten, dort festgehakt und indem sich die Besatzung mittels eines bereit gehaltenen Bootes rettete, in Brand gesteckt wurden. Häufig enthielten, diese Kriegsmaschinen auch Pulver, bei dessen Explosion die umliegenden Schiffe mit brennenden Trümmern überschüttet wurden. Brander wurden fünfhundert Jahre lang mit wechselndem Erfolge verwendet. Oft gelang es dem angegriffenen Schiffe, den Gegner durch wohlgezielte Schüsse rechtzeitig zum Sinken zu bringen, und noch häufiger, ihn an der Ausführung der notwendigen Manöver zu hindern. In der viertägigen Seeschlacht des Jahres 1466 glückte es dem englischen Schiffe Henry, sich von zwei Brandern loszumachen und nachher noch einen dritten durch Geschützfeuer zu versenken. Andererseits aber hören wir, dass 1676 im Hafen von Palermo eine verbündete holländisch-spanische Flotte durch Branderangriffe grösstenteils verbrannt wurde. Der letzte Branderangriff in englischen Seekriegen fand 1808 bei der Insel Aix statt. Nachdem es möglich wurde, Granaten aus Kanonen zu schiessen, konnten die Brander schon auf grosse Entfernungen leicht zerstört werden, und damit war ihre Verwendung hinfällig geworden. Feuerflösse wurden 1862 bei der Verteidigung der Mississippimündung durch die Konföderierten gegen die Schiffe des Admirals Farragut treiben gelassen. Das Schiff des Admirals kam durch sie vorübergehend in Gefahr. Einen weiteren Erfolg hatten aber diese veralteten Angriffswerkzeuge nicht.

Das Aufkommen der Kanone verursachte keine plötzliche Umwälzung in der Art der Seekriegsführung. Es ist unbekannt, wann die erste eingeschifft wurde. Jedenfalls dauerte es sehr lange, bis Schiffe gebaut wurden, deren Hauptwaffe die Kanone war. In der Seeschlacht L'Espagnols sur Mer 1350 bekamen englische Schiffe Löcher, die wohl nur von Kanonen herrühren konnten. Doch scheinen, da nichts näheres erwähnt wird, die feindlichen Geschütze keinen besonderen Eindruck auf die Engländer gemacht zu haben. In dem Gefecht von La Rochelle 1372 haben wohl die Spanier, nicht aber die Engländer Kanonen an Bord gehabt. 1374 endlich baute der französische Admiral Jean de Vienne für Frankreich die ersten eigentlichen Kriegsschiffe. 1377 hatte er deren fünfunddreissig grosse, welche mit „verbesserten Kanonen" armiert waren. Aus alten

Rechnungen wird entnommen, dass das Königliche Schiff Christopher 1338 drei eiserne Kanonen mit abnehmbarer Kammer, das Schiff Mary eine eiserne Kanone mit zwei Kammern und eine Messingkanone mit einer Kammer, das Schiff Bernhardt zwei Kanonen hatte, und dass andere Kanonen auch auf weiteren königlichen Schiffen vorhanden waren. Rechnungsauszüge über Munition kommen erst nach 1373 häufiger vor.

Wie aus obigen Angaben hervorgeht, gehören Hinterlader mit herausnehmbaren Kammern zu den ältesten Marinengeschützen. Bei der Insel Walney an der englischen Küste wurden 1844 alte Geschütze gehoben, welche aus der Zeit des Königs Richard II. (1377—1399) stammen. Es waren ein Kanonenrohr, 10 Fuss lang, welches in der Mitte zwei Zündlöcher hatte und ein Feuer nach beiden Seiten gestattete, ferner ein kurzes Rohr, zwei Fuss lang, von 2 Zoll Kaliber, und zwei zu einem Geschütze gehörige Kammern, von denen eine noch geladen war. Gleichzeitig wurden eine 5½ zöllige eiserne Kugel, sowie mehrere kleinere Kugeln aus Eisen und Blei gefunden (Abb. 1).

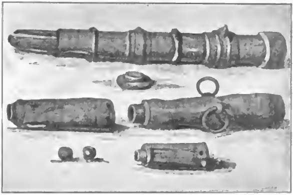


Abb. 1. Die bei der Insel Walney aufgefundenen Geschütze und Geschosse. (Ende des 14. Jahrh.) (Nach: Clowes, the royal navy.)

Die kleine Hinterladekanone war nun keine Eigentümlichkeit der englischen Artillerie. Im Arsenal zu Venedig, wo angegeben wird, dass die Geschütze von einem in den Lagunen aufgefundenen Schiffe stammen, finden sich z. B. ähnliche Kanonen aus jener Zeit, und auch einige Stücke des Berliner Zeughauses scheinen Schiffsgeschütze gewesen zu sein.

Über die Anzahl der Kanonen, auf Schiffen des XVI. Jahrhunderts lässt die Angabe des Franzosen du Bellay über die Seeschlacht bei Portsmouth 1545, bei welcher ungefähr 200 Schiffe sich 2½ Stunde in heftigem Nahekampf beschossen und zusammen 300 schwere Geschosse verfeuerten, den Schluss zu, dass die durchschnittliche Geschützzahl der Schiffe noch sehr klein gewesen sein muss, sowie, dass jedes Geschütz kaum mehr als einmal im Laufe der Schlacht gefeuert haben kann. Von dem grössten englischen Schiff, welches mit in dieser Schlacht kämpfte, wissen wir, dass es 19 schwere Kanonen hatte.

Die Gründe, weshalb es länger als hundert Jahre dauerte, bis die Kanone den ihr gebührenden Platz an Bord einnahm, sind nicht schwer zu finden. Die Geschützpforte, d. h. die wasserdicht verschliessbare Öffnung in der Bordwand, durch welche die Geschütze feuerten, wurde erst um 1500 erfunden. Bis dahin war es notwendig, die Kanonen oben auf Deck aufzustellen. Um die Ruderer nicht in ihrer Thätigkeit zu stören, mussten sie nun hoch oben auf die Vorder- und Hinterkastelle gestellt werden. Doch erwiesen sich diese dazu zu leicht, und Schiffe mit Back und Kampagne zur Aufnahme der Geschützarmierung mussten gebaut werden. Das Gewicht der so hoch oben aufgestellten Kanonen beeinträchtigte aber die Stabilität der Schiffe, die nun mehr Ballast stauen mussten, infolgedessen tiefer ins Wasser sanken und schwerer zu bewegen waren. Aus all' dem erhellt deutlich, dass Kanonen nur dann mit Vorteil zur See verwandt werden konnten, wenn die Schiffe hierzu besonders gebaut waren.

Die Kaufleute aber, welche im Kriege ihre Schiffe zum Dienst stellen mussten, hatten schwerlich Lust, die Kosten dieser neuen Anlagen zu tragen und bauten ihre Schiffe vorläufig unverändert weiter. Das alte Geschütz schoss — ein weiterer Grund zu seiner langsam fortschreitenden Einführung — sehr ungenau und ungleichmässig, beanspruchte lange Zeit, um geladen zu werden und

konnte demnach bei der damaligen Kampfesweise schwerlich mehr als einmal bei Annäherung an den Feind abgefeuert werden. Auch die Wirkung der Schüsse war ungenügend. Eine kleine Kugel konnte kein Leck verursachen; denn Eichenholz zieht sich bei der Nässe so weit zusammen, dass ein durch ein kleinkalibriges Geschoss entstandenes Loch geschlossen werden konnte. Eine grosse Kugel erforderte dagegen eine grosse schwere Kanone, die an Bord nicht nur unbequem war, sondern auch gefährlich werden konnte, wenn sich das Geschütz bei bewegter See von seinen primitiven Befestigungen losriss. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, dass die Schleuder- und Wurfmaschinen, welche in dieser Zeit ihre grösste Vollkommenheit erreicht hatten, von vielen vorgezogen wurden und der Kanone noch lange Zeit Konkurrenz machten.

Noch länger dauerte es, bis Handfeuerwaffen den Bogen und die Armbrust verdrängten. Das Schiff Henry Grace à Dieu 1522 führte unter anderem Inventar 500 Bogen, sowie grosse Mengen von Pfeilen und Bolzen mit sich. Die Schiffe der Königin Elisabeth 1578 noch 300 Bogen und 380 Bündel Pfeile.

Die Schwierigkeiten, welche die Bewaffnung der Handelsschiffe mit Kanonen verursachte, führten wahrscheinlich dazu, dass König Heinrich VII. den Bau einer permanenten königlichen Flotte in Angriff nahm. Wie oben erwähnt, waren bei seinem Regierungsantritte 1485 sieben Königliche Schiffe vorhanden. Hierzu kamen weitere sieben Schiffe, welche im Laufe der Regierung teils im Auslande gekauft oder genommen, teils für die Königliche Flotte gebaut wurden. Von den drei auf Befehl des Königs gebauten Schiffen verdient „The Regent" besondere Beachtung. Dieses Schiff führte 225 Serpentinen genannte Geschütze von 2½ Zoll Kaliber. Ein zweites Schiff führte 141 Serpentinen. Obgleich das Rohr einer Serpentine nur 4 Ztr. wog, bedingte doch die grosse Menge dieser Geschütze, deren Munition und Bedienungsmannschaft ein grösseres Schiff, wie damals üblich war. Auch der Umstand, dass die Kanonen alle auf Deck, sowie auf der sehr hohen Back und Kampagne untergebracht waren, spricht dafür, dass das Fahrzeug viel Windfang gehabt haben muss. Ein solches Schiff liess sich nicht wie bisher durch Ruderer mit Leichtigkeit gegen den Wind bewegen. Eine vermehrte und vergrösserte Takelage musste dem Schiffe die Möglichkeit geben, gegen widrige Winde anzukämpfen. Diese beiden Schiffe erhielten daher eine viermastige Takelage und führten Mars-, Unter- und Bramsegel. Nebenbei hatten sie Riemen, mittels welcher sie bei Windstille bewegt werden konnten.

Als Ersatz für den in der Schlacht bei Brest 1512 verbrannten Regent baute König Heinrich VIII. 1514 das Schiff Henry Grace à Dieu, welches seinerzeit als ein Weltwunder gelten konnte und das Vorbild der bis 1861 gebräuchlichen Segellinienschiffe geworden ist. Mit der Einführung schwer getakelter Kriegsschiffe musste eine Änderung in der Zusammensetzung der Bemannung Hand in Hand gehen. Ein vollgetakeltes Segelschiff erforderte zur Bedienung der Takelage ein zahlreiches seemännisches Personal und die eingeschifften Soldaten, welche von nun ab ständig an Bord waren und Seesoldaten genannt werden können, mussten an Zahl und Bedeutung zurücktreten. Den Matrosen lag nun die Bedienung der Geschütze ob, bei den Enterungen waren sie vermöge ihrer grösseren Gewandtheit und leichteren Kleidung die ersten. Die Seesoldaten hingegen bereiteten den Angriff durch Kleingewehrfeuer vor und rückten als geschlossene Reserve nach, wenn dies noch nötig war. Und in den Zeiten, wo die englischen Flotten wegen Mangels an freiwillig dienenden Seeleuten gezwungen wurden, Matrosen gewaltsam zu pressen und sich unter diesen gepressten und unzufriedenen Leuten viele Ausländer, hin und wieder auch Kriegsgefangene befanden, waren sie von grossem Wert, um das zum Meutern geneigte Matrosenpersonal im Zaum zu halten. Man kann von ihnen annehmen, dass sie zu allen Zeiten die Bewaffnung der Fusstruppen ihres Landes ohne erhebliche Abänderungen geführt haben.

Es liegt eine Liste der an Bord des Schiffes Henry Grace à Dieu mitgegebenen Waffen vor. Aus dieser kann man ersehen, dass bei Errichtung einer permanenten Flotte an dem bisherigen Usus, dass sich der Matrose selber bewaffnen musste, nicht festgehalten werden konnte. Die Waffen waren im Schiffe inventarisiert und wurden auf die einzelnen Gefechtsstationen verteilt. Mit dem Wechsel der Station an Bord wechselte der Mann auch seine Waffe, eine Einrichtung, die noch in der Norddeutschen Marine 1870 bestand. In der Liste sind nachstehende Waffen aufgezählt: 500 Bogen aus Eibenholz, 120 Dtzd. Bogensehnen, 200 Enterpiken, 200 Enterbeile (bills), 10 Dtzd. Töpfe mit ungelöschtem Kalk, sowie eine grosse Menge Pfeile und Bolzen. Unter dem Artillerieinventar finden wir auch 100 Büchsen (hand guns), welche zwar von der Schulter aus gefeuert, aber in Pivots ruhten.

Es ist auffallend, dass Bolzen, aber keine Armbrüste mit angegeben werden, was sich daraus erklärt, dass die Armbrüste Handwaffen der Seesoldaten und also nicht inventarisiert waren. Die Zahl der Bogen wird ungefähr mit der Zahl des seemännischen Personals übereinstimmen und dieses giebt bei einer angenommenen Besatzungsstärke von 700 Köpfen, 500 Matrosen und 200 Offiziere und Seesoldaten. Der Schütze ergriff an Stelle der beschwerlich zu ladenden Büchse, wenn er sie einmal abgefeuert hatte, seinen Bogen und schoss damit weiter. Nur so kann es sich erklären, dass so viele Bogen mitgeführt wurden. In obiger

Liste sind weder Seitengewehre noch Schutzwaffen aufgeführt, und es ist nicht anzunehmen, dass von den 500 Matrosen nur diejenigen, welche die 200 Enterbeile führten, eine Hiebwaffe hatten. Wahrscheinlich wurden also Schutzwaffen und Seitengewehre noch von den Matrosen selber aufgebracht, wie diese auch noch für die eigene Bekleidung zu sorgen hatten.

Wie lange Schutzwaffen von den Matrosen getragen wurden, lässt sich schwer feststellen. Der Helm war jedoch zum Dienst bei den Geschützen in dem niedrigen Raume unter Deck, sowie bei der Bedienung der Takelage sehr hinderlich, weshalb sie noch eher als von den Offizieren werden abgelegt worden sein. Die letzteren nun haben offenbar länger Schutzwaffen geführt. Folgendes lässt darauf schliessen: 1673 in der Schlacht bei Texel



Abb. 2. Bildnis des holländischen Admirals Tromp. († 1653.)
(Nach: Clowes, the royal navy.)

sank das Boot, in welchem der Admiral Spragge sein kampfunfähig gewordenes Flaggschiff verlassen wollte, um anderswo seine Flagge zu setzen. Der Admiral ertrank, weil er durch seine Rüstung niedergezogen wurde. Ein Bild des Admirals Blake zeigt diesen Seehelden mit einem Kürass, welcher schwarz lackiert war und daher nicht für eine Paraderüstung gehalten werden kann. Die Admirale de Ruyter († 1676) und Tromp († 1653) (Abb. 2), sind mit grossen gebrauchsfähigen Ringkragen portraitiert. Der Umstand, dass ein kleiner, an einer Kette zu tragender Ringkragen 1872 und vielleicht noch später das Dienstabzeichen der spanischen Seeoffiziere bildete, spricht dafür, dass der Ringkragen als letzte Schutzwaffe in späterer Zeit nur noch von Offizieren getragen wurde, also ein Offiziersabzeichen geworden ist.

Das Schiff Henry Grace à Dieu hatte ausser 19 schweren Kanonen aus Messing von verschiedenen, zwischen 6—8 Zoll schwankendem Kaliber und zwei 2½ Zöllern 130 leichte Geschütze, ausschliesslich der oben erwähnten hundert Handbüchsen. Unter den 19 schweren Geschützen sind nie mehr als vier von einer Grösse und unter den 130 leichten Kanonen sind sieben verschiedene Klassen angegeben. Im ganzen waren vierzehn verschiedene Geschützarten an Bord vertreten. Es sind verschiedene Abbildungen dieses Schiffes vorhanden (Abbildung im vorigen Heft). Alle geben die diesem eigentümlichen Flankierungstürmchen der Back und Kampagne, sowie die viermastige Takelage an; doch sind die Bilder unter sich so verschieden, dass nichts Zuverlässiges über Verteilung der Geschütze aus demselben entnommen werden kann. Die schwersten Geschütze werden wohl unten und die längsten, d. h. die weittragendsten vorn und hinten ihre Aufstellung gefunden haben.

Das Pulver wurde in Fässern an Bord genommen und daselbst zu Kartuschen verarbeitet. Zur Herstellung der Kartuschen wurde Papier verwandt. Sie, sowie die Verteilung der Munition an vierzehn verschiedene Geschützarten erforderte eine besondere Ausbildung; daher finden wir in den Mannschaftslisten jener Zeit eine Anzahl „Artilleristen“ beziehungsweise Feuerwerkspersonal angegeben (gunners). Für dieses Schiff sind 50 Mann aufgeführt. Ob diese Artilleristen Seeleute oder Soldaten waren, ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlicherweise wurde das Feuerwerkspersonal anfänglich der Armee und in späterer Zeit dem seemännischen Personal entnommen.

Korn und Visier zum Richten der Geschütze kamen erst sehr spät in allgemeinen Gebrauch. Noch im Jahre 1812 hatte der Kommandant der Fregatte Shannon seine Geschütze auf eigene Kosten mit beiden versehen lassen. In einer vorliegenden Schiffstafel ist für jedes Geschütz angegeben, bis zu welcher Entfernung die Höhenrichtung mit dem Quadranten eingestellt werden konnte und wie weit die äusserste Schussweite reichte. Das Einstellen mit dem Quadranten damaliger Zeit kann bei bewegtem Schiffe kaum irgend einen Zweck gehabt haben, und wird späterhin auch nicht mehr erwähnt. Die durchschnittliche Schussweite der schweren Geschütze war mit dem Quadranten eingestellt 350 Schritt und aufs Geradewohl gefeuert 2000 Schritt.

Zwei Nachteile hatte die artilleristische Armierung der Henry Grace à Dieu und der nach ähnlichen Grundsätzen gebauten Schiffe. Wurde aus einem Geschütz mehr als einmal gefeuert, so hätte bei der grossen Anzahl verschiedener Geschützarten der Munitionstransport die grössten Schwierigkeiten gemacht. Um ferner den Schwerpunkt des Schiffes möglichst tief halten zu können, waren die schwersten Geschütze in der unteren Batterie untergebracht und diese

so tief gelegt, dass die Pforten eigentlich nur bei gutem Wetter geöffnet werden konnten. Bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist es vorgekommen, dass Schiffe mit den leichten Geschützen der oberen Batterien allein kämpfen mussten, weil sie die Pforten der unteren Batterien nicht zu öffnen vermochten, ohne das Schiff in Gefahr zu bringen. Öfters sind auch Schiffe im Gefecht gesunken, weil der Wind sie auf eine Seite neigte und die untere Batterie voll Wasser lief.

In einer Schiffsliste von 1548 ist nun die Armierung der Henry Grace à Dieu nur noch mit 19 schweren Geschützen aus Messing und 103 leichten eisernen Rohren angegeben. Man hatte, wie es scheint, eine Menge der kleinsten Kanonen als überflüssig ausgeschifft. Die 19 schweren Messingrohre waren Folgende:

Bezeichnung der Geschützart	Zahl	Kaliber in Zoll	Rohrgewicht in Pfund	Geschossgew. in Pfund
Cannon	4	8	6000	60
Demi cannon	3	6 1/2	4000	30 1/2
Culverin	4	5 1/4	4500	17 1/4
Demi culverin	2	4 1/2	3400	15 1/4
Saker	4	3 1/2	1400	5 1/3
Cannon Petro	2	6	3000	24 1/2

Canno Petro feuerte Stein- oder Bleikugeln, alle anderen Geschütze hatten Eisenmunition.

Etwa hundert Jahre später (1603) führte das Schiff Triumph, von derselben Grösse wie das oben beschriebene, nachstehende Armierung, 38 schwere Geschütze, und zwar: 4 Cannon, 3 Demi cannon, 17 Culverin, 8 Demi culverin, 6 Saker und nur noch 4 kleinere Geschütze. Nach einer anderen Angabe führte es 30 kleinere Rohre. Die Geschütze schossen noch recht ungenau und hatten einen Spielraum von 1/2 Zoll und häufig mehr zwischen Geschoss und Rohrwand. An Besatzung hatte dasselbe Schiff 340 Seeleute, 40 Artilleristen und 120 Seesoldaten, im ganzen 500 Mann, also 200 weniger als die Henry Grace à Dieu. Es waren noch Bogen und Pfeile an Bord.

Der erste Dreidecker „Sovereign of the Seas" wurde 1637 gebaut. Dieses Schiff war bei 1500 Tonnen um 1/3 grösser als die beiden vorgenannten. Es führte in drei gedeckten Batterien in nachstehender Ordnung 100 Geschütze. In der ersten, untersten Batterie 20 Cannon und 8 Demi cannon, in der zweiten Batterie 30 Culverins, in der dritten Batterie 28 Demi culverins, auf Oberdeck, Back und Kampagne 2 Culverins und 16 Demi culverins.

In der Armierung dieses Schiffes ist insofern ein grosser Fortschritt gegen früher zu bemerken, als die verschiedenen Kaliber auf vier reduziert sind und aus jeder Batterie einheitliche Geschosse gefeuert werden. Die vielen verschiedenartigen kleinen Geschütze sind mit der entgültigen Einführung von Handfeuerwaffen in Fortfall gekommen. Wenn ausnahmsweise kleine Pivotgeschütze, Wallbüchsen und dergleichen aufgestellt wurden, zählten sie bei Angabe der Geschützzahl eines Schiffes nicht mehr mit. Es wurde auch dahin gearbeitet, die Kanonen zu erleichtern, was nicht nur den Zweck hatte, mehr Geschütze, wie früher einschiffen zu können, sondern auch eine leichtere Bedienung derselben und somit ein schnelleres Feuern zu gestalten. 1626 erhielt ein gewisser John Brown, Königlicher Geschützgiesser, eine Belohnung von 200 Pfund, weil er leichtere und gleichzeitig widerstandsfähigere Kanonen, als bisher üblich waren, hergestellt hatte.

Stein- und Bleikugeln wurden seit 1625 nicht mehr verwendet, die Bezeichnung Canon Petro galt von da ab für ein Rohr, welches nur mit schwacher Ladung feuerte.

Der Export von Kanonen wurde während der Regierungszeit von Jacob I. und Karl I. nur mit königlicher Einwilligung gestattet. Es durfte nur in East Smithfiel mit solchen gehandelt werden, die Aus- und Einschiffung wurde nur beim Tower in London geduldet. Trotzdem sind viele Geschütze ins Ausland gekommen; nicht wenige wurden aus den Befestigungswerken und wahrscheinlich auch aus den Königlichen Schiffen gestohlen.

(Wird fortgesetzt.)



Zur Entwicklung des Bajonetts. (Ein Nachtrag.) In der Königl. Gewehrgalerie zu Dresden befindet sich ein Gewehr mit eigentümlicher Befestigung des Hirschfängers am Laufe. Als Nachtrag zu dem Aufsatze Über die Entwicklung des Bajonetts (vgl. Bd. II. S. 423) sei diese Befestigungsart hier beschrieben. Es schliesst sich dieselbe der mittels zweier Ringe im Griffe an, nur dass hier die vordere Ring sich in der Parierstange befindet, der hintere dagegen in einer seitlichen Verlängerung des Griffknopfes. Die letztere Ringöffnung ist durch eine nach dem Griffe zu federnde Platte bedeckt, der vordere Ring enthält das Muttergewinde für die Schraubengänge an der Mündung des Laufs, so dass, wenn der Hirschfänger aufgepflanzt wird, die Mündung in den vorderen Ring eingeschraubt werden muss. Die Schraubengänge an der Mündung sind auf der oberen Hälfte (das Gewehr im Anschlage gedacht) weggefeilt, um das Zielen ohne Hirschfänger nicht zu stören. Die aufgepflanzte Waffe ist mit der Schneide nach unten gerichtet, ein kleines Korn auf dem Ringe dient dann zum Zielen. Die Klinge ist zweischneidig, auf der einen flachen Seite ist der Brandenburger Adler mit dem Hohenzollern-Brustschilde und der Nummer 21 geätzt, auf der entgegengesetzten Seite die Buchstaben M. Z. B. (Markgraf zu Brandenburg).

Nach dem Inventar ist das Gewehr im Jahre 1736 aus der Württembergischen Sammlung erkauft. Es ist dasselbe ein Hinterladegewehr nach dem System La Chaumette, bei welchem eine senkrechte, dem Laufkaliber entsprechende Verschlussschraube mit steilem, vierfach übersetzten Gewinde unmittelbar vor der Schwanzschraube durch beide Laufwände geführt ist. Auf dem unteren Ende der Verschlussschraube ist der Abzugsbügel als Hebel angesetzt. Dreht man diesen Bügel von links über vorn nach rechts, so senkt sich die Schraube, bis sich ihre obere Fläche mit der unteren der Laufbohrung vergleicht. Durch die so entstandene Öffnung wird — bei etwas gesenkter Mündung — die Kugel eingeführt, welche bis an das Ende der wenig erweiterten Kammer rollt, worauf die Pulverladung durch dieselbe Öffnung folgt. Mit dem Zurückdrehen des Bügelhebels hebt sich die Verschlussschraube, die Ladeöffnung verschliessend, wobei das überschüssige Pulver als Zündkraut seitlich auf die Pfanne des Steinschlosses fällt. Das Schloss trägt die Bezeichnung B. Paris, jedenfalls das Zeichen des Verfertigers Brion in Paris, von dem mehrere Gewehre ähnlicher Einrichtung aus gleicher Zeit in der Gewehrgalerie vorhanden sind. Die Erfindung des La Chaumette wurde vom Marschall v. Sachsen in seinen Rêveries 1732 besonders empfohlen; es wurde auch in Frankreich infolge seines Einflusses ein Regiment Dragoner damit bewaffnet. Das vorliegende Gewehr ist aber keine Soldatenwaffe, schon seiner zierlichen und leichten Bauart wegen (der reich verzierte Griff ist sogar mit Schildkrot belegt), doch lässt die Nummer 21 des Hirschfängers darauf schliessen, dass das Gewehr entweder für die Jägerei oder für eine Hoftruppe bestimmt war.

M. Thierbach.



Hirschfänger in der Kgl. Gewehrgalerie zu Dresden.

Das Haus der Nigroli da Missaglia in Mailand. Aus dem Corriere della Sera, Milano, 2. Feb. 1903 entnehmen wir, dass das alte Haus der berühmten Plattnerfamilie Nigroli da Missaglia auf der Via spadari (Schwertfegergasse) zu Ende des Jahres 1901 abgebrochen worden ist. Es verschwand als ein Opfer moderner Spekulanten, welche das Haus sowie den umliegenden Häuserkomplex käuflich erworben hatten, um nach deren Abbruch das Terrain neu zu bebauen, bezw. eine neue Strasse hindurchzulegen. Die Bemühungen einer Anzahl angesehener Bürger, denen noch Pietät für die Geschichte der Stadt und des Landes innewohnte, das historisch wertvolle Haus zu erhalten, blieben leider erfolglos und so fielen denn unter Pickel und Hacke die Räume, in denen das Geschlecht der Nigroli länger denn zwei Jahrhunderte gewohnt hatte, es fielen die Werkstätten, in denen die formschönen gotischen Harnische von blankem Stahl oder die kostbaren getriebenen, geätzten, ciselierten und vergoldeten Prunkharnische, Helme und Schilde unter den Händen der Meister Antonio, Tomaso, Filippo, Giacomo, Francesco und Giovanni Paolo entstanden waren, es fiel die Säule, deren Kapitäl das Monogramm der Missaglia zeigte, das Wendelin Boeheim zuerst auf die Spur der frühesten Arbeiten dieser Plattner führte und es fiel schliesslich auch das alte Madonnenbild auf einer Wand des inneren Hofes, vor welchem die Meister, ihre Frauen und Kinder ihre Andacht verrichtet hatten. Bei diesem Marienbilde versammelten sich einen Tag vor Beginn des Abbruches der Gebäude diejenigen achtungswerten Männer, welche die grössten Anstrengungen gemacht hatten, um das für die Geschichte der Waffenschmiedekunst so überaus wertvolle Denkmal vor der Zerstörung zu bewahren. Sie waren erschienen, um der Stätte künstlerischen Schaffens vergangener Jahrhunderte, die nun für immer verschwinden sollte, bewegten

Herzens einen Abschiedsgruss zu weihen. Unter ihnen befand sich der bekannte Waffenhistoriker I. Gelli und der vortreffliche Architekt G. Moretti. Beide haben nun in ihrem jüngst erschienen Werke: »Die Mailänder Waffenschmiede, die Missaglia und ihr Haus, Notizen, Dokumente, Berichte«, 56 Tafeln und 12 Textbilder, Mailand, Ulrico Hoepli, 1903, (Lire 25) dem Haus der Nigroli da Missaglia ein würdiges Gedenkblatt gewidmet, auf das wir unsere Freunde besonders aufmerksam machen wollen.

M. v. E.

Ein Beitrag zur Bibliographie der Waffenkunde.

Burg an der Wupper. Flintenlauffabrikation.

Wiebeking, Beyträge zur churpfälzischen Staatengeschichte, Heidelberg 1792.

Th. J. J. Lenzen, Beyträge zur Statistik des Herzogthums Berg. II. Düsseldorf 1802.

J. F. W., Versuch einer Geschichte der Industrie und des Handels in den niederrheinisch-westphälischen Provinzen des vormahligen Grossherzogthums Berg: Vaterländische Blätter. I. B. Düsseldorf 1814.

Eduard Hölterhoff, Vaterlandskunde, S. 65/67, Solingen 1841.

Albert Weyersberg und M. Schiwara, Aus vergangenen Tagen: Solinger Kreis-Intelligenzblatt vom 18. 11. 1893, 27./1., 15. 9., 6. 10. 1894, 13./7. und 27./7. 1895.

O. Schell, Zur Bergischen Industrie-Geschichte: Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Elberfeld 1897, S. 191.

Albert Weyersberg, Die Flintenlauffabrikation zu Burg a. d. Wupper: Zeitschrift für historische Waffenkunde I, S. 257, II. S. 387.

Derselbe, Die Waffenschmiede-Familie Kalthoff: Ebendort.

Gülich- und Bergische Wöchentliche Nachrichten 1769 Nr. 5: Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins Elberfeld 1900, S. 225/26.

Herzberg am Harz. Gewehrfabriken.

Albert Weyersberg, Genealogie der Familie Schimmelbusch: Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Fa-Familien, B. V. S. 314. Berlin 1897.

Solingen. Klingen-Industrie.

Bruderbücher und Protokolle des Solinger Schwertschmiedehandwerks. 1640 bis gegen 1800 (nicht vollständig), im Besitze des Herrn Rektors Ewald Messerschmidt zu Lehner-Kreuzweg, Gemeinde Wald bei Solingen.

Zeichen-Rolle der Messermacher, angelegt im Jahre 1684 (30 cm lang, $10^1/_2$ cm breit, 3 cm dick), enthält auch viele Schwertzeichen.

Zeichen-Rolle der Härter und Schleifer aus dem Jahre 1771.

»Schwert-Feger Handwerks Zeichens Rolle«, angelegt am 1. Mertz 1777.

»Schwert-Schmits Handwerks Zeichens Rolle«, angelegt am 8. Mertz 1777.

Diese vier wertvollen Zeichenrollen, welche früher im Solinger Rathause und dann auf dem Kgl. Gewerbegericht zu Solingen aufbewahrt wurden, sollen sich jetzt in Berlin befinden, wohin sie zur Aufklärung von Zeichenstreitigkeiten gesandt worden sind.

J. W. Bewer, Sammlung einiger bei den Jülich- und Bergischen Dikasterien entschiedenen Rechtsfälle . . ., Düsseldorf 1796, I, S. 98: Von der Gerichtsbarkeit der Handwerksvoigte in der Fabrik zu Sohlingen; 1798, III, S. 93, 145: Von der besonderen Verfassung der Solinger Klingen- und Messerfabrik.

J. J. Lenzen, Ueber Fabrikation, Manufakturen und Samlung im Herzogthum Berg. Aschenberg's Bergisches Taschenbuch, S. 187/219. Düsseldorf 1798.

Adam von Daniels, Vollständige Beschreibung der Schwert-, Messer- und übrigen Stahl-Fabriken zu Solingen im Herzogthum Berg. Düsseldorf 1808. (Eine ältere Ausgabe erschien 1802).

Bemerkungen über die Verfertigung des Damascener Stahles. Grossherzogl. Bergisches Archiv 1811, Nr. 9, S. 58.

J. von Hauer, Statistische Darstellung des Kreises Solingen, S. 69, Fabriken und Manufakturen. Köln 1832.

Eduard Hölterhoff, Vaterlandskunde, S. 34/36. Solingen 1841.

Beschreibung des von P. D. Lüneschloss angefertigten goldenen Ehrendegens, den die Offiziere der Armee am 15. Octb. 1855 dem König Friedr. Wilhelm IV. überreichten. Bergisches Volksblatt 1855, S. 84. Solingen.

C. F. Melbeck, Statistische Darstellung des Kreises Solingen. Solingen 1860.

F. Schirlitz, Die Fabrikation der Stahlwaaren, mit Zeichnungen von J. Klaucke. Weimar 1868.

Alphons Thun, Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter. II. Die Industrie des Bergischen Landes. Aus Gustav Schmoller, Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. II. B., 3. H. Leipzig 1879.

Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien, VII. Auflage. Otto Spamer, Berlin und Leipzig 1879. Band VI, S. 85: Blanke Waffen.

Rudolf Cronau, Geschichte der Solinger Klingenindustrie. Stuttgart 1885.

Cavalry swords and sword Making at Solingen: The Ironmonger. London 1886, S. 830/33.

August Demmin, Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig 1886. — Eine Besprechung der die Solinger Klingen-Industrie berührenden Demminschen Angaben veröffentlichte Albert Weyersberg in »Aus vergangenen Tagen«. 30., 31. und 32 Forts.: Solinger Kreis-Intelligenzblatt 1894.

Katalog des historischen Museums der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. IV. Abth.: Waffensammlung. Wien 1888.

C. A. Ossbahr, Zur Geschichte der Solinger Klingen-Schmiede. Mit 10 Abbildungen von Klingenzeichen. »Aus dem Schwedischen von Th. Cederström. S. 50/55.

Derselbe, Guide du visiteur au Musée d'Armes. dans le Palais Royal de Stockholm. Stockholm 1889. (Die schwedische Ausgabe von 1894.)

Führer durch die Waffensammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Wien 1889.

Wendelin Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, Leipzig 1890. — Die die Solinger Klingen-Industrie betreffenden Mittheilungen Boeheim's wurden von Albert Weyersberg eingehend besprochen in den

Aufsätzen »Aus vergangenen Tagen«, 42. und 44. Forts.: Sol. Kreis-Intellig.-Blatt 1894/5.

Ewald Messerschmidt, Das Schwertschmiede-Handwerk, ein Bild aus der Gewerbthätigheit Solingens in den vorigen Jahrhunderten, nach Aktenstücken zusammengestellt (um 1890). Manuskript im Besitze des Rektors Messerschmidt zu Lehner Kreuzweg, Gem. Wald bei Solingen. 1902/03 veröffentlicht in der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, 9. u. 10. Jahrg.

Ed. Porschke, »Beiträge zur Geschichte des früheren Amtes Solingen«, VIII. Die Stahlwaarenindustrie im Amte Solingen. Heft II. Solingen 1890.

L. Robert, Catalogue des collections composant le Musée d'Artillerie en 1889. Paris 1891.

Albert Weyersberg und M. Schiwàra, Aus vergangenen Tagen. 50 Aufsätze aus der Geschichte Solingens mit genauem Inhaltsverzeichnis. Solinger Kreis-Intelligenzblatt 1892—1896. Das Inhaltsverzeichnis findet sich in Nr. 301 I, Jahrg. 1895 und Nr. 91, Jahrg. 1896.

Albert Weyersberg, Chronik der Familie Weyersberg zu Solingen. Elberfeld 1893.

Georg Petzsch, Die Familien Pols in Solingen und Dresden. Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. XV. S. 169/174. 1894.

Heinrich Lee, Solinger Klingen. Ein Wanderbild. Solinger Zeitung vom 13. und 15. Januar 1894.

Julius Lessing, Die Schwerter des preussischen Krontresors: Jahrbuch der kgl. preuss. Kunstsammlungen 1895, Heft II.

C. A. Ossbahr, Das Fürstliche Zeughaus in Schwarzburg. Rudolstadt 1895.

Der Ehrenpallasch für Solingens Ehrenbürger den Fürsten Bismarck. Sol. Kreis-Intellig.-Blatt und Sol. Zeitung vom 16. Mai 1895.

Rudolph Kuppelmayr, Waffensammlung Kuppelmayr (Max K. † 1888). München 1895.

Führer durch das Königliche Zeughaus in Berlin. Berlin 1895.

Max von Ehrenthal, Führer durch das Königliche historische Museum in Dresden. Dresden 1896.

Albert Weyersberg, Die in den privilegirten Handwerken der Solinger Industrie vertretenen Familiennamen: Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Elberfeld 1895, S. 13, 20/23, 30/30; 1896, S. 66; 1899, S. 23/25.

Albert Weyersberg, Solinger Schwertschmiede des 16. und 17. Jahrhunderts und ihre Erzeugnisse. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Elberfeld 1896, S. 34/38, 84/89, 107/112, 122/27, 180/87, 215/24, 235/40, 263/67.

Wendelin Boeheim, Meister der Waffenschmiedekunst vom XIV. bis ins XVIII. Jahrhundert. Berlin 1897. Solinger Klingenschmiede: Heinrich Col S. 36/37, Clemens Horn S. 100/01, Peter Munich S. 148/50, Peter Mungsten S. 151/153, Wilhelm Weyersberg S. 221/27, Johannes Wundes S. 240/42.

Hermann van Duyse, Catalogue des Armes et Armures du Musée de la Porte de Hal. Brüssel 1897.

Katalog der Sammlung Carl Theodor Winter, versteigert durch C. J. Wawra. Wien 1897.

Albert Weyersberg, Solinger Schwertschmiede-Familien (insbesondere eingehende Nachrichten über die Familien Moum, Berg, Schimmelbusch und Weyersberg): Zeitschrift für historische Waffenkunde. I, S. 20/21, 72/73, 97/99, 117/120, 141/42, 167/69, 202/03, 310/312; II, S. 17/18; Namen-Verzeichnis II, S. 18.

Derselbe, Genealogie der Familie Schimmelbusch. Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. B. V. S. 309/323. Berlin 1897.

Derselbe, Die Waffenschmiede-Familie Kalthoff. Zeitschrift für historische Waffenkunde. I. S. 257.

M. Georg Petzsch in Dresden, Othmar Wetter, Messerschmied: Zeitschr. f. hist. Waffenkunde. I. S. 87/93.

Katalog der Kunst- und Waffen-Sammlung Friedrich Rudolph von Berthold zu Dresden, versteigert durch J. M. Heberle in Köln. 1898.

Woldemar Horst-Basel, Made in Germany vor 500 Jahren. I/II. Das neue Jahrhundert. Köln, Februar 1899.

Der Ehrenpallasch der Stadt Solingen für Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. Solinger Zeitung und Solinger Kreis-Intelligenzblatt vom 19. März 1900.

Katalog der ehemalig R. Zschille'schen Waffen-Sammlung, versteigert durch Rudolph Lepke. Berlin 1900.

Katalog der Waffensammlung H. Ritter Pittoni von Dannenfeldt u. a., versteigert durch Rudolph Lepke. Berlin 1900.

Der Ehrensäbel für Ohm Krüger. Solinger Zeitung vom 18. April 1900.

Die Solinger Waffenindustrie in den letzten 30 Jahren. I/II: Solinger Zeitung vom 19. u. 26. Octbr. 1901.

Gebrüder Weyersberg: Solinger Zeitung v. 10. Mai 1902.

Heinrich Löwenstein, Ueberblick der Geschichte von Solingen: Festschrift z. XI. Rhein. Provinzial-Feuerwehr-Verbandsfeste, Solingen 1902.

Katalog der Kunsthistorischen Ausstellung Düsseldorf 1902. Kgl. Zeughaus in Berlin. S. 37/40.

Die Ausstellung als Solinger Klingen in Düsseldorf: Solinger Zeitung v. 19. Juli 1902.

Albert Weyersberg.

Die „Erbar Manschaft" der Länder Meissen, Thüringen und Sachsen im Jahre 1445. (Hauptstaatsarchiv Dresden. Locat 7997.) Von Otto Möttzsch, Dresden.

(Fortsetzung.)

Die Pflege Torgau (Turgaw) zählt 17 Parteien E. M. mit einem Besitz von 5020 ßo, dazu kommen noch 5 Erbarman die zeinse vnd guter habin legen in der pflege zu Turgaw vnd nicht darynn besessin noch dinstbar sind. (Güter und Pfandschaft im Werte von 940 ßo.) Die 15 Dörfer der Pflege stellen 15 wayne mit aller notdurft und 270 wehrhafte Männer.

Das Deliezscher Verzeichnis nennt die Namen von 35 E. M. und ihre Dörfer, darunter: der Probst vom Petirsperge mit 6 dorffer gnant die Probistie und der Probst von Gerbstete hat Lumene.

Die Pflege Osschacz stellt 24 E. M. und ist in 46 Dörfern von 578 wirthen bewohnt. Leider ist keine Angabe der Dienste vorhanden.

Eine höchst komplizierte Aufstellung musste der Vogt von Krympschow (Crimmitzschau) einliefern, um

den Herrschaftsverhältnissen seiner Pflege gerecht zu werden.

I. Die 4 E. M. (zwei von Trutschler, zwei von der Mosele) stellen »7 reisige pferde«.

II. »In dem stetchin zcu Krimptschaw wonen 50 besessen menre / den ist angeslagen fur gewehre 15 armbrust 15 handbuchssenn 30 spise ader flegile iserynn vnd 2 wayne.«

III. Die zum Schlosse gehörigen Bauern in Lauterbach (Luttirbach 13 menre), Coldten (Culten 7 menre) und die »4 gartner fur dem slosse«, also in Summa 24 Mann dienen mit 8 Armbrüsten und 16 Spiessen.

IV. Die zum Kloster »Ffranckenhusen« (in das Kloster Frankenhausen siedelten 1290 die Grünberger Cisterziensier-Nonnen über und wurde 1536 säkularisiert) gehörigen Dörfer mit 48 Mann hatten sich zu rüsten mit 14 Armbrüsten, 34 Spiessen oder Flegeln und einen Wagen zu stellen.

V. Die 2 Dörfer, welche den Mönchen zu Crimmitzschau (regulierte Augustiner-Chorherrn) 1222 bis 1478 gehörten, stellten 15 Mann mit 6 Armbrüsten und 9 Spiessen.

VI. Die 2 Dörfer des »Aptes zum Grunenhain« (Benedictiner-Abtei zu Grünhain), 11 Mann mit 4 Armbrüsten und 6 Spiessen. Ausserdem rüsteten die 4 Dörfer gemeinsam einen Wagen.

VII. »Das Spittal zu Krymptschow« besass 1 Dorf mit 5 Mann und 5 Spiessen.

In Summa stellte die Pflege Crimmitzschau mithin: 7 Pferde, 153 Männer mit 5 Handbüchsen, 45 Armbrüsten, 103 Spiessen und 4 Wagen.

Die Bezirke Zwickau und Werdau bilden eine Pflege »Czwickow«. Von den 19 E. M. ist nur der Besitz, nicht der Dienst angegeben. Die in 9 Dörfern »besessin gebawer« in der Zwickauer Pflege, 89 an der Zahl, stellen einen Wagen, 206 Männer in 7 Dörfern der Werdauer Pflege auch einen. — Die Stadt Werdau mit 120 »besessen man« dient mit 24 Mann, welche gerüstet sind mit 8 Armbrüsten, 8 Handbüchsen, 8 Flegeln, mit »panczern, isenhuten vnd pafeusen vnd darczu drey wayne rustig mit allem gerethe«. Die Stadt besitzt ein Dorf mit 14 Mann, welche zusammen mit 4 Armbrüsten dienen. — Die Stadt Zwickau hat angeschafft: »96 balisten, 142 flegile, 17 handbuchssen, 261 isenhute, 33 spisse, 290 pofeusen«, der Abt zu Grünhain: 30 Armbrüste, 77 Flegel, 2 Handbüchsen, 48 Eisenhüte. Stadt, Abt und dazu gehörige Dörfer stellen »397 werhaftig mensche, 4 wayne mit kethen vnd anderm gerethe«.

Die Armut des Bezirkes »Stalburg« (Stollberg) zeigt sich in dem eingesandten Verzeichnis. »100 redlich werhaftige personen mit armbrusten handbuchssen schilden vnd spissen darczu funff herwagen. — Aber vswendig des landes zuschicken konde man solcher obgeschribener anczal nicht gefuren noch vsgerichten / wenn die lute arm sind.« — Beschlosste E. M. giebt es nicht. Nur ein Adliger »Renbrecht v. d. Olsnicz hat lehin von uwn. gn. vnd dinet mit eim pferd. So ist fur dem slosse Stalburg auch ein frygut dauon solt man mit eym pferde dinen / so ist der besiczer arm vnd kann des von armutswegen nicht gethun.«

In der Pflege zu »Adorff« (Adorf) stellen 17 Orte 20 Wagen (Adorf 4, Melteuer 3 u. s. w.), die »stat Olssnicz 60 werhafftige gewopnite schutczen vnd 6 wayne«, die zu Oelsnitz gehörigen 28 Dörfer rüsten 26 Wagen, die »dinstman im gerichte zcu Adorff«, 6 E. M., dienen mit 12 Pferden, »im gerichte zcu Voitsperg« (Voigtsberg), 17 E. M., mit 26 Pferden.

»Mylen« (Mylau) hat 5 »besessen E. M.« und 250 »besessen burger vnde bawern«, welch letztere 105 Armbrüste und Spiesse und Flegel als Waffen haben.

»Ronnemberg« (Ronneburg, Altenburger Westkreis) dient mit 19 Pferden, nämlich 14 E. M. stellen 11 Pferde und 4 »glefyn«. Folgende Bemerkung zeigt uns, mit was für Schwierigkeiten mitunter ein Vogt zu rechnen hatte. Drei Adlige der Pflege, Ernfried vom Ende, Jhan Rudenicz und Jhan Puster, verweigern dem kurfürstlichen Beamten den Dienst. »Item Ernfried vom Ende siczt in der pflege Ronnemberg vnd hat sine guter alle vmb sich in der pflege liegende vnde dinet mir nicht dann vf myns gn. hren. brief / wan im darvmb geschriben wirdet.« Der Vogt bestreitet den Adlichen die Schriftsässigkeit, eine Eigenschaft, welche diese ermächtigte, landesherrliche Befehle direkt vom Kurfürsten oder seiner Kanzlei zu empfangen, im Gegensatz zu den Amtssassen, denen der Amtmann alle Verfügungen zugehen liess.

Die Pflegen des Erzgebirges haben sehr verschieden geartete Verzeichnisse eingereicht.

Aus »Friberg« (Freiberg), der reichen Silberstadt, und dem dazu gehörigen Bezirke erfahren wir wohl die Namen der Erbarman und ihren Besitz, die den »pfaffen vnd nunnen« gehörigen Ortschaften und eine Reihe Bürgernamen von den Patriziern Freibergs, »die habin ecker vnd hufen fur der stat ligen die do zulehin ruren von vnsn. gned. hn.«, aber ihre Dienste und Wehr sind uns nicht überliefert.

Von der Pflege »Frauwenstein« (Frauenstein) erfahren wir, dass daselbst 432 besessne Männer gewohnt haben, sonst nichts.

Ausführlicheres meldet der Vogt von Scharfenstein: »Item virhundert man / wirte vnd hussgesinde werhaftig ob sie mit ganczer macht folgen sollen. Item darvnter werden 200 armbruste 20 handbuchssen die andern mit spissen vnd pflegeln pofeusen swerten / poclern vnd ander whre die dorczu gehoret. — Item so ist keine erbarmanschaft beslost noch vnbeslost in der Pflege zum Scharffenstein sundern allein etlich zcehner / die do zwen vnd dry frie hofe haben vnd ob ich derselben vnd ander vermogen irfarn solde / das muste ich thun in geheym durch richter vnd scheppen vf iren eyd anders kan ich des nicht getun / das alles nach willen uwer gnade vnd uwer rete halde ichs gerne.«

Der »Schellenberger« meldet uns 7 E. M., aber nicht ihre Dienste, dagegen vom Landvolke, dass »536 besessen menre« in der Pflege wohnen, »der ist 405 werhaftig / die habin 178 armbruste 95 pafeusen 49 handbuchssen 23 wayne mit 46 keten flegeln spissen vnd messern die zusolcher vnd ander were gehoren.«

Eine der reichsten Pflegen, die »Pflege Aldemburg« (Altenburg) dient mit »27 glefin«, jede zu 2 Pferden, also mit 54 Pferden. Die Dörfer bringen auf »28 wain« mit 112 Pferden, 112 »schuczen«, 56 flegeln, 28 »iserin kethen« (eiserne Ketten) und den dazu gehörigen »hawen vnd schufeln« (Hauen und Schaufeln). — Dieses ansehnliche Heerfahrtsaufgebot (54 reisige, 112 Wagenpferde!) erklärt sich zum Teil, wie bereits erwähnt, aus dem Reichtum der Altenburger Pflege, zum Teil vielleicht auch daraus,

dass die Stadt Altenburg als Residenz ihre Wirkung zur Geltung brachte.

In der Pflege »Rochlicz« (Rochlitz) stellen 10 E. M. 9 »glefen«, die Dörfer, 42 an der Zahl, haben zu liefern: 1 wayn 4 pferde 4 schuczen 2 flegeln 1 waynknecht 1 iseren keth (eiserne Kette) 1 ags (Axt) 1 hawe (Hauc) 1 schuffeln (Schaufel) und zwar viermal, einmal 9, das andere Mal 8, zum drittenmale 14 und endlich 11 Dörfer. Ane die ir eigen gerichte haben/ oder die ein voit keinerley zugebieten hat noch zuheissen.

In der Pflege Dobelin (Döbeln) stellen die E. M. 22 Pferde und das »landfolg richt vss 2 stritwayn darczu 20 drabanten mit 10 armbrusten 3 handbuchsen vnd 7 flegele«. »Wenn aber eine gancze landfolge sein solde so komen vff 180 werhaftige mit 10 waynen 30 armbrusten 4 handhuchsen die andern mit spissen und flegeln.« — Die E. M. der Pflege Leisnig (Llissenig) sollen mit 13 Pferden »rustig gedienen«. »Item so richt das landuolg in der ganczen pflege vss 2 stritwain mit allem gerethe das dorczu gehoret/ darczu 20 werhaftige drabanten mit 10 armbrusten/ 5 spissen/ 5 flegele mit huten vnd pofeusen. Wenn aber eine gancze landfolge sein muste, so werden 280 Mann mit 10 Wagen, 50 Armbrüsten, die andern mit Spiessen und Flegeln gestellt.

»Missen« ist im Verzeichnis vom Jahre 1445 gar nicht aufgeführt, wohl aber besitzen wir einen Zettel vom Jahre 1447, der 29 E. M. nennt, welche ihrem Herrn mit 60 Pferden dienen.

Ebenso wie wir von Meissen aus dem Jahre 1447 die E. M. kennen, so auch von den Pflegen Bitterfeld: 7 E. M. mit 13 Pferden, »Hayn« (Grossenhain): 25 E. M. mit 40 Pferden und »1 schuczen«, und »Dipoldeswalde« (Dippoldiswalde): 2 E. M. mit 3 Pferden.

Der Adel in der Dohnaischen Pflege (Donyn), 33 Herren, haben 54 Pferde zu stellen (Heinrich von Bürau auf Weesenstein allein 6 Pferde), »vssgeslossen ire menre (des Kurfürsten Männer) mit der volge die nicht sind angeschlagen«. Das Landvolk in den Dörfern, welche zum Schlosse Dohna, dem Abt zu Alten-Zelle, dem Hospital zu Dohna oder dem Pfarrer daselbst gehören, hat mit 56 Armbrüsten und 60 Spiessen und Flegeln zu dienen. (116 besessne Männer) »Item so ist auch den obgen. dorffern vnd menren vssgesaczt mit 5 waynen myn. gn. hrn. zufolgen.«

In die benachbarte Pflege »zu Pirne« gehören ein Flecken (Goteleube = Gottleuba), 3 Dörfer und 7 Hammerwerke mit 91 »besessen menre, dy habin 53 armbruste vnd 38 spisse«. — Ebenso wie Pirna besitzt die Pflege Konigstein (Königstein) keine E. M. Die zwei zum Bezirke gehörigen »stetlin« (Königstein und Krippen!) und 7 Dörfer zählen »110 besessin menre« mit 28 Armbrüsten, 6 Pafeusen und 3 Handbüchsen.

Die 9 E. M. der Pflege »Honstein« (Hohnstein) stellen 12 Pferde, die 3 Städte und 5 Dörfer aber 17 fussschuczen mit 11 Armbrüsten und 6 Büchsen.

Die schwache E. M. der Pflege Radeberg (nämlich 3 Mann im Jahre 1445, 5 Mann im Jahre 1447) dient mit 7 Pferden (1447 mit 9 Pf.). Die »frihen richter« mussten »zwen rustige wayne mit aller notdurft vnd zugehorunge vssgerichten« und die hierher gehörigen 10 Dörfer stellten »60 schuczen« mit 44 Armbrüsten und 16 Handbüchsen.

Der Vogt von Tharand sendet folgenden Zettel:

»Gnediger liber herre als mit uwer gnad. geschn. hat dinst zubestellen mit uwer Erbarmanschaft vnd luten zugehorende in die pflege zcum Tarand also bitte ich uwer gnade wissen das eyn erbarman gnant Gollis mit ein lehin dahin gehoret der von uwer gnaden anderhalbe hufe frygut vnd 10 ßo zcinses hat dem ich von uwer gnade wegen dinst mit ein pferde gesaczt habe vnd bit uwer gnade in zu hedencken gnedichlichen das im zuswer sy vnd doch uwern gnaden gerne dinen wil was er vermoge.

Auch so hat uwer gnade virdehalb dorff zugehorende gein Tharand den ich auch gesaczt vnd dinst angeheisen habe vnd sie in meinung sind uwir gnaden gern zudinen das sie ussrichten wollen vnd vormogen ein wagen mit zwen knechten vnd zwen schutczen daruf vnd in den dorffern gar nahe bie funfczig oder sechczig menre sind/ die des hrots einteyls nicht habin vnd habe der zcinse/ einteyls/ bisher von in von uwer gnade wegen/ nicht mngen ermanen· vnd sind gar arm. Was mir uwer gnaden beuelhet darnach halte ich es.«

(1 Pferd, 1 Wagen mit 2 Knechten und 2 Schützen.)

Die stärkst gerüstete Pflege aller Wettiner Länder war die zu Dresden. Die Erbarmanschaft· dieses Bezirkes war in 30 Ortschaften ansässig und diente mit »60 pferde ussgeslossen ire menre (der Kurfürsten Männer) mit der folge die sind nicht angeslagen«.

Die Volge des landvolks« bestand aus »136 meure die brengen 101 spisse vnd flegile. So ist den obgeschriben dorffern (6 an der Zahl) angeslagen zur Folge 4 wayne«.

Die zum Dresdener Brückenamte[1]) gehörigen 114 Mann in 5 Dörfern »ist vfgesaczt 16 armbrust 18 spisse vnd flegel« und 2 Wagen.

Das »Spittalampt« (Hospitalamt) besass in 3 Dörfern 32 Mann, welche mit 12 Armbrüsten, 20 Spiessen und Flegeln und einem Wagen dienen mussten.

Der »Hofmeister zu Lubenicz« (Leubnitzer Amt) verfügte in 5 Dörfern über 56 Männer, deren Bewaffnung 33 Armbrüste und 22 Spiesse und Flegel waren. Ausserdem hatten sie 4 Wagen zu rüsten.

Zwei Klöster waren auch wegen ihrer in der Pflege Dresden liegenden Dörfer zur Heerfolge verpflichtet. Das Kloster »Suselicz« (das durch Heinrich den Erlauchten gegründete Clarissenkloster Seusslitz a. d. Elbe) besass in 3 Dörfern 21 Männer, die 10 Armbrüste, 11 Spiesse und Flegel und einen Wagen stellten.

Dem zum Augustinerkloster in »Alden Dresden« (jetzt Dresden-Neustadt) gehörigen Dorfe »Wiessag« (Weissig bei Weisser Hirsch) mit 30 Männern »ist vor were angeslagen 10 armbr. 20 spisse vnd flegile«. Ausserdem sollen sie mit einem Wagen folgen.

»44 Dörfer »in der pflege zu Dresden/ die Tumhren (Domherren) zu Missen vnd ander pristerschaft angehorende«, mit 426 Männern dienten mit 112 Armbrüsten, 234 Spiessen und 14 Wagen.

Eine Witwe »fraw Femke in der Henischen (Grossenhain) pflege gesessen hat in der pflege zcu Dresden« 2 Dörfer »zu lipgedinge/ die do auch mynen gn. hr. zur volge angeslagen sind wurden«: 19 Männer mit 7 Armbrüsten und 12 Spiessen. (Wiesag bie dem Tarande

[1]) Neben dem Bürgermeisteramte gab es in Dresden noch 15 Verwaltungsämter, u. a. das Brückenamt, das Materni-hospitalamt, das Leubnitzer Amt u. s. w. (Vgl. O. Richter, Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden I, 112ff.)

(Weissig b. Th.) und Kolczschaw (jetzt Bärenklause; vergl. Lippert und Beschorner, Lehnsbuch Friedrich des Strengen S. 45).

Ausserdem mussten die Leute der E. M., die in andern pflegen besessen aber in der Dresdenischen pflege gut dorfere vnd zcinse haben«, Dienste leisten 19 E. M. hatten in 38 Dörfern 204 Männer. Diese dienten mit 124 Armbrüsten und 168 Spiessen.

Die Stadt Dresden besass in 3 Dörfern der Pflege 43 Leute, welche als Rüstung 17 Armbrüste und 26 Spiesse hatten.

7 Bürger von Dresden und einer aus Freiberg besassen in 19 Dörfern 159 »besessne menre«, denen »angeslagen« war zu folgen mit 71 Armbrüsten und 88 Spiessen. Auch hatten sie 6 Wagen zu stellen.

Die Summe des Landvolks in der Pflege zu Dresden war 913 Männer, welche mit 306 Armbrüsten, 607 Spiessen oder Flegeln und 27 Wagen zu dienen hatten.

Eine Zusammenstellung der angeführten 40 Pflegen ergiebt:

In 29 Pflegen waren ansässig 395 E. M., welche mit reisigen Pferden dienen mussten.

Die Dienste, welche genannt werden, sind in 19 Pflegen 449 Pferde.

Die Zahl der wehrhaften Männer in 20 Pflegen betrug 7506. Bewaffnet mit Handbüchsen waren in 13 Pflegen 202, mit Armbrüsten in 18 Pflegen 1527 Mann, während die übrigen meistenteils mit Spiessen und eisernen Flegeln ausgerüstet waren.

Aus 20 Pflegen wissen wir die Anzahl der zu stellenden Heerwagen, nämlich 193.

Diese Übersicht dürfte wohl mit dazu beitragen, die immer wieder auftauchenden fabelhaften Heeresziffern des 15. Jahrhunderts auf ihre richtige Höhe herabzusetzen.



J. Gelli, imitazioni e falsi nelle armi e nelle armature antiche in: Rassegna d'arte III, No. 2—3 (Febbraio-Marzo 1903).

In der Februar-März-Nummer der »Rassegna d'arte 1903 Milano« veröffentlicht Jacopo Gelli einen Aufsatz unter dem Titel: »Imitazioni e falsi nelle armi e nelle armature antiche«. Nach einer spaltenlangen journalistisch gehaltenen Einleitung macht sich der Verfasser über die falschen Zuschreibungen und Datierungen in ausländischen Museen und Sammlungen lustig, so z. B. darüber, dass Waffen des 17. Jahrh. als solche aus der Schlacht bei Sempach angesprochen werden, oder dass im »antico arsenale« in Zürich — nicht das Landesmuseum — Rüstungen als einer Frau gehörig ausgegeben werden. Im folgenden wird den alten deutschen Plattnern im 15. Jahrh. vorgeworfen, dass sie italienische Marken gefälscht haben, speziell wird die Marke der Missaglia erwähnt. Nachdem sich der Schreiber dieses seit 8 Jahren mit Waffenmarken beschäftigt, wäre er dem Verfasser des erwähnten Artikels sehr dankbar, wenn ihm dieser eine solche falsche Missagliamarke aus dem 15. Jahrh. nachweisen würde. Dass Marken, besonders Klingenmarken, gefälscht wurden, liegt so auf der Hand, dass man sich darüber nicht wundern darf, aber diese Fälscherwut speziell den deutschen Waffenschmieden zuzuschreiben, ist eine Ungerechtigkeit, die aus nationalem Chauvinismus entstanden ist. Es dürfte wohl keine Marke der Welt so oft und von so vielen Nationalitäten nachgeahmt worden sein, wie speziell der »Passauer Wolf«.

Gelli kommt im weiteren Verlauf seines Artikels auf den im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien befindlichen Schild Karls V. zu sprechen, obwohl man kaum erwartet, dass unter dem Titel »imitazioni e falsi« ein unzweifelhaft echtes Objekt besprochen werden wird. Ausgehend von der Stilähnlichkeit mit dem bekannten Turiner Schild, schreibt er den Wiener Schild, der künstlerisch und technisch auf dem vollkommen gleichen Niveau mit jenem steht, als ein »lavoro di minor pregio« einem Bruder oder einem Werkstättenkünstler des Filippo Nigroli zu.[1])

Gelli beschreibt nun die Medaillons des Schildes und kommt zu der Deutung, dass darin die Geschichte Julius Cäsars dargestellt sei. Das Mittelbild zeige die Schlacht bei Thapsos, das kleine Medaillon links die Überbringung des Hauptes des Pompeius an Cäsar. Das Medaillon oben: Cäsar an der Spitze seiner Legionen, jenes rechts: die Tötung des Pompeius, und schliesslich das unterste: Cäsar im Kampfe. Gelli erwähnt noch die Michelangeleschen Figuren, die den Raum zwischen den Medaillons ausfüllen und spricht von der »opinione italofoba del signor Demmin, sempre pronto ad attribuire agli artisti tedeschi le più belle opere dei nostri insuperabili armaiuoli del Rinascimento«.

Auch die Geschichte des Wiener Schildes giebt Gelli, indem er erzählt, dass er bei der Einnahme von Prag von Carl Gustav Graf Wrangel, dem Gründer des Schlosses Skokloster bei Upsala, geraubt worden sei. Gegen die richtige Ansicht Plons, dass der geraubte Schild sich in der Rudolphinischen Kunstkammer am Hradschin (bei Gelli Hardschin) befunden habe, glaubt Gelli, dass unser Schild nach 1643, sei es durch Schenkung, sei es durch Diebstahl, aus Florenz in kaiserlichen Besitz gekommen sei, denn er findet in dem Manuskript des Antonio Petrini 1643 folgende Stelle: »L'armatura di Carlo Quinto si trova nell'armeria del Ser. Gran Duca (Lorenzo de' Medici) che è tutta figurata: ha nel petto un Nettuno con altri foglami, similmente il caschetto figurato, vi è ancora la cellata la quale forma un capo d'un orso, e nello scudo vi è figurato Tolomeo che porta la testa di Pompeo a Cesare ancora vi è il fornimento, e i pendoni della spada lavorati similmente da cisello, la quale donò detto Carlo ad Allessandro Duca di Firenze, e questa armatura dicano che fosse fabricata da Pirro Sirrico. . . .«

Soweit Gelli. Diese ganze Darstellung wäre sehr schön, wenn sie nur auch wahr wäre. Ich will Gelli Punkt für Punkt widerlegen.

[1]) Über diesen Schild und seine Zuschreibung werde ich demnächst ausführlicher handeln.

Vor allem ist auf dem Wiener Schild gar nicht die Geschichte Cäsars dargestellt. Gellis Hauptprämisse nämlich ist die Darstellung der Überbringung des Hauptes von Pompeius durch Ptolomäus an Cäsar, welches im Medaillon links dargestellt sein soll. Was Gelli zu dieser Vermutung gebracht hat, weiss ich nicht, als Entschuldigung, wenn eine möglich ist, wäre die Undeutlichkeit der Photographie. Doch auch dies ist hinfällig, denn Boheim hat in dem ersten Bande seines »Album hervorragender Gegenstände aus der Waffensammlung des A. H. Kaiserhauses« nicht nur einen deutlichen Lichtdruck, sondern auch die Beschreibung des Medaillons gegeben: »der Held überreicht dem Könige die spolia opima«, und darunter kann man sich doch nicht den Kopf des überwundenen Gegners vorstellen.

Auch die Deutung des grossen Mittelmedaillons als Schlacht bei Thapsos ist komisch, wenn man sich vergegenwärtigt, dass ein Renaissancekünstler eine Schlacht zwischen Cäsar und Metellus Scipio so darstellt, dass teils ganz nackte, teils nur mit einem Schilde geschützte Männer sich mit Keulen erschlagen.

Auch die Angabe der Geschichte des Wiener Schildes ist falsch. Der Wiener Schild wurde nie von Wrangel geraubt, wohl aber befindet sich der gesuchte Schild heute noch im Schlosse Skokloster. Schliesslich ist die bei Petrini angeführte Stelle gar nicht auf unseren Schild zu beziehen, denn auf ihm ist eben die Geschichte Cäsars nicht dargestellt, auch ist in allen figürlichen Teilen kein abgeschlagener Kopf zu finden.

Wenn Gelli mit mehr wissenschaftlicher Gründlichkeit und weniger Chauvinismus gearbeitet hätte, wäre es für ihn nicht notwendig gewesen, in das ferne Wien zu schweifen, wenn eben das Gute in — Turin liegt. Die von ihm nach Petrini citierte Stelle passt vollkommen auf den Schild F 12 in der Armeria reale in Turin. Denn vor allem ist die Beschreibung Petrinis doch so aufzufassen, dass die Hauptdarstellung genannt wird und nicht eine kleine Nebendarstellung. Der Turiner Schild zeigt eben thatsächlich, wie der gekrönte Ptolomäus in der Linken das Haupt, in der Rechten den Ring des Pompeius dem im Zelte sitzenden Cäsar bringt. Da nach Petrini der Turiner Schild ein Geschenk Karls V. an Alessandro Medici ist, so kann man ihn, da dieser Fürst 1537 ermordet wurde, genau datieren: er dürfte zwischen 1530 und 1537 entstanden sein.

Nun nur noch einige Worte über den Meister. Gelli sucht in seinen weiteren Ausführungen den Meister »Pirro (Pietro) Sirrico« — von dem er selbst in seinem »Guida del Raccoglitore e dell' Amatore di armi antichi« Milano 1900« sagt: »distinto fabbricante di armature. Lavocò per Carlo V.« — wegzudrängen und einen Mailänder Meister an seine Stelle zu setzen, um nur seinem Lokalpatriotismus zu huldigen. Er glaubt, Petrini habe den Namen Sirrico verstümmelt und habe den Pirro Sironi gemeint, weil Gelli einen Pirro Sironi di Giovan Antonio 1528 in Mailänder Urkunden findet. Solange das der einzige Beweis ist, würde ich wohl eher an der Tradition festhalten, die anzuzweifeln wir gar keinen Grund haben. Denn Petrini als Florentiner wird wohl den florentinischen Plattner Sirrico gekannt haben, der jedenfalls, nachdem sein Name sich über 100 Jahre in der Tradition erhalten hat, ein bedeutenderer Waffenschmied war, als der sonst ganz unbekannte Sironi.

Ich will auf den sehr aggressiven Schluss des Gellischen Aufsatzes nicht näher eingehen, nur glaube ich, es wäre vorteilhafter, selbst gründlicher zu arbeiten, ehe man es sich erlauben darf, ein Urteil über die Gründlichkeit anderer abzugeben.

Mehr Wissenschaftlichkeit, weniger Chauvinismus.

Dr. C. List, Wien.

Der Schriftleitung ist es Bedürfnis, ihre volle Übereinstimmung mit dem oben Ausgeführten besonders zu betonen. Die in diesem Heft besprochenen Bemühungen um das Haus der Negroli werden gewiss Herrn Gelli den Dank aller Waffenfreunde eintragen, seine Anmassungen aber, die in seinen wissenschaftlichen Leistungen kein ausgleichendes Gegengewicht finden, müssen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Herr Gelli hat noch sehr viel von der Wissenschaft derjenigen Länder zu lernen, auf deren Forschungen er von einer Höhe herabsieht, zu der ihn nur sein eigener Glaube an seine Tüchtigkeit emporgehoben hat, nicht das Urteil anderer.

Koetschau.

Mitteilungen des kaiserlichen und königlichen Heeresmuseums im Artillerie-Arsenal in Wien. Herausgegeben von dem Kuratorium des **k. u. k. Heeresmuseums.** 1. Heft. Wien 1902.

Ursprung und Entwickelung der deutschen Kriegsartikel von Wilhelm **Erben**. Innsbruck 1900.

Als dankenswerte Neuerung ist es zu begrüssen, dass das k. u. k. Heeresmuseum alljährlich Mitteilungen über seine Fortschritte veröffentlicht, deren erstes Heft uns hier vorliegt. Das Unternehmen gewinnt erheblich durch die Beifügung wissenschaftlicher Abhandlungen aus dem Arbeitsgebiet des Museums, wobei auf die innere Geschichte der Armee in erster Linie Gewicht gelegt werden soll: »Denn gerade solche Studien werden am meisten zur richtigen Würdigung der historischen Schätze beitragen, welche dieser Anstalt anvertraut sind; sie werden den für den Museumsbesucher bestimmten Führer von kritischen Anmerkungen entlasten und zugleich der Abfassung grösserer Fachkataloge über die bemerkenswertesten Teile der Sammlung vorarbeiten.«

Noch bedeutender als in diesen Worten der »Mitteilungen« charakterisiert, dürfte der Nutzen sein, den die neue Einrichtung der Wissenschaft, dem Publikum und dem Museum bringen kann. Am fruchtbarsten nämlich wird die Anregung zum Weiterforschen wirken, die das Bekanntwerden wichtiger, bisher wenig oder nicht beachteter Einzelheiten auf heeresgeschichtlichem Gebiete herbeiführt. Und hierin dürfte ein ebenso wichtiges Moment für die Wertschätzung der neuen Einrichtung liegen, wie in den oben erwähnten museumstechnischen Rücksichten.

Der geschäftliche Teil der »Mitteilungen« ergiebt ein erfreuliches Bild über das Gedeihen der Anstalt und das öffentliche Interesse an derselben im Jahre 1901. — Es wird betont, dass die Anregung zur Beschäftigung mit der österreichischen Geschichte das Beste ist, was das Heeresmuseum zu bieten vermag, und dass gerade die Heeresgeschichte am geeignetsten zu solcher Anregung ist. Das ist sehr treffend: denn Kriege haften am tiefsten im Gedächtnis der Menschen, weil sie die augenfälligsten und erregendsten Ereignisse der Geschichte sind. — Auch des grossen Nutzens ist gedacht, den der Künstler aus solchen Sammlungen zu ziehen vermag und es bedarf wohl für uns, denen Adolph Menzel angehört, keines weiteren Beweises in dieser Hinsicht.

Die historische Waffenkunde, als Teil der Kulturgeschichte, hat an all diesem ein hohes Interesse: nicht minder an der wissenschaftlichen Beigabe: »Kriegsartikel und Reglements als Quellen zur Geschichte der k. u. k. Armee« von unserem Mitglied, Herrn Dr. Wilhelm Erben. Es lag nichts näher, als auf die eingangs genannte Arbeit des sorgfältigen Forschers: »Ursprung und Entwickelung der deutschen Kriegsartikel« hierbei einzugehen, und so sei eine kurze Besprechung beider gestattet.

Die modernen Kriegsartikel sind ihrem Wesen und Inhalt nach nur zum Teil mit den alten Ausarbeitungen desselben oder ähnlichen Namens zu vergleichen. Während wir heute in den Kriegsartikeln eine ethische Pflichtenlehre für den Soldaten der allgemeinen Wehrpflicht erblicken, der vermöge dieser gesetzlichen Institution mit Leib und Leben dem Staate gehört, fussten die alten Söldnereide, Artikelsbriefe und Reiterbestallungen in erster Linie darauf, dass das Einzelindividuum sich selbst, auf Grund freien Entschlusses zum Dienen verpflichtete: der Vertrag war die Grundlage, nicht die Pflicht von Staatswegen.

Gerade weil nun die Grundlage einst und jetzt prinzipiell so verschieden ist, müssen Kriegsartikel und die stets mit ihnen zusammenhängenden Reglements für heeres- und kulturgeschichtliche Forschungen höchst wertvolle Unterlagen abgeben, sofern sie nur bezüglich der Art und Zeit ihres Entstehens richtig bestimmt und geordnet werden. Gerade dieser Notwendigkeit werden die Erbenschen Arbeiten in hohem Maasse gerecht, weil sich der Verfasser, wie man aus der ganzen Bearbeitung herausfühlt, der Schwierigkeit der Aufgabe und des Schadens, den eine falsche Bestimmung historischen Materials nach sich ziehen kann, voll bewusst ist. Jedenfalls finden wir bei der Heranziehung dieses umfangreichen handschriftlichen und gedruckten Materials überall eine scharfe Prüfung des Wertes einer jeden einzelnen Überlieferung.

»Ursprung und Entwickelung etc.« zeigt in 4 Teilen die allmähliche Ausbildung der Kriegsartikel:

I. Söldnereide aus der Zeit Maximilians I. Hier wird nachgewiesen, dass diese Zeit noch kein allgemein verbreitetes Formular der Artikelbriefe kannte — entgegen der anderwärts geäusserten Ansicht, dass der Maximilianische Artikelsbrief von 1508 die Grundlage aller folgenden sei. Jene Söldnereide sind vielmehr Formeln, die, je nach Bedarf des einzelnen Falles aufgestellt, eine bunte Mannigfaltigkeit des Inhaltes zeigen, wie es frühere Kriegserfahrungen und die Eigentümlichkeiten der betreffenden Kriegsvölker mit sich brachten.

II. Artikel für Deutsche Knechte (d. h. nur für Fussvolk). Auch die nach und nach an verschiedenen Stellen behufs dauernder Verwendung verfassten Artikel zeigen noch einen recht bunten Inhalt und bieten, wie leider so manches, in ihrer Mannigfaltigkeit ein Bild der damaligen Zerrissenheit deutschen Wesens. Von den Fassungen des 16. Jahrh. ist wohl die 1570 vom Speirer Reichstag angenommene für die kaiserliche Armee die wesentlichste, der sich aber durchaus nicht immer die Kreise für die von ihnen aufgebrachten Völker anschlossen. Bemerkenswert sind ferner die braunschweigischen Artikel von 1620, weil nicht nur für geworbene Truppen, sondern auch für die Landesdefension (s. u.) erlassen, sowie die Neubearbeitung der kaiserlichen Artikel vom Anfang des 30jährigen Krieges, die auch Bestimmungen über das Duell enthalten, welche man aber 1665 fallen liess.

III. Reiterbestallungen und Artikelsbriefe für Reiter. Die grössere Schwierigkeit bei Aufstellung berittener Truppen und die aristokratische Grundlage der zum Teil noch immer auf dem alten Lehnswesen ruhenden Reiterei hatten für Reiter gesonderte Artikel entstehen lassen, welche nach der Seinsheimschen Bearbeitung für den fränkischen Kreis auch für die kaiserliche Armee der Bestallung angegliedert wurden. Dies brachte zwar in disziplineller Hinsicht die Reiterei dem Fussvolk näher, doch wahrte sich erstere noch immer eine Sonderstellung, die speziell im »Reiterrecht«, bei sonders dem Wallensteinschen von 1617, zum Ausdruck kommt.

IV. Entstehung und Ausbreitung der reformierten Fassungen. Diese erfolgen unter entschiedener Einwirkung des im 17. Jahrhundert juristisch-wissenschaftlich im Sinne der Renaissance reformierten holländischen und besonders schwedischen Kriegsrechtes. Dass gerade Schweden massgebend wurde, ist bei dessen Bedeutung auf militarischem Gebiete erklärlich. Die Artikel des Grossen Kurfürsten sind direkt auf die schwedischen zurückzuführen, das Verdienst aber, den Bedürfnissen stehender Truppen, wie sie sich nunmehr allmählich ausbilden sollten, zuerst gerecht geworden zu sein, gebührt dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, dessen Fassung von der rheinischen Allianz und 1673 im österreichischen Heere angenommen wurde, wo wesentliche Änderungen erst am Anfang des 19. Jahrhunderts wieder erfolgten. —

Über die Bedeutung der Erbenschen Arbeit in den »Mitteilungen etc.« ist dasselbe zu sagen, was ich schon oben allgemein erwähnte. Hier treten die Kriegsartikel etwas zurück und ist den Reglements mehr Raum gewidmet, wobei die Arbeit durch die Beilagen — Abdrücke alter Reglementstexte — wesentlich an Anschaulichkeit gewinnt.

Auch die Reglements entstanden zunächst nur hie und da, nach Bedürfnis des Ortes und der Zeit, nicht als That einer das Wehrwesen des Reiches oder auch nur einzelner Kontingente beherrschenden Zentralgewalt. Die Anfänge finden sich erst um 1600, und den Anlass gab die sogenannte Landesdefension, d. h. die Verwendung der Bevölkerung zur Verteidigung der eigenen Heimat. Zu ihrer Einübung entstanden schriftlich niedergelegte Bestimmungen, so die von Jähns in seiner Geschichte der Kriegswissenschaften eingehend behandelte Denkschrift des Landgrafen Moritz von Hessen, das Werk Johanns von Nassau (1608) und das ausgezeichnete unter Erzherzog Maximilians Anregung von Oberstleutnant Franz Girardi von Castel für Tirol verfasste »Handbüchel zum Exerzieren«. Die erprobte Wehrhaftigkeit Tirols kann wohl mit dem Verfasser zu nicht geringem Teile dieser Reform Maximilians zugeschrieben werden, doch muss eine Wehrverfassung vor allem ein geeignetes Volk mit vaterländischem Sinne finden, wenn sie wirksam sein soll.

Auf die reichhaltige, vom Verfasser zu bescheiden als dürftig bezeichnete Zusammenstellung von Regimentsreglements gehe ich nicht ein, betone nur noch einmal, was der Verfasser selbst als Hauptsache bei diesen Forschungen hinstellt und was ich oben streifte: nicht so sehr der Inhalt des einzelnen Reglements ist des Studiums wert, als das Verhältnis aller untereinander. Dieses Verhältnis nach und nach klarzulegen ist, eine wichtige, schwierige, aber auch dankbare Aufgabe. Sie kann aber nur dann ausgiebig gelöst werden, wenn auch reichsdeutsche und ausserdeutsche Mitarbeiter fördernd mitwirken. Unser Verein könnte doch m. E. eine Centralstelle dieser Arbeiten sein.

Meyer,
Hauptmann u. Komp.-Chef im Inf.-Rgt. 139.

de Prelle de la Nieppe (Edgar). — Catalogue des Armes et Armures du Musée de la Porte de Hal, à Bruxelles. — in 8°, 566 pages. Bruxelles, 1902, Emile Bruylant, imprimeur-éditeur.

Nous sommes heureux de signaler, aux lecteurs du Zeitschrift le nouveau Catalogue des Armes et Armures de la Porte de Hal, dû au savant Conservateur de ce Musée, M. de Prelle de la Nieppe. Les Amateurs d'Armes consulteront avec fruit cet ouvrage bien conçu, bien documenté et remarquablement illustré.

L'auteur a adopté le système créé par Penguilly-l'Haridon et plus tard par le Colonel Robert pour le Musée de l'Artillerie à Paris, système d'ailleurs suivi par ses prédécesseurs au Musée de Bruxelles, M. M. van Vinkeroy et van Duyse; c'est à dire que chaque série d'armes est précédée d'une notice sur les armes qui la composent; mais les notices de M. de Prelle sont si complètes que chacune d'elle est un traité sur la matière. Toute assertion est basée sur les ouvrages des meilleurs auteurs ou sur des documents tirés d'anciens textes. De plus, d'excellentes et nombreuses phototypies reproduisant les plus belles pièces du Musée illustrent ces notices et permettent aux amateurs d'armes que l'éloignement empêche de visiter la Porte de Hal, de se faire une juste idée des merveilles qu'il contient. Des sceaux de villes belges, des pierres tombales anciennes où sont figurées des armes, achèvent la documentation illustrée de ces notices; et le papier couché sur lequel est luxueusement imprimé tout le volume a permis à l'auteur d'intercaler les phototypies dans le texte, et juste au bon endroit.

Mr. de Prelle a su éviter l'écueil contre lequel ont donné bien des rédacteurs de catalogues qui tombent en extase devant chaque objet décrit et entonnent un dithyrambe sur ses merveilles. La description des armes du Musée est faite en termes sobres et précis, permettant au lecteur de se faire une idée très nette de l'objet décrit, et lui laissant le soin de porter un jugement sur sa beauté.

L'ouvrage est terminé par la reproduction des marques d'armuriers et poinçons de contrôle relevés sur les armes et armures du Musée, avec une table de référence des objets sur lesquels figurent ces marques et poinçons.

La notice historique et archéologique sur la Porte de Hal qui sert d'introduction au catalogue, est due à la plume autorisée de M. Jean van Malderghem, archiviste de Bruxelles, bien connu des amateurs d'armes anciennes par ses savantes recherches sur le Goedendag. C'est un cours fort intéressant et des plus documentés sur le remarquable monument dans lequel est situé le Musée, et sur les nombreuses guerres dans lesquelles ila joué un rôle.

Beaucoup plus complet que le Catalogue précédent du même Musée, dû à M. van Duyse, et qui a été présenté aux lecteurs du Zeitschrift par notre si regretté Fondateur M. Wendelin Boeheim (I Band, p. 144), l'ouvrage de M. de Prelle de la Nieppe a sa place marquée dans la Bibliothèque de tous les amateurs d'armes et d'armures. **Charles Buttin.**



Frage 1: Mit dem Namen »Braunschweiger« bezeichnen alte Zeughausinventare, wie z. B. das aus dem Jahre 1629 herrührende in der Veste Eulenberg, Mähren, eine Gattung Faustrohre. Auch das Grazer Landeszeughaus (vgl. Lacher, Führer durch das Landeszeughaus in Graz. S. 16) bewahrt noch 240 Stück dieser »Braunschweiger Puffer«. Woher kommt dieser Name? Dr. P.



Neu dem Verein als Mitglieder beigetreten sind:

Böhler, Julius, Hofantiquar Sr. Majestät des Kaisers, München, Sophienstr. 6.

Gastgeb von Fichtenzweig, Frau Rosa, Verwalterin der Burg Busau, Mähren.

Dr. Lehmann, Bürgermeister, Döbeln.

Möy, Graf Ernst von, Kgl. Bayr. Kämmerer und Rittmeister à la suite der Armee, lebensl. Reichsrat der Krone Bayern, München, Theatinerstr. 1.

Paul, Kgl. Sächs. Oberst u. Oberzeugmeister, Dresden, Arsenal.

Ramboldi, Graf Karl von, Kgl. Bayr. Major a. D., München, Arcisstr. 23.

Schmidth, Aage, stud. archit., Kopenhagen, St. Paulsgade 33.

von Stoeklern zu Grünholz, Hauptmann und Kompagnie-Chef im Grenadier-Regiment Nr. 110 »Kaiser Wilhelm«, Heidelberg.

Offiziersbibliothek des Fuss-Artillerie-Regiments von Lingner Nr. 1, Königsberg.

Offiziersbibliothek des 1. Königl. Sächs. Jäger-Bataillons Nr. 12, Freiberg.

Bibliothek der Kgl. Gewehr-Prüfungs-Kommission, Spandau-Ruhleben.

Am 14. März um 1 Uhr folgte eine Anzahl von **Berliner Mitgliedern** des Vereins meiner Einladung zur Besichtigung von Neuerwerbungen des Königlichen Zeughauses, welche im Lichthof aufgestellt waren.

Eine grosse Anzahl der letzteren war aus München erworben worden, da mit dem dortigen Armee-Museum ein Austausch von Trophäen und Waffen stattgefunden hatte. Die Trophäen bestehen in 22 alten preussischen Fahnen aus der Fridericianischen Zeit, Beutestücken aus dem Breslauer Zeughause vom Januar 1807. Die Waffen stammen fast sämtlich von der Plassenburg, aus der Zeit, als diese noch im Besitz der Brandenburgischen Markgrafen war, es sind zahlreiche Spontons, Kurzgewehre, Helmbarten und Partisanen, zum Teil mit Wappen, Gewehre und Pistolen, vor allem aber einige interessante Geschützrohre, von denen folgende besonders zu erwähnen sind: 1. ein Bronzerohr (8 cm Kaliber), mit dem Namenszuge des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth (1712—1726) und dem Brandenburgischen Wappen, umgeben von der Kette des Ordens de la sincérité. Dieser Orden, 1705 gestiftet, wurde später als Roter Adlerorden unter die preussischen Orden aufgenommen. Das Geschütz wurde dem Markgrafen von den Rittern des Ordens gewidmet, es stand bis 1769 vor dem Residenzschloss Bayreuth und wurde dann nach der Plassenburg überführt. 2. Zwei preussische zehnpfündige Haubitzen (17 cm Kaliber), mit F. R., dem gekrönten Adler und den Sprüchen »ultima ratio regis« und »pro gloria et patria«, 1761. Die Rohre sind die einzigen dieser Konstruktion, welche erhalten sind. 3. Ein Bronzemörser (21 cm Kaliber) mit dem Hohenzollernwappen und dem Namenszuge des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1655—1702), bezeichnet: »Joh. Conr. Roth goss mich in Vorchheim 1707.« 4. Ein herzoglich preussisches Granatgewehr, Zweipfünder (6 cm Kaliber), mit dem brandenburgischen und dem preussischen Adler. Letzterer mit dem S auf der Brust, d. h. Sigismund, König von Polen als Lehnsherr des Herzogtums Preussen. Radschloss und delphinförmiger Schaft. Ende des 16. Jahrhunderts.

Ferner wurden den Herren Mitgliedern vorgeführt: der Säbel Sr. Majestät des Hochseligen Königs Albert von Sachsen, welcher dem Zeughause übergeben wurde, damit er seinen Platz neben den Degen der Feldherren des letzten grossen Krieges finde. Ein Reiterdegen aus dem 17. Jahrhundert, sogenannte Thomas-Klinge mit der Marke des Tommaso de Ayala in Toledo. Gefäss deutsch. Ein

Schwert von etwa 1250. Aus dem Pregel bei Königsberg gebaggert und wohl erhalten. Auf dem achteckigen flachen Bronzeknauf einerseits der preussische Adler, andrerseits ein Wappenschild mit einem Löwen. Zwei schmiedeeiserne Kanonenrohre. Deutsch. 1450. Aus Stäben zusammengeschmiedet und mit strickartig geformten Ringen umgeben. Hinterlader. Kammereinsätze fehlen.

Endlich nahmen die Herren Kenntnis von den grossen chinesischen Bronzerohren, welche vor Jahresfrist dem Zeughause überwiesen wurden. Dieselben sind durchschnittlich 3,5 m lang und reich verziert. Die chinesischen bezw. mandschurischen Inschriften besagen, dass dieselben Ende des 17. Jahrhunderts in Nanking unter Leitung von Nan-huai-jen, einem damals am chinesischen Hofe lebenden französischen Jesuitenpater, gegossen wurden. v. Usedom.

Am 29. Januar hielt die **Dresdner Ortsgruppe** ihre 4. Winterversammlung ab. Herr Oberst Thierbach besprach ein Bajonett des Historischen Museums (vergl. Fachnotiz in diesem Heft), Herr Dr. Koetschau einen ebenda befindlichen Schweizer-Dolch und sechs von dieser Sammlung erworbene mittelalterliche Anhänger. In der 5. Versammlung am 26. Februar wurde ein Harnisch des Historischen Museums von Herrn Dr. Koetschau in Verbindung mit einem gleichartigen, im Besitz des Herrn Grafen Trapp befindlichen behandelt, während Herr Oberst Thierbach über früher erfolgte Waffenabgaben aus dem Kgl. Sächs. Zeughause sprach. In der 6. Versammlung (26. März) wurde von Herrn Dr. Koetschau die Entwicklung des Sporns im Mittelalter geschildert, ein Pferdemaulkorb von 1560 im Besitz des Herrn Schonberg-Diener und ein Maultierbeisskorb des Historischen Museums besprochen. Die Versammlungen dieser Saison wurden am 25. April mit einer Zusammenkunft beschlossen, welche lediglich der Geselligkeit diente: die Mitglieder vereinigten sich zu einem Souper im Hohenzollern-Hof.

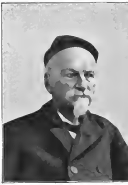
Von Mitte Februar bis Anfang April hielt Herr Dr. Koetschau im Historischen Museum für die Mitglieder der Dresdner Ortsgruppe einen **Kursus** ab, der die Einführung in die Waffenkunde bezweckte. Es wurde die Entwicklungsgeschichte der Trutzwaffen behandelt.

Redaktionelle Notizen.

Für Heft 3 und 4 können Beiträge nicht mehr angenommen werden. **Zeitige Anmeldung für spätere Hefte ist erwünscht.**



Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden
Druck von August Pries in Leipzig.



Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck †

Ein Wort zum Gedächtnis

von

Karl Koetschau.

„Arbeit ist der Genuss des Lebens, ohne Arbeit ist das Leben tot." So schrieb, dem neunzigsten Jahre sich nähernd, Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck am Schlusse seiner „Lebens-Erinnerungen". Nur ein rastlos thätig gewesener Mann darf solche Worte als Summe unter die Rechnung seines Lebens setzen. Er war dazu berechtigt, und jeder gönnte ihm nun, wo er am Abschluss seiner Thätigkeit zu stehen schien, noch manches Jahr der wohlverdienten Ruhe. Um so mehr war ich überrascht, als er mir im vorigen Jahre den Plan zu einem neuen Werke vorlegte, der mir recht deutlich bewies, dass er seinen Ausspruch ganz wörtlich genommen wissen wollte: er musste arbeiten, um leben zu können. Ein gütiges Geschick gestattete ihm die Durchführung des geplanten Werkes, das kurz vor seinem Ende der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Als der Tod seine Hand berührte, hatte sie eben erst Stift und Feder zur Seite gelegt: ein Sieger starb, mit frischem Lorbeer bekränzt, auf dem Felde der Ehre.

Und dieses Werk ist unser! Zu uns, die wir unsere Arbeit der Erforschung der Waffen widmen, hat Hefner zum letzten Male öffentlich gesprochen. In unsere Hände legte er sein litterarisches Testament. Mehr als einmal hat er mir seine herzliche Freude über die Entwicklung der historischen Waffenkunde zu erkennen gegeben und noch in seinem letzten Briefe teilte er mir eine Reihe von Erfahrungen mit, welche sich auf die gerade den Waffen so sehr geneigten Fälscherkünste bezogen, sorgend, dass auf unsicherem Material folgenschwere Schlüsse aufgebaut werden könnten. Wer sein neuestes Werk studiert, erkennt bald, dass Hefner Geleistetes wie Erstrebtes mit aufmerksamem Blicke zu verfolgen nie aufgehört hat, und diese ständige Anteilnahme an der Arbeit der Jüngeren liess in ihm den Wunsch reifen, noch einmal das in einem langen Leben Gesammelte in neuer Beleuchtung uns zu zeigen. Konnte er einen besseren Beweis dafür erbringen, dass er mit Recht als Ehrenmitglied an eine ausgezeichnete Stelle des Vereins für historische

Waffenkunde bei dessen Begründung gestellt worden war? — —

Heute erscheint uns manches als selbstverständliches Hilfsmittel, was die Forschung in der Zeit von Hefners bestem Schaffen noch nicht kannte. Die Heranziehung der Kunstdenkmäler zur Erklärung der Kultur ist erst durch Hefners Vorgang in Deutschland zur Gewohnheit geworden, und auch die fremdländische Forschung hat diese Arbeiten als Muster gepriesen und benutzt. Das muss wieder einmal, da es allzuleicht vergessen wird, festgestellt werden. Hefner sagt in seinen „Lebens-Erinnerungen" (S. 5 ff.):

„Die Werke bildender Kunst der Vorzeit jeder Art sprachen zu mir wie Geisterstimmen aus nebelgrauer Ferne, sie wurden mir mit Zunahme meiner Jahre Lern- und Lehrmittel und zwar vom Abc bis zu dem, was ich Philosophie nennen darf. Es ist gewiss, dass aus dem tiefsten Dunkel der Vorzeit die Gebilde der Menschenhand höherer und niederer Art oft mächtig zu uns sprechen, wo Worte und Schriften schweigen, wenn man dabei vorurteilsfrei zu Werke geht. Die Geschichte der Menschheit, ohne jene der Kunst, gleicht einem grossen Schauspiel, welches man hört und liest, von dem man aber nichts sieht."

Von diesem Gesichtspunkte aus muss Hefners Schaffen betrachtet werden. Denn nur dieser Anschauung verdanken wir alle seine Schriften und eine so wunderbar reiche Anstalt der Belehrung, wie es das Münchner Nationalmuseum ist. Diese Anschauung ist aber um so verdienstvoller, als sie sich in einer Zeit herausgebildet hat, in der die wenigsten fähig waren, etwas Ähnliches zu denken. Denn Hefners Jugend fällt in die Zeit der Romantik, und so gewiss ohne sie der glückliche Aufschwung der Geschichtswissenschaft nicht zu denken wäre, so sicher ist doch auch, dass nur wenige Auserwählte das Gute und Entwicklungsfähige in dieser Zeitströmung zu finden wussten, die meisten vielmehr zu historischen Vorstellungen kamen, welche aus einem meist recht unsicheren Spiel der Phantasie und nicht aus kritischem Sehen und Forschen hervorgingen.

Es kann meine Aufgabe nicht sein, hier die einzelnen Werke Hefners zu würdigen, zumal es auch unnötig wäre, da sie längst allgemein anerkannt und von Tausenden schon mit dem grössten Vorteil gebraucht worden sind, von dem jüngsten aber ich an einer anderen Stelle dieses Heftes spreche. Nur darauf mag hingewiesen werden, dass wir bis jetzt, trotzdem manches Einzelgebiet gründlicher erforscht worden ist, nichts in unserer kulturgeschichtlichen Litteratur haben, was sie in ihrer gediegenen Vielseitigkeit ersetzen könnte. Auch Hefner als Museumsbeamten zu würdigen, mag einem anderen überlassen werden. Daran aber will ich hierbei erinnern, dass manche seiner Einrichtungen noch heute wiederholt zu werden pflegen, und dass auf der Wiener Weltausstellung 1873 seine musealen Arbeiten in der Gruppe, welche „die Wirksamkeit der Museen" darstellte, nach denen des South-Kensingtonmuseums die meiste Anerkennung gefunden haben. Möge das niemals vergessen werden, am wenigsten an der Stelle, für die er seine beste Kraft geopfert hat.

Von Hefners „Lebens-Erinnerungen" habe ich schon einmal in dieser Zeitschrift (II. Bd. S. 122) gesprochen. Ich möchte jetzt das dort Gegebene durch Anführung einiger Daten ergänzen. Hefner wurde am 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg geboren, wo sein Vater Franz Ignaz als hoher Beamter des Fürst-Primas Karl von Dalberg, des damaligen Grossherzogs von Frankfurt von Napoleons Gnaden, eine segensreiche Thätigkeit ausübte. Die Kunst war in dem Hause heimisch, und so kam es, dass der Knabe mehr bei ihr als im gewöhnlichen Unterricht seinen Bildungsstoff suchte und fand. Besonders fleissig führte er Stift und Pinsel, was um so mehr Anerkennung verdient, als er schon im frühesten Knabenalter durch einen Unfall und die Ungeschicklichkeit des behandelnden Arztes seines rechten Armes beraubt worden war. Aber mit der ihm eigenen Energie, die ihn bis ins hohe Alter begleitete, wusste er den Verlust gut zu machen und bald übertraf er sogar an Geschicklichkeit seine Altersgenossen. Während er, wohl durch seine Neigung zum Kunstgewerbe veranlasst, an dem Betrieb einer Porzellanfabrik sich beteiligte, übernahm er gleichzeitig im Jahre 1833 den Zeichenunterricht an der Gewerbeschule seiner Vaterstadt, den er mit einer für solch' einen jungen Mann erstaunlichen Überlegenheit des Urteils so glücklich förderte, dass die Regierung ihn schon im Jahre 1836 dafür durch die Verleihung des Titels eines Professors ehrte. Aber auch ausserhalb des bayrischen Landes wusste man seine Thätigkeit zu schätzen, die zweifellos damals als etwas ganz Aussergewöhnliches erschien und deren Wert für die Geschichte man wohl ahnte: die philosophische Fakultät der Universität Giessen ernannte im Jahre 1840 den Neunundzwanzigjährigen zum Ehrendoktor. Kurz vorher hatte seine schriftstellerische Thätigkeit eingesetzt, die im Laufe der Jahrzehnte eine lange Reihe von Werken zeitigte. Ich führe sie hier in chronologischer Folge an und verzichte nur ungern darauf, die Geschichte ihrer Entstehung und ihrer Wirkung zu schildern:

1. Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen. 3 Bände. 1840—1854. — 2. Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance, in Gemeinschaft mit C. Becker. 3 Bände. 1847—1862. — 3. Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen, in Gemeinschaft mit Dr. S. Wolf. 1850. — 4. Hans Burgkmaiers Turnierbuch. 1853. — 5. Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance. 1. Band. 1861—1870. — 6. Entwürfe deutscher Meister für Prachtrüstungen der Könige von Frankreich. 1865. — 7. Die Kunstkammer Sr. Königl. Hoheit des Fürsten Carl Anton von Hohenzollern. 1866—1868. — 8. Serrurerie ou les ouvrages en fer forgé du moyen-âge et de la renaissance. 1870. (Vgl. Nr. 5.) — 9. Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen. 10 Bände. 1879—1889. (Vgl. Nr. 1.) — 10. Costumes, Oeuvres d'Art et Ustensiles depuis le commencement du moyenâge jusqu'à la fin du dix-huitième siècle d'après les originaux

contemporains. 1879—1891. (Vgl. Nr. 9.) — 11. Ornamente der Holzskulptur von 1450 bis 1820 aus dem königl. bayrischen Nationalmuseum zu München. 1881. — 12. Kunstschätze aus dem Bayerischen Nationalmuseum. 1881—1884. — 13. Original-Modelle in Silber, Kupfer, Messing und Blei von Goldschmiedewerkstätten in Augsburg aus den Jahren 1550 bis 1800. 1883. — 14. Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance. 2. Band, fortgeführt bis zum Jahre 1760. 1885—1887. (Vgl. Nr. 5.) — 15. Originalzeichnungen deutscher Meister des 16. Jahrhunderts zu ausgeführten Kunstwerken für Könige von Frankreich und Spanien und andere Fürsten. 1889. (Vgl. auch Nr. 6.) — 16. Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften des 17. und 18. Jahrhunderts. (Separat-Ausgabe aus dem Werke gleichen Titels.) 1889. (Vgl. Nr. 9.) — 17. Deutsche Goldschmiedewerke des 16. Jahrhunderts. 1890. — 18. Lebens-Erinnerungen. 1899. — 19. Waffen. Ein Beitrag zur historischen Waffenkunde vom Beginn des Mittelalters bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen. 1903.

In Aschaffenburg wohnte Hefner bis 1852. Ein längerer Aufenthalt in Berlin, wo er, inmitten eines künstlerisch sehr angeregten Kreises und festgehalten von der Bewunderung eines so kunstsinnigen Fürsten wie des Königs Friedrich Wilhelm IV., den Schluss des Jahres 1850 und den Anfang des folgenden verlebte, hatte ihn deutlich erkennen lassen, dass er seine Kräfte nur in einem grösseren Kreise völlig entwickeln könne. 1852 siedelte er deshalb nach München über und war nunmehr an die rechte Stelle gekommen. Denn es konnte gerade hier diejenige Fähigkeit Hefners in lebendige Thaten sich umsetzen, die ihm seine dauernde Bedeutung sichern wird: seine Organisationsgabe. Wenn heute Tausende im Nationalmuseum Genuss und Belehrung finden, so haben sie das Hefners rastlosem Fleiss, seinem Scharfblick im Auffinden der Kunstwerke, seiner Geschicklichkeit, sie trotz aller Hemmnisse schliesslich an den rechten Ort zu bringen, vornehmlich zu danken. Allein der glückliche Ankauf der herrlichen Sammlung Martins von Reider, durch den für das Museum die grössten Kostbarkeiten gerettet wurden, würde es rechtfertigen, wenn im Nationalmuseum ein Denkmal Hefners seinen Platz fände. Die Arbeit ist Hefner nicht immer leicht gemacht worden. Es hat nicht an kurzsichtigen Leuten gefehlt, die auf Schritt und Tritt den vorwärts Drängenden hemmten, und hätte ihn nicht stets die Gunst seiner einsichtigen Landesfürsten getragen, so wäre ihm kaum das gelungen, was er trotz aller Widerwärtigkeiten, trotz allen Übelwollens und, was fast ebenso schlimm ist, trotz aller Gleichgültigkeit doch glücklich durchgeführt hat. Man mag ihm oft arg mitgespielt haben, wie denn Männer, die Neues schaffen, nie auf allgemeines Verständnis werden rechnen dürfen. Sie werden den Trägen immer als Störenfriede erscheinen und das um so mehr, je mehr es sich um ideelle Fragen handelt. Jede Entwicklung will ihre Martyrer. Wenn wir heute die Denkmalpflege in rasch fortschreitender Arbeit begriffen sehen, so dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis sie überall nicht nur als Pflicht des Staates, sondern auch als die eines jeden Gebildeten anerkannt sein wird, so können wir nicht ohne aufrichtiges Mitgefühl von Hefners Thätigkeit als Generalkonservator der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns lesen. Sie war ein beständiger Kampf gegen den ödesten Utilitarismus und gegen eine Gleichgültigkeit, die sich nur aus der Ärmlichkeit des Kunstverständnisses der Zeit — es handelt sich um das Ende der sechziger Jahre — erklären lässt.

Im Jahre 1868 hatte Hefner, nachdem er von 1861 ab als Konservator am Kupferstichkabinett thätig gewesen war, die Direktion des bayrischen Nationalmuseums übernommen. Bis zum Jahre 1885 hat er sie geführt, auch hier vielfach gerade von denen gehemmt, die ihn hätten fördern sollen, aber andererseits durch die eigene Umsicht und Thatkraft, durch das eigene mutige Herz, das unverzagt jede neue Schwierigkeit zu überwinden suchte, auch rasch von Erfolg zu Erfolg geführt. Als er sich ins Privatleben zurückzog, hinterliess er seinem Nachfolger eine Sammlung, in der mit sorgsamer Hand der Boden für das Reifen der Saat bereitet war. Es war ihm noch beschieden, sie heranwachsen zu sehen, und als das, was doch im wesentlichen er gesammelt hatte, in einem glänzenden Neubau untergebracht wurde, wird er zwar nicht ohne wehmütige Erinnerung an den Bau, mit dem er sich hatte behelfen müssen, aber doch mit herzlicher Freude sich dessen bewusst geworden sein, dass die Allgemeinheit nun endlich verstehen gelernt hatte, was von ihm in langer Voraussicht vor Jahrzehnten zu schaffen begonnen worden war.

Beim Scheiden aus dem Amte verlieh der Prinzregent dem getreuen Diener des Staates den Titel eines Geheimrates. Auch sonst hat es ihm nicht an mannigfachen Ehrungen der Fürsten wie wissenschaftlicher Institute und Vereine gefehlt. Der Münchner Akademie der Wissenschaften gehörte er schon seit dem Jahre 1853 an, seit 1868 war er ihr ordentliches Mitglied, später der Senior der historischen Klasse. Er hätte, reich mit Ehren bedeckt, im Bewusstsein der Güte und Fülle des Geleisteten das Recht auf Ruhe gehabt. Aber das Streben nach Wahrheit, welches das Wesentliche seines Charakters ausmachte, hätte ihm niemals gestattet, müssig zu sein. Und so sehen wir auch die Jahre nach dem Zurücktreten von der öffentlichen Wirksamkeit mit Arbeit ausgefüllt. Er brauchte sie aber auch, um schwere Verluste überwinden zu können, die er durch den Tod teurer Angehöriger gehabt hatte, und die, wenn auch z. T. schon weiter zurückliegend, ihn immer noch aufs tiefste schmerzten. Der siebziger Krieg hatte ihm einen Sohn geraubt, der bayrischer Artillerieoffizier war, ein zweiter Sohn, der sich der Rechtspflege gewidmet hatte, war dem Bruder bald gefolgt, und im Jahre 1887 wurde ihm, nach fast fünfzigjähriger Ehe seine treue Lebensgefährtin Elise geb. Pauli genommen. Nur ein Sohn war ihm geblieben. Dessen glän-

zende Erfolge und die aus seiner Ehe hervorgegangenen Kinder waren der Sonnenschein seines Alters. Das von einer Enkelin angefertigte Bildnis, welches mir von der Familie zur Wiedergabe freundlichst überlassen wurde, zeigt den würdigen Greis im neunzigsten Lebensjahre. Ich kann mir keine bessere Charakteristik denken, als sie der Seelenkundige aus diesen Zügen zu lesen vermag. Deswegen auch darf ich darauf verzichten, sie am Schlusse meines Gedenkwortes in zusammenfassender Schilderung zu geben. Das Bild spreche für sich.

Am 19. Mai 1903 entschlief Hefner, nachdem wochenlang seine starke Natur gegen das Erlöschen angekämpft hatte. Wir, die wir als Freunde an seinem eben geschlossenen Grabe stehen, sprechen im vollen Bewusstsein seiner bleibenden Bedeutung dem römischen Dichter, dessen Ausspruch vom aere monumentum perennius auch für Hefners Lebensarbeit volle Geltung hat, jene Worte nach, die beim Tode eines guten und bedeutenden Menschen immer einen gewissen Trost den ihm nahe Stehenden gewähren werden:

„Multis ille bonis flebilis occidit".







Die Entwickelung des japanischen Stichblatts.

Von **W. v. Seidlitz.**



Das Stichblatt, französisch garde de sabre, von den Japanern tsuba genannt, jenes flache Metallstück von runder oder abgerundet quadratischer Form, welches an dem Schwertgriff angebracht wurde, um der Hand Schutz zu bieten, bildete einen für Europa ganz neuen Kunstgegenstand, als die Kunde Japans sich in den sechziger Jahren auszubreiten begann. Wie der Japaner selten ein Kunstwerk bloss um seiner selbst oder der Zierwirkung willen geschaffen, sondern seine Erfindungsgabe und Gestaltungskraft meist denjenigen Gegenständen zugewendet hatte, welche ihrer Natur nach für den wirklichen Gebrauch bestimmt sind, so hat er diesen Bestandteil seines Schwertes, dieses kostbarsten Besitztums, das nach dortiger inniger Bezeichnung seine „Seele“ bildet, von der er sich nur unter Aufgabe des Lebens trennen darf, mit um so grösserer Hingabe zum Gegenstand künstlerischer Verzierung gemacht, als das Stichblatt ihm Gelegenheit bot, sich innerhalb des gegebenen Raumes mit vollster Freiheit der Phantasie zu ergehen. Er konnte das Metall bald als eine rauhe, ungefüge Masse, bald als eine glatte Fläche behandeln; er konnte darin Durchbrechungen anbringen oder darauf andere Metalle, selten weichere Stoffe, befestigen; die Höhe des Reliefs, die Art seiner Durcharbeitung, hatte er ganz in seiner Hand; und in Bezug auf die Art der Darstellungen lag das ganze Bereich der Natur offen vor ihm. Infolge der hohen Wertung, deren sich das Schwert bei den Japanern erfreute, ist daher bei keiner andern Art von Gegenständen ein solcher Reichtum künstlerischen Gestaltens entwickelt worden, wie bei den Stichblättern.

Als man sie zu sammeln begann, ordnete man sie — nach dem mustergültig durchgeführten Vorbilde des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe — den dargestellten Gegenständen entsprechend in bestimmte Klassen, deren eine die Pflanzen (und jede einzelne von ihnen wiederum in ihren verschiedenen Formen und Beziehungen), die andere die Tiere (auch Fabeltiere und die Zeichen des Tierkreises), weitere die Landschaft, das Volksleben, die Sagen, die Götter, endlich blosse Grundmuster enthielten.

Seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts breitete sich aber allmählich die Erkenntnis aus, dass die Stichblätter — ähnlich wie alle übrigen Erzeugnisse der japanischen Kunst — sich in zwei deutlich voneinander gesonderte Gruppen scheiden lassen: eine ältere, derbere, typische, zugleich aber eine historische Aufeinanderfolge der Typen zeigende; und die darauf folgende jüngere,

technisch mehr verfeinerte und unendlich individualisierte, die wenig durchgreifende Wandlungen, dagegen ein stetiges Nachlassen der Kraft, grosse einfache Wirkungen zu erzielen, zeigt.

Wir können diese beiden Gruppen als die alte und die moderne bezeichnen, und werden uns hier nur mit der alten, als der in künstlerischer Hinsicht vorwiegend wertvollen, zu beschäftigen haben.

Das Verdienst, diese Scheidung klar zum Ausdruck gebracht und den Gang der Entwickelung der Stichblatt-Verzierungen in den Hauptzügen nachgewiesen zu haben, gebührt dem bekannten ausgezeichneten Japanhändler in Paris, Tadámasa Hayashi, der 1894 dem Louvre eine nach der Zeitfolge geordnete Sammlung alter Stichblätter schenkte und in demselben Jahre einen Katalog dieser Sammlung mit Nachbildungen aller in ihr enthaltenen 84 Stichblätter veröffentlichte.[1] Im Juli 1898 gab dann der Pariser Sammler Ch. Gillot 45 ausgewählte Stichblätter seiner Sammlung, vom 12. bis zum 16. Jahrhundert reichend, auf neun Tafeln heraus.[2] Endlich erschienen 1902, im Katalog der ersten Versteigerung Hayashi in Paris, im Januar/Februar, die Nachbildungen der 150 historisch geordneten Stichblätter, welche damals zum Verkauf kamen. Nimmt man die verstreuten Nachbildungen hinzu, welche sich bei Gonse, Brinckmann, Bing befinden, so hat man ein Material zusammen, das hinreicht, um eine Anschauung über die wichtigsten Stufen der Entwickelung zu vermitteln. Durch die hier gebotenen Nachbildungen soll diese Reihe, unter Hervorhebung der wichtigsten Typen, ergänzt werden.

Endlich ist die Kenntnis der japanischen Stichblätter durch die Beachtung, welche man den auf einigen Stücken angebrachten Künstlernamen geschenkt hat, vertieft worden. Gonse, im Art japonais, 1883, gab 28 solcher Bezeichnungen wieder; der Katalog der Versteigerung Burty, 1891, deren 300; der Katalog der Sammlung Mich. Tomkinson, 1898, — 231; 1897 verfasste Dr. Herm. Lüer seine Inaugural-Dissertation über japanische Stichblätter und veröffentlichte Edward Gilbertson einen Artikel über Schwertzieraten in den Transactions and Proceedings of the Japan Society London, Bd. III. Ein erschöpfendes Werk über die Künstlerbezeichnungen verdanken wir aber erst Sbinkitschi Hara, der seinen alphabetischen Katalog: Die Meister der japanischen Schwertzieraten, 1902 in dem XX. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburger Wissenschaftlichen Anstalten veröffentlichte.

Freilich bieten die Künstlerbezeichnungen oft die Schwierigkeit, dass die betreffenden Meister, wenn weitere Angaben über sie fehlen, und namentlich wenn derselbe Name durch verschiedene Generationen hindurch geführt worden ist, doch nur mit Hilfe der künstlerischen Betrachtung hinsichtlich der Zeit, in welcher sie wirkten, näher bestimmt werden können. Diese Schwierigkeit ist übrigens der anderen vergleichbar, welche aus der Betrachtung der Typen erwächst, indem es dabei gilt, zwischen den seltenen ursprünglichen Erzeugnissen und deren durch Jahrhunderte hindurch sich wiederholenden Nachbildungen, die gemäss dem Wechsel der Zeiten immer charakterloser werden, zu unterscheiden, was gleichfalls nur mit Hilfe der Stilkritik geschehen kann.

Nach diesem Überblick über die bisherigen Leistungen soll nun eine kurze Darstellung der Wandlungen, welche das japanische Stichblatt im Laufe der Zeiten erfahren hat, nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse wesentlich im Anschluss an Hayashis Katalog der Louvre-Sammlung gegeben werden, unter Berücksichtigung des Hayashischen Versteigerungskatalogs und (vom 16. Jahrhundert ab) des Haraschen Buches.[3]

* * *

Bei gewissen „prähistorischen“ Stichblättern brauchen wir uns nicht aufzuhalten, da sie nur in einigen japanischen Tempelschätzen vorkommen und nach Europa nicht gelangt sind. In seinem Buch über die Meister der Schwertzieraten sagt Hara von ihnen aus, dass sie gewöhnlich schmal und dick, oftmals sogar viel dicker als breit seien.

Wenn der japanische Kenner Ssakakibara Kosan († 1798) in seinem Werk: Hompo Tokenko (von 1795) behauptet, durchbrochene Stichblätter seien nicht früher als in der Zeit des Shoguns Yoshinori (1402—41) vorgekommen, so mag er eine bestimmte Art von Durchbrechung im Auge gehabt haben; denn nach dem Vorgang Hayashis nimmt man jetzt und mit gutem Grunde an, dass die als der Kamakura-Periode, also noch dem 12. Jahrhundert, angehörend bezeichneten Stücke, welche bereits in der Regel Durchbrechungen zeigen, thatsächlich aus dieser Zeit stammen.

Eine Anschauung von der Entwickelung des japanischen Stichblattes während der „primitiven“, sich über die fünf Jahrhunderte vom elften bis zum fünfzehnten erstreckenden Zeit, lässt sich freilich nur auf Grund der Stilvergleichung gewinnen; diese liefert aber, wenn man dabei den Gang der Geschichte mit zu Rate zieht, so augenscheinliche und überzeugende Ergebnisse, dass man getrost mit ihr rechnen kann.

Während in Bezug auf die europäische Kunst sich erst allmählich die Überzeugung zu befesti-

[1] [Tadamasa Hayashi]: Catalogue de la collection des gardes de sabre japonaises au Musée du Louvre. Don de M. Tademasa Hayashi de Tokio. Paris, T. Hayashi 1894. gr. 4 (20 Frcs.).

[2] Quelques gardes de sabre japonaises du XII[e] au XVI[e] siècle de la collection Ch. Gillot. Juillet 1898. In Folio. (Nicht im Handel.)

[3] Alle Namen sind so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden. Für zahlreiche Hinweise habe ich Herrn Dr. Kümmel (z. Zt. in Berlin) meinen Dank zu sagen.

gen und auszubreiten beginnt, dass auf das rasche Erklimmen eines künstlerischen Höhepunktes gewöhnlich ein durch Jahrhunderte sich hinziehender, allmählicher, durch einzelne technische Vervollkommnungen nur scheinbar aufgehaltener Verfall folgt: ist dem japanischen Kunstfreunde diese von aller Kunst geltende Anschauung durchaus geläufig. Dass sie auch auf die Stichblätter zutrifft, beweist der Ausspruch eines Kenners des 18. Jahrhunderts, Inaba Tsuriu: je älter ein Stichblatt sei, um so schöner sei es. Die früheren Arbeiter, fährt er fort, seien aufrichtiger gewesen; die späteren hätten mehr auf die Entwickelung der Geschicklichkeit geachtet. Hayashi erläutert das dahin näher, dass les gardes primitives ont, sous un aspect grossier et naïf, une délicatesse extrême; les gardes modernes sont plus fines d'exécution, mais perdent cet aspect robuste et largement dessiné des oeuvres anciennes.

Auf die hohe Kunstblüte des 9. Jahrhunderts, die durch den Namen des Malers Kanaoka gekennzeichnet ist, folgte die lange Periode der Kämpfe der Minámoto und Taira, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts mit dem Sieg der Minámoto endigte. Dieser Zeit des Verfalls und der Verrohung werden die wenigen Stücke zugeschrieben, welche nur mit einigen, unregelmässig verteilten Durchbrechungen von einfacher Gestalt versehen sind. Hayashi bildet davon in dem Katalog der Louvresammlung drei unter den Nummern 1—4 ab, eines mit Sonne, Mond und Sternen, ein zweites mit Schlüssellöchern, ein drittes mit Münzen, Gewichten und Schmuckstücken, das letzte mit zwei Theevasen. Zwei weitere sind in dem Katalog der Versteigerung Hayashi unter den Nummern 1 und 2 abgebildet.

Hier sei gleich ein für allemal die Bemerkung gemacht, dass alle Stichblätter bis ins 17. Jahrhundert hinein mit ganz geringen Ausnahmen in Eisen geschnitten sind und meist kreisrunde Form von ziemlich gleicher Grösse haben. Auch in der Folgezeit blieb Eisen der dabei bevorzugte Stoff. — Wenn von den Stücken als Erzeugnissen bestimmter Zeiten gesprochen wird, so ist damit ihr Stil gemeint, während es Sache eingehender, auf ausgedehnter Erfahrung beruhender Untersuchung ist, festzustellen, ob das betreffende Stück auch wirklich zu der angegebenen Zeit entstanden oder erst späterhin in Nachahmung früherer Erzeugnisse angefertigt worden ist. Die Merkmale für die Unterscheidung solcher Arbeiten können nur durch die Vergleichung einer Reihe äusserlich ähnlicher, der Auffassung und Ausführung nach aber doch voneinander abweichender Stücke gewonnen werden.

In das Ende des 12. Jahrhunderts fällt die Blütezeit für die Verzierung der Stichblätter, die Kamakura-Zeit, von 1181 bis 1200, so benannt nach der Stadt, wo die Shoguns, vor allem Yoritomo (1186—1200), fortan ihre Residenz aufschlugen. Diese schönsten der japanischen Stichblätter sind verhältnismässig dünn und zeigen, neben Durchbrechungen, die gewöhnlich von einem schmalen erhabenen Rande umgeben sind, vorzüglich gezeichnete Verzierungen in flachem, gleichmässig hohem Relief, welche die ganze Fläche, jedoch ohne Symmetrie, überziehen. Im Louvrekatalog bildet Hayashi davon zwei unter den Nrn. 5 und 6 ab, das eine mit berühmten Ansichten von Nara: dem Tori-i von Kássuga, der Pagode von Todaidshi, den drei Schatzkammern u. s. w. (dieses durch einige gravierte Linien belebt), das andere mit zwei Rädern; das erste ohne Rand, das zweite mit dünnem erhabenen Rande. Zwei andere im Auktionskatalog unter Nr. 3 und 4. Ein solches Stück ist hier abgebildet [4]):

I, 3. Pflanzen, darüber Mond vor Wolken, in flachem Relief die innere Zeichnung durch eingravierte, von gleichmässiger Höhe, Linien gegeben; rechts ausgeschnitten zwei Flaschen von Kürbisform, mit erhabenem Rand; um das Ganze schmaler erhabener Rand. — Rückseite: Baumast mit Blättern; darüber rechts Tempelschatzhäuser.

Mit dem Jahre 1200, als Hodsho Tokimassa, der Schwiegervater Yoritomos, die Regentschaft für dessen minderjährigen Sohn übernahm, beginnt die lange Epoche der Hodsho, der erblichen Hausmeier der Minameto- (oder Kamakura-) Shogune, die bis zu dem Sturz der Hodsho wie dieser Shogune im Jahre 1333 reicht. Doch handelt es sich dabei um zwei gesonderte Abschnitte, deren erster, bis zur Invasion der Mongolen im Jahre 1274 reichende, als die erste Periode der Hodsho bezeichnet werden kann. Die Stichblätter dieser Zeit scheinen durchweg durchbrochen gewesen zu sein und zwar so, dass sie wesentlich symmetrisch verteilte heraldische Blumen zeigen, die entweder einzeln in die Fläche geschlagen sind oder wenigstens durch breite Stege gebildet werden. So im Louvrekatalog das achteckige mit acht Wappenblumen (Nr. 7) und dasjenige, dessen Rand durch zwölf aneinander gereihte runde Wappen gebildet wird (Nr. 8, auch im Versteigerungskatalog als Nr. 6), alle ohne erhabenen Rand. Ob das mit den gespaltenen und dann gekreuzten Bambusstäben, welches bereits naturalistisch reliefmässige Gestaltung der Flächen zeigt (Louvre Nr. 9), und den ziemlich roh behandelten reliefierten Fischen (Versteigerung Nr. 5) schon dieser Zeit und nicht erst dem

[4]) Alle Abbildungen sind der historischen Stichblattsammlung entnommen, welche das königl. Zeughaus in Berlin seit dem Beginn des Jahres 1902 besitzt. — Die Zeichnung auf den Stichblättern ist stets so angebracht, dass die Spitze des Schlitzes nach oben zeigt, wie dies dem Anblick des in den Gürtel gesteckten Schwertes entspricht. Die Vorderseite ist gewöhnlich daran zu erkennen, dass der Rand des Schlitzes rauh gemacht ist. Sind daneben zwei kleinere Öffnungen angebracht (für Kogai und Kósuka), so befindet sich die dreipassförmige gewöhnlich rechts auf der Vorderseite. Brinckmann hat schon in seinem «Führer» darauf hingewiesen, dass bei der Verzierung der Vorderseite, soweit dazu Veranlassung besteht, die rechte Seite, bei der Rückseite die linke bevorzugt zu werden pflegt.

15. Jahrhundert angehören, muss bezweifelt werden.

In die kurze Zeit der Mongolen-Invasion (von 1274 bis 1281, dem Siege Hodsho Tokimunes) versetzt der Versteigerungskatalog die roh durchbrochen gearbeiteten Stücke Nr. 7 und 8.

Darauf folgt die zweite Periode der Hodsho, von 1281 bis 1333, dem Jahre ihres Sturzes. Dies ist die Hauptzeit für die ganz durchbrochenen, stark unregelmässigen Kompositionen, welche grosse Flächen zwischen den ausgehobenen Stellen lassen. Auch sie sind fast durchweg ohne Rand. Mit Vorliebe werden Pflanzen dargestellt (auf den Nrn. 9—15 des Versteigerungskatalogs Gras, Paulowina, Bambus, Iris), einige mit wenigen eingravierten Linien, auch schon mit etwas Relief; im Louvrekatalog ist eines mit dem aus den Wellen ragenden Tempel von Isukúshima (Nr. 10), ein anderes mit zwei Wappen, Fächer und Brunnen (Nr. 11) abgebildet; in dieser Zeit scheint man sich auch schon schüchtern an die Darstellung von Tieren machen zu wollen.

Ein bezeichnendes Beispiel für diesen kraftvoll-phantastischen Stil des 14. Jahrhunderts bildet

II, 8. Brücken, die über ein Reisfeld führen. Die breiteren Stege mit einer flach eingravierten Linie versehen. Der einfassende Kreis ergiebt sich durch das Ausheben des Grundes.

In die Übergangszeit des Krieges der beiden Throne oder des Nordens und Südens, der von 1333 bis 1393 währte, versetzt der Auktionskatalog die Nrn. 16—18, die 6 bis 8 gleichmässig verteilte und der kaum besser, als bisher, füllende Paulowinas zeigen. Diese Zeit, die bis zur Vereinigung der beiden Throne im Jahre 1393 dauerte und sich mit dem Anfang der bis 1573 im Besitze der Macht verbleibenden Ashikaga-Shogune (Nachkommen der Minamoto) deckt, beginnt Tiere, in einfach dekorativer Form und immer noch aus dem flachen Grunde ausgeschnitten, darzustellen (Auktionskatalog Nr. 19 und 20, durchaus symmetrisch gestaltet). Der erste Ashikaga-Shogun war Taka Udshi (1333—1356). In die Zeit des dritten Shoguns, Yushimitsu (1368—1395), versetzt der Louvrekatalog eine reiche durchbrochene Darstellung mit dem Kiku kiri, dem kaiserlichen Chrysanthemum, und der Paulowina der Ashikaga, dazu fliegenden Wildgänsen als dem Sinnbild der Minamoto (Nr. 12), und der Auktionskatalog feine durchbrochene, symmetrische Blumen (Trauerweide, Chrysanthemum) von reicher Wirkung (Nr. 21—24).

In die Mitte des 15. Jahrhunderts fällt die Blütezeit der Ashikaga-Shogune, besonders unter dem grossen Yoshimassa (1449 bis 1471), der sich 1479 nach Higashi Yama zurückzieht. Die Durchbrechungen werden jetzt so kunstvoll ausgeführt, dass nur ganz feine Stäbe übrig bleiben, die eine reiche und häufig regelmässige Komposition zum Ausdruck bringen. So der Pfau (Auktion 28), das Wappen (Louvre 13); weiter kommen im Louvre vor: Nr. 14, Ansichten des Biwa-Sees: die Brücke von Sseta, die Rückkehr eines Segelboots nach Yawase, fliegende Gänse in Katata; und Nr. 15, Chrysanthemum-Blumen und -Blatt auf dem Wasser, mit Wasserperlen darauf. — Diese Art der flachen durchbrochenen Zeichnung ohne Relief wurde noch bis ins 16. Jahrhundert fortgesetzt und in der Folgezeit mehrfach nachgeahmt, wobei die Ausführung teils einförmiger, teils glätter wurde, jedenfalls nicht mehr die ursprüngliche Freiheit zeigte — und damit nicht den gleichen Reiz ausübte, wie die Originale.

Unter den Ashikaga blühte zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Fúshimi, einer Stadt der Provinz Yamáshiro im Süden von Kioto, eine besondere Art der Metallverzierung, die früher dort geübt worden war, wieder auf, nämlich das Einschlagen von gelber Bronze (auch Silber und Gold) in das Eisen. Diese Metalleinlagen von Fúshimi bilden eine besondere Gruppe, die namentlich für das 15. und 16. Jahrhundert bezeichnend ist. Als frühe Beispiele, aus dem 12. und 13. Jahrhundert, bildet der Auktionskatalog ein Stück ab, dessen Rand mit einem breiten Streifen von kleinen Bronzepunkten geziert ist (Nr. 49), dann ein teilweise durchbrochenes Stück mit etwas Gold eingelegt, das an die Arbeiten der Kamakurazeit erinnert (Nr. 50). Stücke des 15. Jahrhunderts im Louvrekatalog Nr. 16—18, im Auktionskatalog Nr. 51 ffg. abgebildet.

In das 16. Jahrhundert sind zu versetzen:

II, 6. Breiter, aus zwei Streifen bestehender Rand, die mit je fünf gedrehten Bronzeschnüren belegt sind (Mukade Tsuba, siehe weiter).

II, 9. Chrysanthemumwappen von 28 Strahlen, der äussere Rand aus 14 Doppelbügeln gebildet. Um den Klingenschlitz silberne Verzierungen eingeschlagen, auf dem inneren Rande goldene.

Abb. 11. Vierpassform, auf dem Grunde flach erhobene Blumen und Blätter in Goldbronze, etwas ziseliert, mit einigen Bronzepünktchen dazwischen; auf dem leicht erhobenen Rande flach in gleicher Bronze eingelegte Blattranken.

Die letztere Art war sehr verbreitet; soweit die Arabesken flach eingelegt sind, heisst die Gattung Hisa Zogan. (Beispiele im Auktionskatalog Nr. 55 fgg.)

II, 7. Rand mit drei Einziehungen. Zwei grosse Durchbrechungen von unregelmässiger Form. Zwei Schneckenvoluten sowie ungleichmässig gekörnte Auflagen in gelber Bronze eingelassen, auf der Rückseite etwas weniger reich (ähnlich Versteig. 57).

I, 4. Vierpassform. Durchbrochen: Hirsch im Schilf. Um den Klingenschlitz mit Silber eingelegt; das Fell des Tieres durch eingelegte Goldstückchen gezeichnet.

Über andere Arbeiten von Fushimi wird noch weiterhin zu reden sein.

Im 15. Jahrhundert begannen auch einzelne Künstler sich auf dem Gebiete der Stichblätter hervorzuthun und gelegentlich, wenn auch nur ganz ausnahmsweise, Stücke mit ihrem Namen zu bezeichnen. Als der älteste unter ihnen ist Kaneiyé von Fushimi zu nennen, der um 1450 auf undurch-



brochenen Platten figürliche Darstellungen in flachem Relief, von durchaus malerischem Charakter schuf, also eine ganz neue Art begründete. Den Zusammenhang mit seiner Geburtsstadt bekundete er nur dadurch, dass er das Einlegen mit anderem Metall, namentlich mit Silber, als wirkungsvolles Steigerungsmittel verwendete. Der Louvrekatalog bildet als von ihm stammend eine Darstellung mit dem Nordstern, Donner und Wind ab (Nr. 19), doch scheint sie wegen ihrer Feinheit einer späteren Zeit anzugehören; weit überzeugender wirken die Darstellungen von Heiligen und Gottheiten im Auktionskatalog Nr. 97—99, denen sich einige aus seiner Schule (100—102) anschliessen. An den Kompositionsstil dieser Richtung erinnert das folgende Stück aus späterer Zeit:

angeführt, der unter den Ashikaga in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Kioto lebte. Er soll als erster figürliche Darstellungen gemacht und die durchbrochenen Stücke plastisch behandelt haben. Im Louvrekatalog Nr. 21 zwei Teufel auf dem Vulkan Assama. Im Katalog der Versteigerung Nr. 79 als Werk seiner Schule Tadatsune auf dem Eber reitend.

Damit dürfte der Überblick über die Hauptrichtungen der heroischen Zeit erschöpft sein. Wenn Hara von den Erzeugnissen dieser Zeit sagt (S. XXIII seines Buches), sie seien „nur einfach und konventionell, ja primitiv“ gewesen, so ist dieses Urteil nur vom Standpunkte des Naturalismus und der steigenden Verfeinerung der nachfolgenden Zeit aus zu verstehen.



Abb. 11.



Abb. 12.

Abb. 12. Vierpass, links und rechts ganz ausgehoben: unten ein Fischer im Boot stehend, sein Gesicht in Silber eingelegt; der übrige Raum mit Muscheln ausgefüllt, die teils geschnitten, teils in Gold, Silber, Kupfer eingelegt sind. — Die Rückseite ähnlich, doch ohne Figur.

Eine zweite Schule soll durch Goto Yudsho, der 1434—1512 unter dem Shogun Yoshimassa in Kioto lebte, und Entwürfe Motonobus benutzte, begründet worden sein; doch wird die Angabe Haras wohl richtig sein, dass erst Goto Tokudsho (1549—1631) Stichblätter gefertigt habe; die früheren mögen sich damit begnügt haben, die sonstigen Schwertzieraten, Menuki und Kogai, bisweilen auch Kosukas herzustellen. Das im Louvrekatalog Nr. 20 abgebildete Stück in Bronze gehört jedenfalls erst dem 17. Jahrhundert an.

Als dritter wird Itshikawa Hikóssuke

Das sechzehnte Jahrhundert bietet gegenüber den vorhergehenden Zeiten, welche — abgesehen von den zuletzt genannten figürlichen Reliefs — wesentlich durchbrochene Stichblätter hervorgebracht haben, wohl eine weit grössere Mannigfaltigkeit der Herstellungsweisen wie der Darstellungen: dass aber dabei gleich ausgeprägte Stilarten ergänzt worden wären und bei der Ausgestaltung des einzelnen Gegenstandes der gleiche Aufwand an schöpferischer Phantasie gewaltet hätte, kann nicht behauptet werden.

Bleiben wir zunächst bei den einzelnen Künstlern, so treten die Gotos, von denen schon die Rede gewesen ist, erst gegen das Ende des Jahrhunderts hervor (mehrere Stücke aus Shakudó, der bekannten Bronze mit Gold- und Silber-

legierung von schwarzblauer Färbung, die früher keine Verwendung gefunden habe, im Versteigerungskatalog unter Nr. 145 fgg. abgebildet). Die durchbrochenen und dann reliefierten Szenen aus Sage und Geschichte, welche ebendort unter Nr. 73—81 als Marubori Zogan, d. h. inkrustierte Reliefs abgebildet sind und auf die Kunst der beiden Ssoden vorbereiten, zeigen eine Weiterbildung des Stils von Kaneïyé.

Als neue Künstler treten die Miotshin hervor, unter denen Hara einige mit dem Namen Nobuïye anführt, einen Miotshin Nobuïye I., der um 1485 geboren war, von etwa 1511 ab arbeitete und 1564 im Alter von 79 Jahren starb; und dessen Sohn Miotshin Nobuïye II., der um die Mitte des 16. Jahrhunderts wirkte. Einem Miotshin des 15. Jahrhunderts wird im Versteigerungskatalog unter Nr. 85 ein rundes Stichblatt mit knopfartigen Verzierungen (Glocke) und einem des 16. Jahrhunderts unter Nr. 115 eines mit dem eingelegten Relief eines Drachen zugeschrieben; sie werden wohl Künstler von Fushimi gewesen sein. Ob die Stichblätter von viereckiger Form mit einem nach Art der Muscheln zurückgebogenen Rand (ebendort 86 und im Louvrekatalog 22) dem I. oder dem II. Nobuïye zuzuschreiben seien, mag dahingestellt bleiben.

Auf Tembo in Nara, der um die Mitte des Jahrhunderts lebte, werden die Stücke von stark gehämmertem Eisen mit absichtlich unebener Oberfläche, deren zufällige Gestaltung zugleich die ganze Verzierung bildet, zurückgeführt (Louvrekatalog 23, Versteigerungskatalog 89). Er soll auch durchbrochene und geschnittene Stichblätter gemacht und Shibuitshi verwendet haben. — Nach Hoan I. in Hiroshima (Prov. Aki), in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, finden sich Abbildungen im Louvrekatalog 24 und Versteig. 88; sein Sohn Hoan II. lebte nach Hara zu Anfang des 17. Jahrhunderts. — Yamakitshi in der Provinz Ovari fertigte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Stichblätter von besonderer Härte; Abbildungen durchbrochener in Mokko-Form, als durchschnittene Gurke, im Louvrekat. 25 und Versteig. 90.

Von den bereits früher erwähnten Fushimi-Arbeiten mit eingelegter gelber Bronze sind hier die der Familie Yoshiró daselbst zu erwähnen (Abb. Louvrekat. 26, Versteig. 55 fgg.). — Eine besondere Stellung nimmt die sehr beliebte Verzierung ein, welche durch Messingreif gebildet wird, welcher durch die Eisenplatte gezogen ist (Abb. im Katalog der Louvresammlung Nr. 27). Sie wurde in Koshu (Prov. Kahi) angefertigt, daher die Stücke als Koshu-Tsubas bezeichnet zu werden pflegen. Nach der Technik werden sie gewöhnlich Mukade-Tsubas genannt; aber auch Shinguen-Tsubas, da Shinguen sie zuerst 1561 während seines Feldzugs nach Kawa Nakádshima fertigen liess. (Ein solches unter II, 6 abgebildet.)

Andere Gattungen sind: drei verschiedene Arten von Arbeiten, die in Gokinaï, den fünf inneren Provinzen um Kioto, ausgeführt wurden, 1. die der Provinz Yamáshiro, besonders in Fushimi und Nishidshin (Kioto), Tiere durchbrochen und reliefiert (Abb. Louvre 28—30), 2. flach durchbrochen, Pflanzen und Tiere (ebend. 31—33), 3. die der Provinz Ssetsu, besonders in Ssakaï und Osaka, tauschiert, aus dem Ende des Jahrhunderts, Tiere durchbrochen (ebend. 34—36).

In den Anfang des 16. Jahrhunderts dürfte gehören:

I, 2. Vierpass aus vier ineinander übergreifenden ausgeschnittenen und reliefierten Kreisen bestehend, die die Form von Gräsern mit daran haftenden Tautropfen annehmen.

In diesem Jahrhundert kam auf und erhielt sich bis in die folgenden Jahrhunderte die Kissukaski genannte Art, welche in Durchbrechung nur eines Teils der im übrigen glatt belassenen Fläche besteht, bisweilen mit Rundung des äusseren Randes verbunden (Abb. Versteig. 91—96). Anfangs wurden in solcher Weise nur einzelne Blüten und dergl. ausgeschlagen; später auch reichere Figuren, ganze Zweige u. s. w. (Dieser Art die Arbeiten der Provinz Higo, die wegen ihrer vorzüglichen Ausführung besonders berühmt waren, Kat. d. Louvre 39.) — Auf chinesische Vorlagen geht die Kagonami genannte Verzierungsart zurück — so genannt nach einer Provinz des südlichen Chinas —, welche feine, reich verschlungene Muster vegetabilischer wie figürlicher Art in ziseliertem Relief, zumeist — aber nicht immer — auf durchbrochenem Grunde zeigt. Im Louvrekat. 37 die zwölf Bilder des Tierkreises in einer Wolke; im Kat. der Versteigerung die Nrn. 61—66, von denen es fraglich erscheint, ob die ältesten, wie hier angegeben, bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen und nicht vielmehr erst dem 15. Jahrhundert angehören. Jedenfalls ist in der Hauptsache diese Art als für das 16. Jahrhundert bezeichnend anzusehen, wie sie denn den Übergang zu der zum Schluss noch zu betrachtenden, für dieses Jahrhundert ausschliesslich charakteristische Art bildet.

Das ist die Namban genannte Gattung, die aus fein ziselierten, häufig vergoldeten plastischen Verzierungen besteht, welche in reichen Verschlingungen aus dem Grunde herausgeschnitten sind. Sie soll mit der Einführung des Gewehres infolge der 1542 erfolgten Landung der Portugiesen aufgekommen sein; der Name bedeutet: Barbaren des Südens. Diese Stücke gehören zu den zierlichsten und reichsten Erzeugnissen der japanischen Kunst. Doch mögen die frühesten noch in eine noch ältere Zeit zurückreichen. Der Louvrekatalog gieht deren eines mit Drache, Phönix und Wolken wieder (Nr. 38); der Versteigerungskatalog deren sechs (Nr. 67 bis 72), die zum Teil bis ins 13. Jahrhundert zurückdatiert werden, darüber solche von viereckiger, sechs- und achteckiger Form.

I, 1. Acht glückbringende Zeichen, plastisch, auf flachem, reich mit Ranken durchbrochenem Grunde. Der Rand vergoldet.

Weiterhin sind noch die damaszierten Arbeiten von Nangassaki und Awa anzuführen (Versteig. 127—132).

1573 erfolgte der Sturz der Ashikaga-Shogune. In die Zeit des darauf folgenden Bürgerkrieges, der 1600 endigte, fällt Hideyoshis glorreiche Expedition nach Korea.

* * *

Das 17. Jahrhundert sah die Tokugava-Shogune aufkommen — als ersten Iyeyassu seit 1603 —, die sich bis 1867 in der Macht erhielten. Nun folgte Yedo auf das alte Kioto als Mittelpunkt des künstlerischen Lebens. Ausser dem dritten Shogune dieses Geschlechts, Iyemitsu (1623 bis 1649), zeichnete sich der fünfte, Tsunayoshi (1681—1708), aus.

Eine Reihe neuer Künstlernamen tritt auf, die Umétada, Shoami, Nara, der Emailleur Dónin, als ausgeprägteste Persönlichkeit wohl Soden, der Begründer einer neuen Art historischer Schilderungen; weiterhin Kinaï. Anknüpfend an den Stil Kaneïyes haben sie die Figurendarstellung nach der Seite grösserer Lebendigkeit und feinerer Durchführung weiter ausgebildet. Dass es vornehmlich Figurendarstellungen waren, die mit dem Namen des Künstlers bezeichnet wurden, zeigt, wie das Interesse für das Gegenständliche gewachsen. Eine neue künstlerische Auffassung, die jener der älteren Arbeiten ebenbürtig gewesen wäre, haben diese Künstler aber nicht zu schaffen vermocht.

Umétada Miodshu, ein Schwertfeger aus der Provinz Tansho, begründete zu Ende des 16. Jahrhunderts mit feinen Einlagen von Bronze und Shakudó eine neue Schule. Nach Hara ist er eine Person mit Shigeyoshi II., der 1558—1631 in Kioto lebte. Danach wäre er derselbe, der den Ashikagas, deren Macht zu Ende ging, nicht dienen wollte, sich aber dem grossen Hideyoshi (1536 bis 1598) zuwandte, dessen Liebling er wurde; und derselbe, der 1601 nach Yedo ging, dort etwa zwanzig Jahre lang arbeitete und dann wieder nach Kioto zurückkehrte, während Hayashi diesen letzteren als Shigeyoshi, einen angeblichen jüngeren Bruder Miodschus, bezeichnet. Richtig wird aber die Bemerkung sein, dass man je nach dem Aufenthaltsorte des Künstlers zwei Stile zu unterscheiden habe, einen altertümlicheren von Kioto, und einen sich durch die Damaszierung auszeichnenden von Yedo. Dem ersteren gehört die schöne, noch an die Art Kaneïyes gemahnende Reliefdarstellung des aus den Bergen kommenden Shakyamuni (Buddha), das am teuersten, mit 500 Franken bezahlte Stück der Versteigerung Hayashi (Nr. 103) und in Bings Japon artistique I [1888] S. 62 Taf. HC. ein heraldischer Löwe, bezeichnet; dem Yedo-Stil die kraft- und phantasievollen, in flachem Relief breit komponierten Darstellungen von Früchten und Pflanzen, auch Zusammenstellungen von Stichblättern und Kämmen, zum Teil mit Durchbrechungen (ebendort Nr. 109—113); im Louvrekatalog aber ein fliegender Drache (Nr. 40) und Mohn (46, als Shigeyoshi). — Ähnlich sind die Arbeiten von Shoami in derselben Provinz Tensho. Ursprünglich im 15. Jahrhundert ein Vorname, wurde diese Bezeichnung zum Familien- und dann gegen Ende des 16. Jahrhunderts zum Schulnamen. Auch diese Werke sind mit Gold, Silber und Shakudó eingelegt. So im Louvrekatalog Nr. 41 Wasserpflanzen; im Katalog der Versteigerung Nr. 114, durchbrochen, ähnlich den Arbeiten Umetadas, und Nr. 121—125. Den Grund scheint er mit Vorliebe uneben gestaltet zu haben.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts knüpfen verschiedene Künstler an den figürlichen Stil Hikóssukes, den wir am Schluss des 15. Jahrhunderts betrachtet, wieder an; so Tetsunin in Yedo in seinen durchbrochenen, ziselierten und inkrustierten historischen Szenen (Louvrekat. 49, Versteigerung 80); in anderer Weise Hiiragiya in Kioto und namentlich Soden in Hikone (Prov. Omi). Er lebte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts und schuf jene stark überfüllten, reich mit Gold und Silber eingelegten, überaus bewegten Kampfesszenen, wie deren eine der Louvrekatalog unter Nr. 51 (ausserdem zwei Drachen, Nr. 50) und einige frühere, schlichter und wirkungsreicher komponierte, der Versteigerungskatalog unter 82—84 abbildet. Sein Sohn, Soden II., wirkte gegen Ende des 17. Jahrhunderts; viele Nachahmer zeichneten mit seinem Namen. Während bei ihm noch die Regenstreifen, die bisweilen auf den Schlachtenbildern vorkommen, aus dem Eisen geschnitten sind, werden sie späterhin aus Draht eingefügt.

II, 10. Von Soden. Kampfszene, durchbrochen, in starkem Relief ziseliert, mit Gold von zwei Färbungen eingeschlagen: die Gesichter und Hände teils aus Kupfer, teils aus Silber. — Die Rückseite zeigt die Szene jenseits der Stadtmauer.

Die Kinaï, Vater und Sohn, lebten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Provinz Yetisen; der Vater zu Anfang des Jahrhunderts; der Sohn, Kinaï II., dessen Arbeiten Kendsho Kinaï genannt werden, wurde Lieferant des dritten Tokugawa-Shoguns Iyemitsu (reg. 1623—49). Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bis nach 1781, lebte der fünfte Kinaï (nach Hara). Sie fertigten durchweg durchbrochene und reliefierte Tier- und Pflanzendarstellungen, Kinaï I. in derberer Weise (Louvrekat. 52 und 53, Versteigerung 139), Kinaï II. in glatterer Durchführung (Louvre 54, Versteigerung 141—144).

I, 5. Kinaï II. Fünf Pferde, durchbrochen und reliefiert. Auf der Rückseite bezeichnet.

Aus diesen Arbeiten kann rückschliessend gefolgert werden, dass die ähnlich komponierten, aber

einfacher gezeichneten Darstellungen von Tiergruppen, namentlich von fliegenden Vögeln, noch dem 16. Jahrhundert angehören müssen. Das gleiche wird von jenen grossen, durchbrochen gearbeiteten und flach reliefierten Tieren gelten, welche einzeln die ganze Fläche ausfüllen, Tiger, Ochsen u. s. w.

Der Name von Hirata Dónin, der in Kioto, später in Yedo lebte und 1646 starb, ist mit der erstmaligen Verwendung von Email verknüpft, die übrigens, weil nicht zweckmässig, nur selten vorkommt. Seine Stichblätter sind von Bronze, in flachem Relief und teilweise mit Email (shippo) versehen. Und zwar fertigt er durchscheinendes Email im Gegensatz zu den übrigen, welche undurchsichtiges herstellten. Im Louvrekatalog Nr. 42, auf der Versteigerung Nr. 117 (der Fudshi-yama).



Abb. 13.

Unter dem Namen der Provinz Nágato werden verschiedene Schulen zusammengefasst, die im 17. Jahrhundert thätig waren. Ihre Arbeiten bestehen durchweg aus durchbrochenen und reliefierten Pflanzendarstellungen, frühere im Versteigerungskatalog Nr. 133—135 und Louvre 55 abgebildete, die späteren von etwas harter Ziselierung (Louvre 57). Einem Stück aus der Mitte des Jahrhunderts (Eichkätzchen und Trauben, Louvre 56, von feiner lebendiger Durchführung) steht das folgende nahe:

Abb. 13. Zwei Eichkätzchen in Weinranken, das Fell der Tiere durch kleine eingeschlagene Goldstäbchen gekennzeichnet.

Ähnliche durchbrochene und reliefierte Darstellungen von Blumen und Blättern werden mit dem Namen Bushü bezeichnet, einer Abkürzung des Namens der Provinz Musashi, worin Yedo liegt. Sie entstammen verschiedenen Schulen und wurden von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts angefertigt. Im Versteigerungskatalog 136—138 einige ältere; sonstige im Louvrekatalog 58—63.

Hierher gehören endlich die durchbrochenen Arbeiten, welche den Grund beibehalten. Sobald nur die Umrisse der Darstellung ausgehoben werden, redet man von Itosukashi; werden aber die dargestellten Gegenstände ganz ausgehoben, so nennt man es Kisukashi. Solche Stücke wurden namentlich in Odawara und Yedo gefertigt (Louvre 64—66).

* * *

Im 18. Jahrhundert mehren sich die Meisternamen, aber die Persönlichkeiten sind schwerer zu erfassen, weil sie weniger ausgeprägt sind als in den früheren Zeiten. Die Künstler richten ihr Augenmerk mehr auf eine anregende, poetisch-sinnvolle Erfindung und namentlich auf eine Zierlichkeit der Durchführung, die sich in steigendem Masse der Überfeinerung nähert, als auf die Ausbildung des Stils. Damit beginnt eine von der bisherigen ganz abweichende Behandlung der künstlerischen Ausstattung der Stichblätter, die ihre selbständige Berechtigung hat, aber wegen des Vorwiegens der technischen Seite eine gesonderte Betrachtung erfordert, die hier nicht beabsichtigt wird. In dem Folgenden sollen daher vorwiegend die Künstler und Richtungen berücksichtigt werden, welche gewissermassen als Fortsetzer der früheren Bestrebungen angesehen werden können. Die Anfänge einiger von ihnen reichen noch in das 17. Jahrhundert zurück.

Da ist zunächst die Schule der Nara in Yedo zu erwähnen. Diese Richtung, die ihren Namen von einer alten Familie herleitet, ist durch Suwo (Toshiteru), der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte, begründet worden; bekannt wurde sie namentlich durch Sotei (Toshimune), um 1630, in dessen Stil der Louvrekatalog ein Stück mit Heuschrecken und Kürbis abbildet (Nr. 67). Die Werke dieser Schule sind nicht durchbrochen, wohl aber mit edleren Metallen eingelegt. Sie sind fein und kräftig durchgeführt und weisen, obwohl das Wirken dieser Meister als eine Auflehnung gegen den alten Stil bezeichnet wird, doch immer noch zahlreiche Berührungspunkte mit letzterem auf. Drei Hauptmeister zeichneten sich in ihr aus: 1. Tahei (Toshinaga I., 1667—1737), Abb. Louvre 68; 2. Yassútshika I. (1659—1744), Abb. ebendort Nr. wurde von vielen Nachfolgern benutzt; und 3. Dshoï (1700—1761), Abb. Louvre 72 und Hara S. XXXII.

Als einzelne Künstler sind zu erwähnen: Dshoju, von dem der Versteigerungskatalog unter Nr. 119 ein bronzenes Stichblatt mit einem Adler in vertieftem Relief abbildet, Ende des 17. Jahrhunderts; Kunitomo Shadayo'shi, ebendort Nr. 120 ein flach eingelegtes Werk, 18. Jahrhundert; und Massatsune Ito († 1724), der nach Hara in Yedo eine besondere Schule begrün-

dete. Hara erwähnt auch noch einen Kaneko Yukinaka im 17. Jahrhundert.

Vollberechtigte Rivalen der Nara waren in Yedo die Yokoya, die in ähnlicher Art arbeiteten. Der Gründer der Schule war Yokoya Ssoyo I., der unter dem vierten Tokuyawa-Shogun (1650 bis 1680) wirkte und 1691 starb. Von ihm im Louvrekatalog unter Nr. 73 ein Knabe auf einem Ochsen und im Versteigerungskatalog unter Nr. 107 der Teufelsvertreiber Shoki. Grössere Berühmtheit erlangte sein Nachfolger Yokoya Ssómin I. (1669—1733), der vornehmlich nach Vorlagen von Tanyu und Hanábussa Itshó arbeitete; von ihm im Louvrekatalog Nr. 74 ein Affendressierer und im Versteigerungskatalog Nr. 108 eine Genreszene. — Hara erwähnt noch Yanagawa Naomassa (1691—1757).

Von der Nara-Schule kommen die Hámanos her. Ihr Begründer war Shosui in Yedo zu Ende des 17. Jahrhunderts, dessen Namen Hara Massayuki liest (1695—1769); er war ein Schüler Toshinagas I.; Abb. im Louvrekat. Nr. 76 und bei Hara S. XXXII. — Dessen nicht minder berühmter Schüler war um die Mitte des 18. Jahrhunderts Kusuī, von Hara Noriyuki I. gelesen († 1787), in dessen Stil der Louvrekat. Nr. 77 ein Stück abbildet.

Die Schulen der Stadt Mito rekrutierten sich ebenfalls meist, sei es von den Nara, sei ten sich ebenfalls meist, sei es von den Hara, sei es von den Yokoya. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, unter dem zehnten Shogun (1762 bis 1786), blühte Ssekidshoken, von dem der Louvrekatalog den Sennin Gama mit der Kröte (Nr. 78) abbildet.

Folgende Namen werden noch bei Hara besonders hervorgehoben: Dshimpo in Yedo (1720 bis 1762), Naóshige in Kioto († 1780), Shigétsugu (1744—84), Nagatsune in Kioto († 1786), der nach Entwürfen von Okio arbeitete, Akássaka Tadatoki zu Ende des 18. Jahrhunderts und Mitsuoki in Kioto um 1800, der von Ganku beeinflusst war.

Den Stil des 18. Jahrhunderts in seiner Feinheit vertritt:

Abb. 14. Fliegende Wildgänse, links unten Sumpfpflanzen in Gold und Silber; Relief, die Schnäbel der Gänse golden. — Rückseite: unten rechts hinabfliegende Wildgänse, oben links silberner Mond hinter Wolken, die leicht mit Gold eingeschlagen sind, hervortretend. Schmaler Rand. Um 1700.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts verwandelte sich die Kunst immer mehr in Industrie; Beispiele aus



Abb. 14.

den Schulen von Yedo, Kioto und Nágato im Louvrekatalog Nr. 79—81.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts werden die Schulen von Gnto Itshidshó, Tóriussaī (dessen Namen Hara anders liest), Témmin genannt. Hara führt noch Natsuo (Kiyonaga) an, von dem er S. XX ein Stück mit Karpfen und Fliege wiedergiebt.

Eine Arbeit über die verfeinerte moderne Gestaltung der Stichblätter, die mit dem 17. Jahrhundert anhebt, müsste auf einer ganz anderen Grundlage durchgeführt werden.



Vermögensstand und Ausrüstung in den Städten des Mittelalters.

Von G. Liebe.

Was dem modernen Heere sein Gepräge giebt, ist die Gleichmässigkeit der Ausbildung, die in der gleichförmigen Bekleidung und Ausrüstung ihr Abbild findet. Ist die erstere nicht vor Ende des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt, so brachten es der Einfluss der Landsknechtstaktik und die vielfach in den Händen der Kriegsherren ruhende Waffenlieferung dahin, dass schon während des 16. bestimmte Waffenstücke bei der Musterung als unerlässlich galten. Hingegen war im Mittelalter die Zusammensetzung auch kleinster taktischer Verbände aus verschiedenen Waffengattungen die Regel; es sei nur an die Rittergleve erinnert und an die Verbindung von Spiessen und Helmbarten in den Schweizer Harsten. Die Ursache dieser Verschiedenheit war die wachsende Differenzierung der ökonomischen Verhältnisse, deren Einfluss infolge der Selbstbewaffnung bestimmend war. Frühzeitig bildete sich daher das Bestreben der staatlichen Gewalt, die militärische Leistungsfähigkeit zur finanziellen in ein bestimmtes Verhältnis zu setzen. Das klassische Beispiel dafür ist die von Servius Tullius in Rom eingeführte Heeres- und Steuerverfassung, die das Volk in fünf Klassen einteilte, verschieden nach der Schwere der Rüstung, aber in derselben Schlachtordnung kämpfend. Auf germanischem Boden tritt uns das Prinzip in den Statuten Heinrichs II. von England 1181 und seinen Erneuerungen bis ins 14. Jahrhundert entgegen, wonach die nicht lehnspflichtigen Freien nach ihrem Vermögen in verschiedene Bewaffnungsklassen eingeteilt werden.[1]) Ähnliche Massregeln wird der Druck der Verhältnisse überall hervorgerufen haben. Bei den Eidgenossen ist gelegentlich die Neigung zu bemerken, lieber mit der Helmbarte als dem Spiess zu dienen, weil der letztere die Kosten für die Schutzrüstung bedingte; die praktische Folgerung war der Doppelsold für diejenigen Landsknechte, welche in den vorderen Reihen gerüstet den ersten Stoss aushielten. Die Ritterwaffen waren zwar als Standesabzeichen gleichförmig, aber die Gleve umschloss neben dem rittermässig Gewappneten auch sein weniger vollständig gerüstetes Gefolge.

[1]) Köhler, Kriegswesen der Ritterzeit. S. 109.

Die eingehendste Durchbildung musste der Grundsatz klassenweiser Bemessung der Ausrüstungspflicht in den Städten erfahren. Hier erhielt einerseits der überall zurückgedrängte Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht neues Leben, andererseits war hier auf kleinstem Raume die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage am grössten und zum ersten Male wurde Recht und Pflicht der Bewaffnung unabhängig vom Grundbesitz angesprochen. Als auf ihm beruhende Verpflichtung erhielt sich nur der Rossdienst des Patriziats. Als 1310 zu Erfurt unter dem Drängen äusserer Feinde die entsprechende Demokratisierung der Verfassung stattfand, da verlangte die Gemeinde vom Rate, dass er jeden nach seinem Vermögen zur Stellung eines Rosses oder Kleppers anhalten solle, weil damals der Rossdienst die Grundlage auch des städtischen Kriegsdienstes war. Je mehr aber im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts die Zünfte an politischer und militärischer Bedeutung zunahmen, desto mehr war man bedacht, die Verpflichtung zum Rossdienst genau abzugrenzen. 1372 wurde zu Bremen festgesetzt, dass jeder Ratmann im Eide ein Pferd von fünf Mark Wert halten solle. Gewöhnlich war ein Vermögenscensus bestimmend, der in Strassburg am sorgfältigsten durchgeführt war. Hier musste nach der Verfügung von 1395 von einem Vermögen von 800 Pfund an ein Pferd gestellt werden, dessen Wert 1 Prozent des Vermögens betrug. Anderswo begnügte man sich mit einer allgemeinen Vermögensgrenze, die in Dortmund 1361 2000 Mark betrug, in Soest 1363 durch einen Schoss von 6 Mark bezeichnet wurde. Geschickt wusste man die Eitelkeit in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, wenn man in Braunschweig 1409 verordnete, dass der Bürger, der Geschmeide auf den Kleidern oder dessen Frau einen Rock über vier Mark wert trägt, ein Pferd von fünf Mark Wert halten müsse.[2])

Mit Zahl und Bedeutung der Geschlechter nahm auch die der von den Städten selbst gestellten Reiterei ab; der Bedarf wurde mehr und mehr durch Dienstverträge mit dem Kleinadel gedeckt. Eine achtunggebietende Stellung dagegen errang sich das von der handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung gestellte Fussvolk; umsomehr waren die

[2]) Bremer Urkundenbuch v. Ehmck und von Bippen, Nr. 430; Schilter-Königshofen S. 1080; Rübel, Urk.-B. von Dortmund I, S. 554; Seiberts Urk.-B. z. Geschichte Westfalens II, S. 491; Hänselmann, Urk.-B. d. Stadt Braunschweig S. 138f.

Obrigkeiten bedacht, jeden nach dem Masse seiner Kräfte heranzuziehen. So verlangt um 1442 die Danziger Bäckerrolle von jedem Mitgliede: Hilpt em denne got, dat id beter mit em wert, also dat he eyn wenich to vorn kompt binnen dem jare, so solen unse olderlude darup seen, dat he syn harnsch verbetere up dat, wen id von noden were, dat god vor sy, dat he synen liff deste bet mach wagen und koenlic by sinem naber staen gelike eyme andern guden getruwen borger.[3]) Das Normalmass der zu stellenden Anforderungen gab der sog. ganze Harnisch, den ein Statut der Strassburger Schifferzunft 1350 so bestimmt: Haube oder Eisenhut, Kragen, Panzer, Schurz, Handschuh, Beingewand.[4]) Indessen liessen die erheblichen Kosten diese Leistung immer nur als Ausnahme erscheinen, und wir sehen deshalb das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hindurch die Städte bemüht, die Kriegstüchtigkeit ihrer Bürger mit deren wirtschaftlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen durch die Vorschrift gewisser Waffen für einzelne Vermögensklassen. Die weit grösseren Kosten der Schutzwaffen liessen in der Regel nur diese berücksichtigen.

Vielfach tritt die als bekannt vorausgesetzte Vorschrift nur in allgemeiner Form auf. So heisst es im Stadtrecht von Mühldorf — aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts stammend — dass die Bürger, denen Harnisch geboten ist, ihn bei einem Pfund Strafe auch halten sollen. Ihnen gegenüber stehen die bloss mit Wamwais (Wamms) und Schild Versehenen. Bei der 1408 zu Nürnberg wegen Kriegsgefahr gehaltenen Musterung soll man dem Panzer setzen, der es vermag. Und wenn 1432 das Berliner Stadtbuch besagt, dass alle Bürger in ihren Häusern Waffen haben sollen nach ihrer Macht, so deutet das auf ähnliche Bestimmungen hin.[5]) Nicht selten wird indessen ein Massstab für die höchste Leistung angegeben, so 1378 in Konstanz vierzig Pfund, 1415 in Luzern hundert Gulden, 1463 in Worms zweihundert Gulden. Anderswo bildete der Besitz des Meisterrechts die Grundlage, so 1397 in Köln, oder der eines eigenen Hauses wie Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Danzig. Nach 1500 werden die Erfurter Biereigen, d. h. die Besitzer eines brauherechtigten Hauses zu Krebs, Armschienen, Koller und Beckenhaube verpflichtet. Gelegentlich werden die Luxusneigungen zur Selbstdeklaration ausgenutzt; nach der Bursprake von Riga 1376 muss der Bürger, dessen Weib bunt trägt, d. h. Pelzbesatz, den vollen Harnisch halten bei drei Mark Strafe, ebenso um 1400 zu Danzig, wer einen silbernen Gürtel von zwei Mark Wert oder wessen Weib bunt trägt[6]).

Interessanter gestaltet sich die Frage, sobald wir solchen Quellenstellen näher treten, die sich nicht mit der Definition der Höchstleistung begnügen, sondern die Verpflichtung der einzelnen Vermögensklassen genauer angeben, weil wir dadurch eine Übersicht der bei dem städtischen Fussvolk üblichen Rüstungsweise gewinnen. Es wird dann meist neben dem ganzen Harnisch noch eine minder vollständige Rüstung unterschieden, in seltenen Fällen noch eine ganz leichte. Die Strassburger Ausbürger, die den Genuss des Bürgerrechts durch militärische Verpflichtung erkauft hatten, mussten 1360, auch wenn sie nicht selbst dienstfähig waren, Panzer, Koller, Haube, Armleder und Handschuh stellen, sobald sie 20 Mark an Wert besassen, nur den Panzer bei 10, nur Joppe und Armleder bei 5 Mark Wert.[7]) Das Bedeverzeichnis der Stadt Butzbach in der Wetterau 1372 enthält bei den Namen der einzelnen Bürger den Vermerk arma oder ysinhud, der erstere Begriff erfährt 1405 in der Gründungsurkunde der Schmiedezunft nähere Beleuchtung. Danach bestand der volle Harnisch aus Panzer, Koller, Brust, Schoss und Eisenhut, während die weniger Vermögenden nur zu Panzer, Koller und Eisenhut verpflichtet waren.[8]) Ähnlich verpflichtete 1377 bei den Bäckern zu Frankfurt a/M. ein Census, der origineller weise durch das Halten von mindestens vier Schweinen umschrieben wurde, zum ganzen Harnisch, ein geringerer zu Panzer, Eisenhut, Armleder und Handschuhen, ein Besitz von dreissig Gulden Wert auch ohne Schweine zur höchsten Leistung. Eine weitere Ausführung fanden diese Grundsätze in einem umständlichen Statut für die gesamte Bürgerschaft 1382: Umb Harnisch zu halten nach der bede gesetzt.[9]) Danach ist für je zehn Pfund Bede ein Gewappneter zu stellen bis zu acht Mann, davon jedesmal die Hälfte voll gerüstet in Panzer, Beingewand und Haube, die andere im sog. Trabergeschirr mit Panzer, Eisenhut, Knielingen und Handschuhen. Zur gleichen vollen Rüstung verpflichtet ein schuldenfreier Besitz von dreissig Mark bei Ausübung eines Handwerks, von hundert Mark ohne solche. Der Ausdruck Trabgeschirr begegnet auch in Jena 1404, wo den altstädtischen Handwerkern die Stellung der Wappner und Schützen oblag, „denn dieselben richtiger und fertiger, dazu mit Harnisch und Wappen ge-

[3]) Baltzer, Zur Geschichte des Danziger Kriegswesens. 1893. S. 13, Anm. 13.

[4]) v. Maurer, Städteverfassung I, S. 502.

[5]) Städtechroniken XV, S. 407, ebenda II, S. 20, Anm. 2, Fidicin, Beiträge z. Geschichte Berlins I, S. 46.

[6]) Mojean, Städtische Kriegseinrichtungen i. 14. u. 15. Jhdt. 76. S. 13; Schannat II, S. 242; Ennen, Quellen z. Geschichte Kölns VI, S. 512 f.; Baltzer, a. a. O. S. 14; Hartung, Häuserchronik von Erfurt S. 155; Napierski, Quellen d. Rigischen Stadtrechts S. 206; Voigt, Geschichte Preussens VI, S. 717.

[7]) Mojean, a. a. O. S. 3, Anm. 9.

[8]) vgl. Otto in Zeitschr. f. Kulturgeschichte, 97. S. 65.

[9]) Böhmer, Cod. dipl. Moenofrancofurtanus S. 749; Archiv f. Frankfurts Geschichte u. Kunst. 1855. S. 158.

schickt sind, denn die Vorstädter". Die Braugerechtigkeit war an zwei Schosse von zehn und fünfzehn Schillingen geknüpft, wonach Trabgeschirr oder ganzer Harnisch zu stellen war. Ersteres bestand aus Joppe, Panzer, Koller, Eisenhut, Blechhandschuhen, der zweite enthielt noch Platte und Schurz, statt des Eisenhuts die Haube und statt der Joppe einen Grusener (Waffenrock). Dieselben Stücke schreiben um die gleiche Zeit die Nordhäuser Statuten für den vor, der 60 Mark verschosst; bei 30, 10, 3 Mark treten Erleichterungen ein.[10]) Ebenso wird in Göttingen 1422 von einem Besitz von 60 Mark voller Harnisch gefordert, von 20 Panzer, Lendner, Eisenhut und Schild; 1459 ist die leichtere Rüstung schon für 10 Mark angesetzt.[11]) Eisenhut, Brust und Schild erscheinen auch in der oben angeführten Stelle der Danziger Bäckerrolle 1442 als das Mindestmass, das jeder zu bessern bemüht sein soll.

Neben den ausführlichen Vorschriften für die Rüstung machen sich solche für Trutzwaffen wenig bemerkbar. In der detaillierten Frankfurter Aufzählung 1382 soll der schwerer Gewaffnete eine Glene führen, der andere eine Helmbarte, die auch in Göttingen als Begleiterin der leichteren Rüstung erscheint, wie in den Schweizer Gewalthaufen. Jedenfalls war im fünfzehnten Jahrhundert schon der Grundsatz durchgedrungen, nur die Stangenwaffen als kriegsgemäss anzuerkennen, wie es am Ende desselben ein ungenannter Kriegsmann in seinem Ratschlag an die Stadt Worms ausspricht: Also sollen sy gerust sein mit harnesz und gewer, nit mit schweinspieszen und mit streytexhen, als die alten vetter auf die wacht gent, sonder sollen gerust sein mit hantbuchsen und mit armbrusten und mit langen spieszen und mit rechten guten helmbarten, dasz sye zu noden ein ordenung oder ein spitz gemachen kunden.[12]) Selten wird die Armbrust genannt, wohl weil sie ausser bei der Schützengilde seltener in Privatbesitz war als von der Stadt gestellt wurde, dagegen gewannen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Handfeuerwaffen allmählich ihre den Stangenwaffen gleichwertige Stellung. Beide werden, je mehr die Kugel die Rüstung verdrängt, Gegenstand der gesetzlichen Ansprüche bei Musterungen, während kürzere sog. Schwein- oder Federspiesse nicht als voll gelten und wohl die spöttische Bezeichnung als Spiessbürger hervorgerufen haben. Bei einer Musterung 1537 erschienen von Halberstädter Bürgern 255 mit Handrohren, 150 mit Helmbarten, 130 mit langen, 20 mit Schweinspiessen, in Aschersleben 193 mit Handrohren, 50 mit Hellebarden, 130 mit Schweinspiessen, in der Vorstadt 245 mit ebensolchen. 1583 werden in Jüterbog 104 Hakenschützen, 104 mit Rüstung und Langspiess, 543 mit kurzen Spiessen gut und böse verzeichnet. Eben damals veranlasste das unbefriedigende Ergebnis der Halleschen Musterung den Landesherrn Administrator Joachim Friedrich zu der Verordnung, die Wohlhabenden wie Pfänner und Brauer sollten Harnisch und Langspiess haben, gemeine Bürger Sturmhaube und langes Rohr oder Federspiess.[13])

Es waren die matten Zeiten, in denen die Einsichtigen sich der Erkenntnis der abnehmenden Kriegstüchtigkeit nicht mehr verschliessen konnten und ihr angesichts der drohenden Gefahr durch die halbe Massregel des Defensionswesens zu begegnen versuchten. Die Städte boten durch die kriegerischen Übungen der Bürger und die bei der Selbstbewaffnung unerlässliche Wohlhabenheit den geeignetsten Boden für diese Bestrebungen. In Hamburg wurden am Ende des Jahrhunderts die Bürger zur Anschaffung moderner Waffen ermahnt; die schon hundert Jahre vorher für jedes brauberechtigte Haus bestehende Forderung einer Hakenbüchse wurde jetzt auf einen ganzen Haken festgesetzt, während Bürger ohne Grundbesitz sich mit einem halben Haken oder Langspiess begnügen durften, Bewohner blosser Buden nur eine Wehr in der Hand und an der Seite haben sollten. Der grosse Zuzug Ärmerer veranlasste 1618 die Bestimmung, dass Nichtbürger wenigstens Sturmhaube und Langspiess haben sollten, Handwerker Muskete und Seitengewehr, Kaufleute sogar noch Harnisch, Langspiess und Seitengewehr. In Bremen erging 1598 unter ausdrücklicher Berufung auf den Verfall der kriegerischen Übung der Ratsbeschluss, dass zum Bürgereid jeder mit Waffen erscheine und neben den Namen der Eingetragenen wird 200 Jahre lang der Zusatz gemacht: langes Rohr mit Seitengewehr oder Hellebarde mit Seitengewehr, später a. s. (armis solitis). Noch der mir vorliegende Bürgereid meines Grossvaters trägt den Vermerk, dass er 1802 den Eid mit Flinte und Seitengewehr geleistet habe. 1623 werden bei der Musterung in Berlin 498 Büchsen, 269 Piken, 355 Hellebarden gezählt.[14]) Der grosse Krieg erwies, dass diese letzten Reste der alten Wehrhaftigkeit sich überlebt hatten.

[10]) Martin, Urkundenbuch von Jena. S. 504, 508. Meyer, Nordhausen als Festung (Zs. d. Harzvereins XXI S. 334).

[11]) Stadtrecht Art 45 b. Pufendorf, Observationes III. Append. S. 172. Havemann, Geschichte v. Braunschw. u. Lüneburg I, S. 786.

[12]) Monumenta Wormatiensia ed. Boos. S 353.

[13]) Staatsarchiv Magdeburg Acten Halberstadt 746, Magdeburg II, 418, Copiar 227 f. 18.

[14]) Gaedechens, Z. Geschichte d. Hamburger Bürgerbewaffnung 1872; Bremisches Jahrbuch. 1900. S. 1; Fidicin. Beiträge V, S. 16.

Die historische Entwicklung der im Seekriege gebräuchlichen Waffen bis 1870.

Von Korvettenkapitän z. D. von **Haeseler**.

(2. Fortsetzung.)

Das Wort Cannon scheint nicht die Bezeichnung für ein Geschütz von bestimmtem Kaliber, sondern für das grösste in der Flotte gebräuchliche Geschütz gewesen zu sein, das aber ist der Zweiundvierzigpfunder, der an die Stelle des schwer zu handhabenden Sechzigpfünders trat.[1])

Es wurde 1677 der Anfang gemacht, Schiffe nach der Zahl ihrer Geschütze zu klassifizieren. Schiffe erster Klasse hatten 100, solche zweiter Klasse 90 und Schiffe dritter Klasse 70 Kanonen. Die Besatzungsstärke wurde je nach der Schiffsklasse und der Grösse der Kanonen, wie nachstehend, festgesetzt. Es wurden eingeschifft

für	jeden	42	Pfünder	8	Mann
„	„	32	„	6	„
„	„	18	„	5	„
„	„	12	„	4	„
„	„	Saker		3	„
„	„	3	Pfünder	2	„

Ausser diesen Mannschaften erhielten Schiffe erster bis dritter Klasse 296—150 weitere Leute. In diesen Zahlen waren alle Offiziere, Seesoldaten u. a. eingeschlossen.

In der Schlacht bei Bantry Bay 1689 wurde auf einem Brander ein neuartiges Geschütz gebraucht, welches deshalb Erwähnung verdient, weil damit zum ersten Male Sprengkugeln gefeuert wurden. Man nannte das Geschütz Cushee piece. Die Waffe scheint sich aber keiner Beliebtheit erfreut zu haben, denn sie wird nicht wieder genannt. 1660 werden Mörser auf besonders dazu gebaute kleine Schiffe montiert; solche Mörserschiffe (Bomb Ketch) waren bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts allgemein im Gebrauch. Der Mörser diente zur Beschiessung fester Plätze. In der Seeschlacht war er wertlos und daher erhielten die Morserschiffe kleinere Kanonen zu ihrer eigenen Verteidigung. Mörserfahrzeuge wurden zum letztenmal 1862 vom Admiral Farragut zur Vorbereitung der Forcierung der Mississippieinfahrt benutzt. Der von ihnen angerichtete Schaden war unbedeutend, wenn man nicht annehmen will, dass das mittelmässige Schiessen der Verteidiger der Forts am 23. April auf ihre vielfach gestörte Nachtruhe zurückzuführen ist.

Während der Seekriege zwischen England und Holland im siebzehnten Jahrhundert entstand allmählich die taktische Formation, welche die Schlachtlinie genannt wurde. Aus dieser wurden nach und nach alle Schiffe entfernt, welche weniger als zwei gedeckte Batterien hatten. Diejenigen aber, welche nunmehr in der Schlachtlinie kämpfen durften, wurden Linienschiffe genannt.

Schiffe mit nur einer gedeckten Batterie und Kanonen auf Oberdeck hiessen Fregatten.

Korvetten und Briggs waren drei- und zweimastige Schiffe, welche nur auf Oberdeck Geschütze führten. Diese Einteilung der Schiffsarten blieb bis zur Einführung der Panzerschiffe bestehen.

Linienschiffe führten in zwei bis drei gedeckten Batterien 50—100 Geschütze. Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hatten die Spanier einzelne Vierdecker bis zu 130 Kanonen. Fregatten führten 21 bis 50 Kanonen, kleinere Schiffe hatten bis zu 20 leichte Geschütze.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurden wiederholt Vorschriften erlassen, welche den Zweck hatten, die Grösse der Schiffe, ihrer Inventarienstücke, die Stärke der Besatzung u. a. nach der Kanonenzahl zu bestimmen; so z. B. sollte ein Schiff von 100 Kanonen im Jahre 1745 einen Buganker von 81 Ctr. Gewicht und eine Raumtiefe von 21,5 Fuss haben. Da aber diese Vorschriften dazu führen mussten, jeden Fortschritt in der Entwickelung des Schiffbaues zu hemmen, so wurden diese Versuche zur Herstellung einer Gleichmässigkeit 1755 aufgegeben, um später, im neunzehnten Jahrhundert, wieder aufgenommen zu werden. Nach den Vorschriften von 1745 sollte jedes Hundertkanonenschiff an Handwaffen haben: 200 Musketen mit Bajonett und Zubehör, 500 Paar Pistolen, 50 Enterbeile und 200 Handgranaten.

Wann Handgranaten zuerst eingeführt wurden, ist schwer zu bestimmen. Ein einziger Fall ist bekannt, in welchem eine Handgranate eine

[1]) Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an werden Geschütze nur noch nach dem Gewichte der aus ihnen gefeuerten eisernen Vollkugeln benannt; diese Benennungsweise ist bis nach Einführung der gezogenen Geschütze üblich geblieben.

entscheidende Wirkung erzielte. Es war dies in dem Gefecht, in welchem die „Serapis" genommen wurde, 1779. Eine Handgranate des Feindes fiel auf einen Haufen Munition und verursachte eine Explosion, welche die Gefechtsfähigkeit des Schiffes beeinträchtigte. In der französischen Marine scheinen Handgranaten noch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein gebraucht worden zu sein. Die bis vor kurzem noch vorkommende Bezeichnung gewisser Leute als gabiers[2]), grenadiers deutet darauf hin.

Vor Erfindung der Sprenggeschosse werden glühende Kugeln in der Seekriegsgeschichte wiederholt erwähnt. Das Glühen der Kugeln erforderte Zeit und einen Glühofen, welcher schwer an Bord unterzubringen war. Es ist zwar in vereinzelten Fällen vorgekommen, dass von einem Schiffe aus mit glühenden Kugeln geschossen worden ist, sonst aber wurden diese Geschosse in der Regel nur vom Lande aus gegen Schiffe benutzt. Im Gefecht bei Eckernförde schossen sie das Linienschiff Christian VIII. in Brand. —

Im achtzehnten Jahrhundert wurde eine Reihe von Verbesserungen der Schiffsarmierung durchgeführt. Die unteren Batterien der Linienschiffe

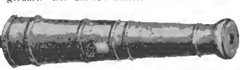


Fig. 1. Schiffsgeschützrohr aus dem Anfang des 18. Jahrh. (Nach: Clowes, the royal navy.)

wurden höher gelegt. Die schwersten Kanonen konnten demnach bei Wind und Seegang länger gebraucht werden als früher. Der Zweiundvierzigpfünder wurde nur noch auf Schiffen erster Klasse gefahren. Die anderen Linienschiffe führten als schwerstes Geschütz den Zweiunddreissigpfünder. Die Geschütze der übrigen Batterien waren Achtzehn- und Zwölfpfünder. Fregatten hatten in der Batterie durchgängig Achtzehnpfünder, kleinere Fregatten auch Neun- oder Zwölfpfünder. Die Geschütze waren innerhalb der einzelnen Batterien gleich, hatten also auch gleiche Pulverladungen. Nach Einschränkung des Spielraumes der Geschosse wurde weiter und genauer geschossen als bisher.

Gegen Ende des Jahrhunderts bediente man sich der Steinschlösser zum Abfeuern der Kanonen. Die Lunte wurde jedoch als Reservezünder nebenbei bereit gehalten.

Das Manövrieren mit der Schlachtlinie wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, welches aber viel Zeit vor Eröffnung einer Seeschlacht dieser Periode wegnahm. Die Kommendanten verloren dabei viel von ihrer bisherigen Selbständigkeit und Initiative. Das Verlassen der Schlachtlinie wurde ein Verbrechen, welches in manchen Fällen härter bestraft worden ist, als der Verlust einer Schlacht. So wurde nach der Schlacht bei Toulon 1744 der dort kommandierende Admiral Mattheus kassiert, weil er seine eigene Schlachtlinie verlassen hatte, um näher an den Feind zu gehen, nachdem der Befehl zum Nahekampf von der Mehrzahl seiner Untergebenen nicht befolgt worden war. In der Schlacht hatte er gesiegt, d. h. der Feind war zurückgegangen, wenn auch nur mit Verlust eines Schiffes. Der Wunsch, die Schlachtlinie intakt zu halten, die Übersicht der Admirale über die ihnen unterstellten Flotten nicht zu beeinträchtigen, sowie auch die grösser gewordenen Schussweiten der Geschütze führte dazu, vielfach auf grössere Entfernungen als bisher zu kämpfen. Viele Seeschlachten blieben aber nun zwecklos, weil der geschlagene Feind sich zurückziehen konnte, ohne erhebliche Verluste an Schiffen erlitten zu haben.

Erst später wurde anerkannt, dass die Entscheidung nur im allernächsten Nahekampf herbeigeführt werden kann. Im Gegensatz zu den Schlachten bei Toulon und Barfleur, bei welchen die Sieger keine Schiffe nahmen, wurde in den späteren im Nahekampf geschlagenen Schlachten bei Abukir und Trafalgar die französische Flotte vollkommen vernichtet. Von den wenigen französischen Schiffen, welche aus der Schlacht entkamen, erreichte in beiden Fällen nicht ein einziges einen heimatlichen Hafen wieder. Die grossen Erfolge, welche die Engländer im Nahekampf um die Mitte des Jahrhunderts gehabt hatten, führte dazu, dass bei Armierung der Schiffe die Mittel des Fernkampfes vernachlässigt wurden. Man beachtete nicht, dass der Nahekampf gegen den Willen des Gegners nur herbeigeführt werden kann, wenn man über grössere Schnelligkeit verfügt. Geschütze wurden auf Kosten ihrer Schussweite erleichtert und verkürzt. Sie erhielten immer noch keine Zielvorrichtung. Die Ausbildung der Mannschaft im Schiessen wurde vernachlässigt und nur noch auf sehr schnelles Laden und Abfeuern gehalten. Man nahm an, dass man im Gefecht, bei welchem sich die grossen gegnerischen Schiffe häufig berührten, nicht leicht vorbeischiessen könne, während die Erfahrung gezeigt hatte, dass man durch überwältigendes Feuer die feindliche Mannschaft aus ihren Batterien vertreiben konnte.

Das Feuer wurde in der Regel nur auf Pistolenschussweite eröffnet. Das besiegte Schiff wurde dann meist genommen, da ein Rückzug aus unmittelbarer Nähe des Feindes sehr schwer war.

Eine für das Nahegefecht besonders konstruierte Waffe war die Karronade, welche zuerst 1779 auftrat. Es war dieses ein sehr leichtes, kurzes Geschütz, von grossem Kaliber, welches mit kleiner Ladung ein grosses Geschoss auf kurze Ent-

[2]) g. heisst Takler und damit ist ein Matrose gemeint, der seine Gefechtsstation in der Takelage hat.

fernungen schoss. Die erste Karronade war nicht länger wie ein Vierpfünder, wog nicht mehr wie ein Achtzehnpfünder und schoss eine achtundsechzigpfündige Vollkugel. Späterhin machte man die Erfahrung, dass die Schiessresultate mit einer Hohlkugel besser waren als mit Vollkugeln, es wurden also aus den Karronaden ungeladene Hohlkugeln gefeuert.

Übrigens wurden Karronaden in allen Grössen, von zwölf bis zu achtundsechzigpfündigem Kaliber angefertigt. Anfänglich werden sie überzählig an Bord mitgegeben, so z. B. führte ein Hundertkanonenschiff 1780 hundert Kanonen und zehn Karronaden, ein Vierundsechzigkanonenschiff vierundsechzig Kanonen und acht Karronaden. Späterhin wurden die leichteren Kanonen durch Karronaden ersetzt. Ausnahmsweise wurden grössere und häufig, sogar in der Regel kleinere Schiffsarten nur mit Karronaden armiert.

In dem Seekriege mit den Vereinigten Staaten 1812—1815 musste die englische Flotte die Erfahrung machen, dass wenn die Entscheidung auch nur im Nahekampf zu suchen ist, es verhängnisvoll werden kann, die Mittel des Fernkampfes zu vernachlässigen. Die Amerikaner bauten Fregatten, welche schneller und grösser als diejenigen ihrer Gegner waren und bewaffneten diese mit schweren, weittragenden Geschützen. In ihren vielen Einzelkämpfen mit den Engländern wurde die Widerstandskraft des Feindes mit einem gut gezielten Geschützfeuer aus der Ferne gebrochen und dann im Nahekampf die Entscheidung herbeigeführt. Im ganzen Kriege wurde nur eine einzige amerikanische Fregatte, die Chesapeake, von der englischen Fregatte Shannon im Einzelkampfe genommen. In diesem Falle hatte der englische Kommandant nicht nur jahrelang seine Mannschaft im Schiessen geübt, sondern auch die Kanonen mit Zielvorrichtungen versehen lassen. Der Amerikaner dagegen hatte eine ganz neue ungeübte Besatzung und liess sich auch unvorsichtigerweise ohne weiteres auf den Nahekampf ein. Er wurde schliesslich durch Enterung genommen.

Die Entwickelung der Schiffe und der Schiffsartillerie ging im neunzehnten Jahrhundert mit raschen Sprüngen vorwärts. Zunächst erreichten die Segelkriegsschiffe mit glatten Vorderladekanonen bis zum ersten Drittel des Jahrhunderts ihre grösste Leistungsfähigkeit, um dann in weiteren dreissig Jahren endgültig aus der Liste der kriegsbrauchbaren Schiffe aller Länder zu verschwinden. In der Seeschlacht bei Navarin 1827 kämpften zum letzten Male Flotten, bestehend ausschliesslich aus Segelschiffen mit glatten Kanonen miteinander. Bei dieser Gelegenheit waren auf türkischer Seite noch fünf Brander vorhanden.

Man fing ferner an, Linienschiffe mit Kanonen einheitlichen Kalibers zu armieren, indem man die unteren Batterien mit langen schweren, die oberen mit kurzen leichten Rohren desselben Kalibers besetzte. Die unteren Batterien erhielten eine ausreichende Höhe über Wasser. Der Zweiunddreissigpfünder wurde als schwerstes Geschütz geführt. Zum Abfeuern der Kanonen kamen Schlösser mit Perkussionsschlagrohr in Gebrauch (Fig. 2). Fregatten erhielten auf Grund der Erfahrungen des Krieges von 1812 eine vermehrte Anzahl schwerer Geschütze. Während bis dahin die Fregattenarmierung in der Regel aus nicht mehr wie 36 Achtzehnpfündern bestand, hatten nunmehr derartige Schiffe häufig eine Armierung von 44 bis 50 Vierundzwanzigpfündern. Kleinere Schiffe wurden auch dementsprechend schwerer armiert.

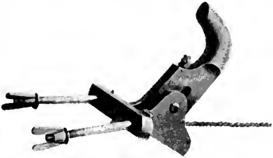


Fig. 2. Schloss mit Perkussionsschlagrohr.
(Getreue Nachbildung im Besitz des Verfassers.)

(Schluss folgt.)

Die historische Waffensammlung der Stadt Wien im Zusammenhang mit der militärischen Organisation der Stadt.

Von **Karl Schalk.**

(Fortsetzung.)

III. Söldner in städtischen Diensten.

Wie wir gesehen haben, hatten die Bewohner Wiens die Pflicht persönlichen Kriegsdienstes. Wenn Söldner aufgenommen wurden, waren diese in erster Linie Ersatzmänner der Verpflichteten, in zweiter solche, die über die Zahl der Verpflichteten hinaus infolge der Zwangslage der feindlichen Bedrohung aufgenommen wurden.

Als Ersatzmännner der Verpflichteten erscheinen die Söldner, wenn in der Kammeramtsrechnung des Jahres 1445[1]) ausser den von der Stadt bezahlten Söldnern auch 60 Pferde und 210 Fussknechte angeführt werden, „den di stat sold nit geben hat, sonnder daz hat yeder für sich selbs, und die hanntwercher bezalt, als man inen dann angeslagen hat". In der Kammeramtsrechnung von 1451[2]) findet sich ein Ausweis von Rückständen einzelner Bürger, die die auf sie repartierten Beträge für Söldner noch schuldig waren, ein Beweis, dass die Bürger für die Kosten bestimmter Söldner aufzukommen hatten. Die reichen Bürger hafteten als Einzelne für ihre Wehrpflicht, dadurch dass jene, die zu Ross hätten dienen sollen, für Pferde besteuert wurden, dafür ist hinzuweisen auf den Anschlag auf die Burger, die ros vermögen" aus dem Jahre 1454[3]) mit einer Gesamtzahl von 50 Pferden.

Die Ärmeren, die Handwerksmeister, wurden dagegen nicht einzeln, individuell, sondern durch das Medium ihrer Korporation, ihrer Zeche herangezogen.

In der Ordnung der B a d e r vom Jahre 1463 wird der Zeche die Bestellung von Harnischen, in der der K r ä m e r vom selben Jahre die von Schiesszeug, Armbrusten und Tartschen aufgetragen, und in letzterer begegnet auch die Verpflichtung zur Zahlung von Söldnern.[4])

Was die P e r s o n e n d e r S ö l d n e r anbelangt, suchte man vor allem Einheimischer sich zu versichern, die Garantien besserer Aufführung und Haltung boten. Das waren in Städten zunächst die Handwerksgehilfen. Im Jahre 1434 beschloss der Rat:[5]) „die redlichisten h a n d w e r c h e r c h n e c h t zu bestellen und mit denselben zu reden, das sy der stat gehorsam und mit dinsten wartund sein, und das man einem jeden handwercherchnecht geben sol 7 phenning, und sicz dennoch seim maister in der werchstat solang, unz das wir [der Rath] der bedürffen und ze schulden koment, so sullen sie uns denn dien und zusteen umb ainen gleichen sold."

Das was im 15. Jahrhundert eine Leistung guten Willens seitens der Handwerksgehilfen war, wurde im 16. Jahrhundert zur Pflicht. „Die new pollicey und ordnung der handwercher und dienstvolck der Nideröster. lande" aus dem Jahre 1527[6]) verfügt auf Fol. B_3 unter Rubrik: Gelubde und gehorsam zu thuen und wider die veindt zu dienn „Wo auch wir [der Landesfürst] oder gemaine stat seyn [des Handwerksgehilfen] wider die veindt oder an andern ortten zu dienen nottürftig wurden, das er dasselb on widerredt thuen will umb ainen zimlichen sold, der ime bestimbt wirdet, es sey nach tag — wochen — oder monat sold, wie ime das für gehalten würdt und darinn uns noch gemaine stat nicht andringen, das er auff ain monat, zway oder ein halbs jar noch auff ainiche bestimbte zeyt bestimbt oder ime gellt fürgehen werd bey der peen verpietung unserer land."

In ähnlicher Weise lautet der analoge Paragraph in der „Ordnung und reformation güter pollicey" aus dem Jahre 1552. Fol. XXXVI.

In der Kriegsdienstverpflichtung der Handwerksgehilfen, wenn sie Einheimische sind, berührt sich Söldnertum mit Pflicht dem Aufgebote zu folgen.

Die Söldner stellten im Mittelalter und bis zur Gründung einer bürgerlichen Artillerie im Jahre 1645 alle Waffengattungen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die beiden letzteren Waffengattungen dürften bis 1645 sogar ausschliesslich von Söldnern besetzt gewesen sein.

Von den Söldnern waren unstreitig die Artilleristen die geachtesten, die B ü c h s e n m e i s t e r, die den Zeug, die Geschütze unter sich hatten;

[1]) Schlager, Wien. Sk. Bd. V. S. 148.
[2]) Schlager, l. c. Bd. V, S. 150.
[3]) Copeybuch in Fontes II/7. S. 9.
[4]) Schlager, Wien. Sk. Bd. V, S. 44.
[5]) Copeybuch l. c. S. 4.
[6]) Ist im Druck erschienen.

die Soldverträge mit ihnen wurden auch zumeist für längere Zeit abgeschlossen.

Im Jahre 1449 finden wir einen Büchsenmeister, den schon erwähnten Thomas Kren, „der vor Weiden mit einem Knechte zog“,[7] im Jahre 1452 drei Büchsenmeister und vier resp. fünf Büchsenschützen,[8] im Jahre 1458 vier Büchsenmeister und 426 Büchsenschützen.[9] Ich glaube daher, dass unter den Büchsenschützen nicht Gehilfen der Büchsenmeister, sondern mit Handhackenbüchsen bewaffnete Fusssöldner zu verstehen sind, umsomehr als in der Rechnung des Jahres 1146 unter den Büchsenschützen: Zinngiesser, Pogner und Schlossergesellen genannt werden.[10] Dagegen ist ein Student, „der in der belegerung des kunigs von Hungarn des 77 jars auf der Newenburgerstrass aus der püchsen geschossen hat“,[11] unstreitig ein Artillerist, der neben drei Büchsenmeistern diente.

Von den Waffen der Sammlung werden wir vor allem die zahlreichen Ahlspiesse,[12] die zum Teil das Wiener Wappen tragen, als Söldnerwaffen betrachten dürfen, desgleichen Helmbarten, die nicht den Charakter von Repräsentationswaffen tragen, sondern die einer unzweifelhaften Angriffswaffe wie Kat. Nr. 9, die als typisch schon eine Abbildung erfahren hat.[13])

Von Söldnern wurden ferner geführt die verschiedenen Arten Spiesse des 16. Jahrhunderts, namentlich die Reisspiese, deren die Sammlung eine grosse Zahl besitzt. Hervorzuheben ist ein Spiess des Meisters Bartolamio aus Biella[14]) (Prov. Novarra), Kat. in Gr. Nr. 571 und 572.

Von Trutzwaffen kommen auch für die im 15. Jahrhunderte noch der teueren Harnische entbehrenden Söldner die schon erwähnten Setztartschen in Betracht, ferner Schallern, eine solche unter Kat. Nr. 5 und Eisenhüte, an denen es aber in der Sammlung gänzlich fehlt. An landsknechtischen Halbharnischen des 16. Jahrhunderts, die die Stadt in grosser Zahl kaufte, wie die Rechnungen beweisen, ist in der Sammlung kein Mangel.

Das 15. Jahrhundert war die Blütezeit der Wiener städtischen Söldner, die förmliche kleine Feldzüge gegen die Feinde des Landes, die auch die der Stadt waren, gegen die Hussiten, die Ungarn und jene Räuberbanden (im Ital. banditi oder masnadieri, im Deutschen „Brüder“ aus dem Tschechischen bratři, diese Burschen waren meist Tschechen) führten, die sich unter dem Kommando von meist adeligen Söldnerführern aus entlassenen, teilweise in ihren Soldforderungen unbefriedigten landesfürstlichen und anderen Herren dienenden Söldnerhaufen gebildet haben.

Die Stadt musste sich damals eben selber helfen, da der Landesfürst, Kaiser Friedrich III., ihr nicht helfen konnte, indem zu seiner Zeit das österreichische Feudalheer gänzlich versagte und der Kaiser an steter Geldnot litt.

Die Lage änderte sich, als Kaiser Maximilian I. und dessen Nachfolger Ferdinand I. den bureaukratischen österreichischen Gesamtstaat zu begründen, und wenn auch unter grossen Schwierigkeiten, den Schutz ihrer Unterthanen gegen äussere Feinde durch landesfürstliche Truppen durchzuführen vermochten.

Es hatten sich die Zeiten immerhin gebessert. Die Hussiten waren niedergeschlagen, die Einfälle der Ungarn hörten mit dem Tode des Königs Mathias Corvinus auf, und die drohende Türkengefahr bewirkte, dass der in seinem eigenen Besitz und Vermögen gefährdete Adel sich schliesslich doch bewogen fand, materielle Opfer zu bringen, um dem gefährlichen Feinde widerstehen zu können. So wurde die Stadt der Sorge enthoben, allein für ihre Verteidigung Vorkehrungen treffen zu müssen, und das spezifische städtische Söldnertum verlor im 16. Jahrhundert die Bedeutung der früheren Zeit.

Wenn nun auch die städtischen Söldner seit dem Beginn der Neuzeit an Zahl sich vermindern und an Wichtigkeit verlieren, so unterliess es die Stadt, wie die Rechnungen und der Bestand der Waffensammlung an gemeinen landsknechtischen Halbharnischen, Stangenwaffen und Schlachtschwertern erweisen, nicht, dafür zu sorgen, für Fälle unvorhergesehener Bedrängnis gerüstet zu sein.

(Schluss folgt.)

[7]) Schlager, Wien. Sk. Bd. V, S. 150.
[8]) Ebenda S. 154.
[9]) Ebenda S. 164.
[10]) Ebenda S. 171.
[11]) Ebenda S. 213.
[12]) Abgebildet ist Kat. Nr. 251 zu Kutzlnigg l. c. S. 324, Fig. 4.
[13]) Zu Kutzlnigg l. c. S. 325, Fig. 6.
[14]) Ehrenthal, Führer S. 151.



Ein alter Apparat zur Messung der Geschossgeschwindigkeit.

Zur Ergänzung der Mitteilungen, welche ich in Heft 7, S. 256 ff., des II. Bandes unserer Zeitschrift brachte, sei es mir gestattet, noch auf einen anderen Apparat aus dem dort erwähnten Werke von Papacino d'Antoni hinzuweisen. Zwar erfahren wir nicht, ob praktische Versuche mit diesem Apparate angestellt worden sind, und wie der Erfolg war. Die Idee ist jedoch so gut, dass sie es wohl verdient, der Vergessenheit entzogen zu werden, besonders da ihr Grundgedanke auch für viele Berechnungen der modernen Ballistik eine wesentliche Rolle spielt.

Papacino d'Antoni beschreibt in § 160 seines Werkes den betreffenden Apparat folgendermassen:

„Der Herr Benjamin Robins, ein englischer Geometer, ist, soviel ich weiss, der erste gewesen, der darauf gedacht hat, die anfängliche Geschwindigkeit, mit der die Kugel bei einem kleinen Gewehr aus der Mündung fährt, durch Hülfe einer Maschiene zu bestimmen.

Die Art, nach welcher derselbe verfährt, bestehet darinnen, dass er seine Kugeln gegen ein Pendulum schiesst, welches sich so frey als möglich um seine Axe bewegt; dergestalt, dass, wenn die Kugel in das Pendulum dringt, dieses vermöge dem Stoss einen kleinen Bogen beschreiben muss.

Wenn man die Sehne dieses Bogens auf das genaueste misst, und das Gewicht der Kugel und des Penduli, das Centrum gravitatis und oscillationis, dieses letztern, nebst der Entfernung des Punkts, worin der Stoss geschehen, von der Axe bekannt sind, so kann man daraus die absolute Geschwindigkeit bestimmen, mit der die Kugel auf das Pendulum gestossen.

Wenn man sich eines solchen Penduli CE zu Flinten und Büchsen bedienen will, — Fig. 1, — so muss man es sowohl, als die Axe AB, um der es sich bewegt, von Eisen machen, und diese Axe AB muss ohngefehr einen Fuss lang und perpendikular auf das Pendulum CE seyn. An dem Theil DE befestiget man durch Hülfe einiger Schrauben ein dickes hölzernes Brett, welches ohngefähr $\frac{3}{4}$ Fuss lang und eben so breit ist, damit die Kugeln, welche in dasselbe dringen, nicht bis hinten an das Eisen schlagen können.

Um dieses Pendulum zum Gebrauch so bequem als möglich einzurichten, so befestiget man die Axe desselben an einem Gerüste, — Fig. 2, — welches nach Art eines Hebezeuges gemacht ist, so dass sich dieselbe frey bewegen kann, und unten legt man ein Stück Holz GH, welches zirkelförmig ausgerundet ist. Dieser Zirkel wird aus dem Mittelpunkt C mit einem Halbmesser beschrieben, welcher etwas grösser ist, als CE, und die Fläche desselben muss in eben der Fläche liegen, worin das Pendulum oscillirt, dergestalt, dass, wenn man in E einen kleinen Stift EF befestigt, derselbe auf der Oberfläche GH, welche man mit etwas Staub bedecket, den Bogen bezeichnen kann, welchen das Pendulum durch seinen ersten Schwung beschreibet.

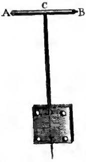


Abb. 1.

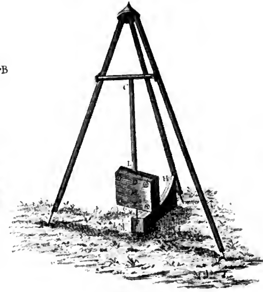


Abb. 2.



Abb. 3.

Der Erfinder bedienet sich anstatt des ausgeholten Holzes eines Bandes, welches bey E angeheftet ist, und sich bey dem Schwunge des Penduli unter zwey Platten durchziehet, die in einem Stücke Holz befestiget sind, welches quer durch die Schenkel des Gerüstes gehet. Die Länge des beschriebenen Bogens wird alsdann durch die Länge des Bandes gemessen, welches sich zwischen die Platten durchgezogen."

Die Berechnung, deren Einzelheiten ich hier wegen ihres grossen Umfanges nicht anführen kann, ist nach Papacino d'Antonis Meinung durchführbar, da folgende Grössen bekannt sind: Gewicht und Länge des Pendels, Gewicht der Kugel und Länge des vom Pendel bei seinem ersten Schwunge beschriebenen Bogens. Auch wird vom Verfasser der Umstand mit berücksichtigt, dass, wenn die Kugel nicht genau die senkrechte Mittellinie des Pendels trifft, das „centrum oscillationis" ausserhalb CD (Fig. 1) fallen wird, ein Umstand, den die Berechnung nicht ausser acht lassen darf; ebenso wird daran gedacht, dass, wenn die Kugeln im Holze des Pendels stecken bleiben, das „centrum oscillationis" und der Schwerpunkt sich mit jedem Schuss ändern müssen, so dass jedesmal eine neue Wägung und die genaueste Bestimmung der Entfernung der vorhandenen Schusslöcher von der Mittellinie des Pendels nötig sind. Diese Messungen sind aber schwierig und stets ungenau, weil, besonders bei Verwendung von Weichbleikugeln, die Schusslöcher keine scharfen Ränder haben. Doch konnte man dem ja durch Verwendung einer neuen Holzplatte für jeden einzelnen Schuss begegnen, wobei allerdings wieder Vorbedingung sein musste, dass alle Holzplatten gleich hart, also von derselben Holzsorte hergestellt, in derselben Richtung zur gewachsenen Faser geschnitten, gleich gründlich ausgetrocknet und peinlich genau gleich gross und gleich gut geglättet waren.

Noch einige andere Umstände sind es aber, die meines Erachtens die Zuverlässigkeit des Apparates beeinträchtigen, und die weder Papacino d'Antoni noch sein Übersetzer Tempelhof zu beachten scheinen.

Zunächst wird, selbst bei sorgfältigster Herstellung, die Achse AB (Fig. 1) in ihren Lagern eine gewisse Reibung finden; doch ist die dadurch veranlasste Ungenauigkeit so gering, dass sie bei den Berechnungen füglich unbeachtet bleiben konnte.

Wesentlicher ist schon der folgende Punkt: traf das Geschoss nicht genau die Mittellinie des Pendels, so musste es das Bestreben haben, ausser dem Verdrängen des Pendels aus seinem senkrechten Hang, dasselbe auch um die Achse CL (Fig. 2) zu drehen. Da AB, CL und das Pendel starr verbunden waren, so konnte zwar eine solche Drehung nicht stattfinden: der Teil der lebendigen Kraft des Geschosses, welcher auf diese Drehung gerichtet war, wurde zwar in Rechnung gezogen, wie schon oben bemerkt. Aber in dem Gefüge des Apparates musste dieser Umstand mit der Zeit eine Lockerung herbeiführen, die auf die Zuverlässigkeit des Funktionierens nur ungünstig wirken konnte.

Endlich ist von Papacino d'Antoni eine sehr wichtige Fehlerquelle unbeachtet geblieben, nämlich die Verwendung eines Teiles der lebendigen Kraft des Geschosses zum Eindringen in das Holz des Pendels. M. E. dürfte das der Hauptnachteil des ganzen Apparates sein, denn die hierfür verwendete Kraft ist verhältnismässig gross, und liess sich auch schwer berechnen, weil die Deformation des Bleigeschosses mit in Rechnung zu ziehen war.

Im allgemeinen darf man wohl aber auch heutzutage noch zugestehen, dass der Gedanke, der diesem Apparate zu Grunde liegt, durch grosse Einfachheit und Natürlichkeit sich auszeichnet.

Meyer,
Hauptmann und Kompagniechef
im Inf. Reg. Nr. 139.

Waffen-Ausstellung zu Strassburg. Mitte September soll zu Strassburg im Elsass eine Waffenausstellung eröffnet werden, welche von der Gesellschaft der Kunstfreunde ausgeht und zeigen soll, was die Strassburger Sammlungen an Waffen und Uniformen älterer und neuerer Zeit besitzen. Die Ausstellung soll im einstigen Rohanschen Schlosse stattfinden und wird Waffen des Mittelalters, der Renaissance und der neuern Epochen, auch alte Uniformen und alte militärische Abbildungen umfassen.

Waffenpreise vom Anfange des 17. Jahrhunderts.

Im zweiten Teil des „Codex Augusteus" sive „Corpus Juris Saxonici" findet sich an das Churfürstliche „Müntz-Mandat" angefügt eine „Tax-Ordnung Churf. Johann Georgens des I. zu Sachsen, wornach sich männiglich in Dero Churfürstenthum und Landen, im Handel und Wandel, Kauffen, Verkauffen und allen Contracten achten und richten soll. Gegeben zu Dressden am 31. Julii Anno 1623." Diese Tax-Ordnung repräsentiert eine ganz ungeheure Summe von Arbeit und kann, was ihre genaue Detaillierung und Spezialisierung, ihr Eingehen auf kleine und kleinste Dinge betrifft, wohl ungescheut mit den arbeitreichsten Produkten unserer Zeit, wie etwa dem modernen Zolltarif mit seinen ungezählten Positionen, verglichen werden. In dieser Tax-Ordnung findet sich nun auch eine genaue Angabe der Preise von Waffen und ihrem Zubehör, die für die damalige Zeit massgebend ist und daher von Interesse sein dürfte. Vorausgeschickt sei, dass nach damaliger Währung der Thaler zu 24, der Gülden zu 21 guten Groschen und der Groschen zu 12 Pfennigen gerechnet wurde, der Gulden aber nach unserem heutigen Geldwert etwa 4 Mk. 75 Pf. gleich zu setzen ist.

Die Tax-Preise lauten für:

Platner.

Im Meissnischen Kreiss.

Ein Küriss, so forne Schuss-frey, darnach er ist	von 20. biss auff 30.	Gülden
Ein gemein Küriss	14. 15.	Gülden
Ein Reuter-Rüstung	8. 9.	„
Soldaten-Rüstung	5. 6.	„
Rondartsche, so gantz fertig und Schussfrey	12.	„

Eine gemeine . . . . 6. Gülden
Ein Cordolasche oder Stecher darzu
2. fl. (= Gülden) 6. Groschen
Portisane, so gantz und hübsch nussgemacht . . . . 18. 20. Gülden
Helleparth mit dem Schafft 15. 18. Groschen. 1. „
Ein langer Spiess mit Eisen und Schafft 18. Gr. 1. „
Ein gut Schlachtschwerd mit einer Niederländischen Klingen . . . . . . 4. fl. 12. Groschen
Vor eine gemeine Klinge 12. 15. 16. 18. 20. biss 21. Groschen

Büchsen-Schmiede.

Im Düringischen Kreiss.

Eine Mussqvete mit einem Schnepper und der Gabel . . . . 2. fl. auch 2. fl. 10 gr. 6. pf.
Eine Pürschbüchse mit einem guten Feuer-Schloss . . . . 3. auch 4 fl.
Ein Pandelier-Rohr . . . . 3. fl.
Ein Spanner mit drey Löchern . . . 5. Groschen

Im Meissnischen Kreiss.

Eine Pürschbüchse, nachdem dieselbe fleissig gemacht, und nachdem sie viel und offt gezogen, mit Schloss und Schafft, samt Kugelform, und Spanner, Kretzer- und Lumpenzieher . von 6. bis auf 9. Gülden darnach die Arbeit weniger oder höher, wie es ein ieder haben will.
Eine wolgemachte Schrotbüchse mit dergleichen Zugehör . . . . . von 6. bis auf 9. Gülden nach dem sie sey.
Ein paar Wagen-Röhre, nachdem sie sind um 6. 7. 8. 9. Gülden
Ein Pandelier-Rohr . . . . 3. 4. 5. „
Ein Paar Pistolen . . . . 5. 10. „
Eine Mussqvete mit einem Feuerschloss, samt dem Pandelier und Furckert . 5. „
Mit einem Lundenschluss . . . . . 3. „
Das Pfund Bley . . . . vor 8. bis 12. Pfennige
„ „ Pürschpulver . . . vor 7. 8. 9. 10. Groschen
„ „ Hackenpulver. . . . . . . 4. 5. Groschen

Im Leipzigischen Kreiss.

Eine gezogene Pürschbüchse, welche mit Fleiss gemacht und gut . . . . 5. 6. in 7. Thaler
Eine glatte wohlgerichtete Schrotbüchse 5. 6. in 7. Thaler
Ein paar gute Pistol und wohl ausgemacht 5. in 6. Thaler
Vor einen Spanner mit drey Löchern . 4. in 6. Groschen
Von einer runden Pulverflaschen zu beschlagen . . . . 9. 10. in 12. Groschen

Ausserdem sind noch 27 verschiedene kleinere Reparaturen angeführt.

Im Ertzgebürgischen Kreiss.

Vor eine gezogene Pürsch- oder Schrotbüchse nachdem sie gut und sauber gemacht mit aller Zugehörunge . 6. 7. 8. 9. Gülden
Vor eine Mussqvete mit Feuerschloss und Zugehörung . . . . 5. Gülden
Vor eine Mussqvete mit einem Lundenschloss . . . . 3. Thaler
Vor ein paar Pistolen mit Schloss und Geschifft . . . . 7. 8. Gülden
Vor ein bloss Feuerschloss . . . . 1. fl. 6. Groschen
Vor ein Pandelier-Rohr ungeschifftet . 3. Gülden

Büchsenschäffter.

Im Düringischen Kreis.

Ein Schafft an der Mussqueten . . . . 12. Groschen
Ein schlecht Pürschbüchsleinschafft 12. biss 15. Groschen
Ein schlecht Pandlierschafft. . . . . . 12. Groschen
Ein schlecht Pistolenschafft . . . . . . 8. Groschen
Ein schlecht Gürtel- oder Handbüchsenschafft 5. Groschen

Im Meissnischen Kreiss.

Von einer Mussqveten zu schäfften . . . 12. Groschen
Von einer Pürschbüchse . . . . 12. Groschen
Von einem Pandelier . . . . 10. Groschen
Von einem Wagenrohr . . . . 10. Groschen
Von einem Pistol . . . . 8. Groschen

Im Leipzigischen Kreiss.

Ein lang Rohr zu schäfften, schlecht verbeinet . . . . 18. Gr. 1. fl. 1. Thlr.
Ein paar Pistol schlecht geschäfftet 1 Thlr. oder 30. Groschen
Ein Mussqvetenschafft . . . . 18. Gr. 1. fl.
Ein Pandelier-Rohr schlecht geschäfftet 15. 18. Groschen

Drechseler.

Eine Pulverflasche nach dem sie gross ist 6. 7. 8. in 10. Groschen

Schützenmeister.

Im Ertzgebürgischen Kreiss.

Ein Vogel-Poltzen . . . . 3. Groschen
Ein Poltzen . . . . 2. Gr. 6. Pf.
Vor eine Sehne zu machen . . . . . 3. Groschen
Vor eine Sehne aufn halben Stahl . . . 2. Groschen
Die Armbrust-Arbeit ist ungleich, wird dahero auch unterschiedlich bezahlet.

Windenmacher.

Vor eine Spanwinde zum Vogel-Armbrust 5. 6. 7. Thaler

Messer-Schmiede.

Im Chur-Kreiss.

Ein Degen mit einer schlagfreyen Klinge 3. in 4. Gülden
Mit einer gemeinen Klinge . . anderhalben fl. in 2. fl.
Ein Degenscheide . . . . 5. in 6. Groschen
Ein gemeiner Band-Degen 1. fl. 3. Gr. auch 1 fl. 15. Gr.
Ein Band-Degen-Scheide ungefüttert . . . 4. Groschen
Gefüttert . . . . 5. in 6. Groschen

Im Düringischen Kreiss.

Ein gemeiner Degen mit einer Niederländischen schlagfreyen Klingen, das Creutz blau oder Eisenfarb, weiss oder schwartz 3. auch vierdtehalben Gülden
Ein gemeiner Degen mit einer Niederländischen Klingen und schlechtem Creutz . . . . 2. drittehalben Gülden
Ein Hirschfänger . . . . . 1. fl. auch 1. fl. 10. Gr. 6. Pf.
Ein einfache Scheiden . . . . 7. Groschen
Ein duppelte . . . . ein halben Gülden

Im Meissnischen Kreiss.

Ein Degen mit einer Niederländischen Klingen aufn Schnitt vergüldet . . . . . 7. 8. Gülden
Glat vergüldet . . . . 6. 7. Gülden
Aufn Schnitt versilbert . . . . 5. 6. Gülden
Glat versilbert . . . . 4. 5. Gülden
Eine Niederländische Klinge mit einem schwartzen oder blau angelauffenen Creutz . . 3. 4. Gülden
Ein Banddegen schlecht . . . . . . 2. fl., 2. fl. 6. Gr.
Ein gemeiner Degen . . . . 2. Gülden
Ein Hirschfänger mit aller Zugehör . 2. Gülden. 6. Gr.
Ein Bauer Dässecken . . . 18. Gr., 1. fl., 1. fl. 3. Gr.
Ein Weidemesser mit aller Zugehör anderthalben fl., 2. fl.
Ein Schwein-Spiess samt dem Schafft eingefast mit Riemwerck . . . . . um 1. fl., 1. fl. 3. Gr.

Im Leipzigischen Kreiss.

Vor ein Rappier glatt vergüldet, oder aufn Schnitt versilbert, mit einer Niederländis. Klingen . . . . 6. in 7. Thlr.
Ein glat versilbert Rappier mit einer Niederländischen Klingen . . . . 3. 4. in 5. Thlr.
Ein schwartz Rappier mit vierdthalben Bogen, gut zubereitet, mit einer Niederl. Klingen 2. fl. 12. Gr. bis 3. fl.
Ein schwartz Rappier mit fünffthalben Bogen und einer Niederl. Klingen wohl zubereitet . . . . 3. fl. bis 3. Thlr.
Ein Hirschfänger, mit Hirschhorn, samt Messern und Pfriemen bereitet . . . 36. Gr. in 2. fl.
Ein gemeiner Degen mit einer Augspurgischen-Möncher- oder Passauer-Klingen und einfacher Scheiden . . . anderthalben Gülden
Eine gefütterte Scheide mit Rindern Leder 8. in 9. Gr.
Eine einfache schlechte Scheide ungefüttert 5. in 6. Gr.
Ein Weidemesser mit Hirschhorn-Schalen 30. in 36. Gr.
Ein Ort-Band, darnach es ist . . . . . 3. in 4. Gr.
Ein Band-Degen . . . . 1. Thlr. bis in 36. Gr.

Im Ertzgebürgischen Kreiss.

Vor ein Rappier mit gemeinen Klingen . . 3. Gülden
Vor einen Band-Degen . . . 1. Gülden. 3. Groschen
Vor einen Seiten-Degen oder Stecher anderthalben fl.
Vor eine breite Patern . . . . 2. fl. 6. Gr.
Vor einen Rauffdegen mit Stichblättern . . drittehalb fl.
Vor einen Hirschfänger . . . . 2. Gülden
Vor einen gemeinen Dolch . . . . 1. Gülden
Allerley ander Eysenwerck, sonderlich der . . .

Waffenschmiede.

Vor eine Helleparthe oder Federspiess . . 1. fl. 3. Gr.
Vor einen Knebelspiess . . . . 12. Groschen

Gürtler.

Ein kurtz Sammet Wehrengehencke . 18. 20. Groschen
Ein Wehrengehencke von Leder . . 9. 10. Groschen

Beutler und Täschner.

Eine Schiess Tasche . . . . 1. fl. 3. Gr.
Eine Patronen Tasche . . . . . . von 12. biss 15. Gr.

Sattler.

Im Chur Kreiss.

Ein Reit Sattel mit breiten und schmalen Belegen und Riemen, von guten Rindern Leder . . . . 3. fl. 10. Gr. 6. Pf. auch 4. fl.
Ein gemeiner Reitsattel mit einer langen Decken . . . . 2. fl. 18. gr.
Ein Pistolen Halffter . . . . 1. fl.
Ein Paar Wagen-Büchsen-Halffter . . . . 2. fl.

Im Düringischen Kreiss.

Ein Statel, daran Rincken, Strippen, Schuhe und Halffter-Riemen, von guten Rindern Leder schlecht ausgemacht samt dem Boms 4. fl.
Ein paar Pistolen-Halffter schlecht . 1. fl. 10. Gr. 6. Pf.

Im Meissnischen Kreiss.

Ein Reit-Sattel von guten trockenen Leder gesticket und einer breiten Decken, samt aller Zugehörung . . . . 4. fl.
Ein geringer Sattel . . . . 3. fl.
Ein paar Pistolenhalffter mit doppelten Kappen 2. fl.
Ein Purschbüchsen oder Wagenhalter . . 1. fl. 15. Gr.

Im Leipzigischen Kreiss.

Ein guter Cordowanischer Reit Sattel benehet . . . . 4. Thl. oder 5. Gülden
Ein guter Reit Sattel von trockenen Leder 4 fl. oder 4 Thlr.
Ein schlechter Reit- oder Klepper-Sattel . 3. fl.
Ein paar gute Pistol-Halfftern . . . . . 2. fl.
Ein paar Wagen-Halfftern . . . . . . 3. fl.

Sporer.

Im Chur Kreiss.

Ein paar überziente Steigbügel . . . . 12. Groschen
Ein paar schwartze Steigbügel . . . . . 8. Groschen
Ein paar verziente Sporn mit grossen Rädern 10. in 12. Gr.
Ein paar kleine verziente Sporn . . . . 8. in 9. Gr.
Ein paar schwartze Sporn . . . . . . 8. Groschen

Im Düringischen Kreiss.

Ein paar Sporn ietziger Manier verzient 10. Gr. 6. Pf.
Ein paar schwartze Biegel . . . . . 6. 7. bis 9. Gr.

Im Meissnischen Kreiss.

Ein paar verziente Biegel	14. 15. Gr.
Unverziente	8. 9. 10. Gr.
Vor ein paar Messing Biegel	2. fl., 2. fl. 6. Gr.
Ein paar schwartze Sporn	8. 9. 10. Gr.
Verziente	12. bis 15. Gr.

Im Leipzigischen Kreiss.

Ein paar Biegel verzienet	12. in 15. Gr.
Ein paar schwartze Biegel	10. in 12. Gr.
Ein paar verziente grosse Sporen	9. in 10. Gr.
Ein paar schwartze Sporn	6. 7. in 8. Gr.

Im Ertzgebürgischen Kreiss.

Vor ein paar verziente Biegel	12. 13. Gr.
Vor ein paar schwartze Biegel	8. Gr.
Vor ein paar Sporn, darnach sie gross oder kleine Räder haben	6. 7. 8. 9. Gr.

Im Voigtländischen Kreiss.

Ein paar Steigbiegel überzient	12. Groschen
Ein paar Sporen	6. 7. Groschen

Pergamentirer.

Ein grosses Feld Trommelspiel, mit einem Büchenen Laufft, Schlägel mit Riemen, und aller Zugehörung gemacht	4. fl., 4. fl. 12 Gr.
Eine gemeine Trommel, mit einem Tännen Laufft	2. fl. 3. fl.

Alphons Schönberg-Diener
auf Pfaffroda.

Zur Biographie des Nürnberger Plattners Wilhelm von Worms d. J.

Von Albert Gumbel-Nürnberg.

Während wir über die Lebensverhältnisse Wilhelms des Älteren von Worms dank dem Kommentar Lochners [1]) zu den Angaben Neudörfers über diesen hervorragenden Nürnberger Plattner ziemlich gut unterrichtet sind, ist dies bezüglich seines Sohnes, Wilhelm des Jüngeren, nicht ebenso der Fall. Lochner wusste der kurzen Notiz Neudörfers über ihn nichts hinzuzufügen und Boeheim [2]) der in Bezug auf sein künstlerisches Schaffen reiches Material beibringt, fand nur noch eine weitere archivalische Angabe in einem »Catalogus familiae totius aulae Caesareae«, wonach er im J. 1547 und 1548 als kaiserlicher Hofplattner erscheint.

Diese wenige Notizen kann Verfasser nunmehr auf Grund einiger Urkunden des k. Kreisarchivs Nürnberg ergänzen, wobei freilich vorausgeschickt sei, dass hierdurch Neues zur künstlerischen Thätigkeit des Meisters nicht beigebracht wird.

Zunächst ist es möglich, aus diesen Aktenstücken festzustellen, dass der Familienname dieses bedeutenden Nürnberger Plattnergeschlechtes Fürss oder Vorss [3]) war. Unsere Nachrichten setzen sodann mit dem J. 1556 ein, in welchem Kaiser Karl V. seinem Hofplattner, unserem Wilhelm von Worms d. J., eine lebenslängliche Rente von 50 Goldgulden Rheinisch auf die Nürnberger Stadtsteuer anwies. Dass Wilhelm damals nicht mehr in seiner Vaterstadt, sondern, wie es scheint, schon dauernd in Brüssel ansässig war, ergibt die daselbst am 24. Mai 1557 ausgestellte Vollmacht für seinen Bruder Sebald, gleichfalls Plattner zu Nürnberg, zum Empfang dieser alljährlich am Martinitag fälligen Leibrente, da er (Wilhelm) wegen anderer seiner Dienste und Geschäfte diese nicht persönlich einnehme könne. In der That liegen uns Quittungen Sebalds aus den Jahren 1557—1560, 1565 und 1566 vor; am 24. November 1567 starb dieser [4]) und quittiert Wilhelm in den Jahren 1568—1572 selbst, seit 1570 unter Anfügung einer Lebensbestätigung durch den königlichen Rat und Sekretär Urban Scharberger. Im Monat Juni 1573 ist unser Meister verschieden, wie aus dem (nicht abgedruckten) Mandat Kaiser Maximilians II. an den Nürnberger Rat vom 3. Februar 1574 [5]) ersichtlich ist, in welchem letzterer angewiesen wird, die durch das Ableben Wilhelms von Worms heimgefallene Stadtsteuer von 50 Gulden nunmehr an den Hofkanzleischreiber Veit Stoss auszuzahlen. Der Tod des Meisters wird in diesem kaiserlichen Schreiben mit den Worten erwähnt: »nachdem gedachter Wilhelm von Wormbs im monat Junio des nechstverschinen 73. jars mit tod verschiden«. Aus Gnaden wurde den Erben Wilhelms noch die im November 1573 fällige Leibrente für das Jahr 1572—1573 bewilligt; zum Empfang dieser letzten Rate bevollmächtigte die Witwe des Meisters, Katharina, wie wir dem von seiten der Stadt Brüssel nach Nürnberg gerichteten Schreiben entnehmen, den Andreas Imhoff. Mit der Quittung ebenderselben über den richtigen Empfang der Summe schliessen unsere Aktenstücke, welche nun nachstehend mit ihrem Wortlaut folgen sollen:

I.

Schadlosbrief Kaiser Karls V. für den Rat der Stadt Nürnberg wegen der Anweisung von 50 Goldgulden auf die Nürnberger Stadtsteuer zu Gunsten Wilhelms von Worms. 1556, 7. August. (K. Kreisarchiv Nürnberg, Urk. des sog. siebenfarb. Alphabets V 85/2 Nr. 609)

---

[1]) Des Johann Neudörfer Nachrichten von Künstlern etc. hrsgg. von Lochner. Wien 1875, pag. 54 ff.

[2]) Nürnberger Waffenschmiede und ihre Werke etc. in Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses. Bd. XVI, p. 364 ff.

[3]) Auch die Namensform Voerss erscheint einmal. Einen C. und R. Foersch oder Vorsch, Flaschenschmiede, nennen die Nürnberger Meisterbücher zu Ausgang des 14. Jahrhunderts. Es wäre wohl denkbar, dass ein Glied der Familie nach dem Rheine ausgewandert wäre und Wilhelm der Ältere nur den ursprünglichen Wohnsitz seines Geschlechtes wieder aufgesucht hätte. Bürger wurde er in Nürnberg zu Ende des Jahres 1498, als Meister beim Plattnerhandwerk wurde er 1499 eingetragen (Burgerbuch von 1498: Sabato VI a Katherine Wilhelm von Worms, platner, [dedit] 4 fl. w[erung]; Meisterbuch: 1499 Wilhelm von Wernitz [?]).

[4]) Totenbuch von St. Sebald im k. Kreisarchiv Nürnberg: 1567, 24. Nov. Sebaldt von Wurmbs, plattner, am plattenmarck(!), hat zwen Mundige sone hinterlassen. Die haben Christina, ir eheleibliche Mutter, des Inventirns vatterlichen guts vberhebt«. Nach Lochner hatte Sebald Christina, Casper Schmids' Rechenmeisters sel. Tochter zur Ehe.

[5]) K. Kr. Arch. Nbg. V 85/2 Nr. 606. Urk. des siebenf. Alphab.

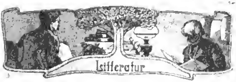
Wir Karl der funft von gottes gnaden römischer Kaiser, zu allen zeiten merer des reichs, bekennen für uns und unsere nachkomen am reiche offentlich mit disem brieve und thuen kund allermeniglich: nachdem die ersamen, unsere und des reichs lieben getreuen, bürgermaister und rat der stat Nurmberg, von weiland unsern vorfarn am reiche, römischen kaisern und königen löblicher gedechtnus privilegiert und gefreiet sein möchten, ir gewönliche statsteuer niemand als ainem römischen kaiser oder könig in ir selbst hand jarlich zu entrichten und wir aber jetzo unserm diener, leib- und hofplatner und des reichs lieben getreuen, Wilhelmen von Wormbs, um seiner langwirigen, getreuen dienst willen funfzig gulden reinisch in gold von den hundert goldgulden, so wir hievor weiland Georg Geudern uf unser und des reichs statsteuer zu Nurmberg gegeben und verschriben und er sein leben lang genossen, aber nach seinem todlichen abgang uns und dem reiche wider haimgefallen, hinfuro jerlich sein leben lang eingunomen, zu emphahen und zu niessen zuegestelt und verschriben, auch gemelten burgermaistern und rat zu Nurmberg, üne dieselben funfzig gulden reinisch in gold gegen seiner gepürlichen quittung jarlich zu raichen und zu bezalen, ernstlich gepotten und uferlegt, alles laut unserer verschreibung und bevelchs, daruber an heut dato ausgangen, und uns dann aller gepür und pillichait nach gnedigtlich, entlich und unzweifenlich versehen, si sollen und werden demselben also gehorsamlich und unwaigerlich nachkomen; damit inen nun solches in konftig zeit an obgemelten iren freihaiten zu kainer schmelerung oder abpruch geraiche, das wir den obbenanten burgermaistern und rat der stat Nurmberg zügesagt und versprochen und thuen das auch hiemit samt ordnung, satzung und erclerung von römischer, kaiserlicher machtvolkomenhait wissentlich in craft ditz briefs, also das inen, denen von Nurmberg und iren nachkomen solche obgemelte raichung und bezalung der funfzig gulden reinisch in gold, wie vorlautet, so si also gemeltem Wilhelmen von Wormbs sein lebenlang jerlichs thuen werden, an gedachten iren privilegien und freihaiten kainen nachtail oder schaden gebern noch inen damit ainichen eingang in kain weg pringen, sonder darfur gehalten werden solle, als ob si solches in unser cammer und zu unsern oder unserer nachkomen am reiche selbst handen erlegten; getreulich und ungeverdlich; mit urkund ditz briefs besigelt mit unserm kaiserlichem anhangendem insigel. Geben zu Brussel in Brabant, am sibenden tag des monats Augusti etc. 1556. — Or.-Pgt. mit anhäng. schönen kaiserl. Siegel. (Wird fortgesetzt.)



Antwort auf Frage 1.

Das Inventar der 1578 von Herzog Julius von Braunschweig seinem Sohne mitgegebenen Ausrüstung führt auch 12 Paar kurze Sattelbüchsen auf (vgl. Bd. II, S. 321). Da 1585 Braunschweig als Sitz der Waffenindustrie genannt wird (vgl. ebenda), dürften die Braunschweiger Puffer nach ihrem Fabrikationsort genannt sein. G. Liebe.





J. H. von Hefner-Alteneck, Waffen. Ein Beitrag zur historischen Waffenkunde vom Beginn des Mittelalters bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Frankfurt a. M., Heinrich Keller, 1903. — 58 S. Text und 100 Tafeln.[1])

Wenn einmal eine Geschichte der Waffenkunde geschrieben werden wird, so wird unter denen, die ihr die wissenschaftliche Grundlage schufen, J. H. von Hefner-Alteneck mit an erster Stelle zu nennen sein. Abgesehen von anderen erfolgreichen Arbeiten auf diesem Gebiete, die ich hier nicht zu nennen brauche, wird vornehmlich die Beschaffung eines reichen bildlichen Quellenmaterials ihm zu danken sein, das er mit kritischen Bemerkungen versehen, in seinen bekannten kulturgeschichtlichen Sammelwerken zum ersten Male uns darbot. Jetzt sind wir daran gewöhnt, in Erzeugnissen der bildenden Kunst nach Belegen für die Kultur eines Volkes zu suchen. Damals aber, als Hefner-Altenecks erstes grosses Werk die Trachten des christlichen Mittelalters erschien (1840—1854), war dies in Deutschland noch keineswegs allgemein der Fall. Es fehlte noch an Sammlern, die mit so sicherem Blick wie er die Spreu vom Weizen hatten sondern können, mit einem so ausgebildeten Spürsinn wie er in Bibliotheken, Kirchen und alte Herrensitze eindrangen.

Es zeugt von einer liebevollen Anhänglichkeit gerade an die Waffenkunde, dass am Abend eines arbeitsreichen Lebens der mehr als neunzigjährige Forscher sich entschlossen hat, noch einmal seine wohlverdiente Musse aufzugeben und uns mit einem Werke zu beschenken, welches in geschlossener Folge und in neuer Bearbeitung uns einen wichtigen, zwar schon vertraut gewordenen, aber in diesem Zusammenhang doch ganz neu erscheinenden und eindringlicher wirkenden Stoff zur Befestigung des Gelernten wie zum Weiterbau der Forschung vorlegt. Was jetzt Hefner-Alteneck geschaffen hat, ist der Versuch zur Lösung einer der wichtigsten Aufgaben der Waffenkunde. Ich habe auf sie schon früher (Band II der Zeitschrift S. 202) einmal hingewiesen, indem ich einen Atlas forderte, der namentlich alles das wird berücksichtigen müssen, was uns nicht mehr in Originalen erhalten ist, sondern nur noch aus bildlichen Darstellungen aller Art sich nachweisen lässt. Hefner-Altenecks Werk tritt nun ergänzend neben den Jähnsschen Atlas zur Geschichte des Kriegswesens; dort spricht mehr der Soldat, hier mehr der Kunsthistoriker. Wenn in gleicher Weise der eine wie der andere zu seinem Rechte käme, so würde das dem Wesen der Waffenkunde am besten entsprechen. Denn sie darf weder den Kriegswissenschaften

[1]) Diese Besprechung wurde kurz vor Hefners Tode geschrieben.

noch der Kunstgeschichte einseitig angegliedert werden, sondern muss sich als der Ausfluss von beiden darstellen. Dann erst wird sie das sein können, was ihr als das Erstrebenswerteste erscheinen muss: Kulturgeschichte, d. h. Geschichte der Lebensäusserung eines Volkes, dargestellt auf Grund der Kenntnis aller der Faktoren, deren Zusammenwirken zu ihrer Hervorbringung notig war.

Ich habe von einem Versuch gesprochen. Darin soll nichts Verkleinerndes liegen. Wie jetzt der Stand der Forschung ist, kann gar nicht mehr als eben solch ein Versuch dargeboten werden. Und ich musste diesen Ausdruck um so mehr anwenden, als der Autor sich freiwillig eine zeitliche Beschränkung auferlegt hat und, wie Boeheim in seinem Handbuch, welches ich dementsprechend auch als einen Versuch betrachte, sich seine Grenzlinien vom Beginn des Mittelalters bis etwa zu der Zeit zieht, wo die Ausbildung stehender Heere eine neue Periode in der Entwicklung des Waffenwesens bedingt. Innerhalb dieser Grenzen aber hat Hefner-Alteneck vortrefflich dafür gesorgt, dass in charakteristischen Beispielen die Entwicklung an unserm Auge vorüberzieht. Das wird mir nicht nur der Kundige zugeben, sondern es wird namentlich dem sehr deutlich zum Bewusstsein kommen, der in die Waffenkunde sich einzuarbeiten sucht. Damit aber ist gesagt, dass dem Werk die Bedeutung eines Lehrbuches zukommt, dessen Studium neben den gebräuchlichen Handbüchern unbedingt gefordert werden muss.

Hefner-Alteneck ist mit aufmerksamem Blicke den Arbeiten der Waffenkunde in der jüngsten Vergangenheit gefolgt. Das tritt an mehr als einer Stelle bei einem Vergleich mit seinen früheren Ausserungen deutlich hervor. In Fällen, wo ihm die neuere Forschung nichts Sicheres und Besseres als die frühere bieten konnte, hat er für sich aber auch das Recht in Anspruch genommen, auf dem einstmals gewonnenen Standpunkt stehen zu bleiben, und niemand wird es ihm verübeln, dass er den schwankenden Boden der Hypothesen nicht mehr hat betreten mögen.

Die Abbildungen bestehen aus Stichen und Lithographien. Hefner-Alteneck spricht sich darüber im Vorwort aus, warum er nicht der Photographie sich zur Wiedergabe bedient habe. Zweifellos hat er sich von einem richtigen Empfinden leiten lassen. Denn gute Zeichnungen werden wie die Erzeugnisse des Kunstgewerbes überhaupt, so insbesondere die der Waffenschmiedekunst in ihren technischen Eigentümlichkeiten am besten klar machen können. Wer den Brinckmannschen Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe durchmustert, der wird sich davon überzeugen, dass kein noch so geschickter Photograph das erreichen kann, was dort der Meisterhand Wilhelm Weimars gelungen ist. Und wem wäre z. B. nicht schon aufgefallen, dass auch in vortrefflichen Photographien von Harnischen das Unterbeinzeug meist sehr unglücklich aussieht, bei geringeren Reproduktionen oft sogar eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Ofenröhren bekommt? Der tektonischen Schönheit gerade dieser Harnischteile, die bei guten Plattnerarbeiten immer zu finden ist, kann nur der feinfühlige Strich eines geschickten Zeichners gerecht werden. Nun wird mir sofort entgegen gehalten werden, dass in dieser von mir redigierten Zeitschrift die Photographie in überwiegendem Masse zur Wiedergabe der Gegenstände benutzt wird. Ich kann darauf nur mit einem non possumus antworten, denn es fehlt uns an Mitteln, die Zeichnung in unseren Dienst einzustellen. Sollten sie einmal vorhanden sein, so würde ich keinen Augenblick zögern, es zu thun, in dem Bewusstsein, damit einen guten Schritt vorwärts zu kommen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass die früheren Platten nicht ohne weiteres wieder zum Abdruck benutzt, sondern vorher einer sorgfältigen Redaktion unterzogen worden sind. Namentlich sind diejenigen Hinzufügungen, welche dem Verständnis der Technik der Waffe dienen sollen, als willkommene Verbesserung zu begrüssen, und so wird auch der, welcher schon im Besitz der früheren Publikationen Hefner-Altenecks ist, sich überzeugen, dass er mit den Waffen sich keine Doublette in seine Bibliothek stellt.

Wenn wir damit von dem Werke Abschied nehmen, so geschieht es nicht ohne das Gefühl herzlichen Dankes für den greisen Verfasser. Er darf mit dem Bewusstsein auf diese seine jüngste Arbeit blicken, dass er der Waffenkunde ein wertvolles Geschenk gemacht hat, welches ihm ein dauerndes Andenken sichert. Koetschau.

Laking, Guy Francis, a catalogue of the armour and arms in the armoury of the knights of St. John of Jerusalem, now in the palace, Valetta, Malta. London, Bradbury, Agnew & Co.

Wenn eine abseits der grossen Reisestrassen gelegene Sammlung durch einen Katalog in die wissenschaftliche Litteratur eingeführt werden soll, ist es unbedingt erforderlich, dass der mit der Aufgabe Betraute sich seine Arbeit so schwer wie möglich macht, das ganze Rüstzeug seines Wissens ausnutzt und nicht eher das Ergebnis seiner ernsten Bemühungen der Öffentlichkeit übergiebt, als bis er das Beste, was er zu geben imstande ist, in reifster Form darbieten kann. Denn wenn er solch eine Arbeit unternimmt, muss er sich immer dessen bewusst sein, dass deren genaue Kontrolle seinen Fachgenossen nur unter besonders günstigen Umständen, d. h. wenn eben auch sie der Weg einmal in die entfernte Sammlung führt, möglich ist. Er übernimmt damit der Wissenschaft gegenüber eine Verantwortlichkeit, deren Schwere nur durch das Glück, eine derartige Arbeit leisten zu dürfen, ausgeglichen wird. Damit ist aber auch gesagt, dass er sich nur, wenn er sein Wissen für reif genug halten darf, an die Lösung der Aufgabe wagen kann. Für die Kritik andererseits erwächst die Pflicht, so streng als möglich zu prüfen.

Mit diesen Erwägungen gingen wir an die Durchsicht des Lakingschen Kataloges. Wenn wir ungewöhnlicherweise diese Arbeit zu zweit unternahmen, so lag das zunächst an dem rein äusserlichen Umstand, dass wir zufällig Gelegenheit hatten, während einiger Zeit in intimem Meinungsaustausch fachwissenschaftliche Gespräche zu führen, dann aber fühlten wir Gegenständen gegenüber, die wir beide nur aus Abbildungen kennen, das Bedürfnis, einander zu kontrollieren.

Herr Laking hat bereits einen Katalog der Wallace Collection geschrieben, die er auch in einer Reihe von Aufsätzen behandelt hat. Nach diesen Proben seiner Leistungsfähigkeit, die hier näher zu charakterisieren zu weit führen würde, war man berechtigt, den Wagemut zu bewundern, mit dem er an die neue ähnliche Arbeit herantrat. Denn wenn ihm die Kritik die Wahrheit gesagt hat, was wir nicht wissen, so hätte er inzwischen viel, sehr viel gelernt haben müssen, um sich nun reif genug zu der neuen Aufgabe zu fühlen. Gelegenheit dazu hatte er wohl haben können, da ihm als Keeper der Waffensammlung des Königs von England gewiss ein grosses Material zu Gesicht kommen muss.

Es mag zunächst ganz von dem Umstand abgesehen werden, dass auch Herrn Lakings neueste Leistung die stilistische Unreife anklebt, welche schon die Lektüre seiner vorangehenden Arbeiten so wenig erquicklich machte[1]), denn um gut zu schreiben, dazu gehört Erziehung und Geschmack. Aber auch seine Forschung ist nicht reifer geworden, und der Besuch aller grossen Sammlungen hat ihm nicht die Augen zu öffnen vermocht. Die Anfertigung eines Kataloges erfordert eben soviel Kennerschaft wie Gelehrsamkeit. Herr Laking — wir kommen über dieses Urteil nicht hinweg — kann keine von beiden sein eigen nennen.

Wer das Unwesen der Auktionskataloge jeder Art kennt, weiss, dass die über Waffen unter den schlechten die schlechtesten zu sein pflegen. Ein beklagenswerter Dilettantismus nimmt hier die willkürlichsten kunstgeschichtlichen Taufen vor; die abenteuerlichsten Benennungen schiessen, begünstigt durch die noch lange nicht geklärte Terminologie der Waffenkunde,

[1]) Ein bekannter englischer Fachschriftsteller nennt Lakings Einleitung zur Wallace-Collection: a shocking piece of English composition.

wie Unkraut empor, historische Beziehungen werden gefunden, die nie bestanden haben und der Phantasie eines Märchenerzählers alle Ehre machen würden. Der des Antiquitätenmarktes unkundige Käufer soll sich eben an dem berauschen, was ihm dargeboten wird, der Katalog muss Gegenstände von gutem Namen haben. Man möchte fast meinen, dass ein Mann dieser Katalogpraxis auch dieses Buch geschrieben hätte. Ist es aber nun schon von den Verfertigern der Auktionskataloge eine sehr leichtfertige Art, um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen, das Publikum, unter dem sich doch immer eine Anzahl von Kennern finden wird, als so von aller Kritik verlassen anzusehen, dass ihm alles und jedes geboten werden kann, so ist es von den Verfertigern dieses Kataloges, der doch den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt[1], noch viel weniger zu billigen, dass er vor einem ernsthaften Leserkreis, wie er ihn sich wünschen muss, in ganz ähnlicher Weise zu sprechen sich unterfängt.

Wie wenig dem Bearbeiter des Verzeichnisses seine Pflicht klar geworden ist, beweist schon der Umstand, dass er gar nicht daran denkt, irgend eine Marke abzubilden oder eingehender zu kennzeichnen. Auf die Ausstattung, die gewiss des Lobes wert ist, sind so reiche Mittel verwendet worden, dass auch noch dafür die Kosten sicherlich aufzubringen gewesen wären. Es hätten ja photographische Aufnahmen, die allerdings sehr gut hätten sein müssen, genügt, falls Herr Laking nicht verstand, Markenabdrucke zu nehmen. Denn wir zweifeln daran, ob er die jedem Waffenkenner nötigen praktischen Kunstgriffe kennt, da er in einem so wichtigen Punkt wie der Konservierung noch nicht über einen längst überwundenen Standpunkt hinausgekommen ist und die ihm anvertrauten Schätze nicht anders vor Rost schützen zu können glaubt, als wenn er sie mit dickem Firnis[2] überzieht. Gerade Marken aus einer entfernten Sammlung müssen wiedergegeben werden, denn nur dann wird man allmählich der Waffenkunde ein so notwendiges Hilfsbuch schenken können, wie es ein Markenlexikon ist, wenn von allen Seiten Material beigesteuert wird. Ausserdem aber wird die Kritik gerade sie fordern, damit sie die Angaben über den Ursprung der Waffen prüfen kann. Und damit sind wir auf den Punkt gekommen, bei dem Herr Laking am meisten von aller Wissenschaft sich verlassen zeigt.

Früher nannte man leichten Herzens jede schöne Waffe ein Erzeugnis einer italienischen oder spanischen, allenfalls auch einer französischen Werkstatt. Es gehört zu den Ruhmestiteln J. H. von Hefner-Altenecks, den Beweis geliefert zu haben, dass die deutschen Werkstätten mindestens ebenso leistungsfähig waren. Seitdem hat gerade in diesem Punkte die Waffenkunde erhebliche Fortschritte gemacht. Wenn sie heute etwas mit hinreichender Sicherheit leistet, so ist es die Ursprungsbestimmung nach Ländern. Aber für Herrn Laking scheint die ganze Litteratur nicht zu bestehen. Frisch und munter bezeichnet er die meisten guten Stücke als italienische Arbeiten. Verirrt er sich jedoch einmal nach Deutschland, dann glückt ihm sofort eine so wichtige Entdeckung, wie die unter Nr. 369, Tafel XX. Denn der Harnisch ist nach ihm wahrscheinlich ein Werk des Meisters Wolf von Landshut. Wie gut, dass wir nun endlich eine Ahnung von des Meisters Stil haben, über den wir bisher nur ein paar dürftige Notizen aus den Archiven kannten! Warum Herr Laking so tauft, erfahren wir nicht. Ja »if reasons were as plenty as blackberries!«. Wenn sich der Verfasser die Mühe genommen hätte, in der Litteratur nachzuschlagen, so würde er eingesehen haben, dass Meister Wolf, der um 1554 starb, nicht einen Harnisch geschlagen haben kann, den er richtig in die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts datiert. Aber auch einem späteren Meister hätte er die Anfertigung solch eines Rusthakens nicht zutrauen sollen. Viel schlimmer noch ist der Missgriff, den Herr Laking bei Nr. 45 (Tafel VII) begeht. Hier wird ein Luntenschlossgewehr, das selbst in der Abbildung als ein Arrangement aus allen möglichen nicht zusammengehörigen Teilen zu erkennen ist, als deutsche Arbeit angesprochen, während die Kolbenbildung doch ganz deutlich — auf den Orient hinweist. Neben diesem Irrtum fallen einige andere auf der gleichen Tafel kaum noch ins Gewicht: Nr. 157 ist keine Arkebuse, sondern eine Scheibenbuchse, Nr. 159 ist ein Pulverhorn aus der zweiten Hälfte des 16., nicht aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, Nr. 238 ist kein reiner Typus des Schnapphahnschlosses, sondern stellt eine Übergangsform dar. Die feine lokale Differenzierung: »norddeutsch« ist durch nichts zu belegen.

Ein flüchtiger Benutzer des Kataloges wird bei so bestimmt ausgesprochenen chronologischen und lokalen Zuschreibungen glauben, Herr Laking sei ein besonders sorgfältig unterscheidender Kenner. Aber wer ein wenig bei Tafel IV darüber nachdenkt, mit welchen Gründen der Verfasser für die chronologisch eng zusammengehörigen Morions die Zahlen 1570, 1580 und 1600 nennt, wird einsehen, dass Willkür ist, was er im ersten Augenblick vielleicht als Bestimmtheit des Urteils anzusehen geneigt war. Nr. 1 und Nr. 92 auf dieser Tafel sind zweifellos deutsche, Nr. 1 höchstwahrscheinlich eine Augsburger Arbeit, Nr. 2 aber wird wegen seines ausgesprochenen Henri II.-Ornamentes und wegen der Form seines Kammes nach Frankreich zu weisen sein; mit Italien, wie Herr Laking annimmt, haben alle drei Morions nichts zu thun. Auf der nächsten Tafel (V) sind drei Barte vereinigt. Nr. 31 und Nr. 34 sind geradezu lächerliche Fälschungen, Nr. 33 ist als solche wenigstens verdächtig. Aber Herr Laking glaubt ja, dass unter den 5721 Stücken der Rüstkammer nicht eine einzige Fälschung sich befinde.[1] Nun, wir werden noch mehrere allein unter den abgebildeten Gegenständen nachweisen. Ist es denn Herrn Laking ganz unbekannt, dass am frühesten von allen Antiquitäten Waffen gefälscht wurden, und hat er noch nie erfahren, dass auch aus alten Rüstkammern durch Tausch echte Stücke heraus- und falsche hineingekommen sind? Herr Laking betont selbst (Einl. pp. XIII und XIV), dass die Rüstkammer von der Zeit der napoleonischen Eroberung bis 1858 ohne Aufsicht gewesen ist, und dass auch kein Verzeichnis des Bestandes während der ganzen ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts existierte. Ihm, als Keeper of the king's armoury, wäre doppelte Vorsicht in der Beurteilung der Echtheit der Gegenstände sehr nötig. Tafel VI zeigt einen Halbharnisch, den der Verfasser nach Mailand verweist. Sein Bau, wie die Ätzmalerei zeugen aber mit Sicherheit für den deutschen Ursprung. Allein die charakteristischen Knöpfe am Birnhelm hätten Herrn Laking vor seinem Irrtum bewahren sollen. Wie flüchtig übrigens die ganze Mache des Kataloges — das Wort Arbeit ist wirklich zu gut — ist, beweist der Umstand, dass auf der Tafel der Harnisch richtig in die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert versetzt wird, während der Text die Zuschreibung an den Ordens Grossmeister Jean de la Vallette (1557—1568) festhält. Der auf Tafel XIII unter Nr. 140 abgebildete zur Rüstung gehörige Schild gestattet übrigens — seine Echtheit vorausgesetzt — eine präzise Lokalisierung: die Arbeit ist aus der Werkstatt eines Augsburgers, höchstwahrscheinlich Pfeffenhausers, hervorgegangen. Auf Tafel VIII beliebt Herr Laking uns zur Abwechselung einmal spanisch zu kommen. Bei dem Raufdegen Nr. 38 hat er auch sicher mit seiner Zuschreibung recht, warum er dann aber den Verwandten desselben Nr. 103 aus Italien stammen lässt, ist unerfindlich. Dass er bei dem Parierdolch Nr. 102 die spanische Herkunft annimmt, während höchstwahrscheinlich an eine italienische zu denken ist, mag ihm bei der Schwierigkeit, gerade diese Waffe dem einen oder anderen der beiden Länder zuzuweisen, nicht weiter zur Last gelegt werden. Unverzeihlich jedoch ist die Verwechselung Deutschlands mit dem durchaus nicht in Betracht kommenden Spanien bei den beiden Schwertern Nr. 440 und 441. Aber freilich,

[1] The famous Armoury in the Palace of Valetta is now, perhaps for the first time, brought under the searching light of archaeological inquiry! (Anfang der Einleitung.)

[2] Einleitung pag. VII.

[1] Einleitung p. VIII.

für die deutsche Art der Waffen scheint Herrn Laking nie das Verständnis aufgegangen zu sein. Das beweisen weiterhin Nr. 116 und 117 auf Tafel IX, wo nichts, aber auch gar nichts an die italienische „Arbeit und Mode", alles aber an die deutsche erinnert, es beweisen dies auch Nr. 139 auf Tafel XI, ein ganzer Harnisch, und Nr. 145 auf Tafel XII, welch letzteres Stück — ein Bart, der zu einem nicht mehr vorhandenen Wechselstück der Garnitur gehört haben musste — zweifellos eine sehr massige Fälschung ist. Bei diesem Harnisch prangt der Name des Lucio Piccinino. Herr Laking sucht zwar selbst seinen Enthusiasmus vor diesem guten Stück einzudämmen, indem er vorsichtig von der Schule des berühmten Meisters spricht, aber auch an sie ist sicher nicht zu denken. Bau und Verzierung weisen abermals auf eine süddeutsche Plattnerwerkstatt hin. Lucio Piccinino war bedeutend in der Kunst des Treibens. Allein diese Thatsache hätte Herrn Laking veranlassen sollen, hier, wo es sich um Ätzmalerei handelt, anders wo herumzuraten. Auf Tafel XV stellen sich uns in trauter Vereinigung drei Birnhelme vor, für den Sehenden eine geradezu humoristisch wirkende Musterkarte von Fälschungen, und Herr Laking hätte gut gethan, hier gleich Nr. 318 (Tafel XIX) abbilden zu lassen, weil an diesem Bruststück offenbar derselbe Fälscher seine Künste gezeigt hat. Das schweizerische Landesmuseum in Zürich hätte Herrn Laking aufklären können, wie eine Originalarbeit dieser Art aussieht. Aber die Zweifel an der Sehfähigkeit des Herrn Laking werden, je mehr man sich in den Katalog vertieft, um so stärker. Wer Nr. 251, das richtig als italienisch bestimmt ist, mit Nr. 283 auf derselben XVII. Tafel vergleicht und dabei trotz des so ganz anderen, nämlich deutschen Baues dieselbe Bemerkung „Italian" findet, wer dann ferner das ebenfalls nach Deutschland gehörige und so gut im Typus an Nr. 283 sich anschliessende Bruststück Nr. 442 (Tafel XXXI) „Spanish" bezeichnet sieht, der wird uns zugeben, dass nicht einmal Methode im Irrtum ist. Bei einer Oberflächlichkeit wie sie in diesem Kataloge so oft zu Tage tritt, ist es denn auch schliesslich kein Wunder, dass bei Nr. 434, einem Maximilianshelm (Tafel XXVII), nicht erkannt wird, dass das Visir nicht zum Helm passt, und dass der gleiche Fall bei der schönen italienischen Schaller (Tafel XXX, Nr. 439) vorliegt.

Nach diesen Beispielen, die weiter fortzusetzen wir der Geduld unserer Leser nicht zumuten dürfen, können wir uns eines zusammenfassenden Urteils füglich enthalten. Dass die Wissenschaft mit Herrn Laking nicht rechnen kann, ist aus unserer Besprechung nur zu deutlich hervorgegangen. Und sicherlich würden wir in der Erinnerung an den Lessingschen Grundsatz von den Aufgaben der Kritik die Arbeit ignoriert haben, wenn sie sich nicht unter die wissenschaftlichen Leistungen zu drängen versuchte. Diesen Versuch aber müssen wir entschieden zurückweisen.

Karl Koetschau
W. H. Doer.

Soeben ist erschienen:

Geschichtliche Aufsätze von **Max Jähns**. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von **Karl Koetschau**, nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller" von **Alfred Meyer**. Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1903.

Da eine Besprechung des Buches an dieser Stelle nicht erfolgen wird, so seien die Titel der Aufsätze wenigstens angeführt: 1. Die Kriegskunst als Kunst. — 2. Die Trilogie Karls des Kühnen. — 3. Die Schlacht von Pavia am 24. Febr. 1525, das „Sedan" des 16. Jahrhunderts. — 4. Der grosse Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin 1675—1677. — 5. Der Grosse Kurfürst auf Rügen und vor Stralsund 1678 und der Winterfeldzug in Preussen 1679. — 6. Kaiser Wilhelm. Ein Umriss seines militärischen Lebens. — 7. Walther von der Vogelweide.





Der Verein betrauert den Tod seines Mitgliedes, des Herrn Fabrikbesitzers Franz **Thill** in Wien.

Neu dem Verein als Mitglieder beigetreten sind:

Cramer von Pourtalès, Dr. med. Conrad, Zürich, Adresse: Schweizerisches Landesmuseum.

Haenel, Dr. phil. Erich, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Königl. Historischen Museum und der Königl. Gewehrgalerie zu Dresden. Dresden, Stephanienstrasse 1.

John, Dr. phil. Wilhelm, Artillerie-Ingenieur, Konservator des k. und k. Heeresmuseums zu Wien. Wien X 2, Arsenal.

Leonhardi, Fritz, Leutnant und Bataillonsadjutant im 12. königl. sächsischen Infanterie-Regiment Nr. 177. Dresden, Radebergerstr. 34.

Read, Charles Hercules, Esq^r. F. S. A., Keeper of British and Mediaeval Antiquities and Ethnography, London W. C.' British Museum.

Sieber, Georg, Rittergutsbesitzer, Niederlössnitz-Dresden, mittlere Bergstr. 6.

Städtisches Museum Carolino-Augusteum in **Salzburg.**

J. Kurster, Major und Ingenieuroffizier vom Platz in Wesel.

Das **Mitglieder-Verzeichnis** unterdessen unter Redaktion des zweiten Vorsitzenden, des Herrn Freiherrn **von Lipperheide,** zusammengestellt und ausgegeben worden.

Auf dessen Wunsch wird der bisher noch nicht verwendete Buchstabe unseres Alphabets hier abgedruckt.



Inzwischen sind folgende Änderungen eingetreten:

Direktor M. Dreger in Essen wohnt jetzt Hohenzollernstrasse 15.

Oskar von Ehrenthal ist jetzt Oberst und Kommandeur des 1. Leib-Grenadierregiments Nr. 100 und wohnt in Dresden, Melanchtonstr. 18.

Hauptmann Sterzel wohnt in Wesel, Hohestr. 467 I und ist Artillerieoffizier vom Platz.

Unser Münchner Mitglied heisst Graf von Ramboldi nicht von Rambaldi.

Von den im Jahre 1903 eingetretenen Mitgliedern sind ausser den in diesem Heft Genannten noch im Verzeichnis nachzutragen:

Offiziers-Bibliothek des Fuss-Artillerieregiments von Lingner Nr. 1, Königsberg.

Offiziers-Bibliothek des 1. königl. sächsischen Jäger-Bataillons Nr. 12, Freiberg.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

Inventar der Rüstkammer
der Stadt Emden.

Aufgenommen und bearbeitet von Dr. Othmar Baron Potier.

Emden 1903, im Selbstverlag des Magistrats.

Das Werk enthält auf 118 Seiten in Lexikonformat ausser einer kurzen geschichtlichen Einleitung über das Entstehen der Rüstkammer und deren Schicksale im Laufe von drei Jahrhunderten, eine erschöpfende Beschreibung der in derselben aufbewahrten 2322 Waffen und Ausrüstungsgegenstände für Kriegszwecke unter Beigabe mehrerer Ansichten aus der Rüstkammer selbst, wie einzelner hervorragender Gegenstände in derselben. Da überdies sämtliche an den Waffen ersichtliche Meistermarken und Beschauzeichen, etwa 180 an der Zahl, nach vorzüglichen Abdrücken vervielfältigt und durch knappe biographische Angaben, soweit sich die Büchsenmacher, Lauf- und Klingenschmiede daraus erheben liessen, erläutert wurden, so seien Freunde der geschichtlichen Waffenkunde auf dieses Buch, dessen Preis in gepresstem Umschlagkarton 6 Mark beträgt, ganz besonders aufmerksam gemacht.

Bestellungen bittet man an die Kämmereikasse der Stadt Emden zu richten, unter Einsendung des Betrages per Postanweisung.

Emden (Ostfriesland), den 25. Juni 1903.

Der Magistrat.

Fürbringer,

Oberbürgermeister

Die Handfeuerwaffen der sächsischen Armee.

Nach den Akten des Hauptzeughaus- und des Hauptstaats-Archives von Oberst a. D. **M. Thierbach.**

Vor der Errichtung eines stehenden Heeres fand bei Eintritt kriegerischer Ereignisse die Anwerbung von einem oder mehreren Landsknechts-Fähndeln statt, indem vom Landesherrn einem Obersten zu Errichtung derselben ein Patent verliehen wurde, nebst dem Artikelsbriefe, welcher die Pflichten der angeworbenen Knechte, die Strafen bei Vergehungen und die Gebührnisse enthielt. Die Waffen hatte jeder Angeworbene mit zur Truppe zu bringen; sie bestanden je nach dem Vermögen des Mannes als Schutzwaffen in voller Rüstung oder bloss in Brust- und Rückenharnisch mit Blechhaube; als Handwaffe wurde gefordert der lange Spiess oder eine Helmbarte oder eine Muskete, sowie ein kurzes Schwert. Es kommen auch die langen zweihändigen Schlachtschwerter (Bihander) als einzige Handwaffe vor. Nach der Güte dieser Waffen richtete sich die Höhe der Besoldung (einfache oder Doppelsöldner). Vom Kriegsheere erfolgte nur die Versorgung der Munition: Pulver und Blei (Kraut und Lot), sowie der Lunte, endlich der Steine (Schwefelkies) für die Feuerschlösser.

Der Landesherr unterhielt aber auch in Friedenszeiten kleinere Truppenteile, meist einzelne Fähndel in der Stärke einer Kompagnie am Hoflager, sogenannte Trabanten oder Schweizergarden, für welche derselbe auch die Bewaffnung: Helmbarten bezw. Partisanen oder Glefen und kurze Schwerter lieferte. Ausserdem gab es auch dergleichen Fähndel als stehende Besatzung fester Plätze, für welche meist der Hauptmann die Bewaffnung stellte und dafür ein sogenanntes „Gewehrgeld" bezog. Endlich war noch in den festen Plätzen eine Anzahl Mannschaften der Artillerie (Arkelei) zur Bedienung der Geschütze, eine Truppe, welche fast innungsmässig bestand und durch den Landesherrn vollständig bewaffnet und ausgerüstet wurde. Die Reiterei bestand in der Landsknechtszeit nur in Kriegszeiten und wurde durch den dem Landesherrn lehnspflichtigen Adel „nebst Gesinde" gebildet, brachte die volle Bewaffnung und Ausrüstung mit zur Truppe, doch fand auch zuweilen eine Ergänzung der Bewaffnung aus der Rüstkammer des Hofes bezw. des Zeughauses statt. Noch während des 30jährigen Krieges wird der sogenannten „Hoffahne" gedacht.

Trotzdem war der Kurfürst von Sachsen bemüht, nicht nur seine Rüstkammer, sondern auch die Landeszeughäuser mit Waffen und Munition wohl gefüllt zu erhalten. So ist im Archive des Hauptzeughauses ein Schreiben vom Jahre 1567 enthalten, worin sich Jakob Hünfeldt in Nürnberg zur Lieferung von Kriegsausrüstung erbietet und hat Jörg Sommer ebendaselbst 300 feuerschlagende Haken (mit Radschlössern) das Stück zu 3 Thaler geliefert, ferner 1256 italienische Haken, 300 „Seitenbüchsen", 51 Doppelhaken, 20 „Musterhaken mit aufspringenden Deckeln", 4 Rohre mit Zügen, endlich Harnische, Schützenhauben, Pulverflaschen, Schlachtschwerter, Spiesse, Partisanen u. s. w.

Interessant ist das erste Lieferungsgedinge im Hauptzeughaus-Archiv vom Jahre 1570. Es lautet:

„Auf heute dato ist mit Georg Caspar und „Jakob Caspar, den Rohrschmieden, wohnhaft zu „Schmiedeberg auf die hievor angedingten Rohre „zu schmieden abgerechnet, davon sie überliefert „und überantwortet haben zu des Kurfürst zu „Sachsen, meines gnädigen Herren Zeughaus zu „Dresden, als nämlich 29 grosse Rohre, jedes „um 1½ Gulden und 25 kleine Rohre jedes zu „1 Gulden 3 Groschen. Und nach der mit mehr-„gedachten Jakob und Georg Caspar, den Rohr-„schmieden, ferner gedingt und einig geworden, „die kleinen Rohre vermöge des ihnen über-„schickten Musters allenthalben denselbigen „gleichförmig noch etzliche Rohre zu schmieden, „so viele davon mein gnädigster Herr bedurfen „oder haben wollte, und dass die zum fleissigsten „geschmiedeten, inwendig rein gebohrt, auf die „rechte Kugelgrösse, in der Besichtigung und auf „der Probe besteht, soll ihnen für jedes 1 Thaler

„bezahlt werden. Der zu Urkund dieses Gedinge „und Vergleichung hat der edel gestrenge und „ehrenfeste Rochus von Linar, kurfürstlicher „Oberster der Artillerie, Zeug- und Baumeister, „diese Abmachung und Geding wohl mit eigner „Hand unterschrieben und gegeben zu Dresden „den 16. Octobris anno 1570."

In welcher Höhe die Waffen in den kurfürstlichen Zeughäusern aufbewahrt wurden, zeigt das vom Zeugmeister Paul Buchner im Jahre 1581 aufgestellte Inventar der Landeszeughäuser zu Dresden, Leipzig (Pleissenburg), Wittenberg, Pirna (Sonnenstein) und Zwickau. Es sind darin zusammen 11425 Handfeuerwaffen verzeichnet, darunter 3160 Rohre mit Schwammschlössern, 1348 mit Feuerschloss (Radschloss), 644 Doppelhaken mit Schwammschlössern, 42 Fauströhrlein mit Feuerschloss, 74 spanische Rohre mit feuerschlagendem Schlosse (Schnapphahnschloss) und Schwammschloss, 6 Musterrohre mit Feuerschloss und Schwammschloss, 3 Rohre mit 3 Hähnen für 3 Schüsse, 1 Rohr mit 2 Hähnen, „daraus kann man 3 Schüsse thun." 4 Rohre, jedes für 2 Schuss, 4 Rohre mit Hahnspannern, darunter 1 mit 3 Schuss „haben Feuerschloss", 2 Rohre mit einem „verborgenen Pfännlein". Ausserdem waren vorhanden 7872 Pulverflaschen, 3067 Knechtsharnische mit Rücken, Krebs, Kragen und Sturmhauben, 1003 Schützenhauben, 18335 lange Spiesse und 298 Schlachtschwerter etc.

Im Jahre 1592 wurden aus diesen Vorräten eine grössere Anzahl Waffen an „Römisch Kaiserliche Majestät gelassen", darunter 925 Musketen mit Feuerschloss, 2010 mit Schwammschlossen, 3035 Pulverflaschen, 1585 ganze Rüstungen, 1260 lange Spiesse zusammen für 29163 Gulden 19 gr. Ferner wurden in demselben Jahre „dem Obersten Jost Heinrich von Witzleben zur Errichtung eines Regiments von dritthalbtausend Mann gelassen":

„10 Fendlein jedes zu 40 fl thut 400 fl,
„20 gantze Spiele jedes zu 8 fl thut 160 fl,
„400 gantze Musketen mit Feuerschlössern, jedes samt zugehörigen Flaschen und Firgeten (Fourquetta) jedes für 6 fl thut 2400 fl,
„850 einfache Schützenrohre mit zugehörigen Flaschen, item 850 Schützenhauben, thut zusammen auf jeden Mann 5 fl 15 gr. Summe: 4857 fl 3 gr.
„1250 gantze Rüstungen jede zu 7 fl thut 8750 fl, 1100 lange Spiesse jeder zu 1 fl thut 1100 fl,
„60 Schlachtschwerter sammt soviel Paar Handschuh, jedes mit den Handschuhen 6 fl 2 gr. thut 365 fl 15 gr.
„90 geringe Helparten jede zu 1 fl 15 gr., und thut Summe aller angesetzten Rüstungen an Gelde 18187 fl 3 gr. Da aber die 850 einfachen Schützenrohre mit Feuerschlossen sein sollen, davon ein jedes 4 fl 12 gr. kostet, würde die obige Summe erhoht umb 1335 fl 15 gr. und alsdann austragen 19522 fl 18 gr."

Als Ersatz für diese Waffenausgabe wird im Jahre 1599 ein Kontrakt mit dem Büchsenschmied Simon Stöhr in Suhl über Lieferung von 217 ganzen und 240 halben Musketen, ferner im Jahre 1609 mit Hans von Salingen zu Hamburg über 70 ganze Musketen und 60 „Kleber" abgeschlossen. —

Mit dem Herannahen der Wirren des 30jährigen Krieges wurde in Sachsen auf die Bewaffnung der Städte und Errichtung von Verteidigungsanstalten grössere Sorgfalt verwendet. Als wichtigstes ist die im Jahre 1610 erfolgte Errichtung des sogenannten „Defensionswerkes" zu bezeichnen, wonach aus den von den Ämtern gestellten Eingebornen eine Landmiliz von 2 Regimentern Fussvolk, jede zu 8 Kompagnien zu 520 Mann gebildet werden sollte. Als zugehörige Reiterei dienten „die vom Adel und ihr Gesinde" als Lehnsreiterei und zwar 2 Kompagnien zu 930 bezw. 690 Pferden. Sie erhielten eine „sonderbare Livray", bestehend in schwarzsammtner Kleidung mit goldenen Borden besetzt, gelber Feldbinde mit dergleichen Hutfeder.[1]) Das Fussvolk erhielt nach den Regimentern rothbezw. schwarztuchne Röcke[2]) mit weissem bezw. gelbem Besatz, sowie wollene Strümpfe. Die Bewaffnung und Ausrüstung und zwar: Pikenirharnisch mit Halskragen, Arm- und Beinschienen, Sturmhaube, langer Spiess, Degen mit Gehänge bezw. Muskete mit Bandelier und Gabel, erfolgte durch die Städte und Ämter, doch vergütete der Kurfürst die Kosten nach festgesetzten Preisen. Pulver und Blei, sowie die Lunte wurde aus den Zeughäusern geliefert.

Im Jahre 1618 fand die Errichtung von 3 Kompagnien Arkebusier-Reitern zu je 70 Pferden statt, die Feuerrohre wurden dazu aus dem Zeughause geliefert. Im Jahre darauf wurden noch 7 Kompagnien dazu formiert. In demselben Jahre — 1619 — wurde ein Regiment zu Fuss des Oberst Jahn von Schlieben von 3140 Mann in 10 Fähnlein errichtet, welche „rasche Röcke" erhielt, während das ebenfalls neugebildete, gleichstarke Regiment des Oberst Karl von Goldstein gelbe Röcke trug. Nach dem betreffenden Werbepatent erhielt der Söldner „Rüstung, Picke, Wehr und Muskete" aus dem Zeughause, deren Wert ihnen in 3 Monaten vom Sold abgezogen wurde; Kraut und Lot erhielten sie umsonst. „Der Mann soll seine Waffen gut halten", und wird ihm versprochen, dass der Kurfürst sie ihm bei der Abdankung wieder abkaufen werde.

Bei der Belagerung von Bautzen im Juni 1620 wurden den Truppen unter anderm aus dem Zeug-

[1]) In einer Notiz von G. Liebe, die Uniform der kursächsischen Lehnsritterschaft 1610, welche im 2. Heft des 2. Bandes dieser Zeitschrift zu finden ist (S. 49), wird die „sonderbare Livray" nach einer im Magdeburger Staatsarchiv erhaltenen Federzeichnung abgebildet.

[2]) Von diesen Rocken in Form von Überwürfen sind noch je einer im Altertumsmuseum und in der Arsenalsammlung (Zwickauer Eigentum) erhalten.

hause 652 Musketen mit Luntenschlössern und 5 mit Feuerschlössern als Ersatz der Piken nachgesendet und wurden im August noch 300 Musketen mit Feuerschlössern verlangt, die auch abgesendet wurden, doch meldet der Generalleutnant Graf Mannsfeld, dass sie zwar angekommen seien, aber keine Steine zu den Feuerschlössern, und wüsste man diese dort nicht zu beschaffen.

Als Ersatz für die Waffenausgaben werden im Jahre 1622 4000 Luntenmusketen bei dem Büchsenschmied Simon Stöhr in Suhl bestellt, nachdem derselbe bereits im Jahre 1613 im ganzen 3070 Haken samt 2000 Bandelieren geliefert hat. Die andern Meister in Suhl: Georg und Valentin Klett, Jakob Sebert und Hans Schlott beschweren sich allerdings, dass der Stöhr die Lieferung ohne ihr Wissen abgeschlossen habe, und mehr für sich, als für das Handwerk handle, so hätten sie von der Vorausbezahlung von 1000 fl nichts erhalten.

Ein weiterer Kontrakt mit den Büchsenmachern Michael Cramer, Hans Eichhorn, Andreas Begen und Thomas Rütz, sowie den Schäftern Lorenz Wendel, Jakob Breyer und Claus Junge vom 23. Januar 1623 erstreckt sich auf die Herstellung von 4000 Musketen aus alten Läufen nach zugegangenem Muster, mit 3 Bänden und mit gutem Eisen zu beschlagen. Das Jahr darauf werden bei Klett in Suhl 500 Musketen mit Feuerschlössern von 2 Lot Kaliber (= 17,9 mm), sowie 1000 Paar Pistolen von 1 Lot Kaliber (= 13,4 mm) bestellt, ausserdem im Jahre 1627: 125 Musketen mit „wohigefiederten starken Feuerschlössern" nach der Pleissenburg in Leipzig geliefert.

Wie die Verteilung der Waffen innerhalb der Regimenter bestand, zeigt ein Entwurf vom Jahre 1620. Danach waren für ein Regiment zu Fuss von 10 Fändel gerechnet:

- 2006 Musketen, für jedes Fändel 200 und 206 für des Obersten Fändel,
- 1006 Rüstungen, für jedes Fändel 100 und 106 für des Obersten Fändel,
- 806 lange Spiesse, für jedes Fändel 80 und 86 für des Obersten Fändel,
- 200 kurze Wehren, für jedes Fändel 20,
- 40 Trommeln, für jedes Fändel 4,
- 10 Pfeifenfutterale, für jedes Fändel 1.
- 2046 Livereyen, für jedes Fändel 200 und 206 für des Obersten Fändel,
- 10 gefasste Partisanen für jeden Leutnant,
- 10 geätzte und gefasste Hellebarten für die Feldwebel,
- 40 gefasste Trabanten Hellebarten für die gemeinen Befehlshaber, jedem Fändel 4, und
- 10 gefasste Federspiesse für die Feldscheerer.

Vom Jahre 1621 findet sich ein „Verzeichnis der Artillerie, so künftig vom Obersächsischen Kreise ins Feld fortgeschickt werden soll", darin werden von Handwaffen verlangt:

- 4000 Luntenmusketen mit Gabeln,
- 200 Kaliberrohre mit Feuerschlössern samt Form, Krätzer und Bandelier dazu: „in Ausfällen und Anschlägen bei der Nacht zu gebrauchen,"
- 50 Bandelirrohre mit Krätzer, Spannern, Bandelirhaken und Riemen für die Reiter,
- 30 Paar Pistolen mit allem Zubehör,
- 2000 Feuersteine,
- 4000 blecherne Luntenhörner, jedes ½ Elle lang, „werden bei Anschlägen zum Luntenverbergen gebraucht".
- 3000 Centner Lunte für die 4000 Musketire „und gehen gemeiniglich 6 Klaftern Lunte auf ein Pfund und ist auf einen Musketir ¾ Centner Lunte gerechnet, und wenn ein Musketir auf die Wacht zeuget, wird ihm ½ Pfund Pulver, 1 Pfund Blei oder 16 Kugeln und 4 Klaftern Lunte, d. i. ⅔ eines Pfundes Lunten zu 24 Stunden langt gegeben." (Dazu waren allein 167 Wagen nötig.)

  NB. „In der Besatzung, da sie den Feind nicht ständlich vor Augen haben, wird einem Musketir auf einen Monat lang ¼ Pfund Pulver, 2⅔ Pfund oder 16 Klafter Lunte und 8 Kugeln oder ½ Pfund Blei, oder auch nur 4 Kugeln oder ¼ Pfund Blei gegeben."

Welche Preise für die Gewehre damals bezahlt wurden, ist aus einer Notiz im „Kopialbuche in kurfürstlichen Zeughaussachen" (Haupt-Staats-Archiv Loc. 14 575) zu ersehen. Danach wurden im Jahre 1623 bezahlt:

- für eine Suhler Muskete mit Feuerschloss und Gabel 5 fl 15 gr.,
- für eine halbe Muskete mit Feuerschloss und Gabel 4 fl 12 gr.,
- für eine ganze Muskete mit Luntenschloss und Gabel 4 fl,
- für ein Schützenrohr mit Luntenschloss und Gabel 3 fl 9 gr.

Auf billigere Weise fand im Jahre 1626 ein Gelegenheitskauf statt, indem man in Wittenberg einigen Handelsleuten aus Suhl einen Transport von 5000 Luntenmusketen, Gabeln, Bandeliren und Kugelformen angehalten hatte, weil ihnen der Pass fehlte. Nachdem der Transport dort ein Jahr gelagert, boten die Handelsleute dem Kurfürsten die Hälfte davon für 2 Reichsthaler das Stück an, wenn er die andere Hälfte dafür frei liesse. Trotzdem der Zeugmeister davon abriet, indem man in Suhl zu demselben Preise beschossene Gewehre erhielte, diese aber nicht beschossen, auch die Schäfte von schlechtem Holze seien, so wurden doch im März 1628 2797 Stück derselben für 2 fl das Stück erkauft, doch mussten die Kaufleute für Auspacken und Putzen noch 43 Reiterrüstungen und 6 Kürasse zugeben.

Der 30jährige Krieg hatte die sächsischen Lande dermassen verarmt, dass vorläufig an Be-

stellung neuer Waffen nicht gedacht werden konnte, und begnügte man sich, um nicht gänzlich wehrlos zu sein, mit der Wiederherstellung älterer Bestände.[3])

Im Jahre 1653 ist zuerst wieder ein Kontrakt mit dem Handelsmann Salomon Schüller in Nürnberg und den Gewehrhändlern zu Suhl: Zacharias Klette und Daniel Lesshaft angeführt über eine Lieferung von:

8000 guten Luntenmusketen, der Lauf 2 Ellen lang, von 2 Loth (= 17,9 mm) Kaliber, samt ledernen Patrontaschen, Krätzern und festen Ladestöcken, jedes für 2 Thlr.

500 Dragonermusketen mit Luntenschloss, vorne mit Ring und gutem festem Riemen, der Lauf $^3/_4$ Elle lang, 2 Loth Blei schiessend, das Stuck 2 Thlr. 4 gr.,

500 Musketen mit Feuerschloss, schwarz geschäftet „hinten mit Vorschlägen", der Lauf 2 Ellen lang, auch 2 Loth Blei schiessend, alles nach Probe, das Stück zu 4 Thlr.,

2000 Paar Pistolen, der Lauf $3^1/_2$ Viertel Elle lang, 1 Loth Blei (= 13,4 mm) schiessend, „die Schlösser von gutem tüchtigen Zeuge nach jetziger Manier und oben mit geschmirgelten glatten Platten" (über dem Rade) nebst Spanner, das Paar zu 3 Thlr. 12 gr. Endlich

2000 Karabiner, der Lauf $1^3/_4$ Elle lang, $1^1/_2$ Loth Blei schiessend (= 16,6 mm) Kaliber, die Schlösser „von gutem Gefieder" (mit guten Federn) auf die neueste Manier, schwarz geschäftet, halb mit, halb ohne Stange, mit Ringen, Krätzer, Spannern, Haken und tüchtigen Riemen, das Stück zu 3 Thlr. 6 gr.

Allerdings waren im Jahre 1658 kaum die Hälfte dieser Waffen geliefert.

Ferner wurden im Jahre 1670 bei den Gewehrhändlern in Suhl bestellt:

400 Musketen mit Feuerschlössern und Spannern,

1000 Karabiner mit rothjuchtenen Riemen, Haken und Spannern,

1000 Paar Pistolen und

1600 Musketen mit Luntenschlössern und Bandelieren.

Nach dem grossen Kriege verblieb in Sachsen zunächst als stehende Truppe das Leibregiment zu Fuss, welches im Jahre 1663 nach Ungarn gegen die Türken entsendet wurde. Es erhielt dazu das Regiment aus dem Zeughause 1280 Musketen mit Luntenschlössern, weiss geschäftet, „1200 Bandelier-Riemen mit angehangenen, braunlederüberzogenen Pulverkapseln nebst einem Krätzer in einem roten Täschchen", endlich 1200 Stück weissgeschäftete Schweinsfedern von weichem Holze, jede ungefähr 3 Ellen lang, unten und oben mit eisernem Stachel versehen. Es ist dies das erste Mal, dass dieser neuen Einrichtung Erwähnung gethan wird. Es sollten diese Schweinsfedern einesteils in Ersatz der Gabel als Stütze der linken Hand beim Anschlage der Muskete, andernteils aber zum Schutze gegen den Angriff leichter Reiterei dienen, welche man gerade in diesem Feldzuge zu fürchten hatte. Diese Schweinsfedern waren so eingerichtet, dass sie kreuzweise in besondere, auf Wagen nachgeführte Balken eingesteckt werden konnten und als sogenannte „spanische Reiter" vor der Front des Fussvolks aufzustellen waren.

Eine andere Neuerung war die Einführung der Handgranaten, nicht nur im Festungskriege, sondern auch bei den Truppen. In den Zeughaus-Rechnungen ist zunächst eine Notiz darüber unter den 16. Dezbr. 1633 anzuführen, indem der Oberst von Bunau um dergleichen nach Torgau zu senden bittet; im Jahre 1637 am 9. März werden solche nach dem Zeughause zu Grossenhayn „für die allda liegenden Soldaten" gesendet. Bei jeder Kompagnie waren 2—4 Mann, „Grenadiere" genannt, welche in einer grossen ledernen Tasche 4—6 Handgranaten fuhrten und dieselben nach Entzündung des Brandes mittelst Lunte aus freier Hand gegen den Feind werfen sollten. Das Gewehr trugen sie dabei am Riemen über den Rücken gehängt. Aus diesen Anfängen entstanden später die Grenadier-Regimenter als eine bevorzugte Truppe. — Da aber dieses Werfen der Granate aus freier Hand nur unsicher war, und häufig den eignen Leuten mehr Schaden brachte als dem Feinde, so führte man im Festungskriege sogenannte Musketons ein, eine kurze blecherne Röhre vom Durchmesser der meist dreipfündigen Handgranaten, unten mit einer festen, die Pulverladung aufnehmenden Kammer, als Gewehr geschäftet und mit einem Flintenschlosse versehen. Zum Feldzuge gegen Frankreich wurde im November 1688 dem sächsischen Reichskontingente 20 dergleichen Musketons der Feldartillerie zugeteilt. Im Jahre darauf wird in einem Berichte des Oberstleutnant von Borau gen. Kessel, Feldzeugmeister des Kontingentes von der Belagerung von Mainz, der Ankunft von 200 blecherner Musketons gedacht, und befindet sich dabei eine Anweisung, wie mit dem Laden derselben zum Granatschiessen umzugehen sei. Es lautet dieselbe: „Ist bei jedem Musketon ein starker juchtener Riemen, solchen über „die Schulter auf den Rücken hängend, also zu „führen, dass das Mundloch des Rohres sich in die

[3]) Dass die Abdankung der nach dem Kriege entlassenen Soldner nicht stets freundlich erfolgte, zeigt eine Quittung des Rates zu Grossenhain vom 28 September 1650, welche lautet:

„Kurfurstl. Durchlaucht zu Sachsen hochbestallter Commissarius, der Hoch-Wohledle Gestrenge Herr Carl v. Rosen, Oberster, hat der loblichen Gesellschaft der Tuchknappen allhier, als dieselbe mit ihren Fänl und Gewehr bei Abdankung der hier eingelagerten Volker aufgewartet zwei Drummelspiele uf Anhalten und Bitte geschenket, welche uns auch der Herr Amtsschosser ausgeantwortet, daruber dieses zum Bekenntniss eingegeben worden." — Das Ausbleiben der Bezahlung rückständigen Soldes war meist Veranlassung zu Unruhen bei der Abdankung.

„Höhe kehre. Damit aber keine Feuchte oder Regen „hineinfallen könne, ist bei jedwedem ein Mundpfropfen, welcher bei Lösung des Gewehrs ja herauszuziehen und nicht zu vergessen. Ferner ist „bei jedwedem Musketon ein richtig Lademass, „welches auf Hakenpulver gerichtet und ist solche „Ladung im geringsten nicht zu erhöhen oder zu „stärken. Ingleichen ist zu jedwedem Musketon ein „gross Pulverhorn gegeben, worin der Anfeuerzeug „mitzuführen, wie auch eine Raumnadel. Bei der „Ladung ist in Acht zu nehmen, dass wenn man „nach dem mitgegebenen Masse das Pulver in die „Kammer des Rohres geschüttet, man sodann die „Granate mit deren Verdämmung nach oben, also „mit dem Ladestocke hinunter führe, dass sie unten „auf der Kammer im Rohre recht aufsitzen; der Zunder oder dessen Brandröhre muss heraufwärts nach „der Mündung des Rohres gekehrt sein, vorher aber „und ehe man solche einladet, wird die Leinwand „so über den Zunder gebunden, herunter gethan „und die Anfeuerung in etwas auseinander gezogen. „Folgends, wenn solche eingeladen, so schüttet man „von dem mitgegebenen Anfeuerzeug etwa so viel, „als in der Hand ein Schuss Pulver austrägt, oben „auf die Granade, stopfet aber den Pfropfen wieder „um so lange vor die Mündung des Rohres bis zur „Abfeuerung, und soll hierbei auch nicht vergessen „werden, dass man von der Pfanne durchs Zündloch „mit der Raumnadel aufräume und das Laufpulver „daselbst wohl hineinrüttle. — Hierbei aber ist sonderlich wohl zu beachten, dass über drei Schuss „nach einander denen Musketons nicht zuzumuthen, „alldieweilen das Rohr, welches nur von starkem „Bleche besteht, sich zu sehr erhitzen und leicht so„dann in Stücke zu gehen pflegt."

Eine weitere Neuerung, welche Ende des 17. Jahrhunderts allgemeine Annahme bei den verschiedenen Armeen fand, war die Einführung des **Bajonetts**, welche es gestattete, das Feuergewehr zugleich als Stosswaffe zu gebrauchen. Da schon ein früherer Aufsatz die Entwickelung des Bajonetts behandelt hat (vgl. Band II, Heft 12, S. 423 ff.), kann sich der Verfasser hier auf das Allgemeine beschränken. Die erste Erwähnung dieser Waffe in den Dresdner Archiven besteht in einem Eintrag in den Monatsrechnungen des Hauptzeughauses vom 24. Dezember 1669, wonach 125 Musketen mit Feuerschlössern samt zugehörigen „Messern", wie solche die rote Schweizerkompagnie geführt, aus dem Hauptzeughause nach Torgau geführt worden sind. In dem weiteren Verlaufe dieser Akten findet man Einträge von „Bügeln und Ringe zu den Bajonetten", ferner „Gefässhaken", „Kasten zu den Bajonetts" und sogar „breite Bajonetts mit Froschmäulern"[1]. Erst mit der Einrichtung der Dille, eines Hohlzylinders, welcher die Laufmündung fest umschliesst und das Bajonett so befestigt, dass auch das Feuern mit aufgepflanztem Bajonett möglich war, wurde der Schlussstein der Erfindung gelegt und die Einführung in den Armeen gesichert. Man kann dies zu Ende des 17. Jahrhunderts annehmen. Es bestanden noch mehrfach Streitigkeiten über die Zweckmässigkeit der dolchartig dreischneidigen oder der messerartigen breiten Bajonettklingen, ebenso ob nicht zur Erleichterung des Mannes das Seitengewehr als Bajonett oder das Bajonett als Seitengewehr zu verwenden sei. Besonders diese letztere Frage ist heute noch nicht endgültig entschieden, trotzdem diese Zwitterwaffe entweder als ein schlechtes Bajonett oder als ein schlechtes Seitengewehr zu gebrauchen ist.

Nachdem die sächsischen Regimenter im Jahre 1684 vom Entsatze Wiens in das Land zurückgekehrt waren, fand, nach Erkenntnis der Vorteile des feuerschlagenden Steinschlosses dem Luntenschlosse gegenüber, eine Umänderung der Gewehre in dieser Hinsicht statt. Die Umänderung geschah grösstenteils in Olbernhau und wurden darauf die Regimenter nach und nach damit versehen. Die Ausgabe dergleichen Steinschlossgewehre (Flinten) mit Bajonetten erfolgte zuerst im Jahre 1686 an die nach Ungarn zum Türkenkriege bestimmten Regimenter: das Herzog Christian-, das Löwe'sche und Kuffer'sche Regiment, sowie den Regimentern des Grafen Reuss und des Feldmarschallleutnant von Flemming. Im Jahre 1694 war die gesamte sächsische Infanterie mit Steinschlossgewehren bewaffnet.

Man konnte sich aber von dem altgewohnten einfachen Luntenschlosse nicht so leicht trennen. So wurde im Januar 1701 ein Kontrakt mit dem Gewehrhändler **Bachmann in Suhl** über Lieferung von 6000 Luntengewehren mit Bajonett abgeschlossen, deren Kaliber gleich 12 Kugeln aufs Pfund (d. h. das Kaliber des Laufs solle dem Durchmesser einer Bleikugel entsprechen, von denen 12 Stück ein Pfund wogen) (= 19,5 mm Kaliber), „das Korn ganz vorn, einen Finger breit von der Mündung des Laufs, hinten aber an demselben zwei kleine Körner nebeneinander, das Gesicht dadurch zu nehmen, gesetzt sein." „**Hierüber zu jedem Gewehre ein absonderliches Flintenschloss** wohl eingepasst, mit zu liefern". Von diesen Gewehren wurden noch in demselben Jahre 944 Stück an das Regiment des Obersten Görtz „mit soviel Luntenschlössern zum Umwechseln" verausgaht. Ebenso erhielt das neu geworbene Regiment des Herzogs von Kur-

[1]) Der Ausdruck „Froschmäuler" scheint sich auf die Benennung eines artilleristischen Werkzeugs zu beziehen, welche Bezeichnung jetzt unbekannt ist. In den Hauptzeughaus-Akten befindet sich ein Schreiben des Zeugwarts zu Wittenberg vom 6. Juli 1605 an den Zeugmeister Georg Buchner zu Dresden, worin er meldet, dass er 3 wandelbare Feldgeschütze und 100 lange Spiessstangen sende, so gut als sie vorhanden gewesen, „so Ihr der Spiessstangen mehr begehret, so müsse er die nehmen, deran die Froschmäuler sind, sonst keinen mehr vorhanden." Ferner sind im Inventare der Pleissenburg v. J. 1615 als auf dem Boden daselbst 180 und 336 lange Spiesse, mit Froschmäulern versehen, verzeichnet.

land „Gewehre mit zwei Schlössern, einem Lunten- und einem Steinschlosse, je nach Bedarf anzuschrauben", derart, dass, während das eine Schloss sich am Gewehre befand, das andere „im Ränzel" geführt wurde.

Die vom General Montecuculli vorgeschlagenen Steinschlösser, an denen sich noch ein Luntenhahn befand, lassen sich nur in den Inventaren, nicht aber im Gebrauche nachweisen, doch findet sich eine kleine Anzahl derselben in der Rüstkammer auf Schloss Pfaffroda im Erzgebirge, welche aus dem Verkaufe der Zeughaus-Vorräte stemmen.

Der Hauptgrund dieser Einrichtung bestand wohl weniger in der Gefahr, bei nächtlichen Unternehmungen durch die glimmenden Lunten verraten zu werden, als darin, dass die zum Steinschlosse gehörigen Flintensteine schwerer zu ersetzen waren, als die vielfach gebrauchte Lunte, die man zur Not auch selbst herstellen konnte. In den Zeughausrechnungen vom Jahre 1682 findet sich der Kauf von 2000 dieser Flintensteine von den Händlern Krach und Nöschel in Suhl im Jahre 1688: 480 von Katharina Näpscherin und im Jahre 1689: 2000 von Abraham Hollandt und später noch 6000 Stück. — Zu den Radschlössern wurden Schwefelkiese oder „Colenbacher Büchsensteine" verwendet, von denen in den Rechnungen des Zeughauses zu Wittenberg im Jahre 1629 450 und ein Jahr darauf 517 Stück vereinnahmt werden.

Hierher gehört ferner die Einführung der Patrontaschen, anstatt der zeither geführten Bandeliere. Diese letztern wurden über die linke Schulter getragen, doch kommen sie auch in Form von Gürteln vor. Es hingen an Bindfaden 12 hölzerne, mit Leder überzogene Flaschen daran, von denen 11 die Pulverladung für ebensoviel Schuss, die zwölfte aber das feinere Zündpulver enthielt. Ueber dem Pulver befand sich ein Pfropf von Werg, der zugleich bei der Ladung diente. An dem Bandeliere hing ein Lederbeutel mit den Kugeln und ein Pulverhorn für weitere Ladungen. Wie schon oben angeführt, war im Jahre 1653 im Kontrakt mit Schüller eine Lieferung von 8000 ledernen Patrontaschen vorgesehen; im Laufe der folgenden Jahre werden in den Zeughaus-Rechnungen weitere dergleichen, auch „rothjuchtene" vereinnahmt, im Jahre 1702: 2666 Stück von schwarzem Leder.

Mit der Einführung dieser Taschen war die der Patronen verbunden, doch scheint es, als hätten diese anfangs nur die Pulverladung enthalten, wobei die Papierhülse als Pfropf beim Laden diente. Erst in den folgenden Jahren verband man auch die Kugel mit der Pulverhülse, indem man den Gusshals der Kugel in die letztere einschnürte. Eine dergleichen Militär-Patrone ist nicht mehr vorhanden, doch befinden sich in den zu den Pistolen des Kurfürsten Christian II. gehörigen Patronenköchern noch einzelne danach gefertigte Patronen im historischen Museum vom Ende des 17. Jahrhunderts.

Aus dieser Zeit haben sich in den Dresdner Sammlungen nur wenig Handfeuerwaffen erhalten, welche sicher zur Bewaffnung sächsischer Truppen gedient haben. Zunächst gehört hierher eine Luntenmuskete der Arsenalsammlung, welche hier in Figur 1 dargestellt ist. Die ganze Länge der Waffe beträgt 157,5 cm, wovon 118,5 cm auf den Lauf kommen. Das Kaliber beträgt 16,4 mm. Der Lauf ist von rückwärts 35,5 cm kantig, von da an rund gefeilt, an der Mündung aber mit einer ringförmigen Verstärkung versehen, auf der sich ein kleines Korn befindet. Als Visier dient ein Röhrchen, welches auf der obern Seite des Laufs, unmittelbar vor dessen hinterm Ende angebracht ist. Der lange Bügelabzug ist inwendig im Schlosse am Ende der Stange eingeschraubt, welch letztere in eine Öse am Hahne eingreift, und beim Abdrücken diesen mit der eingeklemmten Lunte nach der Pfanne niederdreht. Dieser Bügelabzug muss ausgeschraubt werden, ehe das Schloss aus dem Laufe genommen werden kann. Die Befestigung des Laufs im Schafte geschieht durch Stifte, welche quer durch den Schaft und durch kleine, unterhalb am Laufe angelötete Ösen geführt sind. Das Gewicht dieser Muskete (von 6,5 kg) war zu gross, um das Gewehr aus freier Hand abfeuern zu können, man bediente sich daher einer Gabel, auf welche man es auflegte.

Von den Gewehren mit sogen. Schwammschlössern sind keine mehr vorhanden. Sie unterschieden sich in der Hauptsache von den gewöhnlichen Luntenschlössern dadurch, dass der Hahn anstatt der Luntenklemme ein kurzes Röhrchen am oberen Ende trug, in welches vor dem Schusse ein zugeschnittenes Stück Feuerschwamm eingefügt wurde, welches dann der Schütze mittelst der glimmend geführten Lunte entzündete. Dadurch hatte man nicht nötig, die Länge der über den Hahnkopf vorstehenden Lunte genau abzupassen, und da das Niederdrehen des Hahnes beim Schwammschlosse durch einen Schlag erfolgte, so war auch das Abstossen der Asche von der Lunte nicht nötig. Die weitere Einrichtung dieses Schlosses bestand darin, dass sich der samt seiner Feder gespannte Hahn auf einen Stift stützte, den eine andere Feder aus dem Innern des Schlosses nach aussen drückte. Beim Abdrücken wurde dieser Stift zurückgezogen, und schlug der Hahn, von seiner Feder getrieben, in die geöffnete Zündpfanne.

Ein Radschlossgewehr vom Jahre 1598, der Leibwache des Kurfürsten Christian I. angehörend, befindet sich noch mit mehreren dergleichen im historischen Museum. Figur 2 stellt dasselbe dar. Es ist reich verbeint und mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Seine ganze Länge beträgt 139,3 cm, die Lauflänge 103,2 cm, bei einem Kaliber von 16,6 mm. Die Einrichtung des Radschlosses besteht darin, dass sich ein mit Längs- und Querriefen versehenes stählernes Rad am



Fig. 1. 1/6

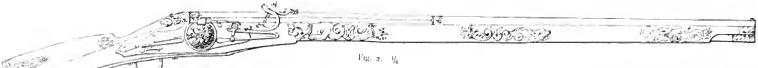


Fig. 2. 1/6



Fig. 2a. 1/6

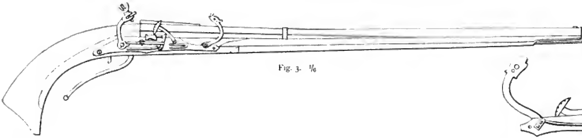


Fig. 3. 1/6

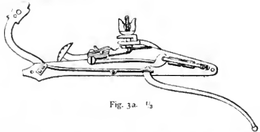


Fig. 3a. 1/3

Sachsische Handfeuerwaffen aus der Arsenalsammlung und dem Historischen Museum in Dresden.

Schlossbleche drehen lässt, welches Rad äusserlich den Boten der Zündpfanne bildet, innerlich mit dem freien Arme einer starken Feder durch eine Kette verbunden ist, deren anderes Ende in der Achse des Rades eingehangen ist. Beim Drehen des Rades mittelst Spannschlüssels, windet sich diese Kette auf die Achse, die Feder spannend, bis sich das Köpfchen einer Stange in eine Vertiefung des Rades einlegt und das Rad fest-, die Feder gespannt erhält. Beim Abdrücken wird das Rad frei, die Feder bewirkt das Zurückdrehen desselben, wobei von dem Schwefelkiese im Kopfe des in die Pfanne gedrehten Hahnes die Funken zur Zündung erzeugt werden. Die zu diesem Gewehre gehörige Gabel zeigt Figur 2a.

Die unter dem Namen „feuerschlagende Schlösser" erwähnten sind Stein- oder spanische Schnapphahnschlösser. Es bilden dieselben nur einen Übergang vom Schwammschlosse zum französischen oder Steinschlosse, indem die Einrichtung des ersteren nur durch Umänderung des Hahns zur Aufnahme eines Steines zu bewirken, und demselben gegenüber eine Schlagfläche anzubringen war, um beim Abdrücken mit dem Steine zusammen zündende Funken zu erzeugen. Auch von dieser Art sind keine Militärgewehre in Dresdner Sammlungen erhalten.

Ein ganz eigentümliches Gewehr ist noch in drei Exemplaren vorhanden, von denen eines sich in der Arsenalsammlung befindet. Figur 3 bringt dasselbe zur Darstellung. Die Länge desselben beträgt 145 cm, von der 102,5 cm auf den Lauf kommen. Das Kaliber ist 16,4 mm. Das Eigentümliche, besonders des Schlosses, besteht darin, dass der Hahn auf eine Art Nuss aufgesetzt ist, die auf der Innenseite des Schlossblechs eine Vertiefung trägt, in welche sich, ähnlich wie am Radschlosse, beim Spannen des Hahns das Köpfchen einer Stange einlegt und dadurch den Hahn gespannt erhält. Ferner ist äusserlich die Pfanne durch einen Schieber geschlossen, welcher sich durch einfache Mittel beim Niederschlagen des Hahns gegen die konvexe geringste Schlagfläche öffnet und den erzeugten Funken Zugang zu dem Zündpulver gestattet.

Ausserdem ist noch ein Luntenhahn zur Aushilfe angebracht. Figur 3a zeigt das Schloss von der inneren Seite. Auf dem Laufe befindet sich die Jahrzahl 1571, doch ist nicht ausgeschlossen, dass das Gewehr einer spätern Zeit angehört und nur ein älterer Lauf dazu verwendet worden ist. Dieses Gewehr, welches ebenfalls den Zeughaus-Vorräten entstammt, hat jedenfalls einer besonderen Haus- oder Besatzungstruppe angehört. So meldet z. B. der Oberst Brand von Lindau im April 1677, dass er für die von ihm auf Befehl als Besatzung Dresdens angeworbene Kompagnie von 200 Mann Musketen aus Suhl für $2\frac{1}{2}$ Thlr. das Stück gekauft habe, „da dieselben zugleich Luntenhahn und Flintenschlösser hätten, bedürfe er zur Ausrüstung keiner Lunte. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass das eben beschriebene Gewehr von der Brandschen Kompagnie stamme.

Die sogenannten Flinten- oder Steinschlösser haben sich aus dem Schnappschlosse entwickelt. Die Einrichtung desselben bestand darin, dass der mit Feuerstein versehene Hahn mittelst Vierkant auf eine Nuss aufgesetzt war, die sich auf der inneren Seite des Schlossblechs befand. Auf den Kropfen derselben wirkte der bewegliche Arm der Schlagfeder. In die Mantelfläche des Nusskörpers waren zwei Rasten für den Schnabel der Stange eingeschnitten, die sich, von ihrer Feder gedrangt, in diese Rasten einlegte und den Hahn in Ruhestellung bezw. gespannt erhielt. Die Batterie deckte die Pfanne; ihre dem Hahne zugekehrte Schlagfläche erzeugte beim Abdrücken mit dem Steine die Funken, wobei die Batteriefeder den gerade nötigen Widerstand leistete.

Ein noch aus dieser Zeit stammendes Seitengewehr-Bajonett des im Jahre 1692 errichteten Regimentes des Oberst von Rodewitz ist bereits im Aufsatze „Über die Entwickelung des Bajonetts" besprochen und dargestellt worden (Bd. II, S. 425).

(Wird fortgesetzt.)



Aus der Waffensammlung des Germanischen Nationalmuseums.

Von **Ernst Röder**, k. bayr. Artillerie-Oberleutnant a. D., Nürnberg.

I. Die Tannenberger Büchse.

Man nimmt nunmehr allgemein an, dass die Verwendung von Feuerwaffen mit den 20er Jahren des 14. Jahrhunderts beginnt. Gewiss, das mag sein, dass Feuerwaffen zu der Zeit zum ersten Male in einem Kriege Schrecken unter die Feinde trugen, und die Chroniken davon berichten; aber, wenn das Jahr 1322 schon Büchsen[1]) von solcher Güte aufweist, wie die im Besitze des Grafen d'Arco gewesene Handbüchse aus dem Kloster Sant. Orsola in Mantua[2]), welch lange Zeit und welche Reihe von Versuchen muss vorausgegangen sein, in der in ängstlich gehüteter Werkstätte Gelehrte, Erfinder und einfache Meister an dem Problem arbeiteten, ohne dass ihr Wirken in die weite Öffentlichkeit gedrungen ist und Urkunden und Chroniken davon melden.

Zu den ersten auf uns überkommenen Stücken aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehört neben der älteren Berner Handbüchse, im historischen Museum zu Bern, die schon erwähnte des Grafen d'Arco, die im Jahre 1849 entwendet wurde und leider bisher nicht wieder zum Vorschein kam. Sie trägt in grosser, deutlicher Schrift die Jahreszahl 1322 und ist die einzige Handfeuerwaffe des ganzen Jahrhunderts, die bis dato ihr Alter selbst ausgewiesen hat.

Die Bilderhandschriften des 14. Jahrhunderts, welche Feuerwaffen behandeln, in erster Linie der cod. germ. 600 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, sind zeitlich nicht so genau festzustellen, dass man mit apodiktischer Sicherheit nach ihnen die in unserem Besitz befindlichen Feuerwaffen derselben Zeit bestimmen könnte. Den cod. germ. 600 datiert von Rettberg[3]) zwischen 1345—1350, Oberstleutnant Würdinger[4]) in dieselbe Zeit, ebenso Oberstleutnant Dr. M. Jähns[5]). Major Toll[6]) nimmt 1330 etwa als Entstehungszeit an, General Köhler[7]) dagegen 1377, möglicherweise das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts und Essenwein[8]) die Zeit von 1390—1400. Der offizielle Katalog der Münchener Hof- und Staatsbibliothek nennt sogar den Anfang des 15. Jahrhunderts. Ich glaube, hauptsächlich auch in Anbetracht der nachfolgenden Erörterungen, nicht fehlzugehen, wenn ich aus rein waffentechnischen Gründen diesen Kodex derselben Zeit zuschreibe, die Würdinger, Jähns und v. Rettberg annehmen. Die Anschauungen über seine Entstehungszeit gehen also fast um 100 Jahre auseinander. Zu dieser Ungewissheit kommt noch, dass jene Bilderhandschriften in ihren Zeichnungen wenig zuverlässig sind, da sie meist nicht von Künstlerhand herrühren, sondern von der des Zeichnens ungeübten Faust eines Büchsenschmiedes oder Büchsengiessers, der daneben auch Feuerwerkerei betrieb. Oft sind die Darstellungen nur Ausgeburten der wildesten Phantasien. Es ist also unmöglich, mit absoluter Sicherheit zu behaupten, dass die gleichzeitigen Waffen bis ins Detail genau ebenso ausgesehen haben müssen, wie sie diese Handschriften geben. Man kann höchstens von Ähnlichkeiten sprechen und nur solche mit existierenden Waffen in Beziehung bringen. Etwas anderes ist es freilich mit dem handschriftlichen Inhalt, der uns meist in die Praxis des schreibenden Büchsenmeisters einführt. Aber Anhalt zu Datierungen giebt auch dieser nicht.

Bei solcher Unsicherheit und solchen Zweifeln sind Zeitangaben der Handbüchse des Gaetano de Minicis zu Fermo, der Dresdner Büchse des Germanischen Museums, der Handbüchse No. I des Museums Francisco Carolinum zu Linz a. D. nur Vermutungen und Schätzungen, aber keine Gewissheiten, und mit solchen allein darf der Forscher über Technik und Wesen der Waffen rechnen. Und wie unendlich wenig ist uns an Waffen dieser Zeit des Gährens

[1]) Man nannte im 14. u. 15. Jahrhundert bekanntlich jede Feuerwaffe, ob gross ob klein, Buchse.

[2]) Köhler: Tafel III der Entwicklung des Kriegswesens und die Kriegführung in der Ritterzeit. Breslau 1887.

[3]) Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit 1860 Sp. 405.

[4]) Würdinger: Kriegsgeschichte von Bayern, München, 1868. Bd. II. S. 342.

[5]) Dr. M. Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften. München und Leipzig 1889. Bd. 1, S. 229.

[6]) Archiv für Artillerie und Ingenieur-Offiziere. 60. Bd. 1886. S. 148.

[7]) Köhler: Entwicklung des Kriegswesens und die Kriegführung in der Ritterzeit. Breslau 1887.

[8]) Essenwein: Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen. Leipzig 1877. S. 9.

und Werdens überkommen, und fast jedes einzelne Stück will wieder als ein besonderes betrachtet werden. Ein Konstruktionsprinzip freilich hat sich fast bei allen Waffen dieser Zeit feststellen lassen, nämlich das gleiche Verhältnis zwischen Seelenweite und Seelenlänge von ca. 1 : 6. Von diesen 6 Teilen der Seele kamen 3 auf die Pulverladung, ein Teil auf einen freien Raum bis zum Klotz, der 5. Teil auf den hölzernen Klotz selbst und der 6. Teil auf die Bleikugel. Dass es aber auch Büchsen von anderem Dimensionsverhältnis gab, beweisen die beiden Handbüchsen des Germanischen Museums aus der Sammlung Richards. Dieser Sammlung, die zum grossen Teil auf italienischem Boden entstand, gehörten die genannten beiden Büchsen an, welche genau mit der Beschreibung übereinstimmen von den im Jahre 1364 zu Pistoja für die Stadt Peruggia angefertigten 500 eine Spanne langen Büchsen. Nach Angelucci[9]) ist das Mass einer Spanne 223 mm und besagte Büchsen, über welche ich später genauer zu berichten gedenke, messen ohne Hülse für den Schaftstiel 240 mm. Ihre Seelenlänge ist 211 mm, ihre Seelenweite ca. 21—22 mm, so dass sich ein Verhältnis von 1:10 ergiebt.

Ausser den gleichen Proportionen bei der Mehrzahl der erhaltenen Handbüchsen bestehen sonst aber nur unbedeutende Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Stücken. Dieser Umstand trägt auch wesentlich zur Unsicherheit der Bestimmung mit bei, weil ein Feststellen des Fortschreitens innerhalb einer bestimmten Gattung von Büchsen vorderhand nicht möglich ist oder schwierig sein dürfte.

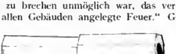
Es wäre also unter solch unsicheren und zweifelvollen Verhältnissen von hoher Wichtigkeit und Tragweite, wenn eine sich genau selbst bestimmende Büchse gefunden würde oder eine der auf uns überkommenen mit voller Bestimmtheit als der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörend, sich datieren liesse. Lange Zeit hat die Tannenberger Büchse des Germanischen Museums als solche gegolten, bis General Köhler das Alter derselben in Zweifel gezogen hat. Er selbst sagt in einem diesbezüglichen Aufsatz[10]) über die Geschichte der ältesten Feuuerwaffen: „Die Entscheidung darüber (nämlich über das Alter der Tannenberger Büchse) ist, um eine Anschauung von dem Entwicklungsgange der Feuerwaffen zu gewinnen, von Wichtigkeit.“



gez. E. Röder. Fig. 1. Masstab 1 : 10. Seitenansicht der Tannenberger Büchse.

Diese kleine Handbüchse wurde im Jahre 1849 in den Trümmern der Burg Tannenberg an der Bergstrasse im Grossherzogtum Hessen bei den Ausgrabungen gefunden, welche Dr. J. von Hefner-Alteneck und Dr. J. W. Wolf im Auftrage des Grossherzog Ludwigs III. von Hessen leiteten[11]).

Die Burg Tannenberg, einer Gewerbschaft gehörig, gleichzeitig aber eines der grössten Raubnester der ganzen Gegend, wurde aus letzterer Ursache von dem Pfalzgrafen Rupprecht von der Pfalz, dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Trier, den westphälischen Landfrieden, der Stadt Frankfurt a. M. und dem wetterauischen Bund im Sommer 1399 belagert und am 21. Juli nach tapferer Gegenwehr durch Sturm eingenommen. Bei dem Bündnis zur Eroberung der Burg war ausdrücklich vereinbart[12]) worden, dass die Burg zerstört werden und auch nicht gestattet werden solle, dass wieder eine Burg dort erbaut werde. In dem eben zitierten Werk ist[13]) über die Zerstörung berichtet: „Das Werk der Zerstörung wurde mit schonungsloser Wut begonnen und vollendet. Der mächtige Berchfried sank vor allem, in die Luft gesprengt durch eine Masse von Pulver, die in seinem Verlies angehäuft worden war. Von den Befestigungsmauern blieb kein Stein auf dem andern. Was Menschenhänden zu brechen unmöglich war, das vertilgte das in allen Gebäuden angelegte Feuer.“ Gewiss



gez. E. Röder. Fig. 2. Masstab 1 : 2.
Fragment einer Büchse aus dem Schloss Tannenberg.

eine sehr gründliche Zerstörung! Ein Wiederaufbau fand auch thatsächlich nie wieder statt. So wuchs Gras und Wald über den Trümmern, sodass sogar vom Grundriss der Gebäude wie vom Umfang des Schlosses nichts mehr zu erkennen war.

Bei den Nachgrabungen auf der alten Schlossstelle im Jahre 1849 wurden nun die umfangreichen Mauerreste blosgelegt und eine reiche Ausbeute

[9]) Angelucci: Documenti inediti per la storia delle armi da fuoco italiane.

[10]) Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Bd. 1887—1889, S. 49.

[11]) Über das Folgende vergleiche: Dr. J. v. Hefner und Dr. J. W. W. Wolf: Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Frankfurt a/M. 1850.

[12]) Ebenda. S. 14.

[13]) Ebenda. S. 19.

an Fundgegenständen erzielt. Unter diesen fand sich die schon genaunte intakte Büchse (Figur 1) in noch vollständig geladenem Zustand, dann der rückwärtige Teil einer ähnlichen Büchse (Figur 2) weiterhin ein abgesprungener cylindrischer, runder Lauf und sonst noch einige Bruchstückchen von solchen. Die erstere lag in der Cysterne, „in[14]) welcher wohl das Wasser vom Turmdach (des Berchfriedes) aufgefangen wurde, um im Falle einer Belagerung keinem Mangel daran ausgesetzt zu sein. Gewöhnlich holte man nämlich den Wasserbedarf an einer mehrere hundert Fuss tiefer als die Burg sprudelnden Quelle und Esel (Hufeisen für solche fanden sich an dieser Quelle und sehr zahlreich in der Burg) waren die Wasserträger." Zu dem Zweck brauchte die Cisterne nicht von sehr grosser Tiefe gewesen zu sein. Die kleinen Bruchstückchen fanden sich in einem Keller[15]). Wo die grösseren Fragmente ausgegraben wurden, ist nicht angegeben.

Die intakte Büchse kam als Geschenk des Grossherzoges von Hessen später an das Germanische Nationalmuseum, wo sie als der Zeit um 1399 angehörig betrachtet wurde.

General Köhler, dessen eingehendem Forschen wir das, was überhaupt an Klarheit über die Entwicklung der Feuerwaffen in ihren historischen Anfängen vorhanden ist, zu danken haben, greift das hohe Alter der Tannenberger Büchse an und möchte dasselbe wesentlich herabgesetzt haben. Er spricht diese seine Ansicht sowohl andern Ortes aus, als auch ganz besonders in dem schon erwähnten Aufsatz in den Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums 1887.

Die nachfolgenden Ausführungen bezwecken nun, eine rein objektive Darstellung der Tannenberger Büchse bis ins kleinste hineinzugeben, wobei ausdrücklich bemerkt sei, dass hierbei nicht die Opposition als solche der massgebende Faktor war, sondern allein das Pflichtbewusstsein der historischen Treue. Die Verdienste des General Köhler auf unserem Gebiete schmälern zu wollen, läge mir bei meiner Verehrung für sein Forschen und Wirken durchaus fern. Aber es möge mir unbenommen sein, einen kleinen Irrtum, der sich betreffs der Tannenberger Büchse eingeschlichen hat, zu berichtigen.

Die Waffensammlung des Germanischen Nationalmuseums[16]) ist ohne Zweifel eine der interessantesten grösseren Sammlungen und findet merkwürdigerweise bisher wenig Beachtung. Unter ihren 2347 Nummern, in welchen fast jedes Exemplar nur in einem Stück vorkommt, ist gerade die Handfeuerwaffensammlung eine der vollständigsten, die man sich denken kann. Während meiner Arbeiten in diesem Museum kam mir ein Aufsatz des Oberst M. Thierbach „Über die erste Entwicklung der Handfeuerwaffen"[17]) zu Gesicht. Er beschreibt darin auch die Tannenberger Büchse mit Massangaben nach der genauen Nachbildung derselben im k. Arsenal zu Dresden. Seine Massangaben stimmten nicht mit meiner Zeichnung und meinen Massangaben überein. Ich mass deshalb die Ausmasse der Tannenberger Büchse nach, und zwar des Öfteren, doch zeigten sich meine Messungen als richtig. Nun suchte ich nach Abbildungen der Büchse, soviel ich deren nur habhaft werden konnte. Alle, in erster Linie die Hefner-Altenecks in dem erwähnten Ausgrabungsbericht, erwiesen sich als unrichtig und ebenso die Darstellungen Essenweins. Und wie mit der Abbildung von aussen, so war es mit den Zeichnungen der Seele, nicht eine einzige stimmte mit der Wirklichkeit überein.

Die Tannenberger Büchse ist von Bronze, hat ein Gewicht von 1235 g und ist äusserlich roh mit der Feile bearbeitet. Gegossen ist sie meiner Meinung nach über einen Dorn, der aus demselben Material, aus dem die Gussform gefertigt war, also aus Lehm oder Thon, bestand und um ein Stängchen von Eisen oder Holz geformt war. Diesen Dorn kratzte man nach Erkaltung des Gusses in kleinen Stückchen heraus, und zum Schlusse wurde dann die Seele, soweit es möglich war, noch nachgebohrt oder nachgefeilt. Von der meistens betonten Glätte der Wände ist bei genauer Untersuchung nichts zu spüren, besonders nicht im unteren Teil der Seele. Dass diese nicht in der Mitte der Metallstärke sei, wie Essenwein mitteilt[18]), stimmt ebenfalls nicht, nur der Mundfries ist stark verdrückt und verschoben, und ebenso ist die Behauptung unrichtig, die Mündung der Verengerung sei nicht rund.

Wie aus Figur 1 ersichtlich, hat die durchwegs achtkantige Buchse unten eine Hulse für einen Schaftstab von nur 29,0 bis 31,0 mm Länge, während Thierbach 49 mm angiebt. Der Durchmesser derselben beträgt unten 28,5, oben 26,5 mm. Daran schliesst sich der dickste Teil des Laufes in einer Länge von 116,4 bis 118,0 mm, welcher sowohl oben wie unten einen Durchmesser von 33,5 mm hat, während Thierbach für unten 38 mm angiebt. Dieser Teil nimmt also doch unter keinen Umständen konisch gegen die Mündung zu ab. Schwach konisch ist dagegen das lange Feld, das bei einer Länge von 168,4 bis 166,8 mm unten 27,0

[14]) Ebenda. S. 28.

[15]) Ebenda. S. 28.

[16]) Ich arbeite nun seit fast einem Jahr täglich in dieser Waffensammlung, wobei mir die beiden Direktoren des Museums, Direktor Dr. Gustav von Bezold und Direktor Hans Bösch mit unendlicher Liebenswürdigkeit entgegenkamen, wofür ich diesen Herren hiermit meinen ganz ergebensten Dank aussprechen möchte. Auch Dr. Schulz, Assistenten des Museums, der mir in seiner Eigenschaft als Beamter und werter Freund bei meinen Arbeiten manchen Wink gegeben und mich auf Vieles aufmerksam gemacht hat, möchte ich an dieser Stelle herzlichst danken.

[17]) Zeitschrift für historische Waffenkunde. Bd. I, S. 129.

[18]) Quellen, S. 109 und Anzeiger f. K. d. D. V. 1873. Sp. 120.

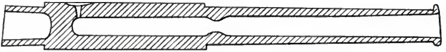
und oben 22,5 mm im Durchmesser misst. Direkt unter dem Mundfries ist eine Einkröpfung von 22 mm Durchmesser. Der Mundfries selbst ist, wie schon erwähnt, achtkantig, nicht rund, und sehr verdrückt und verschoben (wohl eine Folge des Burgbrandes) und hat, von Seite zu Seite gemessen, 28,9 bis 29,8 mm Durchmesser bei einer Stärke von 3,0 bis 5,1 mm.

Figur 3 giebt das Innere der Büchse in einem Längendurchschnitt durch dieselbe wieder. Am obersten Ende des Mundfrieses beginnt die Bohrung mit einem Durchmesser von 17,2 bis 17,9 mm, um sich bis zu seinem unteren Ende auf 16,4 mm zu verengen. Von da beginnt die genau runde Bohrung und nimmt auf einer Strecke von 70,75 mm rasch trichterförmig bis zu 14,6 mm Durchmesser ab, kommt dann auf weiteren 78,8 mm auf 14,4 mm Durchmesser und verengt sich nach 6,7 mm noch bis auf 8,9 mm. Diese Verengung ist nur ganz kurz, erweitert sich sofort wieder, sodass schon nach 10,2 mm die Bohrung schon wieder 13,7 mm im Durchmesser beträgt, und zum Schluss bei 12,7 mm Weite halbrund abschliesst. Die ganze Länge der Seele beträgt 269,8 mm. Etwa 2 mm oberhalb des Bodens der Bohrung mündet das Zündloch, das einen Durchmesser von 3 mm hat, nach aussen sich aber auf 5 mm erweitert und in eine flach eingeschlagene, muldenartige Vertiefung endet.

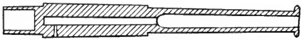
Ich setze zum Vergleich in Figur 4 die Zeichnung der Büchse bei, wie sie E s s e n w e i n[19]) giebt, und die wohl das Urbild für alle die übrigen unrichtigen Darstellungen sein durfte. Wenn wir seine Zeichnung mit seinen Massangaben vergleichen, so werden wir finden, dass auch diese nicht miteinander übereinstimmen. E s s e n w e i n hat sich seinerzeit folgendermassen über die Tannenberger Büchse geäussert[20]): „Die Röhre ist aus Bronze gegossen; die gesamte Länge beträgt 0,33 m, die innere Tiefe 0,272 m, wovon 0,117 m auf die Kammer, 0,155 m auf die weitere Röhre entfallen. Dieselbe steht nicht genau in der Mitte der Metalldicke, ist jedoch schön rund und offenbar ausgedreht; sie hat eine Weite von 1,7 cm. Die Kammer ist, soweit ihre Mündung durch die Rohrmündung sichtbar wird, nicht genau kreisrund und hat zwischen 0,9 und 1,1 cm Durchmesser."

Oberst T h i e r b a c h bringt neben der ebenso unrichtigen Zeichnung folgende Angaben[21]): „Die Büchse ist von Bronze gegossen, die ganze Länge beträgt 330 mm, wovon 281 mm auf den eigentlichen Lauf und 49 mm auf die Hülse zum Einsetzen des — fehlenden — Schaftstabes kommen. Die äussere Form ist achtkantig, mit ringförmiger Verstärkung an der Mündung; hinter dem Ring 22 mm, am Boden 38 mm stark. Die Bohrung besteht aus einem 154 mm langen Flug und einer 117 mm langen Kammer; die Seelenweite des Fluges beträgt etwa 17,3, hinten 16,8 mm, der Kammer vorn 9,5, hinten 9 mm. Das senkrecht geführte Zündloch hat 3 mm Durchmesser, mündet innen 2 mm vom halbkugelförmigen Boden, aussen in einer kleinen kegelförmigen Erweiterung als Pfannentrog. Die sich verjüngende Form des Fluges gestattet das Festsetzen der Bleikugel über der Kammer macht den Holzpfropf entbehrlich und erhielt die Kugel eine längere Führung im Rohr, sodass ein mehr gradliniger Schuss, entgegen dem Bogenschuss aus den zuerst beschriebenen Büchsen erreicht wurde". Selbstverständlich, ich betone das noch einmal, trifft Oberst M. T h i e r b a c h absolut keine Schuld, wenn er durch eine allgemein als genau geltende, in der That aber unrichtige Nachbildung, wie aus seiner Beschreibung hervorgeht, zur Angabe falscher Masse kommt.

Wenn man nun diese falschen Darstellungen mit der meinigen vergleicht, so wird, um das Wichtigste vorwegzunehmen, einleuchten, d a s s v o n e i n e r K a m m e r n i c h t m e h r d i e R e d e s e i n k a n n. Die Seele erweitert sich gleichmässig konisch von ihrem Ende bis 75,25 mm vor der Mündung und wird nur durch eine kurze, ringförmige Verengerung unterbrochen. Diese verengte Stelle ist meiner Ansicht nach der Vorläufer der Kammer, wie sie im Anfang des 15. Jahrhunderts auftaucht. Sie dient wohl ebenso wie die Kammer nebst der



gez. E. Roder. Fig. 3. Masstab 1 : 3. Längendurchschnitt der Tannenberger Buchse.



gez. E. Röder. Fig. 4. Masstab 1 : 3.
Längendurchschnitt der Tannenberger Büchse nach Esswein.

[19]) Essenwein: Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen. Tafel B. I. b. und Anzeiger f. K. D. D. V. 1873. Sp. 120.

[20]) Essenwein. Quellen. S. 109.

[21]) Zeitschrift für hist. Waffenkunde. Bd. 1, S. 130.

konischen Form der Seele demselben Zweck, den Oberst Thierbach am Schluss der vorhin citierten Stelle angieht. Von 75,25 mm vor der Mündung erweitert sich die Seele trichterförmig bis zum Mundfries und in diesem noch einmal. Ferner ragt die Seele nicht bis zum oberen Ende der Schafthülse herab, sondern bleibt noch ein gutes Stück davon ab. Dagegen ragt die Bohrung dieser Hülse noch etwas in den stärksten Teil der Büchse hinein.

Was das Äussere betrifft, so möchte ich zunächst konstatieren, dass der mittlere, starke Teil absolut parallel laufende Wände hat und nicht sich gegeneinander neigende. Ferner ist die Schafthülse um ein Beträchtliches kürzer als die anderen Abbildungen zeigen. Das Zündloch beschreibt Thierbach richtig. Kleinere andere Abweichungen sind unwichtig und übergehe ich daher.

Um nun die Bedeutung dieser Verschiedenheiten würdigen zu können, ist es notwendig, die Angriffsgründe gegen die Tannenberger Büchse kennen zu lernen. In dem schon öfter erwähnten Aufsatze des Generals Köhler[22]) sagt dieser: „Wenn ich daher der Dresdner Büchse des Museums eine hohe Bedeutung beimesse und ihr den Vorrang vor den aus dem 14. Jahrhundert überkommenen Büchsen zuweise, so muss ich dagegen das Alter der Tannenberger Büchse des Museums bedeutend herabsetzen, weil sie sich nach der Mündung hin verjüngt und ein ungewöhnlich starkes Bodenstück mit Kammer hat.“ Er weist sodann nach, dass alle Büchsen des 14. Jahrhunderts sowie die beiden Zittauer Büchsen[23]) keine Kammern haben. Auch auf einer Darstellung des cod. 141 der k. k. Ambraser Sammlung, jetzt cod. 34 der kunsthistorischen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses, der dem Jahre 1410 zugeschrieben wird, verjünge sich eine dargestellte Büchse nicht gegen die Mündung zu. Dann fährt Köhler fort: „Alle diese Büchsen haben keine Kammern, wie die Tannenberger Büchse des Germanischen Museums sie hat, verjüngen sich auch nicht nach vorn. Dazu kommt, dass diese im übrigen intakte Büchse auch nicht mit den Fragmenten von Büchsen in Übereinstimmung zu bringen ist, die sich im Schutt der Burg gefunden haben, so dass es scheint, als ob fragliche Büchse, welche in der Cisterne gefunden ist, zu einer späteren Zeit in dieselbe gefallen ist. Die Kommission bei Ausgrabung der Burg erklärte das hintere Ende einer messingen Buchse, das sich fand, als Teil einer ähnlichen Büchse wie die intakte („Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen.“ Frankfurt a. M. 1850 S. 89). Aber obgleich von geringerem äusserem Durchmesser als der entsprechende Teil der letzteren, hat es eine weitere Seele (Anm. ca. 20 mm) als diese, hat also gar nichts mit ihr gemein, da sie sich nach vorne verjüngt.“

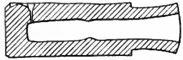
[22]) Mitteilungen 1887. S. 49.

[23]) Im städtischen Museum zu Zittau.

So lauten die Gründe gegen das Alter der Tannenberger Büchse.

Wenn wir nun diese Angriffspunkte mit der richtigen Gestalt der Büchse zusammenhalten, so ergiebt sich Folgendes:

Der Hauptgrund, dass eine Kammer vorhanden sei, zerfällt in sich selbst, weil überhaupt keine solche vorhanden ist. Ich möchte aber dagegen in Figur 5 die Darstellung der von General Köhler anerkannten Dresdner Büchse in einem Längendurchschnitt bringen. Beim Vergleich der Seelen der beiden Büchsen zeigt sich, dass beide eine kurz vor der Mündung beginnende trichterförmige Erweiterung gegen diese hin haben. Von da nach abwärts verengen sich beide langsam bis zum Verengerungsring, der natürlich bei der Tannenberger Büchse, die ja aus Bronze ist und gegen die ältere Dresdner einen Fortschritt bedeutet, schon etwas ausgeprägter hervortritt, was wohl auch ein Beweis mit für meine Ansicht ist, dass dieser Verengerungsring der Vorlaufer der Kammer sei. Hinter der Verengerung setzt sich dann bei beiden Büchsen die langsam enger werdende Seele bis zum Stossboden fort.



gez. E. Roder. Fig. 5. Masstab 1 : 4.
Längendurchschnitt der Dresdner Büchse.

Wir finden also bei beiden dasselbe Prinzip in der Konstruktion der Seele, und dieses dürfte doch weit massgebender sein als die äussere Form.

Was diese anbetrifft, führt General Köhler jene Abbildung des cod. 34 der kunsthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses und die Ähnlichkeit der bronzenen Zittauer Büchse mit dieser Abbildung ins Treffen. Was ich von den Abbildungen der Bilderhandschriften dieser Zeit halte, habe ich schon vorn mitgeteilt, und ich würde mir nicht getrauen, aus dieser Abbildung zu unterscheiden, ob jene der Zittauer oder der Tannenberger Büchse ähnlicher sei. Wären mehrere Handschriften mit der gleichen Darstellung der Büchse vorhanden und alle aus der gleichen Zeit, dann liesse sich möglicherweise das als historischer Beweis ansehen. Bei den wenigen auf uns überkommenen Feuerwaffen, grossen wie kleinen, und den wenigen Handschriften aus dieser Zeit müssen wir doch bedenken, was für ein verschwindend kleiner Bruchteil des einst Gewesenen das ist. Und darum lässt sich bei Feuerwaffen, meiner Ansicht nach, vorläufig noch nicht behaupten, vor dem und dem Jahre gab es eine sich verjüngende Form noch nicht, wir können höchstens sagen, wir haben vor dem und

dem Jahre noch keine solche Form gefunden. Aber ein historischer Beweis ist das eben nicht. Auch bei der Verstärkung des Laufes über der Pulverkammer, die der cod. 34 ebenfalls zum erstenmal darstellt, ist es so. Übrigens, dass man bei der Dresdner Büchse wagte, vorn die Metallstärke zu schwächen, weist doch auf eine schon damals vorhandene Kenntnis der Pulverkraft hin.

Dass das bei den Ausgrabungen im Schloss gefundene hintere Stück einer messingen Büchse dem entsprechenden Teil der intakten Büchse auf das engste verwandt ist, ergiebt sich auch von selbst, nachdem ich gezeigt, dass dieser Teil derselben sich nicht nach vorn verjüngst. Der Ausgrabungsbericht nennt bei der intakten Büchse ebenso wie bei diesem Fragment als Material Messing, es wird aber ebensowohl bei diesem Bronze sein, wie es bei jenem ist. Dass zur damaligen Zeit hauptsächlich Bronze als Laufmaterial Verwendung fand, giebt uns schon das Tresslerbuch des deutschen Ordens von 1399 bis 1409 an, das[24]) unter lauter bronzenen nur zweimal „yserne" Büchsen erwähnt. Was nun die Durchmesserunterschiede anbetrifft, so hat der intakte Lauf 33,5 mm äusseren Durchmesser an dieser Stelle, das Fragment 31,3 mm; die Seele des Fragments hat nach der Abbildung im Ausgrabungsbericht, welche Figur 2 zum Massstab von ½ vergrössert zeigt, an der Bruchstelle etwa 15,75 mm und die intakte Büchse an derselben Stelle etwa 13,0 mm. Nachdem aber damals noch jede Waffe in ihrer besonderen Form gegossen wurde, sind solche kleine Unterschiede von 2 mm in den Ausmessungen zweier ähnlicher Büchsen erklärlich und ohne jede Bedeutung.

Über den Fundort der intakten Büchse berichtet übrigens Dr. von Hefner-Alteneck ausdrücklich[25]), dass sie „in der Tiefe der Cisterne" gefunden worden sei. Bei der Nähe derselben an dem gesprengten Berchfried, von dessen Dach sie das Wasser auffing, musste sie doch eine beträchtliche Menge der stürzenden Trümmer dieses Turmes aufgenommen haben. Wie sollte also die Büchse später hineingefallen sein und doch zu unterst in der Cisterne gelegen haben? Und abgesehen davon, hätte nicht jeder, dem sie späterhin hineingefallen wäre, alle Mittel versucht, um die damals noch so sehr kostbare Waffe wieder in seinen Besitz zu bringen? Oder hätte nicht jeder, der sie drinnen auf den Trümmern hätte liegen sehen, sie sich heraufgeholt?

Nach alldem, was ich nunmehr konstatiert habe, dürfte man doch wohl als vollständig sicher annehmen, dass die Tannenberger Büchse des Germanischen Museums der Zeit der Zerstörung dieser Burg, also der Zeit gegen Ende des 14. Jahrhunderts angehört, und somit wirklich ein sicher bestimmtes Glied in der Reihe der auf uns überkommenen Stücke aus dieser Zeit bildet. Damit wird nun die Datierung der zwischen die verschwundene Büchse des Grafen d'Arco und die Tannenberger Büchse zeitlich gehörenden uns bekannten Stücke wesentlich sicherer und leichter, und auch nach aufwärts, gegen die schon etwas lichtere Zeit zu, bildet sie einen unverrückbaren Grenzstein.

[24]) Engel: Nachrichten über Waffen aus dem Tresslerbuch etc. Zeitschrift für historische Waffenkunde. Bd. I, S. 228.

[25]) Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Frankfurt a/M. 1850. S. 88.

Die Rüstkammer der Stadt Emden.

Von Dr. Othmar Baron Potier.

(Schluss.)

Wie schon angedeutet worden war, hatten die kriegerischen Ereignisse während des Zeitraumes von 1757 bis 1815 viel mit dazu beigetragen, die Bestände an Waffen in der Emdener Rüstkammer zu lichten. Einer mir vom Herrn Oberbürgermeister Fürbringer gütigst zur Verfügung gestellten handschriftlichen Aufzeichnung entnehme ich folgende für die Geschichte der Rüstkammer interessante Einzelheiten.

Während des siebenjährigen Krieges wurde Emden im Jahre 1757 von österreichischen und französischen Truppen besetzt und auf die städtische Rüstkammer Beschlag gelegt. Bei ihrem eiligen Abzuge im nächsten Jahre liessen diese fremden Völker grosse Mengen an Schiessbedarf und Waffen, darunter allein 400 Fässer Pulver und 1221 Flinten zurück, welche in den folgenden Jahren zur Bewaffnung neu errichteter Truppen verwendet wurden. Als im Herbst 1761 die zügellosen Banden des Freischarenführers Conflans Ostfriesland brandschatzten, da erbrach das ergrimmte Landvolk die Rüstkammer und versah sich hier mit Wehr und

Waffen, von denen später freiwillig, trotz hoher Strafen, nur sehr wenig wieder abgeliefert wurden.

Nach einer im Oktober 1772 erfolgten Aufnahme, in welcher zwischen brauchbaren und altmodischen Stücken unterschieden wurde, enthielt damals die Rüstkammer:

Gruppe A:

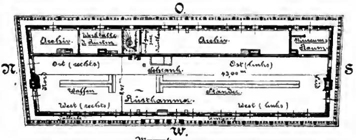
319, zum Teil mit Bajonetten versehene Flinten, 10 Musquetons, 10 Drehbassen, 48 Bajonette, 35 Patronentaschen, 5 Kanonen.

Gruppe B:

146 kostbare, alte, mit Elfenbein eingelegte Musquetons mit deutschen Schlössern, 2 mit Silber eingelegte Musquetons, 11 überaus lange Musquetten mit deutschen Schlössern, 349 Musquetten mit Luntenschlossern, 35 Musquetten mit deutschen Schlossern, 469 Musquettengabeln, 88 Pistolen mit deutschen Schlössern, 36 grosse Schlachtschwerter, 74 Säbel und Degen, 14 Bajonette mit hölzernen Heften, 81 Hellebarden, 34 Piken, 17 Partisanen, Spontons, 6 völlige Harnische mit Hauben, 49 ditto ohne Hauben, 114 Kürasse, 27 Ringkragen, 154 Sturmhauben, 10 Schilde, 13 Sturmflegel, 7 Morgensterne, 1 Menschenfasser, 14 Enterbeile, 18 Gussformen für Kugeln, 2 Pauken, 11 Trommeln, ferner eine grosse Partie Lunten, eine Kiste mit Kugeln, endlich mehrere Blasinstrumente, Fahnen, Laternen u. dgl.

1. die oben auf dem Rathause befindliche Rüstkammer ein privates Eigentum der Stadt ist und unter unmittelbarer Aufsicht und Direction des Magistrates steht; 2. dass aber diese Sammlung von Waffen grösstenteils aus unbrauchbaren Antiquitäten besteht, welche man den Fremden als Rest voriger Kriegs-Apparate und Instrumenten zu zeigen pflegt. 3. Unter diesem Vorrat befinden sich 384 Feuergewehre, wovon aber nur 100 Stück zum Gebrauch imstande sich befinden, die übrigen aber alt, sehr schwer und defekt sind, welche von der Bürger-Kompagnie zur Zeit, wenn sie Wacht oder sonsten in vorfallenden unruhigen Auftritten Dienste thun müssen, gebraucht werden. Da nun 4. die Bürgerschaft in 4 Regimenter, diese in 21 Kompagnien, jede mit Kapitän, Leutnant und Fähnrich versehen, eingeteilt ist, welche, nach einer bestehenden Wachtordnung in Eid und Pflicht ihren 4 Kolonels untergeordnet, zu Wachtdiensten bei Tag und Nacht verbunden sind, welche Einrichtung die jetzige Regierung bestätigt hat, und welche wohl auch nicht ohne Besorgnis für Unruhen zu trennen sein wird, da man alsdann niemanden in vorkommenden unruhigen Auftritten und Feuers- oder anderer Gefahr zur persönlichen Assistenz würde zwingen und obligiert machen konnen, und dass ferner bei solchen Gelegenheiten eine Partie Waffen unentbehrlich ist, die Ruhe zu erhalten, die Bürgerschaft aber solche Waffenstücke in ihren Wohnungen nicht selbst besitzt, wenn man äusserst wenige Begüterte etwa ausnimmt, und es auch sehr gut ist, dass der gemeine Mann nicht, wenn er will, zu den Waffen

Grundriss
des
zweiten Obergeschosses vom linken Rathause.



Maasst. 1:400.

Eine 30 Jahre später angeordnete Inventarisierung ergab eine Verminderung der Radschlossbüchsen um 26, der Drehbassen um 8 Stücke.

Als Emden unter holländische Herrschaft gekommen war, erfloss unter dem 14. September 1809 ein Reskript des holländischen Kriegsministeriums, worin der Wille des Königs ausgesprochen wurde, an keinem Orte künftig städtische Arsenale dulden zu wollen. Daraufhin forderte der Landdrost von Ostfriesland einen Bericht vom Magistrate der Stadt Emden über die Rüstkammer ein. Die Antwort des Bürgermeisters Rösingh sei in ihrem Hauptinhalte hier wiedergegeben, weil sie für den damaligen Charakter der Rüstkammer von Wert ist und die Fortdauer der Kriegsverfassung der Stadt offiziell beurkundet. Der Bürgermeister weist darauf hin, dass

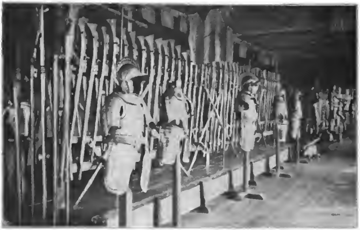
greifen kann, so werden die Anzahl brauchbarer Gewehre alsdann ausgegeben und nach gehabtem Gebrauche wieder eingeliefert, und ist aus der Anzahl brauchbarer Flinten, die wir zu hochstens 100 Stück angegeben haben, ebenfalls zu ersehen, dass wir selbst im Notfall nur 2 Bürger-Kompagnien, im Durchschnitt zu 50 Mann gerechnet, wehrbar bewaffnen konnten, welches unseres Bedenkens aber so gut als nichts ist, wenn es zu ernsthaften Vorfallen kommen sollte, was Gott verhüten möge. Aus diesem Berichte werden Euer Wohlgeboren genugsam den wehrlosen Zustand des Stadt-Arsenals ersehen u. s. w.

Dieses Schreiben scheint auch thatsächlich alle Besorgnis der holländischen Machthaber bezüglich der Gefährlichkeit der Rüstkammer zerstreut zu haben, denn es erfolgten keine weiteren Schritte gegen dieselbe. Zum letzten Male wurden in Kriegszeiten im Winter 1813/14 der Rüstkammer Waffen entführt.

Hatte die Rüstkammer ursprünglich einem praktischen Zwecke zu dienen, so nahm dieselbe im Laufe der Zeiten auch den Charakter eines Ortsmuseums an, indem Gegenstände lokalgeschichtlicher Art, mit denen man sonst nichts Rechtes anzufangen wusste, in der Rüstkammer zur Schau aufgestellt würden. So vereinten sich endlich neben Waffen aller Art Prägestücke für Münzen, Modelle von Schleusen, Walfischknochen, Steine von alten Häusern, ein Basilisk, ein Richtrad u. dgl. zu einem traulichen Stillleben.

Die Rüstkammer liegt im obersten Geschosse des von Marten Arends aus Delft nach dem Vorbilde des älteren Antwerpener Stadthauses in den Jahren 1574 bis 1576 erbauten Rathauses. Der 41 m lange, 10 m breite, aber nur 2,6 m hohe, von mächtigem Sparrenwerk durchzogene Raum ist dem Studium der hier untergebrachten Gegenstände wenig günstig. Das Licht erhält die Rüstkammer sozusagen aus zweiter Hand, indem deren Fenster auf einen Lauhengang münden, die nach Osten gerichtete Wand überhaupt nur von der Thüröffnung durchbrochen wird. Das in diesem Gelasse dadurch bedingte Dämmerlicht wird durch den die Rüstkammer in deren Längsachse durchziehenden mächtigen Gewehrrechen, durch vier mit prächtigen Glasmalereien ausgeschmückte Fenster gesteigert. In diesem unfreundlichen, durch jetzt zwecklos gewordene Gestelle und Hängegerüste vielfach beengten Raum waren alle Gegenstände ohne einheitlichen Plan aufgestellt. Hier fehlten natürlich auch die bekannten Spässe nicht, welche dem Publikum das Gruseln vor den „alten eisernen Rittern" lehren sollten. Wie z. B. noch heute im Burgverliesse des Lustschlosses zu Laxenburg ein „Kreuzritter" auf einen Zug zum Entsetzen der nichts ahnenden Besucher rasselnd die mit Ketten belasteten Arme bewegt, so rührte hier ein geharnischter „Stadttambour" seine Trommel, stellten zwei Puppen, die „feindlichen Brüder", eine rührsame Szene dar, welche sich in der Schlacht bei Jemgum zugetragen haben soll, Dinge, welche schon vor 200 Jahren ein denkender Reisender als „unnötige Erfindungen" gerügt hatte[1]).

Nach Aufhebung der Verpflichtung der Bürger zu regelmässigen Wachtdiensten und des Amtes der Schüttenhöftlinge im Jahre 1749 führte die Oberaufsicht über die Rüstkammer der vom Magistrate bestellte Artillerie- und Kriegskommissar, unter dessen Befehl der Konstabel stand, welcher meistens ein invalider Unterbeamter der Stadt, mitunter auch ein Handwerker war. Dieser Konstabel hatte nach der vom 28. Oktober 1807 datierten „Revidierten Instruktion und Bestallung für den Staats-Kanonier" die unmittelbare Obhut über alles in der „Waffenkammer auf dem Rathause befindliche Gewehr- und Waffengeräte (§ 3), welches er stets rein verwahren und putzen helfen und in guter Ordnung aufgestellt und aufgehangen erhalten soll" (§ 4).



Westfront der Rüstkammer (Nordseite).

Leider wurde auf die Durchführung dieser Vorschriften durch die Rüstmeister seitens des Magistrats stets viel zu wenig Gewicht gelegt. Das Amt des Rüstmeisters war infolge der von den Besuchern der Rüstkammer gegebenen Trinkgelder zu einem recht einträglichen Ruheposten geworden, welcher es dem

[1]) Herrn Zacharias Konrad von Uffenbach merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland. Ulm und Memmingen. — Ostfries. Monatsblatt, 1875. 3. Jahrgang, 1. Heft.

jeweiligen Rüstmeister ermöglichte, ziemlich selbstherrlich in seinem hochgelegenen Reiche zu schalten. Da diese Rüstmeister — Klempner, Gefängniswärter, Gelbgiesser, einmal bekleidete länger als ein Jahr interimistisch ein Mädchen diesen Posten — schon vermöge ihrer beruflichen Vorbildung ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein konnten, auch die fortwährende Überwachung der die Rüstkammer besuchenden Reisenden einer geregelten Erfüllung ihrer auf dem Papiere vorgeschriebenen Amtsobliegenheiten hindernd im Wege stand, so ist es begreiflich, wenn die Unordnung in der Rüstkammer immer mehr überhand nahm, für die Erhaltung der Waffen eigentlich gar nichts gesehah, ja diese durch das gelegentliche Putzen mit scharfen Mitteln, durch das Entlehnen der Waffen zu Festlichkeiten in ihrem Bestande eigentlich nur geschädigt wurden. So lagerten nach einem Berichte aus dem Jahre 1821 in der Rüstkammer grosse Vorräte von Luntenstricken in Knäueln wohl 5 Fuss hoch chaotisch übereinander, die mehr als zwei Wagenladungen füllten, als man sie unverständigerweise nach dem städtischen Bauhofe schaffte; massenhaft waren Pulverflaschen, verfault und verschimmelt, in einem Winkel zu einem Haufen geschichtet. Lobend muss jedoch die grosse Ehrlichkeit der Rüstmeister anerkannt werden, die sich um ihres eigenen Vorteils willen nie an dem ihnen anvertrautem Gute vergriffen, obwohl sie jeder Überwachung entbehrten und es an lockenden Angeboten von spekulativen Händlern gewiss nicht gefehlt haben mag.



Westfront der Rüstkammer (Südseite).

Diese auf die Dauer unhaltbaren Zustände zu beheben, war dem gegenwärtigen Oberbürgermeister vorbehalten, welcher unermüdlich eingewurzelte Vorurteile bekämpfte und mit seltener Thatkraft dem für richtig Erkannten die Wege ebnete. Wenn trotzdem das Erreichte mit dem Erstrebten nicht ganz im Einklang steht, so liegt dieses an der Ungunst der Verhältnisse. Gestützt auf die Kundgebungen Boeheims[2]), wie des „Vereines für historische Waffenkunde"[3]), schritt die Gemeindevertretung Emdens energisch an die Umgestaltung der Rüstkammer, wobei die Stadt die ausgiebigste Förderung in materieller und moralischer Hinsicht seitens der Behörden und Privater erfuhr.

Zunächst wurde die Errichtung eines städtischen Museums ins Auge gefasst, in welchem auch die reichhaltigen Sammlungen der „Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer" und diejenigen der „Naturforschenden Gesellschaft" in Emden eine Heimstätte finden sollten.

In zweiter Linie wurde an die Übertragung der Rüstkammer aus dem Rathause in ein zu diesem Zwecke herzurichtendes Gebäude gedacht, und es wurden dafür die Stadtwage am Neuen Markte und das Stammhaus der Freiherrn von Knyphausen, die Klunderburg, in Aussicht genommen.

Keiner dieser Vorschläge liess sich der hohen Kosten wegen verwirklichen. Die zur Untersuchung der Frage abgeordnete Ministerialkommission entschied sich unter der Zustimmung der Stadtvertretung vielmehr dafür, dass die Rüstkammer in dem Raum, welcher sie seit mehr denn 300 Jahren beherbergt, zu verbleiben habe, dass dieses Gelass jedoch in baulicher Hinsicht auszugestalten sei, und

[2]) W. Boeheim, Handbuch der Waffenkunde. Leipzig, E. A. Seemann, 1890. S. 625. — Zeitschrift f. histor. Waffenkunde. Bd. II. S. 89—94.

[3]) Ebenda. S. 127.

dass die Waffen wissenschaftlich bestimmt und geordnet werden sollten.

Was die baulichen Verbesserungen in der Rüstkammer anbelangt, so erstreckten sich dieselben auf das Legen eines neuen Fussbodens, auf das Reinigen des Balken- und Sparrenwerkes von dem Anstriche mit weisser Kalkfarbe, das Beseitigen der zwecklos gewordenen und dem Raum das Licht nehmenden Gestelle und Tragböden, ferner auf die Einbeziehung mehrerer neben der Rüstkammer gelegener Arrestantenzellen in dieselbe. Das düstere Aussehen der Örtlichkeit wurde teils durch eine Vermehrung, teils durch eine Vergrösserung der vorhandenen Fensteröffnungen gemildert, und auf diese Weise der sehr berechtigten Forderung des Pastors Houtrouw Rechnung getragen, dessen Worte „Mehr Licht! möchte man rufen in diesem vollen, übervollen Raum, um alles zu betrachten, das hier aufgestellt und gelagert ist" die Zustände in der Rüstkammer treffend kennzeichnen.[4]) Alle diese Arbeiten wurden im Laufe des Winters 1901/02 unter der Aufsicht der städtischen Baukommission ausgeführt. Hand in Hand mit diesen Massnahmen ging die Wiederherstellung der in der Rüstkammer an vier Fenstern befindlichen Glasmalereien. Leider liess sich der Plan, diese ausgebesserten Fenster im Festsaale des Rathauses unterzubringen, wodurch die Rüstkammer wieder an Licht gewonnen hätte, technischer Schwierigkeiten halber nicht verwirklichen.

Wenn auch zugegeben werden muss, dass dank dieser Veränderungen in der Rüstkammer vieles besser wurde, so darf nicht verschwiegen werden, dass die Feuergefährlichkeit des Ortes dieselbe geblieben ist. Sollte einmal auf dem Dachboden des Rathauses eine Feuersbrunst entstehen, so wird sich von den Waffenschätzen der Rüstkammer, trotz des darin vorhandenen Hydranten, fast nichts über die enge Wendeltreppe hinab retten lassen: denn die Flammen finden in dem mit Gerümpel aller Art, alten Akten u. dgl. vollgestopften Bodenräumen nur zu reichliche Nahrung und werden mit ungeahnter Schnelligkeit durch die hölzerne Decke der Rüstkammer in dieselbe eindringen. Ein gründliches Aufräumen des riesigen Dachbodens, eine strenge Beaufsichtigung der den Rathausturm, von welchem aus man eine entzückende Aussicht geniesst, besteigenden Personen würde die Möglichkeit einer Feuersgefahr einschränken, einem Brande viel von seiner Gefährlichkeit nehmen und die Löscharbeiten wesentlich erleichtern.



Ostwand der Rüstkammer (Nordseite), rechts vom Eingang.

In dem Augenblicke, als die Reorganisation der Rüstkammer beschlossen worden war, musste sich die Stadt nach einer fachlich geschulten Persönlichkeit umsehen, deren Händen die Beschreibung und Aufstellung der in der Rüstkammer vorhandenen Waffen anvertraut werden konnte. Es war nur natürlich, dass die Gemeinde sich zunächst an denjenigen Mann wandte, welcher als erster die Öffentlichkeit auf den reichen Waffenbesitz der Stadt aufmerksam gemacht hatte. Direktor Boeheim, durch seine amtliche Stellung, durch Krankheit verhindert, dem Rufe selbst zu folgen, brachte an seiner Stelle mich in Vorschlag.

Von mir wurde zunächst ein genaues Inventar der vorhandenen Waffen angefertigt, und jedes Stück derselben gewissenhaft beschrieben. Nach diesem 1901 aufgenommenen Inventar enthält die städtische Rüstkammer in Emden:

[4]) O. G. Houtrouw, Ostfriesland. Aurich, 1889. S. 62.

17 halbe Harnische, 42 feinere Pikenierharnische, 87 gemeine Pikenierharnische, 17 unvollständige Pikenierharnische, 1 Feldhelm, 1 Morion, 133 Schützenhauben, 1 Vorsteckbart, 3 Harnischkragen, 10 Rundschilde.

36 Bidenhander, 1 gemeines Reiterschwert, 5 Richtschwerter, 3 Säbel, 1 Handjar, 8 Degen, 13 Hirschfänger, 2 Entermesser.

2 Reisspiesse, 16 Knebelspiesse, 132 Piken, 45 Springstöcke, 1 Saufeder, 72 Helmbarten, 7 Spontons, 1 Fangeisen.

6 Streitkolben, 11 Kettenmorgensterne, 16 Kriegsflegel, 1 Kugelpeitsche, 7 Beile.

4 leichte Schiffskanonen, 2 Böller, 2 Kanonenrohre, 2 Geschützmodelle, 11 Doppelhaken, 1 schwere Wallbüchse, 2 türkische Wallbüchsen, 313 Luntenmusketen, 14 stark beschädigte Luntenmusketen, 16 Musketenläufe, 3 Luntenschlösser, 193 Büchsen und Gewehre mit Radschlössern, 12 Büchsen und Gewehre mit Steinschlössern, 5 Donnerbüchsen, 75 Faustrohre und Pistolen mit Radschlössern.

1 Stangenprobe, 1 Pulverprobe, 1 Pulverflasche, 395 Musketenauflegegaheln, 51 Patronenbandeliere und zahlreiche hölzerne Patronenhulsen, 42 Kugelbeutel, 5 Spannschlüssel, 2 Luntenstöcke, 18 Formen zum Giessen von Kugeln, 206 Schraubenzieher mit Stiftschlägern, 220 Krätzer und Musketenstampfer, 2 Wischer, 11 Hagelbüchsen, 2 Traubenhagel, 13 grössere Kugeln aus Eisen, 3 grössere Kugeln aus Stein, Musketenkugeln in grösserer Menge, 3 Handgranaten, 1 Stangenkugel.

7 Pechlanzen, 1 Pechfackel, 2 Pechlöffel, 1 Modell einer Schleudermaschine, 4 Laternen, 29 Patronentaschen, 1 Steigbügel.

31 Fahnen, 1 Standarte, 1 Flagge.

4 Schützenhoflingstafeln, die Namen der „Schützenhauptlinge", später diejenigen des Personals der „Bürgerlichen Kriegskammer" enthaltend.

An neueren Militärwaffen birgt die Rüstkammer:

2 französische Kürasse, 3 Degen, 5 Pallasche, 30 Säbel, 6 Faschinenmesser, 4 Piken, 82 Seitengewehre, 21 Bajonette, 382 Militärgewehre verschiedener Systeme, 7 Pistolen, 2 Revolver, 49 Patronentaschen und 68 hölzerne Einsätze in diese, 1 Bajonettgriff, 2 Feldflaschen, 1 Grenadiermütze, 3 Tschakos, 4 Pickelhauben, endlich neben verschiedenem Kleinzeug zahlreiche Musikinstrumente, darunter 2 Pauken und 25 Trommeln.

Was die Bewertung dieses Waffenvorrates in künstlerischer Beziehung betrifft, so findet sich neben für den gemeinen Kriegsknecht bestimmten Waffen manches Stück vor, dem ein hoher Wert nicht abzusprechen ist. Unter den Bidenhändern ragt ein Schwert hervor, dessen Paternosterklinge kunstvoll ausgestochene Giftzüge durchbrechen; die Klingen der Richtschwerter tragen durchwegs die Marken angesehener Solinger Klingenschmiede wie der Familien Munich, Paether, Tesche. An vielen Helmbarten sind Beil und Haken anmutig durchbrochen, geätzt und tauschiert. Den alten Ruf Suhls als Waffenkammer Europas bekräftigen die Marken und Beschauzeichen an den Musketenläufen. Ein recht anschauliches Bild von dem Entwicklungsgange, welchen das Radschloss genommen hatte, gewinnen wir in der Rüstkammer, welche 193 zum Teil mit grosser Meisterschaft gearbeitete Pirsch- und Zielbüchsen und 75 Faustrohre enthält, deren Schäfte feine Verbeinung oder schwungvoll stilisierte Einlagen aus Metalldraht zieren. Vier dieser Büchsen stammen nachweisbar aus fürstlichem Besitz. Die älteste, uns überhaupt erhaltene Tschinke[5]), in welche die Jahreszahl 1558 eingeschlagen ist, führte Gräfin Anna von Ostfriesland (1501—1575); zwei schwere Standbüchsen, von denen allerdings die eine den Namen der im zartesten Kindesalter gestorbenen Prinzessin Agnes trägt, dienten deren Vater, dem Markgrafen Johann Sigismund von Brandenburg (1572—1619), eine Büchse stammt aus dem Besitze Christian II., Kurfürsten von Sachsen (1583—1611). Alle diese Feuerwaffen gingen zum Teil aus den Werkstätten namhafter Laufschmiede



Südwestecke der Rüstkammer.

[5]) Boeheim, Handbuch der Waffenkunde. S. 460.

und Büchsenmacher hervor. Wir finden auf ihnen die Namen Hans Bär, Adolf Bochs, Wolf Danner, Johann Georg Erttel, Georg Gessler, Blasius Geudel, Georg Gsell, Baltasar Herold, Hans Hörl, Martin Hoder, Hans Pelikan, Hans Ruhr, Augustin Kotter, Johannes Mentdel, Hans Reimer, Hans Stockmann, Martin Sussebecker, Max Wenger verzeichnet.

Bei der neuen Aufstellung dieser Waffen musste vor allem den durch die Örtlichkeit bedingten Beleuchtungsverhältnissen Rechnung getragen und demgemäss von einer strengen chronologisch-synchronistischen Anordnung des vorhandenen Materiales abgesehen werden, indem an den weniger belichteten Stellen Massenware, als gemeine Pikenierharnische, Musketen, untergebracht wurde. Auch dem Herkommen liess ich möglichste Schonung angedeihen. So blieben mehrere Harnische an ihrem alten, seit Errichtung der Rüstkammer nachweisbar innegehabten Plätzen stehen, ebenso wurden die alten Gestelle, soweit sie der in der Rüstkammer mit seltener Heftigkeit auftretende Holzwurm nicht zu stark angegriffen hatte, wieder verwendet; dagegen räumte ich mit den geharnischten Popanzen und den mechanischen Spielereien gründlichst auf, was freilich nicht immer die Billigung falscher Romantiker fand. Die handgreifliche, die Objekte schädigende Wissbegierde vieler Touristen liess es zweckmässig erscheinen, historisch oder künstlerisch wertvolle Gegenstände hinter Glas und Rahmen dem Tastsinne der Besucher zu entrücken.

Der Zustand der vorhandenen 33 Fahnen und Standarten, die geringe Höhe der Rüstkammer verbot es von selbst, dieselben fürderhin in der Rüstkammer zu belassen, wo sie bisher einen zwar höchst malerischen, der Erhaltung der Fahnenblätter jedoch wenig zuträglichen Schmuck gebildet hatten. In Ermangelung einer anderen geeigneten Örtlichkeit im Rathause müssen dieselben nach ihrer Wiederherstellung auf dem Rummel, der Vorhalle zu dem Festsaale aufgehängt werden, dessen Höhe es gestattet, die mächtigen Fahnentücher frei herabhängend anzubringen.

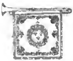
In meinem den städtischen Kollegien erstatteten Bericht vom 30. November 1901 hatte ich angeregt, alles dasjenige aus der Rüstkammer auszuscheiden, was seiner Natur nach nicht in dieselbe passt, wodurch der Rüstkammer der Stempel eines Ortsmuseums aufgedrückt wird, und hatte vorgeschlagen, diese Gegenstände vorbehaltlich des Eigentumsrechtes der Stadt den Sammlungen der „Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer“ und der „Naturforschenden Gesellschaft“ in Emden zu überweisen. Da sich die städtischen Kollegien dazu jedoch nicht entschliessen konnten, so wurden alle diese Gegenstände in dem in die Rüstkammer einbezogenen aus ehemaligen Arrestantenzellen gewonnenen Raume zu einem harmonischen Ganzen vereint.

Wie es jetzt im Gegensatze zu einst in Emdens Rüstkammer nach all diesen Verbesserungen aussieht, lehrt ein Vergleich der hier beigegebenen Ansichten aus derselben mit dem im 2. Bande dieser Zeitschrift, Seite 91 gebrachten Blick in das Innere der Rüstkammer.

Wenn die Rüstkammer der Stadt Emden für die Waffenhistoriker noch heute eine so ergiebige Fundgrube bildet, so verdanken wir dieses hauptsächlich der Pietät der Bürgerschaft, welche das von den Ahnen überkommene Erbgut, trotz der Ungunst mancher Zeiten und Verhältnisse im ganzen für die Enkel treu zu bewahren gewusst hatte und jüngst mit erheblichen Opfern das in Ehren alt Bestehende zu neuem Glanze wieder erweckte. Dass auch künftige Geschlechter dieselbe werkthätige Liebe wie die gegenwärtige Gemeindevertretung der Stadt für dieses Kleinod Emdens hegen mögen; dass die Worte des Volkspropheten

„Wenn de isdern Kerels van 't Raathuus ofkommen:
„Dan hoopt, want de golden Tiden kommen!“

in Erfüllung gehen, nnd die vielgeprüfte alte Stadt, welcher Kaiser Wilhelm II. das ehrende Zeugnis ausstellte, sie habe leiden gelernt, ohne zu klagen, als Seethor Deutschlands auf neuen Bahnen zu altem Gedeihen gelange: Das walte Gott!





Zur Biographie des Nürnberger Plattners Wilhelm von Worms d. J. Von Albert Gümbel-Nürnberg.

(Fortsetzung.)

II.

Quittung Sebalds von Worms, Plattners zu Nürnberg, an Stelle seines Bruders Wilhelm über den Empfang von 50 Guldgulden Rh. aus der Nürnberger Stadtsteuer. 1557, 6. März.[1]) (K. Kr.-Arch. Nbg. V. 85/2 Nr. 613.)

Ich Sebald von Wurms, bürger und plattner zu Nirmberg, anstat und aus bevelh Wilhelm von Wurmbs, meines lieben bruders, itzo der königlichen wirden in Engellandt harnischmaister: nachdem die ro. kai. Mt., unser allergnedigster herr, nebstbemelten meinen lieben bruder, seiner gelaisten underthenigsten dienst halben mit funfzig gulden reinisch in gold jerlichs leubdings allergnedigist begnadet, welche funfzig reinisch goldgulden jerlichs leibdings die ernvesten, firsichtigen, erbarn und weisen herren burgermaister und rat der stat Nurmberg, meine gebietende und günstige herren, von der reuchsteur, so ir E. und F., E. nnd W. jerlichs in die kaiserlichen kammern bezaln sollen, uf hochstermelter kai. Mt. allergnedigiste befürderung und derselben zu underthenigisten ehrn und sunst aus einer sundern gunst ermelten meinen lieben brnder jerlichs zu raichen gunstiglich bewilligt, demnach bekenne ich hiemit offentlich in craft diser meiner aigen handschrift, das ir E. und E. W. mir anstat vilgedachts meines bruders auf heut dato das erste jerlich leubdinggelt als nemlich funfzig gulden rennisch in gold, auf s. Mertins tag des negst abgeloffnen funfzehenhundertundsechsundfunfzigisten iares verfallen, gunstig und gutwillig one abgang zugestellt und bezalt haben, sage derhalben ir E. und E. W. und dero nachkommen und wer hierin quittirns bedarf im namen und von wegen mergedachts meines lieben bruders und aller seiner erben solcher funfzig gulden in gold des obberurten ersten leubdinggelts hiermit ganz quitt, freu, leding, unansprüchig nnd los mit dem zusagen, das derhalben an ir E. und F. E. W. durch meinen lieben bruder oder seine erben noch jemand von irentwegen zu ewigen tagen kain anforderung mehr bescheen sol. Des zu urkund hab ich mein aigen petschir zu ende dises briefs, so ich mit aigner hand geschriben, aufgetruckt. Geschen zu Nurmberg am 6. dag Marci 1557. jaer.

Or. Papier mit zu Ende aufgedrucktem gutem Siegel.[2])

[1]) Gleiche Quittungen (mit nur unbedeutenden Abweichungen im Wortlaut) liegen weiter vor vom 14. Novbr. 1558, 29. Novbr. 1559, 16. Novbr. 1560, 21. Novbr. 1565 und 20. Novbr. 1566.

[2]) Der Siegelabdruck zeigt zwei gekreuzte, von Boeheim a. a. O. p. 375 als „Leitern" angesprochene Geräte, unten und oben je einen Stern und darüber die Buchstaben S. V. W.

III.

Vollmacht Wilhelms von Worms für seinen Bruder Sebald zur Empfangnahme von 50 gld. Rh. aus der Nürnberger Stadtsteuer. 1557, 24. Mai (K. Kr.-Arch. Nbg. V 85/2 Nr. 614).

Ich Wilhelm von Wurmbs, kuniglicher majestat zu Hispanien und Engellandt etc. harnischmaister, bekenne fur mich, meine erben und thue kund gen meniglich in craft dieses briefs: nachdem die röm. kai. Mt., unser allergnedigister herr, mich von wegen meiner undertheniggisten getreuen gelaisten dienst mit funfzig gulden reinisch in gold jarlichs leibdings die zeit meines lebens allergnedigist begnadet, welche funfzig gulden rein. uf irer kai. Mt. gnedigisten bevelch und ordnnng die ernvesten fursichtigen, erbarn und weisen herren, burgermaister und rat des hailigen reichs stat Nürmberg, meine gunstige herren, von der reichssteuer, so ire E. und F. E. W. jerlichs in die kai. cammer zu bezalen und zu raichen schuldig sind, der kai. Mt. zu underthenigisten ehren nnd sunst aus sunderm genaigten willen mir jarlichs zu raichen nnd zu erlegen gunstiglich bewilligt und ich aber dieselben zu jeder zeit, wen sie fellig werden, als nemlich um S. Martinstag, anderer meiner gescheft und dienst halber, nicht persönlich erfordern oder empfahen kan, das ich demnach in der creftigisten und bestendigisten form, als es immer von rechts- oder gewonheit wegen zum besten gescheen soll, kan oder mag, dem ersamen Sebalden von Wurmbs, burgern und plattnern zu Nurmberg, meinem eheleiblichen, freundlichen, lieben bruder, meinen volkommenen freien, lautern gewalt, macht und bevelh derhalben geben hab und thue solches hiemit wissentlich in kraft ditz briefs also nnd dergestalt, das er zu jederzeit, wen solche statsteuer fellig wird, von derselben mein obbestimt leibgeding der 50 gulden reinisch in gold von einem erbarn rat zu Nurmberg von meinetwegen und in meinem namen jerlich erfordern, empfahen, einnemen, derhalben ire E. oder wer sonst desshalben quittierens bedarf, notturftiglich quittieren und sonst alles das handeln, thuen und lassen soll und mag, das sich in empfengnus solches obgemelten jerlichen leibdinggelts von recht oder gewonheit gebürt und aigent und ich selbs, da ich zugegen wer, handeln, thuen und lassen solt oder möcht; dan was also ermelter mein lieber bruder hierin thuet, handelt und quittiert, das alles soll dermassen kreftig sein und gehalten werden, als ob ich es selbst gethan und gehandlet; ich soll und wil es auch als meinen selbst willen, mainung nnd handlung, itzo alsdan und dan als itzo, beliben, ratificieren und fur kreftig, mechtig und wolgehandlet halten, solliches alles, so lang bitz ich deshalben imandt andern genuegsamen bevelch und gewalt gibe oder ich solche 50 gulden in gold meiner gelegenhait nach selbst empfahen wolt, alsdann und hernach dieser mein gewalt ufgehebt sein und kein macht oder kraft mehr haben soll, alles getreulich und ungeverlich; und zu urkunt und mehrer gezeugnus hab ich mit vleiss erbeten die edlen und ernvesten herren Paulus Pfintzing von Henffenfeldtt und herren Urban Scharrenberger, röm. kai. und zu Hispanien und Engellandt kun. Mt. rat und secretarien, meine gunstigen liebe herren und gefatter, das sie zu ende dieses briefs ire insigel ufgedruckt, doch inen und iren erben ohne allen schaden und nachtail. Geben zu Brüssel in Brabant am 24. tag des monats May etc. 1557.

Or. Papier mit zu Ende aufgedrückten guten Siegeln.

IV.

Quittung Wilhelms von Worms über den Empfang von 50 Goldgulden Leibgedinggeldes aus der Nürnberger Stadtsteuer. 1567, 28. Dezember.[1] (K. Kr.-Arch. Nbg. V 82/2 Nr. 650.)

Ich Wilhelm von Wurmes[2]), rö. kais. Mt. Caroli quinti gewesener platner, kenne mits dieser meiner hantgeschrift ontfangen zu haben von einem ersamen und wolweisen rat der loblichen stadt Nürenberg, de somme von funfzig goldgulden im gold und das von einer leipension, gleich mich die hochlobliche ro. kai. Mt., hochloblieber gedachten, mich mit begabt hat etc., so kenne ich, Wilhelm Fürss, mich vernögt und bezalet von diesen jare siebenundsechzig, und die zeit der bezalung compt alle jar auf martini etc. Actum Brüssel, disen 28. decembris ao. 1567. In kennisse der warheit, so habe ich Wilhelm von Wurmes dise quittung mit aigner hand underschriben und mein pitschir hieunten aufgedruct.

Or. Papier mit zu Ende aufgedrucktem guten Petschaftsiegel[3]) und der Unterschrift: Wilhelm von Wurmes.

V.

Bürgermeister und Rat der Stadt Brüssel beurkunden, dass die Witwe Wilhelms von Worms dem Andreas Imhoff Vollmacht zum Empfang von 50 Goldgulden aus der Nürnberger Stadtsteuer erteilt habe. 1574, 29. Oktober (K. Kr.-Arch. Nbg. V 85/2 Nr. 608).

Universis et singulis presentes literas visuris et lecturis magistri civium, scabini et consules oppidi Bruxellensis, Mechliniensis diocesis, in ducatu Brabantie, salutem. Notum facimus, quod cum ad humilem requisitionem vidue quondam magistri Willelmi de Worms, dum viveret, armifabri pie ac laudabilis memorie serenissimi et illustrissimi domini imperatoris Caroli quinti, placuerit Cesarie majestati moderne eidem ex speciali gratia concedere integram solutionem pensionis annue quinquaginta florenorum auri, nuncupate stadtsteur, prefato suo quondam marito assignate ad et supra corpus civitatis Norembergensis, pro ultimo termino, qui fuit undecima dies mensis Novembris anno septuagesimo tertio elapso et sic paulo ante obitum predicti sui mariti; hinc est, quod prenominata vidua coram nobis personaliter comparens et constituta (cupiens solutionem predicte annue pensionis sibi fieri iuvta mandatum Cesaree majestatis supradicte) omnibus via, jure, modo, causa et forma, quibus potuit et debuit, melioribus fecit, constituit et deputavit suum verum, certum et legitimum procuratorem, actorem, factorem et negotiorum suorum infrascriptorum gestorem ac nuncium generalem et specialem, dominum Andream Imhoff, absentem tanquam presentem ad ipsius constituentis nomine et pro ea petendum, exigendum, levandum et recipiendum a dominis thesaurariis predicte civitatis Noremberghensis vel aliis ad hoc deputatis prefatam sommam quinquaginta florenorum auri occasione predicti termini annue pensionis prenominate, de receptis et levatis quietandum sive quietantiam dandum, unum quoque vel plures procuratorem seu procuratores loco sui cum simili vel limitata potestate substituendum et generaliter omnia alia et singula faciendum, que ipsa constituens faceret seu facere posset, si presens personaliter interesset, etiamsi talia forent, que mandatum exigerent magis speciale quam presentibus est expressum, promittens prenominata constituens habere ratum, gratum, firmum atque stabile totum id et quidquid per predictum dominum Andream vel ab eo substituendum in premissis actum, factum et negotiatum fuerit, salvo quod idem dominus Andreas vel ab eo substituendus de receptis et levatis dicte constituenti computum, rationem et reliqua reddere tenebuntur et erunt astricti; in cuius rei fidem nos, magistri civium, scabini et consules oppidi Bruxellensis predicti sigillum ad causas eiusdem oppidi presentibus jussimus appendendum, die vigesima nona mensis Octobris anno domini 1574.

Or. Pgt.; das an Pergamentstreifen anhängende grüne Wachssiegel ist undeutlich geworden.

VI.

Quittung der Katharina, Witwe Wilhelms von Worms, für den Rat zu Nürnberg über den Empfang von 50 Goldgulden aus der Nürnberger Stadtsteuer. 1574, 29. Oktober (K. Kr.-Arch. Nbg. V 85/2 Nr. 607.)

Ich Katharina, weilund Wilhelmen von Wormes, etwo kaiser Karls des funften etc., hochlöblichster gedechtnus harnischmacher, nachgelassene wittib, bekenne hicmit und in kraft ditz empfangen und eingenomen zu haben von ainem ersamen rat der stat Nurmberg benantlich funfzig goldgulden reichswerung und das fur das letste jar gemelts meines hauswirts sel. uf der stat Nurmberg gehabten jerlichen pension oder statsteur, welches letste jar, so sich uf den ailften tag Novemb. ungefer des verschinen dreiundsibenzigisten jars geendet, ermelter rat zu Nurmberg mir uf der jetzigen ro. kai. Mt., meines allergnedigisten herrn, gnedigisten verordnung, also völliglich folgen und entrichten hat lassen, darfur ich auch ofternelten rat zu Nurnberg und wer sonst desshalben quittierns von nöten hiemit quit, frei, ledig und los und inen, den herrn zu Nurmberg, solcher guter bezalung grossen dank sage; zu urkund hab ich diese quitung mit aigen handen underschriben und meines hauswirts sel. gewonlich petschaft hiefurgedruckt. Actum Brussel in Brabant am 29. tag octobris anno etc. 74ten.

Kateryne Cremers, wedeve
Wylen mester wihlem
von Woerms.

Or. Papier mit aufgedr. guten Petschaftsiegel.

[1]) Ähnliche Quittungen (ohne besondere Abweichungen im Wortlaut) liegen noch vor vom J. 1568 s. d., 1569 4. Dezember, 1570 25. November, 1571 10. November und 1572 11. November. Der Ausstellungsort ist immer Brüssel. In den letztgenannten drei Jahren ist, wie schon oben bemerkt, der Quittung eine Lebensbestätigung seitens des königlichen Sekretars Urban Scharberger beigegeben. Im Jahre 1570 hat sie folgenden Wortlaut: „Und ich Urban Scharberger, Kun. Mt. zu Hispanien etc. rat und secretari, bekenne und bezeuge hiemit, das obgemelter Wilhelm von Wormbs noch lebendiges leibs und zu Brussel in Brabant hausssesig und wonhaftig ist. Actum Antorff unter meinem handzeichen und furgedructem petschaft am 26. Novembris anno etc. im 1570. j." Gleichlautend 1571 und 1572 nur mit dem Zusatz: in leben zimblicher guter gesundhait.

[2]) So auch stets in der Unterschrift.

[3]) Der Siegelabdruck zeigt im ersten und vierten Felde einen wachsenden Hirsch, im zweiten und dritten die „Leitern" wie bei seinem Bruder Sebald, doch ohne die Sterne, daruber die Buchstaben W. V. W. Vgl. die Abbildung bei Boheim, p. 375. Ob der Hirsch eine Rube im Maule halt, ist bei der Kleinheit des Abdrucks nicht zu unterscheiden. Einmal bei der letzten Quittung von 1572, setzte Wilhelm neben das Siegel mit Tinte noch die zwei Leitern.



Frage II: Freiherr v. Suttner bemerkt in seinem Werke Reiterstudien, Beiträge zur Geschichte der Ausrüstung der vorzüglichsten Reiterarten im XVI. und XVII. Jahrhundert, Wien, 1880, Gerold & Comp., auf S. 61: „Endlich waren um das Bandelier drei bis vier Stuck Lunten gewunden, von denen jede nicht länger als 6 oder 7 Palm war.“ — Kann jemand sagen, woher sich dieser Ausdruck herleitet, und welchem heutigen Masse ein Palm entspricht? Ich bemerke, dass mir unter mehreren hundert Metern von Luntenstricken in der Regel Stücke von 430 cm Länge untergekommen sind, die sich dadurch kennzeichneten, dass das eine Ende des Strickes eine Schlinge bildete. Dr. O. v. Potier.

Antwort auf Frage II:

Palm kommt vom lateinischen palmus (palma) — flache Hand, Spanne. Die Römer unterschieden den palmus maior und den palmus minor. Von ihnen übernahmen die meisten romanischen Völkerschaften diese Massbezeichnung, aber auch bei germanischen, z. B. in Holland und in Norwegen, kam sie vor. In Hamburg bezeichnete ein Palm den dritten Teil eines (Hamburger) Fusses, also eine Länge von etwa 10 cm. Vielleicht ist damit auch das von Herrn von Suttner angegebene Mass bestimmt. Denn Luntenstricke von 60–70 cm Länge werden dem Reiter besonders handlich gewesen sein. Sein Streben war ja darauf gerichtet, die Handhabung des Luntenschlossgewehres sich möglichst zu vereinfachen, wenn er nicht, was die Regel war, das Radschlossgewehr gebrauchen konnte, und er wird deshalb zuerst darauf bedacht gewesen sein, die Luntenstricke bis auf das geringste Mass zu verkürzen. Denn ein Strick von der gewöhnlichen Länge, wie sie Herr Dr. von Potier angiebt und wie auch ich sie kennen gelernt habe, musste dem Reiter alle für ihn so nötige Bewegungsfreiheit nehmen. Koetschau.



Die Entwicklung der Geschosszünder in der preussischen Artillerie. Von Schlegel, Feuerwerksmajor a. D.

Unter diesem Titel ist in Heft 5 u. 6 des VI. Jahrgangs (1903) der im Verlage von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, erscheinenden „Kriegstechnischen Zeitschrift“ ein sehr interessanter Aufsatz veröffentlicht, welcher die stufenweise Entwicklung der preussischen Geschosszünder, dieses wichtigsten Teiles der Artilleriegeschosse, von welchem, sei es Granate, sei es Schrapnel, vor allem die tot- und verderbenbringende Wirkung abhängt, klar und eingehend schildert.

Wie auf allen Gebieten der Waffentechnik, so zeigt sich auch hier, in welch grossartiger Weise es dem menschlichen Geiste gelungen ist, im Laufe der Zeit und besonders in den letzten fünfzig Jahren, aus den rohesten Anfängen einen Apparat herzustellen, welcher vollkommen mit der Genauigkeit eines Uhrwerks arbeitet und hierdurch die sichere Entzündung und Explosion bezw. Detonation des Artillerie-Geschosses gewährleistet. Major Schlegel war ganz besonders zur Bearbeitung dieser Entwicklungsgeschichte berufen, da er infolge seiner langjährigen verdienstvollen Thätigkeit beim Königl. Preuss. Feuerwerkslaboratorium, der Geschosszünderfabrik in Spandau, den Hauptentwicklungsgang der Zünder aus eigenster Anschauung kennt.

In ähnlicher Weise, wie in Preussen, ist die Zünderentwicklung auch in den anderen europäischen Artillerien Schritt für Schritt vor sich gegangen und sei denjenigen Herren, welche sich für diesen Zweig des Waffenwesens besonders interessieren, das Studium des in den sechziger Jahren erschienenen Buches: „Systematik des Zünderwesens“ von dem Oberstleutnant Ritter v. Breithaupt, auf dessen bahnbrechende Zünderkonstruktionen auch die meisten europäischen Ring-Brennzündersysteme zurückzuführen sind, empfohlen. Sterzel.

Dr. Othmar Baron Potier, Inventar der Rüstkammer der Stadt Emden. — Emden, im Selbstverlag des Magistrats 1903. X u. 118 S. kl. fol.

Derselbe, Führer durch die Rüstkammer der Stadt Emden. — Emden, Druck von Conr. Zorn. 1903. XXI u. 98 S. 8°.

Der Väter Erbe zu schützen und das, was es an geistigem Wert in sich birgt, für die Gegenwart nutzbar zu machen, ist eine der edelsten Pflichten, die sich der einzelne, das Gemeinwesen und der Staat auferlegen kann. Wer gesehen hat, wie die Stadt Emden diese Pflicht zu erfüllen sich bemühte, wird nun, wo das Werk mit der Ausgabe des Führers und des Inventars beendet ist, nicht zaudern, sie zu beglückwünschen. Denn es dürfte nicht viele Städte von der Grösse Emdens geben, die, mitten in der Arbeit an den bedeutsamsten kommunalen Lebensfragen, für die Lösung einer rein geistigen Aufgabe, so viele Kosten und so grosse Mühe aufzuwenden bereit sind. Die Zeitschrift hat von vornherein warmen Anteil an dem Plane der Stadt genommen. Ich brauche die Leser nicht an den Aufsatz Boeheims, der mit frischem Enthusiasmus den Weg zum Ziele zeigte, nicht an die verschiedenen Notizen, die den Fortgang der Arbeit begleiteten, nicht an die Ergebnisse zu erinnern, die Potier aus ihr zog und über welche in diesem Hefte der Schlussbericht zu lesen ist. Ich möchte nur bitten, dass sie sich die Länge und Mühsal des Weges noch einmal vergegenwärtigen, um die Summe des Geleisteten richtig würdigen zu können. Nicht alle Erwartungen, die Boeheim an die Neuordnung der Rüstkammer knüpfte, haben sich erfüllt: grosse wissenschaftliche Entdeckungen konnten nicht gemacht werden, eine Bereicherung unserer Kenntnis der im Seekrieg gebräuchlichen Waffen blieb aus, und die Stadt Emden hat auch kein neues Museum bekommen. Aber das Bild einer städtischen Rüstkammer aus den bewegten Zeiten kurz vor dem dreissigjährigen Kriege und während desselben steht nun mit einer Klarheit und Echtheit vor uns, wie wir es kaum aus dem früheren Durcheinander hervortreten zu sehen erwarten durften. Vielleicht wäre es nicht so lebendig ausgefallen, wenn man den alten stimmungsvollen Raum aufgegeben hätte, den ich vor kurzem besuchen konnte. Potier ist den schwierigen Verhältnissen, die sich ihm entgegenstellten, in der glücklichsten Weise Meister geworden. Die Schlichtheit der Mittel, die er für die Aufstellung der Waffen anwandte, sind dem schlichten Charakter der Sammlung so gut angepasst, dass ein starker einheitlicher Eindruck auf den empfänglichen Betrachter nicht ausbleiben kann. Freilich eines darf nicht vergessen werden und daran wird jeder, der Museumssorgen kennt, alsbald denken, wenn er die malerische, aber enge Treppe zur Rüstkammer emporsteigt: die Schätze sind da oben unter dem hohen Dachstuhl schlecht gegen Feuersgefahr geschützt.

Der Führer ist für die Besucher geschrieben, die sich mit dem Inhalt der Sammlung im allgemeinen bekannt machen wollen, das Inventar nimmt den Charakter eines wissenschaftlichen Kataloges für sich in Anspruch. Beiden geht derselbe Vorbericht des Magistrats voran, in dem wir über den Gang

der Neuordnung aufgeklärt werden, beiden dieselbe Geschichte der Rüstkammer, die unseren Lesern in dem ersten Teil des Potierschen Aufsatzes in etwas erweiterter Form schon bekannt geworden ist. Ich brauche mich bei diesen Einleitungen also nicht aufzuhalten, sondern wende mich alsbald dem eigentlichen Text und zunächst dem des Führers zu.

Ihn zeichnet ein gesundes Verständnis für die Fragen aus, auf welche die Menge der Besucher einer Waffensammlung zunächst Antwort heischt. Um diesem Verlangen zu genügen, hat Potier zahlreiche Erklärungen über den Gebrauch der Waffen und über besondere technische Eigentümlichkeiten den Beschreibungen angefügt. Es ist das durchaus nicht leicht, denn nirgends ist Vorsicht mehr am Platze als in populär gehaltenen Schriften. Nur das Gesicherte darf gegeben werden, keine Vermutungen. In allen Punkten kann ich freilich nicht mit dem Verfasser übereinstimmen. So scheint mir die Herkunft des Zweihänders aus der Schweiz sich nicht beweisen zu lassen, ja, die Fechtweise der Schweizer spricht geradezu dagegen, dass hier diese Waffe entstanden ist, und meines Wissens sind auch die in den Schweizer Sammlungen aufbewahrten Zweihänder alle fremden Ursprungs. Den Reissspiess erklärt Potier in Übereinstimmung mit den meisten Waffenhistorikern als Waffe des Reisigen, des Berittenen. Ob sich diese Deutung auf die Dauer halten lassen wird, scheint mir fraglich. Vielleicht wird vielmehr W. H. Doer mit seiner Vermutung recht behalten, dass wir im Reissspies die Waffe des Reissläufers zu erblicken haben. Die Erklärung der Paternosterklinge als eine Art Ersatz für den Rosenkranz nennt der Verfasser mit Recht einen frommen Glauben, denn, wenn es der Fall wäre, so dürfte man doch wohl erwarten, dass die Anzahl der ausgeschliffenen Stellen sich mit der der Perlen des Rosenkranzes decken würde, was nach meiner Beobachtung bisher an keinem Stücke zutraf. Vielleicht wäre es deshalb angebracht, einen terminus technicus, der vorläufig noch ganz rätselhaft ist, fallen zu lassen, wenigstens in solch allgemeineren Schriften, und dafür eine der technischen Eigentümlichkeit entsprechende Umschreibung zu wählen. Nicht anders ist es mit den Giftzügen. Gar zu leicht liegt hier die Gefahr vor, durch dieses Wort zu romantischen Phantasien verführt zu werden, vor denen die Waffenkunde sich zu hüten alle Ursache hat. Die Durchbrechungen hatten doch, wie auch die Ausschleifungen der Paternosterklinge, keinen anderen Zweck als den, die Klinge zu erleichtern, und so hätte wohl Potier bei der Beschreibung des prunkvollen Bidenhänders die Kunstausdrücke Paternosterklinge und Giftzüge besser vermieden, um keine verworrenen Vorstellungen wachzurufen. Solche kleine Ausstellungen sollen den Wert des Geleisteten natürlich nicht herabsetzen; hier, wo ich zu Fachgenossen spreche, konnte ich sie aber nicht unterdrücken. Die Beigabe von Abbildungen wichtiger Stücke und von Marken ist mit Dank anzuerkennen. Überflüssig waren hingegen die vom Magistrat hinzugefügten „Erklärungen" einiger fremdsprachlicher und Kunstausdrücke, da dem aufmerksamen Benutzer des Führers in den Worten des Textes eine völlig genügende Erklärung geboten wird.

Die Beschreibungen im Inventar sind mit Recht weit ausführlicher gehalten als die im Führer. Hier lag dem Verfasser die Pflicht ob, den Stoff für den Gebrauch der Wissenschaft zuzurichten. Die Einleitung folgt deshalb auch nicht der Anordnung in der Rüstkammer, sondern baut sich auf einem festen System auf. Man kann dabei in Zweifel darüber sein, ob das von Boeheim seinem Handbuch zu Grunde gelegte ohne weiteres zu übernehmen war. Dem Entwicklungsgang des Waffenwesens entspräche es wohl besser, mit den Trutzwaffen zu beginnen. Im Vergleich dazu scheint mir die nach dem Vorgang Thierbachs getroffene, musterhaft klare Einteilung der Handfeuerwaffen den Vorzug zu verdienen. Sie sind der Bedeutung entsprechend, welche sie in der Rüstkammer haben, mit besonderer Vorliebe behandelt worden, und wer z. B. über die frühere Gewehrfabrikation in Suhl sich unterrichten will, wird hier reichen Stoff in guter Sichtung zusammengetragen finden. Zahlreiche kritische Anmerkungen führen über den Rahmen des Inventars hinaus zum Catalogue raisonné. Da aber dieser Weg einmal betreten wurde, so vermisst man um so mehr bei den undatierten Stücken einen Versuch der zeitlichen Bestimmung, wie man denn auch gewiss für einen Hinweis auf das Ursprungsland oder den Ursprungsort, soweit sie nicht aus der Geschichte einer Waffe oder ihrer Markierung sich von selbst ergeben, dankbar gewesen wäre. Sorgfältige Namensverzeichnisse und die gleichen Abbildungen, die dem Führer beigegeben sind, erhöhen den Wert des Buches, von dem ich nicht ohne den Wunsch scheide, dass es den Weg in die Bibliothek jedes Waffenfreundes finden möge.

Koetschau.



Der Verein betrauert den Tod seines Mitgliedes, des Herrn Louis **Bron-Dupin,** Conservateur au Musée des Armures in Genf.

Neu dem Verein als Mitglied beigetreten sind:

Beneke, Leutnant im 7. Königl. sächs. Inf.-Reg. Nr. 106, kommandiert zum Festungsgefängnis, Dresden-N., Festungsgefängnis.

Bosnisch-Hercegovinisches Landesmuseum in Sarajevo.

Fink, Hans, akad. Maler u. Leutnant in d. R., Salzburg, Schwarzstrasse 24.

Hupp, Otto, Kunstmaler, Schleissheim.

Nagele, k. u. k. Leutnant im 11. Regiment, Smichow bei Prag.

Röder, Ernst, Artillerie-Oberleutnant a. D., Nürnberg, Hallplatz 33.

Schrader, Bürgermeister, Schafstedt bei Halle.

Wegeli, Dr. phil., Assistent am schweizerischen Landesmuseum, Zürich.

Bedauerlicherweise ist im vorigen Hefte eine „Berichtigung" gebracht worden, die sich nun als Irrtum erweist. Unser Münchner Mitglied heisst Graf von **Rambaldi**, wie das Mitgliederverzeichnis richtig besagt, nicht von **Ramboldi.**

Oberleutnant Schumann ist Hauptmann geworden und wohnt wieder in Zwickau i. S.

Oberstleutnant z. D. von Grünenwald wohnt jetzt: Dresden-N., Glacisstrasse 3.

Dr. Sigismund Reiner wohnt jetzt: Budapest IV Waitznergasse 25.

Oberleutnant Richter wohnt jetzt: Düsseldorf, Gartenstrasse 15.

Die **Rechnung des Herrn Schatzmeisters** auf die Zeit vom 1. Juli 1902 bis 1. Juli 1903 ist von den Herrn Rechnungsführern als richtig anerkannt worden.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.

Druck von August Pries in Leipzig.

Ein Darsteller des Artilleriematerials aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts.

Von **Meyer**, Hauptmann und Kompagniechef im königl. sächs. 11. Inf.-Regt. 139.

Max Jähns bespricht in seiner Geschichte der Kriegswissenschaften[1]) eine Monographie, welche das Artilleriematerial um die Mitte des 17. Jahrhunderts ganz besonders schön darstellt: Die „Pyriotormentographia" des Johann Jürgensohn von Trachenfels. Dieses Werk und drei andere, ganz ähnliche desselben Verfassers[2]) sind mir, teils durch die Vermittelung unseres Herrn Schriftleiters von der Herzoglichen Bibliothek in Gotha, teils von den Königlichen Bibliotheken zu Dresden und Berlin dankenswerter Weise zum Studium zur Verfügung gestellt worden. Ich bespreche nachstehend einige bemerkenswerte Punkte aus diesen mit grossem Fleiss und zeichnerischen Geschick ausgeführten Illustrationen und Beschreibungen, wobei betreffs der äusseren Ausstattung der Trachenfels'schen Werke auf Jähns verwiesen sei.

Die Handschriften, welche mir vorgelegen haben, stammen aus den Jahren: 1655 — gewidmet dem Grossen Kurfürsten (Kgl. Bibl. Berlin); 1663 — gewidmet dem Herzog Ernst von Sachsen (Herz. Bibl. Gotha); 1664 — gewidmet dem Herzog Christian Ludwig von Braunschweig und Lüneburg (Kgl. Bibl. Berlin); 1666 — gewidmet dem Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen (Kgl. Bibl. Dresden).

I.

Von den Flachbahngeschützen[3]), welche Trachenfels im Bilde darstellt und in seinem Memorialbüchlein kurz beschreibt, giebt Tabelle 1 eine Übersicht. Das schon von Karl V. unter Anregung des trefflichen Gregor Löffler begonnene, durch Gustav Adolf weiter geförderte Streben nach Vereinfachung des Geschützmaterials hat, wenigstens, was die „Kaiserliche Teilung", d. h. die Zahl der Geschützarten in der Kaiserlichen Armee betrifft, um diese Zeit offenbar schon Erfolg gehabt. Sechs verschiedene Flachbahngeschütze sind nicht zu viel. Neben diesen sechs offiziellen Konstruktionen werden freilich ältere Modelle noch aufgebraucht worden sein, wie das ja heutzutage auch noch geschieht. Im übrigen wird der Dreissigjährige Krieg so manches weggefegt haben, was sich als überflüssig und unpraktisch erwiesen hatte.

Die nähere Betrachtung der in Tabelle 1 genannten Zahlen giebt ein Bild des nie endenden Strebens nach möglichst günstiger Lösung der Frage, wie die gewünschte Wirkung mit der notwendigen Beweglichkeit und dem technischen Können des Verfertigers in Einklang zu bringen sei.

Bekanntlich muss, je gestreckter die Geschossbahn gewünscht wird, desto grösser das Ladungsverhältnis und die relative Länge des Rohres sein. Die absolute Länge desselben und die absolute Menge der Pulverladung hängen also lediglich von der Schwere des Geschosses ab, welche ihrerseits mit Rücksicht auf den erstrebten Zweck bestimmt wird.

Was die Rohrlänge betrifft, so ist heute die Technik fähig, jede gewünschte Länge herzustellen. Anders zu Trachenfels' Zeit. Auf die Schwierigkeiten des Gusses für die damalige Technik wird in anschaulicher Weise hingewiesen in dem Reimer schen Aufsatz: „Aus französischen Geschützgiessereien unter Ludwig XIV.", — Band II, Heft 6

[1]) Sechstes Buch, II. Kapitel. Band 2, S. 1200 ff.

[2]) Ausser seiner Zugehörigkeit zur „Fruchtbringenden Gesellschaft" erwähnt Trachenfells in seinem Werke von 1666 auch seine Stellung als „Röm. Kaysserlicher Mayestät wohlbestalter Obrister".

[3]) Der Unterschied zwischen Flachbahn- und Wurfgeschütz — wobei übrigens das Wort „Geschütz" noch nicht gebräuchlich war — wurde damals viel schärfer gehalten, als wir es heutzutage thun. In wissenschaftlichen Abhandlungen sind beide Kapitel streng geschieden. Konstruktion und Verwendung beider Arten hatten weniger Beziehungen zu einander, als heute, wo z. B. das Wurfgeschütz auch im Feldkriege eine ganz wesentliche Rolle spielt. Auch war man sich über die Konstruktionsgrundsätze der Flachbahngeschütze bereits viel klarer, als über die der Wurfgeschütze.

unserer Zeitschrift. In der relativen Länge der Rohre — Spalte 3 der Tabelle — werden die heutzutage erreichten Zahlen von den damaligen leichten Geschützen, — wie Nr. 13 und 14 — übertroffen, von den schweren nicht erreicht. So hat z. B. die moderne lange 15 cm-Kanone eine Rohrlänge von 30 Kalibern, die damalige doppelte Kartaune nur 17. Man konnte offenbar einen langen, dünnen, oder einen kurzen, starken Rohrkörper in homogenem Guss herstellen, nicht aber einen langen, starken Block ohne Fehler giessen. Sonst würden wohl, besonders als Festungs- oder Schiffsgeschütze, Stücke schwersten Kalibers von weit grösserer Länge erwähnt sein.

Tabelle I.

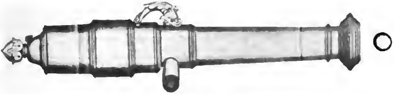
	1.	Schwere der Kugel. 2.	Gesamtlänge in Kalibern. 3.	Durchschnittliche Metallstärke am Laderaum in Kalibern. 4.
Kaiserliche Teilung.	1. Regimentsstück.	3 Pfund.	26	0,83
	2. Falkaune.	6 „	25	1,3
	3. Quartierschlange.	12 „	24	1,4
	4. Halbe Kartaune.	24 „	22	1,5
	5. Ganze Kartaune.	48 „	17,5	1,53
	6. Doppelte Kartaune.	96 „	17	1,52
Niederländische Teilung.	7. Niederländisches Schiffsstück.	8. 10. 12 Pfund.	23	1,8
	8. Metallenes Schiffsstück.	3. 6. 12. 24 „	22	1,43
	9. Kammerstück.	3. 6. 8. Pfund von 1663 ab: 3. 6. 12 Pfund.	20. 1666: 22.	Hinterer Teil der Kammer 1,0 Vorderer „ „ „ 0,8
	10. Halbe Kanone.	24 „	20. 1655: 21.	1,45
	11. Ganze Kanone.	50 „	21	1,49
	12. Halbe leichte Kanone.	24 „	18	Hinterster Teil der Kammer 0,5 Mitte der Kammer 0,8 Vorderster Teil der Kammer 0,75 Verstärkter Teil des Rohres 0,64
	13. Notschlange.	16. 20 „	33. 1663: 32.	1,48
	14. Doppelte Schlange.	10. 12 „	36. 1663: 35.	1,51

Interessant ist auch die Auskunft, die uns Trachenfels' Abbildungen betreffs der Stärke des Rohrmetalls, die natürlich mit der Pulverladung wachsen muss, vor Augen führen — Spalte 4 der Tabelle. Bekanntlich konnte man zu damaliger Zeit, da die künstliche Metallkonstruktion noch nicht bekannt war, die Widerstandsfähigkeit der Rohrwände gegen den Druck der Pulvergase nur durch Verstärkung des Rohrmetalls steigern. Nur kann man dieses Mittel nicht in beliebiger Steigerung anwenden: erhöht man Pulverladung und Metallstärke mehr und mehr, so tritt einmal der Fall ein, dass die inneren Schichten des Rohrmetalls übermässig angestrengt werden, während die äusseren, infolge der Plötzlichkeit der Pulverwirkung, gar nicht mehr zum Widerstand herangezogen werden. Ehe sich der Druck nach aussen fortgepflanzt hat, ist bereits eine Deformierung der inneren Schichten eingetreten, die zur Aufbauchung oder Sprengung des Rohres führt. Die Erfahrung hat nun gelehrt, dass, wenn die Metallstärke am Pulverraum 1,5 Kaliber überschreitet, diese Überschreitung überhaupt keinen Nutzen mehr bringt.

Spalte 4 unserer Tabelle zeigt, dass dieser Satz damals noch nicht genügend gewürdigt wurde, vielleicht sogar noch nicht allgemein bekannt war. Die ganze und die doppelte Kartaune, sowie die doppelte Schlange überschreiten in der Metallstärke am Pulverraum die Grenze von 1,5 Kalibern schon merklich, das niederländische Schiffsstück sogar ganz erheblich. Dass es gerade diese Geschütze sind, welche jene Grenze überschreiten, ist wohl ein Anzeichen dafür, dass jener Erfahrungssatz noch nicht bekannt war. Es sind Geschütze mit starker Pulverladung, nämlich die beiden schwersten Geschütze der kaiserlichen Teilung und das längste von allen Rohren überhaupt; und dann ist es das einzige niederländische Stück aus Eisen: hier hat das weniger widerstandsfähige Material, dort die starke Ladung den Hersteller zur übermässigen Verstärkung des Metalls veranlasst.

Betreffs der äusseren Ausstattung der Rohre hat man sich damals noch gar nicht freizumachen gewusst von Ausschmückungen, die, vielfach für den praktischen Gebrauch völlig nutzlos, das Gewicht wesentlich erhöhen mussten. Ein Beispiel hierfür ist die „halbe leichte Kanone" — Fig. 1 —. Mit Stolz erwähnt Trachenfels, dass sie mit wenigen Rossen fortzubringen sei, und trotzdem eine grosse Wirkung habe. Wir fragen uns beim Anblick dieses Rohres: wozu die Verstärkung dicht hinter den Delphinen, wozu der mäch-

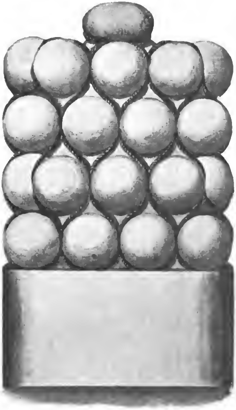
tige Kopf der Kanone, bei einem Geschütz, welches doch eben leicht sein soll? Warum nicht ein einfach konisches Rohr? Oberflächlicher Schätzung nach hätte, glaube ich, an diesem Geschütz etwa $1/_4$—$1/_5$ des Metallgewichtes erspart werden können. Um ebensoviel mehr hätte man Munition mitzuführen vermocht, ein taktischer Vorteil von nicht hoch genug zu schätzendem Werte! Überhaupt finden wir trotz der Vorschläge des Grafen Johann von Nassau[1]) noch immer recht viel Überflüssiges an den Geschützen. Man konnte sich nicht so schnell von der Ansicht trennen, dass das Geschützrohr kein Fabrikationserzeugnis, sondern ein Kunstwerk sei; und der herrschende Geschmack hatte sich offenbar noch nicht dazu durchgerungen, eine absolut einfachste Form — wie z. B. unsere modernen Geschützrohre konischer Gestalt ohne Beiwerk — als „schön" zu empfinden:



Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.

[1]) Vergl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, Band 1, Seite 752.

ein psychologisch und kunstgeschichtlich bemerkenswertes Moment.

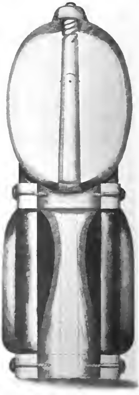
II.

Aus Trachenfels' Darstellungen der Munition für Flachbahngeschütze seien die interessantesten erwähnt:

Figur 2 ist „Eine Patrone zu den Regiment Stücken, wie dieselben auf folgende manir können zugerichtet und mit grossem vorthel gebraucht werden. Anfänglich wird eine theilung gemacht und aufs Pappir gerissen etwan auf halb Kugel schwer Pulver, Hernach von druckenen Linden holtze dass corpus gedrehet, vndt eine weile liegen lassen, dass es wohl aussdruckne mit vngebleichten Zwillich oder Leinewand wohl heleimet, vndt es wieder lassen drucknen werden. Hernach an zwey orten mit Eisen drat der zuvor wohl geglühet, viermahl vmbwunden, auch wohl angezogen, zusammen gedrehet vndt wohl aufgetrieben, dass es fein gleich ist, hernach neben zu ein klein löchlein gebohret, darein geschlagen vnd angesetzet, mit gutem pulver gefüllet, vndt wohl niedergerittelt, dass es wohl ineinander gehet, biss am ende aufgeheuffet voll ist mit dünnen geschmeidigen leder feste zugebunden, Hernach die Kugel so darzu gehörig mit Eisern dradt über dass Creutz angebunden, oder mit gutem Kitt oder leim angesetzet vndt zum gebrauch aufgehoben."



Figur 4.



Figur 5.

Wir haben also hier die Einheitspatrone für leichte Geschütze! Die Vereinigung von Pulver und Geschoss war damals schon lange nichts Neues mehr[5]), und Trachenfels ist sich über die grossen Vorteile dieser Anordnung völlig klar. Insbesondere betont er den Wert des schnellen Ladens,

[5]) Vergl. z. B. Band II, Heft 2. S. 53 unserer Zeitschrift, wo bei Erwähnung des Lorinischen Werkes Delle Fortificanom auch von den alten Hinterladungsgeschützen und ihrer Munition die Rede ist. Ob man praktisch auch für Vorderlader Einheitspatronen verwendete, als Lorini sein Werk schrieb (1597), ist mir nicht bekannt. Trachenfels bezeichnet seine Einheitspatrone nicht ausdrucklich als neu.

„wan einem der Feind auf die haut dringet". Wer dächte da nicht an unsere modernen Schnellfeuergeschütze? Auch die grössere Sicherheit der Bedienung, die beim Laden einer solchen Patrone nichts zu fürchten braucht, wenn „die Büchsen nicht sauber genug können aussgewischt werden vndt . . . etwan ein füncklein fewer noch darin wehre", erfährt gebührende Würdigung.

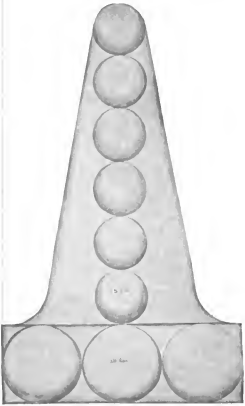
Man wird kaum eine gleich vorzügliche bildliche Darstellung einer solchen Einheitspatrone finden, und sie verdient deshalb wohl eine Wiedergabe an dieser Stelle.

Recht interessant ist auch die in Fig. 3 dargestellte „Schrottraube". In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verschwinden die oft recht abenteuerlich aussehenden Orgelgeschütze mehr und mehr und werden durch den viel wirksameren, übrigens damals längst erfundenen Kartätschschuss ersetzt, der sich bekanntlich bis noch vor kurzer Zeit, auch in unserer Armee, erhalten hat, ein Zeichen für die Vorzüglichkeit und Lebensfähigkeit dieser Idee. Trachenfels' treffliches Bild bedarf keiner Erklärung, ich unterlasse es daher, seine weitläufige Beschreibung anzuführen und bemerke nur, dass die Kugeln in einem Sack stecken und erst durch die Umschnürung so hervortreten, dass es im Bilde den Anschein hat, als würden sie nur durch den Bindfaden zusammengehalten, was selbstverständlich ausgeschlossen ist [6]). Auch hier betont der Autor, dass sich mit dem Geschoss vorteilhafterweise die Ladung zu einer Patrone vereinigen lasse. Denn auch hier kam es auf Schnelligkeit des Ladens und Feuerns an, „vndt werden diese Trauben, mit grossem Abbruch der Feinde, absonderlich in den Feldpatallien, gebraucht"; die Verwendung ist also genau diejenige der für schnell vorübergehende Gefechtsmomente bestimmten Kartätschen.

Die ferner von Trachenfels dargestellte Kettenkugel — Figur 4 — verkörpert einen grossen Fortschritt gegenüber den früheren Geschossen gleichen Namens. Früher waren die Kettenkugeln thatsächlich einzelne durch Ketten verbundene Kugeln: hier bilden die einzelnen Teile des Geschosses zusammen eine Kugel. Die Folge ist eine weitaus bessere Ausnutzung der Pulvergase im Rohr. Ausserhalb desselben freilich, wo sich die Kugelform in ihre einzelnen Teile auflöst, ist die Kettenkugel so unfähig zur Überwindung des Luftwiderstandes, dass sie dem Kartätschschuss bald ganz weichen musste. Immerhin ist der in der Konstruktion dieses Geschosses verkörperte Gedanke interessant und zeugt von scharfsinniger Beobachtung. Ein dem hier abgebildeten sehr ähnliches Exemplar einer Kettenkugel findet sich nach Mitteilung unseres Herrn Schriftleiters z. B. auf der Veste Coburg.

[6]) Es sind solche Schrottrauben noch mehrfach erhalten, z. B. im Berliner Zeughaus, im Kgl. Histor. Museum zu Dresden.

Es werden dann Granaten für Flachbahngeschütze aufgeführt. Sie unterscheiden sich von den aus Wurfgeschützen zu verwendenden, die später Erwähnung finden, dadurch, dass sie einen langen hölzernen Spiegel tragen, der fest mit der Pulverladung verbunden werden kann, so dass also auch hier die Verwendung der Einheitspatrone als taktisch wichtiger Vorteil gewahrt bleibt.



Figur 6.

Figur 5 zeigt eine eigentümliche Konstruktion; die Erklärung hierzu lautet:

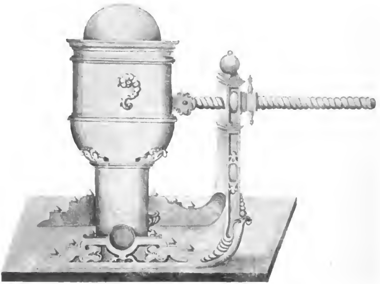
„Eine Metallene Granat auss dem Stück zu schiessen auf solche manir wie im Riss zu sehen, zugerichtet, Da auch die brandröhre durch den hölzern Spiegel gehet mit 6 oder mehr eisern federn, welche unten vndt oben an zwey eisern ringe befestiget, die über dem höltzern Spiegel angesetzet werden, . . . die federn müssen nicht grösser sein als die Granat im begriff, wie auch die theilung aussweiset."

Wozu die Federn dienen, wird nicht verraten, obwohl man annehmen sollte, dass das doch die Hauptsache wäre. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir ihren Zweck in einer besseren Centrierung des Geschosses im Rohr suchen, als sie der Spiegel allein verbürgt. Freilich müssen die Federn dann gerade etwas grösser sein, als die „Granat im begriff", damit sie sich in starker Anspannung an die Seelenwände anlehnen. Vielleicht aber können uns Kenner des damaligen Artilleriematerials auch eine andere Erklärung für diese Konstruktion geben.

ist kaum nötig zu bemerken, dass die Genauigkeit bei der Abmessung der Pulverladung nach unseren Begriffen recht gering ausfallen musste.

IV.

Eine weitere Anzahl von Tafeln giebt Ansichten der damals üblichen Wurfgeschütze, — Mortiv, Pöler oder Haubitzen. Ich unterlasse die Erwähnung derjenigen, welche zu Lustfeuerwerken gebraucht wurden und gebe in Tabelle 2 für die übrigen dieselben Angaben, welche Tabelle 1 für



Figur 7.

die Flachbahngeschütze brachte. Die Rubrik „Schwere der Kugel" kann hier wegbleiben, da diese nach Trachenfels' Anweisungen ganz nach Belieben gewählt werden kann, ein Zeichen, dass man sich über eine einheitliche Regelung der Kaliber für Wurfgeschütze durchaus noch nicht hatte klar werden können.

Die Zahlen der Spalte 3 finden gegenüber den entsprechenden der Tabelle 1 (Spalte 4) ihre Erklärung darin, dass einmal die Pulverladung in einer engen Kammer zusammengefasst ist, deren Durchmesser annähernd der Metallstärke gleich zu sein pflegt und dass andererseits das gleiche Geschossgewicht beim Mörser viel mehr Raum beansprucht, als bei der Kanone: Denn der Mörser war auf Steingewicht geteilt, die Kanone auf Eisengewicht. Demnach war beim Mörser die Metallstärke zwar im Verhältnis zum Geschoss ge-

III.

Das von Trachenfels dargestellte Geschützzubehör bietet wenig Interessantes, ich erwähne nur, in wie einfacher Weise man sich Ladeschaufeln zurechtschnitt. Figur 6 zeigt die Herstellung einer solchen für halbkugelschwere Ladung für ein dreipfündiges Kammerstück. Der untere Teil der ausgeschnittenen Kupferplatte, — so gross wie drei nebeneinanderliegende eiserne Kugeln von 3 Pfund Schwere, — ist derjenige Teil der Schaufel, welcher um die Stange herumgebogen und mit Nägeln an ihr befestigt wird. Der obere, nach und nach sich verjüngende Teil, — so lang wie sechs Kugeln von je 1 Pfund Eisen, — giebt dann zusammengebogen die eigentliche Schaufel. Die Grösse dieser Zubehörstücke wurde also, wie dieses Beispiel darthut, ohne vieles Rechnen auf rein empirischem Wege festgestellt. Es

wicht annähernd ebenso, wie bei einem diesem Gewicht etwa entsprechenden Flachbahngeschütz, im Verhältnis zu den Geschossdimensionen jedoch weitaus kleiner. Das fällt bei jeder Abbildung von Wurfgeschützen ins Auge. Zur Veranschaulichung diene Figur 7 — Nr. 2 der Tabelle II.

Die Länge der Rohre — Spalte 2 — ist gegenüber unseren modernen Wurfgeschützen äusserst gering. Letztere sind etwa 3 bis 5 Mal so lang. Dafür sind aber auch die Schussweiten der Wurfgeschütze ausserordentlich gewachsen, die Langgeschosse beanspruchen behufs sicherer Führung eine gewisse Länge des Rohres und nehmen an sich einen viel grösseren Raum weg, als die alten Kugeln.

Tabelle II.

Benennung.	Gesamtlänge in Kalibern.	Metallstärke des Laderaums in Kalibern.	Bemerkungen.
1.	2.	3.	4.
1. Mörser mit Schildzapfen und einem halbmondförmigen in die Laffete passenden Bügel als Bodenstück.	2,18	0,24	
2. Mörser mit Schildzapfen am Bodenstück auf Schlittengestell.	2,2	0,16	Siehe Figur 6.
3. Mörser mit Schildzapfen für Laffetenlagerung.	2,18 bis 2,84	0,38	
4. Schaftmörser zum Werfen von Handgranaten.	2,2	0,25	Vergl. Abschnitt VII.
5. Haubitze.	2,85	0,35	
6. Steinkarthaune.	7,58	0,5	

V.

Die nun folgenden Granaten für Wurfgeschütze bieten wenig Bemerkenswertes. Wie schon erwähnt, haben sie keinen Spiegel, werden auch nicht mit der Pulverladung zu einer Einheitspatrone verbunden. Schnelles Laden war und ist ja bei den Wurfgeschützen viel weniger nötig, als besonders bei den leichten, in der Feldschlacht benutzten Flachbahngeschützen, bei denen es auf Ausnützung kurzer Gefechtsmomente ankommt. Die Wurfgranaten sind teils eiserne, teils metallene, mit eiserner, hölzerner oder metallener, durchgehender oder nicht durchgehender Brandröhre. In einem Falle ist der Zündsatz noch von einer besonderen Papierhülse umschlossen, was zur Haltbarkeit desselben gegen Einflüsse der Feuchtigkeit beitragen soll. Zu erwähnen ist noch, dass die Excentricität dieser Granaten sehr gering ist. Der Schwerpunkt liegt nur etwa 0,09 des Durchmessers vom Mittelpunkt des Geschosses entfernt.

VI.

Es werden weiterhin Sprengkörper verschiedener Art erwähnt, zunächst eine Anzahl Petarden. Eine der interessantesten ist die in Figur 8 dargestellte Schiffspetarde. Die Verwendung war sehr einfach: man hing die Petarden an den Enden der Rahen auf und liess sie, kurz bevor der Gegner entern wollte, auf das feindliche Schiff fallen. Die Stange setzte, indem sie mit ihrem Ende F aufschlug, das Schloss in Thätigkeit, und dieses entzündete die sehr starke Sprengladung. Die Anordnung des Ganzen ist jedenfalls schon ihrer Einfachheit wegen geistreich zu nennen. — Auch die Kettenpetarde — Figur 9 — verdient Erwähnung. Die Spitze N wurde in ein Glied der zu sprengenden Kette gesteckt, die Haken M in die Nachbarglieder eingehakt und die „Müttercken“ O angezogen, worauf man den Zündsatz bei P in Thätigkeit setzte.

Von weiteren beim Sturm auf Befestigungen zur Verwendung kommenden Sprengkörpern führt Trachenfels u. a. Sturmhaven und Topfgranate vor. Von ersteren — Figur 10 — sind, wie mir unser Herr Schriftleiter mitteilt, u. a. auf der Veste Coburg noch gute Exemplare in ähnlicher Form erhalten.

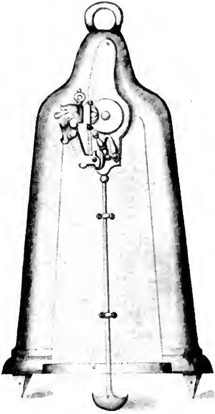
Abbildungen von Gegenständen, welche nur ehemals als Lustfeuer einigen Wert hatten, übergehe ich, und wende mich zu dem letzten Abschnitt.

VII.

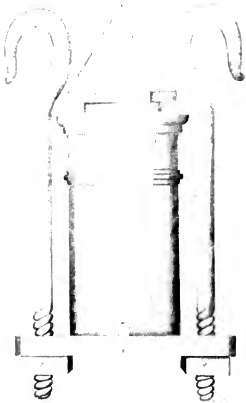
Es sind die Handgranaten.

In dem Begriff der „Handgranate“ liegt an sich ein Widerspruch. Man muss doch annehmen, dass die Kraft der Sprengladung des Geschosses stets grösser war, als die Kraft des werfenden Armes. Demnach konnte der Grenadier oft genug durch

die Sprengstücke seines eigenen Geschosses gefährdet werden, wenn er nicht selbst hinter einer Deckung stand, wie im Festungskrieg. Man suchte deswegen nach Mitteln zur Erhöhung der Schussweite. Der in Tabelle 2, Nr. 4 erwähnte Schaftmörser ist ein solches Mittel; eine andere interessante Art, wie man sich zu helfen wusste, zeigt Figur 11. Die Konstruktion an sich ist klar; in gewissem Sinne kann man hier von einem Langgeschoss



Figur 8.



Figur 9.

sprechen, nur mit der Einschränkung, dass hier die Vorrichtung zur Erhaltung der Stabilität der Längsachse ausserhalb des eigentlichen Geschosses liegt, bei modernem Langgeschoss aber an diesem selbst sich befindet. Trachenfels sagt: „E ist ein stiel so darin steckt von Linden Holtz, viereckicht oder rundt formiret, gleich wie ein Flitz Pfeil, F seind von gepapt Pappir oder weiss blech, 4 über's Creutz eingesteckt, darmit es sich im werffen besser bewege vndt im fallen gleich unten auf dem fuss von der stange anstosse vndt alsdann fewer gebe vndt zugleich zersprenge".

Ich darf nicht unterlassen zu erwähnen, dass diese einfache Vorrichtung, welche auf den ersten Blick etwas kindlich erscheinen mag, ihrem Grundgedanken nach vor wenigen Jahren bei gewissen modernen Geschossen wieder aufgetaucht ist. Man hat in Amerika den Versuch gemacht, die Stabilität der Langgeschosse durch Befiederung zu erreichen und so die gezogenen Rohre entbehrlich zu machen. Haben nun auch jene amerikanischen Versuche, so viel ich weiss, bei den Anforderungen, die man heute an die Präzision des Schlusses stellen muss, keinen genügenden Erfolg gehabt, so ist doch schon der Umstand bemerkenswert, dass der moderne Ingenieur auf technische Einrichtungen längst vergangener Zeiten zurückkommt. Wir müssen uns eben, trotz aller Fortschritte, daran ge-

wöhnen, selbst scheinbar längst überholte Leistungen nicht allein als geschichtliche Thatsache, sondern als einen Teil der breiten, festen Basis aufzufassen, auf der unser Können und Wissen ruht und geworden ist zu dem, was es ist.

Johann Jürgensohn von Trachenfels war keine schöpferische Kraft. Es mag sein, dass manche der von ihm überlieferten Konstruktionen damals thatsächlich n e u war. Aber dass er selbst als Erfinder aufgetreten wäre, geht aus keiner seiner Äusserungen hervor, obwohl er in den Dedikationen seiner Memorialbüchlein mit Stolz auf seine eigenen Leistungen hinweist. Trotzdem sind wir ihm, dem fleissigen Sammler und Darsteller, viel Dank schuldig: fühlen wir doch schmerzlich, dass uns auf dem Gewesens.[7] Wir schätzen heute, vielleicht unbewusst, solche reine Sammelwerke aus allen Zeiten nicht genügend: bei der Leichtigkeit, mit der die Technik heute Darstellungen in Bild und Wort vervielfältigt, und bei der Schnelligkeit, mit der die modernen Verkehrsmittel die Kunde von allem Wissenswerten verbreiten, sind wir es gewöhnt, alles neue, sofern w i r nur wollen, schnell zu erfahren und auf die Dauer festzuhalten. Zu damaligen Zeiten war dem nicht so, und deshalb sind Werke, wie die



Figur 10.



Figur 11.

biete der Handfeuerwaffen, soweit i c h wenigstens zu blicken vermag, aus damaliger Zeit keine auch nur annähernd so ausgezeichnete systematische Darstellung zur Verfügung steht, wie die Trachenfelsschen Arbeiten auf dem Gebiete des Geschütz- Trachenfels'schen, sehr verdienstvoll. Und das sei dem fleissigen Obristen unvergessen.

[7] Zweifellos wird der stärkere Hang zum Theoretisieren bei der Artillerie sich daraus erklären lassen, dass sie in ihren früheren Perioden als eine Art Geheimwissenschaft galt.



Die Ausstellung für Waffen- und Militärkostümkunde zu Strassburg i. E.

Von Dr. **Robert Forrer.**



Der Krieg von 1870 hatte in die Reihen der Strassburger Sammlungen grosse Lücken gerissen. Das städtische Museum mit seinen alten Fahnen, seinen Waffen, seinen Mannskripten, darunter dem waffengeschichtlich so wichtigen Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, waren beim Bombardement in Flammen aufgegangen. Eine grosse Zahl der alteingesessenen begüterten Einwohner wanderte hinüber nach Frankreich, mit ihnen schöne Sammlungen und zahlreiche wertvolle Einzelalterthümer, darunter auch Waffen aller Art, Waffen des Empire, der Renaissance, auch ein Strassburger Reiterfähnlein des XVI. Jahrh. u. a. m. Die hinübergekommenen Deutschen waren zumeist Leute, denen Zeit oder Mittel fehlten zur Anlegung grösserer Serien. So waren die ersten 30 Jahre der deutschen Ära den Strassburger Sammlern und Sammlungen wenig günstig.

In der Mehrzahl waren es alteingesessene Strassburger, welche, gestützt auf den Besitz ihrer Väter und Vorväter, ihre bestehenden Kollektionen vermehrten. Sie waren zumeist auch Mitglieder der Strassburger „Gesellschaft der Kunstfreunde" und diese war es, die unter dem Präsidium des Herrn Notar Ritleng für die Tage vom 20. September bis zum 31. Oktober 1903 im alten Kardinal Rohan'schen Schlosse eine Ausstellung von Waffen und Militärsachen aus dem Besitze ihrer Mitglieder eröffnet hatte.

Die Gesamtleitung lag in den Händen der beiden Konservatoren der Gesellschaft, Dr. Seyboth und C. Binder. Einzelne Mitglieder hatten die Einordnung ihrer Sammlungen, andere die ganzer Säle übernommen. So war Dr. Forrer die Einrichtung der grossen Empfangshalle mit den Waffen des Mittelalters und der Renaissance übertragen worden, dem Kunstmaler Ganier-Tanconville die Anordnung der Waffen des 18. und 19. Jahrhunderts. Das derart entstandene Bild bot einen ebenso interessanten wie lehrreichen Einblick in die Strassburger Waffensammlungen, wie in die Neigungen der Strassburger Sammler. Es gewährte auch ungewollt ein Spiegelbild der Geschichte Strassburgs. Deutsche Waffen des Mittelalters und der Renaissance bis 1681, dem Jahr, da die Stadt französisch ward; von da ab dominierten auch in der Ausstellung französische Waffen und französische Uniformen.

Strassburg genoss im 15. und 16., aber auch noch in späteren Jahrhunderten, den Ruf als eine an Geschütz besonders reiche Stadt. „Nürnberger Witz, Strassburger Geschütz, Venediger Macht, Augsburger Pracht, Ulmer Geld, sind bekannt in aller Welt" — sagt ein Sprichwort des 16. oder gar 15. Jahrhunderts. Strassburger Geschütz begleitete die Armee des Kaisers Max auf deren Zug gen Dornach, allwo ihm die Schweizer



Fig. 1. Sammlung gotischer Feuergeschütze des Dr. Forrer.

1499 neben ca. 50 anderen Kanonen auch den „Strauss von Strassburg“ und das „Ketterli von Ensisheim“, zwei besonders grosse und schwere elsässische Geschütze, abnahmen. Als Louis XIV. Strassburg 1681 übernahm, fielen ihm an die 300 Kanonen in die Hand, daneben 15000 Stück Waffen und Reitzeug, Fahnen und Trophäen.

Von all dem ist in Strassburg heute nichts mehr vorhanden, aber das oben zitierte Wort vom „Strassburger Geschütz“ hatte insofern in der Ausstellung einen Widerhall gefunden, als es auch da an altem Geschütz nicht fehlte. Dr. Forrer hatte in der grossen Empfangshalle der Ausstellung seine Sammlung mittelalterlicher Feuergeschütze aufgestellt, Bombarden des 14. Jahrhunderts, Hinterladerrohre des 15. Jahrhunderts und gotische Schlangen,

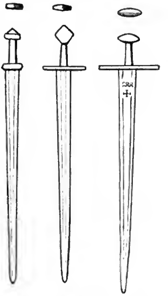


Fig. 2.
Frühmittelalterliche Schwerter aus der Sammlung Dr. Forrer.

alle nach alten Handzeichnungen und Kupferstichen in Originalgrösse lafettiert und damit ein annähernd vollständiges Bild der gotischen Artillerie bietend. Aus derselben Sammlung waren am gleichen Orte die ältesten Feuergewehre ausgestellt, gotische Hakenbüchsen der verschiedensten Grössen und Kaliber, von 3 bis nur 1,6 mm Kaliber, manche in Eisen, andere in Bronze. Der Katalog verzeichnet ca. 25 Kanonen, Gewehre und Hinterladekanonen des 14. und 15. Jahrhunderts, ausserdem ein paar spätere Geschütze. Da alle diese in Kürze in dieser Zeitschrift beschrieben und abgebildet werden sollen, möge vor der Hand das Gesagte genügen.

In demselben Saale waren längs den Wänden grosse Panneaux aufgestellt mit Waffen des Mittelalters und der Renaissance, teils in chronologischer, teils auch in künstlerischer Anordnung.

Die ganze linke Seite war wiederum der Sammlung Forrer reserviert. Sie wurde eröffnet durch eine historische Serie von

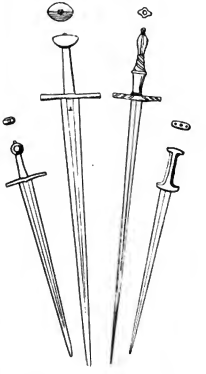


Fig. 3.
Gotische Schwerter des 14. u. 15. Jahrh. (Sammlung Dr. Forrer.)

Dolchen, beginnend mit Dolchen und Kurzschwertern der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, der Völkerwanderung, der romanischen und der gotischen Epoche. Daran schlossen sich die Schwerter, Lanzen, Beile, Pfeile u. s. w. derselben Perioden und in ähnlicher Anordnung. Unter den Schwertern ragten besonders typische Formen des Mittelalters und das reich verzierte und mit ähnlich verzierter Lederscheide versehene Schlachtschwert eines burgundischen Ritters vom goldenen Vliesse hervor. An Kostbarkeit rivalisierte damit nur ein überraschend gut erhaltener altgal-

lischer Bronzepanzer der Übergangszeit von der Hallstatt- zur Tènezeit (ca. 4. Jahrhundert vor Chr.). Derselben Sammlung gehörten auch die dort aufgestellten antiken Bronzehelme an.

Auf der rechten Seite dieses grossen Eingangssaales waren Panneaux mit Sammlungen aus verschiedenem Besitz aufgestellt, zunächst abermals noch ein Feld mit Waffen der Sammlung Forrer: früheste Typen von Feuergewehren des 15. Jahrhunderts, eine gotische Wallarmbrust mit Flaschenzugwinde, eine verbeinte Armbrust aus dem Zeughause Winterthur, Schweizer Morgensterne und gotische Helmbarten. Daneben eine Sammlung von Kammern gotischer Hinterladergeschütze. — Darauf folgte ein Panneau mit

Das letzte Panneau umfasste die Waffen der Kollektion des Präsidenten Alfred Ritleng; als Mittelstück eine getriebene schwarz-weisse Landsknechtsrüstung des 16. Jahrhunderts, darum herum alte Morions mit getriebener Lilie, Helmbarten und andere Waffen.

In diesem Saale hatten noch eine Anzahl mittelalterlicher Miniaturen mit Darstellungen Gewappneter, eine gold- und silbertauschierte persische Rüstung, endlich aus demselben Besitz (Forrer) ein 1676 datiertes, schweres Kanonenrohr des schweizer „Régiment de Salis" im Dienste Louis XIV. und ein 1741 datiertes spanisches Bronzerohr Aufstellung gefunden. Letzteres trägt die Wappen des Königs Phi-

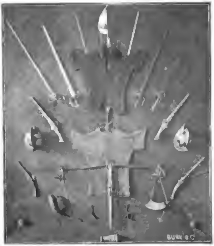


Fig. 4. Aus der Sammlung Caesar Winterhalter.



Fig. 5. Aus der Sammlung Alfred Ritleng.

Renaissancewaffen der Kollektion Dr. Seyboth, einem geätzten Rundschild mit der Jahreszahl 1555, zwei Visier-Helmen der Zeit um 1600 u. a. mehr. — Das dritte Feld umfasste die Sammlung Caesar Winterhalter und enthielt zwei frühe Panzerhemden, eine verbeinte gotische Armbrust, Rapiere und Morions des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Gerichtsschwert aus demselben Besitz ist deshalb interessant, weil die Klinge aus dem 18. Jahrhundert, Knauf und Parierstange aber Originale des 15. Jahrhunderts sind. Mehrere dieser Waffen entstammen dem Besitze des französischen Generals Schauenburg, der in den Zeiten der französischen Revolution in den Innerkantonen der Schweiz viel gesengt und geplündert hat; ich vermute wohl nicht mit Unrecht, dass manche dieser Dinge zu seinen schweizerischen Beutestücken gehörten. —

lipp und der Königin Elisabeth von Spanien und den Namen des Kanonengiessers: „JOSEPHUS. BARNOLA. FECIT. BARNE. 1741." (Josephus Barnola von Barcelona.)

Die andern Säle waren den neuern Epochen gewidmet und versetzten uns, fast etwas zu unmittelbar, in die Neuzeit. Der zunächstgelegene Saal bot die Sammlung von Direktor Fritz Kieffer-Fischbach, eine sehr reiche Serie von Helmen, Zschakos und Käppi aller Länder mit den dazu gehörigen Blankwaffen. Auch einige gute alte Uniformstücke befanden sich darunter; ich nenne besonders den blau-weiss-roten Uniformrock eines französischen Offiziers der Revolutionszeit. — Herr C. Fister hatte hier seine modernen Nachbildungen (Verkleinerungen) von Geschützen des 18. und 19. Jahrhunderts, Herr

Jund Ordonnanzwaffen verschiedener Epochen und Dr. Seyboth Degen und Säbel des 18. Säkulums ausgestellt. Unter den letzteren einen mit der Darstellung eines Panduren und der Inschrift: „Kom ich an meinen Feind, so mach ich einen Schnidt."

Ein weiterer Saal bot verwandte Kollektionen der Herren Rasp und Schweitzer. Ersterer glänzte durch eine sehr schöne Serie reich verzierter Säbelklingen des I. Konsulat und I. Empire, welche alle in der zur französischen Zeit berühmten Waffenfabrik Coulaux frères zu Klingenthal im Elsass hergestellt worden sind. Herr Schweitzer brachte besonders reich verzierte Säbel des 1. Kaiserreichs, daneben Kürassierhelme, Zschakos und Lanzierkappen derselben und der spätern Epochen zur Ausstellung. Prof. J. Euting bot einen in Klingenthal fabrizierten Ehrensäbel für Mehmed Ali, der von diesem später dem König Wilhelm I. von Württemberg und von König Karl †1882 dem Aussteller geschenkt worden, so also, dass der Säbel nach dem Umwege über Cairo und Stuttgart heute wieder seinen Weg nach dem Ursprungslande zurückgefunden. — Hier waren auch die Spezialsammlungen des Herrn Beszart, grosse Serien alter Uniformknöpfe und Zschakoschilder, auch eine Blechmütze aus der Zeit des alten Fritz (Sammlung Jund), Serien alter Militärorden (Kollektionen Hatt und Winterhalter), und alte Zinnsoldaten vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts ausgestellt.

An andern Wänden waren exotische Waffen der Sammlungen Kieffer, Kuhff u. A., Gewehrtypen der Sammlungen Kessler, Winterhalter und Ritleng, endlich eine Anzahl von Renaissancewaffen der Herren Rasp und Müller untergebracht, welche im ersten Saale keine Unterkunft mehr gefunden hatten.

Ein fünfter Saal endlich enthielt Militärbilder der Maler Régamey, Ganier-Tanconville, G. Schweitzer u. a. Ausserdem waren hier wie in den andern 3 neuzeitlichen Sälen, gleich ornamentalen Zierleisten, hinter Glasbändern ganze Regimenter alter Papiersoldaten aufgestellt. Es ist dies eine Sammlerspezialität Strassburgs, die natürlich bei einer derartigen militärischen Ausstellung nicht fehlen durfte. Peinlich genau und sorgfältig sind da, von Hand gemalt, die Uniformen der französischen Armee von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Zeit des zweiten Kaiserreiches dem Beschauer in Reih und Glied vorgeführt. Tausende von Mann, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, standen da in Reih und Glied, und der Besucher nahm gewissermassen ihre Parade ab (Sammlungen Siegel, Schmidt und Carl).



Fig. 6. Sammlung Henri Rasp.

Wir hätten wohl zu sehen gewünscht, dass für die Uniformen und Waffen der Revolution und des 19. Jahrhunderts eine etwas strengere chronologische Einordnung getroffen worden wäre, die Waffen der Revolution zusammen, die des 1. Kaiserreichs zusammen, dann die der Restauration, die von 1848 und die des 2. Kaiserreichs; allein, wie schon bei den älteren Waffen, so hielten noch mehr hier die einzelnen Sammler daran, ihre Kollektionen als geschlossenes Ganzes vorzuführen. Und da zwar jeder einige Empire-Helme, jeder einen Strassburger Garde-nationale-Zschako, jeder Kürassierhelme des 2. Kaiserreichs besass, und jeder ebenso Säbel jener verschiedenen Phasen, keiner aber genug, um aus einer Zeit ein vollständiges Bild zu geben, so machten die Säle der neuzeitlichen Waffen einen etwas sehr „uniformen" Ein-

druck. Jedenfalls wurde auch hier wieder zur Evidenz erwiesen, dass wie beim Studium, so auch beim Sammeln die besten Erfolge erzielt werden, wenn man sich auf gewisse Epochen oder gewisse Spezialitäten beschränkt, diese dann aber mit Energie und ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten so vollständig wie möglich auszubauen sucht.

Die künstlerische Anordnung verbunden mit dem Umstande, dass vor Eröffnung der Ausstellung die manche Privatausstellungen so schändenden Falsifikate ausgeschieden worden waren, die Vielseitigkeit der ausgestellten Objekte, die ansehnliche Zahl wirklich guter, seltener und schöner Stücke liessen die Ausstellung als durchaus gelungen erscheinen.

Die Handfeuerwaffen der sächsischen Armee.

Nach den Akten des Hauptzeughaus- und des Hauptstaats-Archives von Oberst a. D. **M. Thierbach.**

(1. Fortsetzung.)

Seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts werden in der sächsischen Armee tief einschneidende Verbesserungen angeordnet. Zum ersten Male wurde durch Reskript vom 2. Juni 1702 neben der freien Anwerbung „ausnahmsweise" die Militärpflicht der Unterthanen beansprucht, um die Lücken in der Armee auszufüllen, die eben durch die Anwerbung nicht ersetzt werden konnten. Nach vielem Streiten und Klagen bewilligten die Stände endlich die Aushebung von 4941 Mann, allerdings unter feierlicher Verwahrung „gegen alle Präjudiz und jede Consequenz". Jede Stadt und jeder Ort im Lande hatte eine gewisse Anzahl Mannschaften aus seiner Mitte durch das Loos zu bestimmen. Trotz aller Versprechungen wiederholte sich das Bedürfnis des Ersatzes infolge der fortgesetzten Kämpfe in Polen. Durch Patent vom 21. Juni 1729 wurde die Werbung „wegen der mit höchstem Missvergnügen ersehenen Schwierigkeiten und Unordnungen" gänzlich aufgehoben und dafür eine Aushebung „nach dem Quatemberfusse, auf 8 Thlr. Quatemberanlage ein Mann" von 4000 Rekruten angeordnet. Die im Alter vom 20.—25. Lebensjahre stehenden Mannschaften sollen zu 9jähriger, vom 25.—30. Lebensjahre zu 6jähriger Dienstzeit verpflichtet sein. Es war ein Loskauf gegen Bezahlung von 100 Thlrn. zur Beschaffung eines Stellvertreters gestattet. Als Bedingung war eine Körperlänge von 3 Ellen „ohne die Schuhe" vorgeschrieben. Es wurde dafür aber auch mehr für den gemeinen Mann gethan. Bereits durch Reskript vom 3. Juni 1695 sollten die Regimenter zu Fuss, „da sie das Gewehr selbst anschaffen und unterhalten mussen", jede Kompagnie 3 Thlr. vom 1. des Monats an erhalten, „damit die Mannschaft kein weiterer Abzug hinfür an ihrer monatlichen Löhnung leiden durfte". Ein anderes Reskript vom 20. August 1701 bestimmte, dass auf jeden Mann 12 Thlr. gereicht würden, dafür solle der Mann haben: „zwei Hemden, ein Halstuch, ein Paar lederne Hosen, ein Paar Schuhschnallen, Kniegürtel, Gamaschen, Handschuh, ein Ränzel, ein Flintenriemen, ein Pulverhorn, ein Krätzer, ein Steinmodel, ein Bürstel und eine Ölflasche." Der Kurfurst lieferte dazu: „Gewehr, Mantel, Rock, Hut, Strümpfe, Grenadiermütze, Kurzgewehr, Degen, Bajonet, Wehrgehänge, Patrontasche mit Riemen, die Fähnel und Spiele". Nach der Instruktion an den Oberkommissar vom 17. Juni 1707 sollten den Infanterie-Regimentern abgezogen werden: „6 Pfennige Invalidengeld vom Thaler nach Abzug der Kleidergelder, 12 Pfg. Kleidergeld, 4 Pfg. Kopfgeld und 8 Pfg. Beimontur". Die Portion sollte bestehen aus 2 Pfund Brod, 2 Kannen Bier und 2 Pfund Fleisch.

Die fortgesetzten Kämpfe in Polen erforderten bedeutenden Ersatz an Waffen. So sind allein nach den Zeughausrechnungen in der Zeit von 1700—1711 durch den Milizfaktor Nicolaus Bachmann in Suhl für Sachsen und Polen 73547 Flinten, 4000 Karabiner und 6400 Paar Pistolen geliefert worden. Für die in Polen stehenden sächsischen Regimenter waren allein im Monat März 1700 16300 Degen und 14500 Bajonetts abgesendet worden.

Diese Kämpfe machten aber noch andere Massnahmen notwendig. So erfolgte am 10. April 1701 ein kurfürstliches Reskript an den Oberhofjägermeister von Erdmannsdorf, 60 gute Schützen aus der Jägerei des Landes auszuwählen, die ihre Büchsen mit zur Truppe bringen sollten, als Stamm

des zu bildenden Karabinier-Korps zu Pferde. Zur Bewaffnung dieses Korps wurden im Jahre 1705 in Olbernhau 272 gezogene Büchsen und ebensoviel Paar Pistolen bestellt. Nach den Bestimmungen darüber „sollten die Rohre kugelgleich, gezogen und so eingerichtet sein, dass aus denselben 2 Lot Blei (c. 17,9 mm Kaliber) geschossen werden könne. Die Hahnschraube sollte oben anstatt des Einstrichs mit einem Ringe versehen und der Bügel hinter dem Abzuge nicht so scharf, sondern etwas rundlich sein. Die Schäfte sollten vom feinsten gesunden Nussbaum, die Garnitur von Eisen, der Ladestock von Eschenholz, die Kugelformen so sein, dass auch die Pistolenkugeln darin gegossen und die zur Büchse gehörigen mit einem Pflaster ins Rohr eingeführt werden könnten. Dabei sollen die Büchsenmacher die Züge im Rohre also in acht nehmen, damit selbe nicht zu scharf und bei Einführung der Kugel das Pflaster nicht zerschneiden". Dazu ein Gewehrriemen. Als Bezahlung werden 12 Thlr. für die Büchse, einschliesslich der Pistolen bestimmt. Im Jahre 1735 wurden 533 gezogene Karabiniers mit „darauf adjustierten Bajonetts" für das Regiment Prinz Carl Chevauxlegers geliefert, doch fehlen darüber weitere Nachrichten.

Im Jahre 1711 wurde noch ein Kontrakt mit Johann Adam Lotter in Gotha über Lieferung von 4000 Gewehren abgeschlossen, aus dem einige Abweichungen von der zeitherigen Probe ersichtlich sind. Danach hatte der Lauf ausser dem Korne oder „Mucke" ein auf der Schwanzschraube „eingesohltes" Absehen. Es sollten diese Gewehre flache Schlösser, der Hahn einen Sicherungshaken haben, die Hahnschraube oben in einem Ringe endigen. Die Rasten in der Nuss sollten so eingestrichen sein, dass der Hahn aus der Ruhestellung nicht niederschlagen könne. Der Schaft von Nussbaumholz solle nicht gesägt, sondern gespalten sein. Die Garnitur sei von Eisen zu fertigen und der Abzugsbügel solle so weit sein, dass man mit zwei Fingern abziehen könne. Der Preis des Gewehres war auf 3 Thlr. 12 Gr. festgestellt. Bei demselben Lieferanten wurden Jahrs darauf 1000 Karabiner und ebensoviel Paar Pistolen vom Kaliber 16 (d. h. das Kaliber des Laufs solle dem Durchmesser einer Bleikugel entsprechen, von denen 16 auf ein Pfund gingen, c. 17,9 mm Kaliber) zum Preise von 7 Thlr. 12 Gr. einschliesslich der Pistolen bestellt.

Die Unzuträglichkeiten, die sich durch den Gebrauch, dass die Waffen der Regimenter durch die Obersten derselben beschafft wurden, kennzeichneten sich besonders dadurch, dass diese Waffen auch unter sich verschieden waren, was sich hauptsächlich bei Einführung der Bajonetts fühlbar machte. Der Kurfürst entschloss sich daher, diesen Gebrauch aufzuheben und eine einheitliche Bewaffnung durch das Hauptzeughaus einzuführen. Zu diesem Behufe war es nötig, ein neues Gewehrmodell herzustellen, da eine, dem Bedürfnisse entsprechende grössere Anzahl gleicher Gewehre in den Zeughäusern nicht vorhanden war. Um sicher zu gehen und die Wünsche der Regimenter selbst zu erfahren, wurden zunächst die Obersten derselben über mehrere Punkte befragt. Im Namen derselben berichtet der Inspekteur, Oberst Hildebrand, unter dem 18. August 1728 (Hpt.-St.-Arch. Loc. 1163), dass die 6 Regimenter: 1. Garde, Kgl. Prinz, Weissenfels, Löwendahl, Prinz Gotha und Bahnen „vor ihr eignes Geld" Mastricher und Lütticher Gewehre mit Messingbeschläge hätten, während die übrigen: 2. Garde, Dressky, Marchen und Caila ihre Gewehre je 4 Thlr. das Stück aus dem Zeughause erhalten hätten. Die ersteren wären weit vorzüglicher, doch könnten die angeordneten eisernen Ladestöcke dabei nicht angebracht werden, weil die Schäfte dazu zu schwach wären. Diese Gewehre seien um vieles leichter und von besserer Arbeit, auch die Bajonette geschickter zum „adjustieren" und länger. Die sämtlichen vorhandenen Gewehre wären aber bei allen Regimentern so schlecht beschaffen und im Stande, dass sie schwerlich in einem Feldzuge mit Nutzen zu gebrauchen sein würden. Für die Beibehaltung der Schweinsfedern würde allgemein gestimmt, besonders gegen einen geschwinden Feind zur Sicherung des Lagers, doch dürfte der Mann sie nicht selbst tragen, da er durch Gewehr, Munition, Equipage und Zeltstangen genug belastet sei. Der Feldmarschall Graf Wackerbarth stimmte dem obigen Urteile im allgemeinen bei. Es wären neue Flinten zu beschaffen; warum aber vom Auslande? Bezahle man dieselben im Lande ebenso wie dort, so würden sie auch besser sein. Das Suhler Gewehr mit Bajonett koste bei Bachmann 3 Thlr. 22 Gr. Das Olbernhauer 3 Thlr. 18 Gr., das Lütticher und Mastricher dagegen 3 Pattaquons[1]), mithin gegen 4 Thlr., und das Agio zu 32 Proz. Verlust und der Transport von 12 Gr. die Flinte gerechnet, so würde der Preis ohne Zoll und Gebühren auf 6 Thlr. zu stehen kommen. Die Suhler Läufe seien eher besser als die Lütticher, bei ersteren vielleicht die Form nicht so zierlich, lasse sich aber auch ebenso herstellen. Gleiches sei mit Schaft und hölzernem Ladestocke der Fall. Gegen letzteren wären sämtliche Regimenter eingenommen, die neuen müssten aber von gutem Stahle und federhart sein, „also, dass wenn er gleich gebogen wird, er doch von selbsten wieder gerade springt, wie eine gute Klinge". Beim Schlosse käme es auf die Güte „des Gefieders" (der Federn) und die Härte der Verstählung der Batterie an, was in Suhl ebenso gemacht würde, wenn man besser zahle. Das Suhler Gewehr sei, obgleich desselben Kalibers, um $26^{1}/_{4}$ Lot schwerer; die letzte Suhler

[1]) Pattagnon oder Patacon ist eine spanische Silbermünze in Flandern zu 48 Stübern, gegen 1740 auf 58 gestiegen.

Probeflinte vom Gewehrhändler Friderici wäre aber bei gleichem Kaliber 10 Lot leichter als das Luticher, trotz des eisernen Ladestocks. Er sei daher dafür, das neue Gewehr im Lande fertigen zu lassen. Was das Bajonett beträfe, so gebe er dem jetzigen den Vorzug, weil es fest auf dem Lauf sitze.

Nach der zeitherigen Einrichtung waren die Gewehre Eigentum der Hauptleute, zu deren Instandhaltung sie Reparaturgelder bezogen. Bei Übergabe der Kompagnie bezahlte der Nachfolger den Wert der Gewehre an den Vorgänger; Abgänge vor dem Feinde ersetzte das Zeughaus. Bei Einführung neuer Gewehre, welche das Zeughaus lieferte, nahm dasselbe die alten Gewehre an Zahlungsstatt an. Auf Ansuchen der Hauptleute wurde um diese Zeit das Reparaturgeld erhöht, auch wurde bei Einführung der neuen Gewehre die Annahme der alten nach deren Anschaffungspreis und nicht nach dem Zeitwerte geregelt.

Die Entscheidung des Kurfürsten vom 28. September 1728 bestimmte, dass für die Infanterie 12160 Flinten mit Bajonetts und Scheiden (wozu im November noch 2500 nachbestellt wurden), sowie 5148 Karabiner, 6391 Paar Pistolen, 13220 Degen, wie auch 1276 beschlagene Balken und 20416 Schweinsfedern bei dem Milizfaktor Friderici in Suhl bestellt wurden; als Lieferungsfrist war Ende Dezember 1729 festgesetzt: „damit er tüchtiges und gutes Gewehr liefere und der Suhler Fabrik aufhelfe, soll auch nicht bloss auf eignen Nutzen sehen". Unter dem 22. November 1728 wurde der Kontrakt mit Friderici abgeschlossen. In der Hauptsache wird auch darin auf die besiegelten Proben hingewiesen, als besondere Bestimmung war nur angeführt, dass die Schwanzschraube 9 Gewinde habe, das Schloss mit einer Hakensicherung und die Nuss mit „doppeltem Stuhl" versehen sei (d. h. die durch die Studelschraube befestigte Studel solle in ihrem rückwärtigen Arme auch die Stangenschraube aufnehmen). Der Ladestock müsse von federhartem Stahle mit messingner Mutter und nicht über 29 Lot schwer sein. Die Befestigung des Laufs im Schafte geschah durch Schieber, die Garnitur solle von Messing, die Ladestocksfeder im Mittelröhrchen befestigt sein. Die dreischneidigen Bajonette sollten Spitze und Schneide von Stahl, der Bajonetthals gehörige Weite haben und die Dille so aufgepasst sein, „dass denen Soldaten sowohl im Aufpflanzen als Abnehmen nichts hinderlich falle, aber auch das Bajonett beim Ausstossen und sonsten nicht abfliege, wobei nicht nur allein die Einfalsung ins Bajonett, sondern auch sowohl das Visirkorn, als auch insonderheit der unterste Haken, welcher zur Befestigung des Bajonetts am meisten beiträgt, am Laufe wohl miteinander vergleiche". Der Preis für das Gewehr war auf 5 Thlr. 6 Gr. festgestellt.

Zu weiterer Neubewaffnung der Armee wurden Degen und Degengefässe, Spontons und Kurzgewehre, Schlaghauben, Kürasse und Artilleriebestecke bestellt; endlich in Olbernhau nach demselben Muster wie die von Friderici zu liefernden: 2250 Karabiner mit Bajonett und 2250 ohne Bajonett, sowie ebensoviel Paare Pistolen zu 8 Thlr. Im Januar 1729 wurde ein weiterer Kontrakt mit Friderici über eine Lieferung von 730 gezogenen Karabinern nebst zugehörigen Pistolen abgeschlossen, der in 22 Punkten Erläuterungen zu den besiegelten Probestücken gab. Diese schlossen sich in der Hauptsache den obigen, beim Gewehre festgesetzten Bedingungen an, doch war besonders hervorgehoben, dass der von federhartem Stahle gefertigte Ladestock mit einer messingnen Mutter versehen sei, die nicht nur an den Ladestock gelötet, sondern auch mit Stiften derartig daran befestigt werde, dass selbige auf keinerlei Weise sich vom Ladestocke trennen und in der Geschwindigkeit beim Laden im Laufe verbleiben könne. Für diese Lieferung war ein Betrag von 6570 Thlr. ausgesetzt.

Der Milizfaktor Friderici hielt aber die gestellten Lieferungsfristen nicht ein, die Waffen waren auch nicht immer gut gearbeitet und entsprachen öfter nicht der Probe. Die Lieferung kam daher etwas ins Stocken, weswegen der Oberstleutnant von Wilster als Kommissar nach Suhl entsendet wurde. Derselbe meldete unter dem 18. Mai 1729, dass die Rohrschmiede monatlich 2315 Läufe, die Schlossmacher aber nur 1192 Schlösser und die Schäfter nur 1481 Schäfte liefern könnten, dazu kämen noch von den Arbeitern in Zella 200 Flinten und 15 Karabiner und Pistolen; die Hauptschuld der Verzögerung träfe daher die Schlosser und Schäfter. Friderici beabsichtige deswegen zur Aushilfe Schlosser in Mastrich, Lüttich und Solingen zu bestellen. Der Hauptgrund sei aber der Geldmangel der einzelnen Meister. Da dem Kurfürsten daran lag, dass die Neubewaffnung der Armee zu dem für das Jahr 1730 geplanten Lustlager bei Zeithayn vollzogen sei, so wurden dem Oberstleutnant von Wilster 36000 Thlr. zugesendet, um einzelnen Handwerkern für Rohmaterial Vorschuss leisten zu können. Er erhielt ferner den Befehl, das Beschiessen der Läufe selbst zu leiten und wurden ihm dazu ein Stückjunker und ein tüchtiger Unteroffizier beigegeben und das nötige Pulver übersendet. Unter dem 20. Juni meldete Wilster ferner, dass alle anderen Gewehrhändler mit Friderici nichts zu thun haben wollten, besonders Spangenberg, nur ein Kaufmann Stolle, der früher auch mit Gewehren gehandelt, wolle sich dem Friderici anschliessen.

Unter dem 29. Juni zeigte von Wilster anderweit an, dass er Sorge getragen habe, alle Monate von Lütich 500 Schlösser, von Solingen 1750 stählerne Ladestöcke, aus dem Schwarzburgischen aller 5 Wochen $23^1/_2$ Zentner Messing geliefert zu er-

halten, sowie dass 5800 trockne Schafthölzer in der Bergstrasse erkauft worden seien. Endlich wurde am 15. Juli 1729 das Stempeln der Läufe mit „AR" dem Schlosse gegenüber angeordnet. Der Oberstleutnant von Wilster hatte ferner Friderici beauftragt, den Kontrakt mit Clanberg in Solingen dahin auszudehnen, dass derselbe monatlich 1800, statt der versprochenen 1540 stählernen Ladestöcke zu den Flinten und auch 260 zu den Karabinern, ausserdem aber noch 1800 Bajonette liefere. Ebenso sollte er in Lüttich die Karabiner- und Pistolenschlösser so bestellen, dass monatlich 120—135 vormontierte Schlösser geliefert würden. Die Lieferungen würden bar bezahlt werden.

Einem Berichte des Zeughauptmanns, Generalmajor Schmidt vom 25. Juli 1729 zufolge, waren an den bisher gelieferten 1350 Flinten die Kaliber nicht gleich. Die Läufe meist schwerer, von 158 Kadettsflinten seien 18, von 745 Flinten 45 Laufe gesprungen und kein Ersatz da; die Bajonetthafte waren nicht mit Schlaglot, sondern mit Zinn gelötet; die Läufe seien im Innern fast alle fehlerhaft, die Schrauben im Schlosse nicht durchgängig gehärtet, die Schäfte teilweise mit Leinwand ausgeleimt, auch sprängen die Ladestöcke beim Biegen nicht alle wieder gerade. Friderici suchte sich darauf zu verantworten und führte als Grund der verzögerten Lieferung an, dass der Übernahme-Kommissar sogar die unerhörte Forderung stelle, dass die Läufe nach der gespannten Saite gerade gerichtet seien; wenn diese Bedingung aufrecht erhalten bliebe, wäre er nicht imstande, die Lieferungsfristen inne zu halten. Darauf erfolgte unter dem 17. Januar 1730 die Verordnung, dass die bestellten Gewehre unbedingt zur Parade beim Lustlager vorhanden sein müssten. Die letzte Frist sei Ende April und wäre es gleichviel, ob von einem oder mehreren Lieferanten, wenn sie nur nach dem Suhler Muster seien. Das Geraderichten nach der Saite könne unterbleiben, wenn sie nur sonst in richtigem Verhältnis und Länge wären, ebenso könne das doppelte Beschiessen wegfallen. Die Gewehre könnten auch in Lüttich von einem zu bezeichnenden tüchtigen Manne übernommen werden, wie die dortigen Lieferanten es bedingten, der sie untersuche und beim Anschiessen zugegen sei; die Auslösung dafür sei zu akkordieren.

Ferner war im Januar 1729 mit den Fabrikanten in Olbernhau ein Kontrakt über Lieferung von 2200 Karabinern mit Bajonett und ebensoviel Paar Pistolen nach ähnlichen Bestimmungen wie die Suhler Gewehre, besonders hinsichtlich der stählernen Ladestöcke abgeschlossen worden. Diese Fabrikanten konnten aber die bestellten Waffen zur bestimmten Zeit nicht liefern, weswegen ihnen die Lieferung von 1000 Karabinern mit soviel Paar Pistolen abgenommen und diese ebenfalls in Lüttich bestellt wurden (28. November 1729).

Für die Grenadier-Offiziere wurde im Jahre 1724 auch ein erleichtertes Gewehr verausgabt, welches sich hauptsächlich durch ein breites Bartenbajonett mit dem königlichen Namenszuge nebst Krone von vergoldetem Messing auf beiden Seiten unterschied. Auch erhielten die Unteroffiziere der Infanterie neben den Kurzgewehren ein Reiterpistol, welches im Holfter an der rechten Seite getragen wurde. (Im Jahre 1737 erhielten dagegen die Offiziere und Unteroffiziere der nach Ungarn bestimmten Infanterie-Regimenter Gewehre anstatt der Spontons und Kurzgewehre.)

Zu der oben erwähnten Parade war auch die Anschaffung von 60000 papiernen Handgranaten für den Preis von 1500 Thlr. befohlen, ferner durch Verordnung vom 30. November 1729 die Anfertigung von Exerzier-Patronen bestimmt. Eine beiliegende Berechnung erzählt, dass zu jeder Patrone das Oktavblatt eines Papierbogens gehöre. Da für den Mann 4 Pfund 6 Lot Pulver bewilligt sei und von dem Pfund 30 Patronen gefüllt würden, so kämen 126 Patronen auf den Mann, mache 16 Bogen Papier für denselben, und die Kompagnie zu 16 Grenadieren und 128 Gemeine gerechnet, mache für die Kompagnie 4 Ries 16 Buch Papier = 4 Thlr. 16 Gr., für das Bataillon von 576 Mann 19 Thlr. 4 Gr. und für ein Regiment zu 1152 Mann 38 Thlr. 8 Gr.; für 12 Regimenter und 2 Grenadier-Kompagnien 470 Thlr. 4 Gr. — Zum Patronenfertigen soll die Kompagnie 2 Mann stellen, welche brauchen: 1 hölzernen Winder zu 9 Pfg., 1 blechernes Lademaass zu 1 Gr., 1 blechernen Trichter zu 1 Gr. 6 Pfg., zusammen 3 Gr. 3 Pfg., macht für die Truppe 13 Thlr. 6 Gr. In einem Tage fertigen diese 2 Mann 500 Patronen, zu 18144 brauchten sie daher 36 Tage. Zur Verpackung wären Fässer nötig, die 1400—1500 Patronen fassten, das Fass zu 7 Gr. für jede Kompagnie, daher 13 Fass und für die Regimenter 1294 Fass = 371 Thlr. 14 Gr.

So wurden auch zur befohlenen Zeit die zur Neubewaffnung der Armee nötigen Waffen geliefert, wenn sie auch nicht allenthalben den gerechten Anforderungen entsprachen.

Im Jahre 1739 hatte der Sousleutnant Oettner den Vorschlag eingereicht, eine Kartätsch-Patrone zur Erhöhung der Wirksamkeit des Infanteriefeuers auf kurze Entfernungen herzustellen, welche bei einer Ladung von 3 Quent Pulver 8 Laufkugeln enthielte, die zusammen in einem kleinen Säckchen von Leinwand eingenäht wären, ein Holzspiegel trenne die Kugeln von dem Pulver. Nachdem bei Versuchen diese Patronen auf 50—60 Schritt Entfernung befriedigende Resultate ergeben hatten, gelangten diese Patronen im Jahre 1741 zur Annahme; der Soldat erhielt neben der übrigen Munition noch 8 Stück derselben. Die Anweisung der zur Herstellung der benötigten 216000 Kartätschpatronen erforderlichen Gelder erfolgte unter dem 27. Juni 1741. Interessant ist

ferner ein im Archive des Hauptzeughauses befindlicher Nachweis über den Verbrauch an Munition in der Schlacht bei Kesselsdorf am 15. Dezember 1745, wonach die Grenadiere, welche die Umfassung jenes Dorfes verteidigten, ihre sämtlichen Kartätschpatronen verschossen hatten. Es lässt sich daraus der feindliche Verlust bei dem zweimaligen Abschlagen des überlegenen Angriffs erklären. Auch die übrigen Regimenter hatten einen grossen Teil dieser Patronen verschossen, wie die Berichte derselben im Februar 1746 besagen. Nach Ergänzung dieser Bestände waren bei Beginn des Jahres 1756 noch 116209 Stück dieser Flintenkartätschen im Hauptzeughause vorhanden.[2]

Im Jahre 1741 wurden 80 Tausend Flintensteine, sowie je 50 Tausend Karabiner- und Pistolensteine bei Gottlieb Müller in Neustadt bei Coburg bestellt, ebenso 400000 Flintensteine vom Kaufmann Weigand angenommen, das Tausend zu 4 Thlr. 4 Gr. Dagegen bot im Jahre 1742 der Kaufmann Steinbrecher 300000 Batteriesteine zu 3 Thlr. 20 Gr. an. Der Vorrat im Hauptzeughause betrug 800000 Stück.

Als im Jahre 1741 die Vermehrung der Infanterie um 8 Bataillone erfolgte, waren im Hauptzeughause nur 4508 neue bez. hergestellte Infanterie-Gewehre vom Kaliber 14 (c. 18,6 mm Kaliber) vorhanden, ausserdem aber noch 2000 Flinten, welche erst noch zu reparieren waren.
Kaliber) vorhanden, ausserdem aber noch 2000 Flinten, welche erst noch zu reparieren wären.

In dem Berichte des Geh. Kriegskollegiums vom 30. November 1741 wurde über den Zustand der Gewehre bei den Regimentern geklagt, „dass das im Jahre 1730 ausgegebene Feuergewehr durch den Gebrauch, besonders aber durch das eingeführte spiegelblanke Putzen derart abgenutzt sei, dass es in der Länge der Zeit nicht mehr tüchtig zum Gebrauche sei. Es wurde daher vorgeschlagen, jährlich eine bestimmte Zahl, z. B. 1200 Flinten und 200 Karabiner auf Vorrat herstellen zu lassen, so dass das Zeughaus nach und nach instand gesetzt werde, die Armee mit neuen Gewehren zu versehen. Dabei wäre aber zu berücksichtigen, dass die Karabinerläufe um 2 Zoll kürzer herzustellen seien; auch die Länge der letzten Infanterieflinten sei zu gross, so dass sie beim Laden hinderlich sei, sie könnten daher um 4 Zoll kürzer werden. Ferner sei man gegen die Hakensicherung am Hahne, welche denselben zwischen Ruhe und Spannrast festhalte; wenn dieselbe nicht richtig eingelegt sei, — was beim Geschwindschiessen sich öfter ereigne —, so genüge das geringste Anstossen, das Losgehen des Schusses herbeizuführen. Auch wäre es wünschenswert, die Schlösser mehr rund als flach zu halten. Als besonders schädlich wird ausserdem „das messingne Mutterlein am Ladestocke“ bezeichnet, da es leicht abbreche und auf der Ladung sitzen bleibe, mithin wäre es besser, den eisernen Ladestock aus dem Ganzen zu schmieden. Endlich wird des Geschwindschiessens wegen vorgeschlagen, aus den Gewehren vom Kaliber 14 Kugeln zu schiessen, von denen 16 auf das Pfund gingen, wodurch ein Spielraum geschaffen werde.

Im Jahre 1745 erfolgte eine neue Bestellung von 4344 Flinten mit Zubehör zu 5 Thlr. das Stück, von 462 Unteroffiziers-Pistolen zu 2 Thlr. 2 Gr., 1056 Karabinern zu 4 Thlr. 6 Gr., 480 gezogenen Karabinern zu 5 Thlr. 6 Gr., 1848 Paar Pistolen zu 4 Thlr. 4 Gr. das Paar; ferner 768 Flinten mit Bajonetten zu 4 Thlr. 8 Gr. und 936 Paar Pistolen zu 4 Thlr. 4 Gr. für Dragoner und zwar bei dem Milizfaktor Friderici und der Witwe Heym in Suhl, ein kleiner Teil auch in Olbernhau. Die höheren Preise begründen die Lieferanten damit, dass die vorgeschriebenen halbrunden Schlösser viel mühsamer und teurer wären, als die vormaligen Hakenschlösser, zumal auch die Garnitur an selbigen wegen ihrer Stärke und „wegen der Schräubchen, womit sie an den Schaft geschraubt würden“ weit höher als sonst bezahlt werden müssten. Die Schlösser am Kavalleriegewehre wären feiner und wegen der daran befindlichen „spanischen Pfannzipfel“[3] um die Hälfte teurer, weil dieselben leicht zu verfeilen wären und die wenigsten Meister sie zu machen verständen. Endlich würden die gelieferten Gewehre im Hauptzeughause zu genau geprüft und in den Läufen die geringsten Flecke, an den Schäften das geringste Geleimte als Hauptfehler angesehen, obgleich dem Gewehre hinsichtlich seiner Gebrauchsfähigkeit dadurch nichts abginge.

Ein wesentlicher Fortschritt in der Instandhaltung der Waffen bei den Truppen erfolgte durch den Befehl des Generalfeldmarschalls Grafen Rudowsky vom 5. Februar 1752, wonach bei jedem Regimente ein besonderer Büchsenmacher und Schäfter zu unterhalten sei.

Aus diesem Zeitabschnitte haben sich nur zwei Waffen im Hauptzeughause, jetzt in der Arsenalsammlung, erhalten, ein Gewehr und ein Pistol. Das erstere, das Gewehr eines Grenadieroffiziers, zeigt Figur 4. Bei einer Gesamtlänge von 138 cm ist der Lauf 101,2 cm lang, das Kaliber sollte gleich dem der Truppengewehre sein, das vorliegende beträgt 16,8 mm. Die Befestigung des Laufs im Schafte erfolgt durch Querstifte, die Garnitur ist von Messing. Das eigentümliche Bartenbajonett

[2]) Leutnant Oettner wendete sich bald darauf nach Österreich, wo sein Vorschlag gleichfalls Annahme fand.

[3]) Mit dem Ausdruck: „Spanischer Pfannzipfel“ wurde der nach vorwärts gerichtete Arm der Pfanne bezeichnet, durch welchen die Batterieschraube hindurch geführt war. Durch diese Einrichtung erhielt die Batterie eine geregeltere Bewegung und wurde besonders das Schleifen derselben auf dem Schlossbleche vermieden. Da diese Einrichtung zuerst bei dem spanischen Schnapphahnschlosse vorkam, entstand die obige Benennung.

trägt auf beiden Seiten den königlichen Namenszug. Endlich stellt Figur 5 ein Kürassierpistol jener Zeit dar. Die Länge des Laufs beträgt 11,8 = 27,9 cm, das Kaliber 0,75 = 17,8 mm, das Gewicht 3 Pfund, 9¼ Loth = 1,536 kg. —

Es kamen für die Erblande Sachsens schwere Zeiten. Im ersten schlesischen Kriege hatte die Armee auf der Seite Preussens gestanden, im zweiten schlesischen Kriege auf österreichischer Seite gekämpft — ohne Erfolg. Um das ohnehin schwer belastete Land vor den voraussichtlichen weiteren Kämpfen zu bewahren, trat man in Unterhandlungen, hauptsächlich mit Österreich, die Neutralitat Sachsens anzuerkennen.[4]) Auf die erhaltenen Versprechungen bauend, sah man den kommenden Ereignissen ruhig entgegen und verminderte sogar kurz vor Ausbruch des Krieges den Stand der Regimenter, um durch diese Ersparnis andere Ausgaben zu decken. So traf das am 29. August 1756 in Sachsen einfallende preussische Heer das Land wie die Armee völlig unvorbereitet. In aller Eile wurden die in den Erblanden stehenden Regimenter in ein Lager bei Pirna, 18000 Mann stark, zusammengezogen, welche Stellung insofern gut gewählt war, als sie in Front und Rücken von den felsigen Ufern des Gottleuba- und Elbthales, in den Flanken durch die Veste Sonnenstein und den Königstein gedeckt war. Der grosse Nachteil der Stellung war aber, dass sie zu ausgedehnt war, dass es auf dem Höhenzuge selbst an Wasser fehlte, und auch nicht Zeit gewesen war, das Lager genügend mit Verpflegungsmitteln zu versehen. Von den preussischen Truppen eingeschlossen, hielten sich die Sachsen trotzdem 40 Tage, dann aber, als infolge der Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober auf österreichischen Entsatz nicht mehr zu rechnen war, mussten die von allen Verpflegsmitteln entblössten Truppen nach einem vergeblichen Ausfallversuche sich bei dem Dorfe Ebenheit, am Fusse des Liliensteines, am 15. Oktober den umstellenden preussischen Truppen ergeben. Die Mannschaft wurde in die siegreiche Armee eingestellt, blieb sogar teilweise in den früheren Beständen, nachdem sie gezwungen wurden, den neuen Eid zu leisten, ohne von dem älteren entbunden zu sein. Infolgedessen trat eine massenweise Fahnenflucht ein, ganze Verbände schlugen sich trotz des entgegentretenden Landesaufgebotes mit den Waffen bis nach Polen durch, wo sie sich dem in Warschau weilenden Kurfürsten zur Verfügung stellten. In Polen durften vertragsmässig nur eine bestimmte geringe Anzahl sächsischer Truppen erhalten werden, es fehlte ausserdem an Geld, und so blieb nichts anderes übrig, als dass die treuen Truppen sich zunächst in Ungarn, gegen 10000 Mann stark, unter Befehl des Prinzen Xavier sammelten und im französischen Solde an dem ferneren Kriege teilnahmen. Die in Polen gestandenen Reiterregimenter traten nach Österreich über und hatten Gelegenheit — besonders die Dragoner unter dem Obersten von Benkendorf — in der Schlacht bei Kolin wesentlich zum Siege beitragen zu können.

Die sächsische Armee hatte somit aufgehört zu bestehen. Nach dem Friedensschlusse konnte man wieder daran denken, sie neu zu bilden; am schwierigsten war die Bewaffnungsfrage zu lösen. Die Erblande waren jahrelang völlig in preussischem Besitze gewesen, hatten die Heeresbedürfnisse derselben decken müssen und waren der völligen Erschöpfung nahe. Das Zeughaus in Dresden war gleichfalls jahrelang in den Händen der Preussen gewesen und war selbstverständlich auch benutzt worden. Nach einem vom Hauptzeughause aufgestellten Verzeichnisse (Haupt-Staats-Arch. Loc. 14572) betrug der Verlust allein an Feuerwaffen 507 Geschütze, darunter 45 türkische und andere Beutestücke, 392 Doppelhaken (darunter eine „Amusette" mit Lachaumette-Verschluss, ein Geschenk des Marschalls von Sachsen), 14821 Flinten, 12273 Karabiner, 13121 Paar Pistolen.[5]) Die zurückgelassenen Bestände waren entweder veraltet oder unbrauchbar. Die im Solde Frankreichs gestandenen Infanterie-Regimenter waren von dort mit preussischen, hannoverschen und hessischen Beutegewehren versehen. Diese waren sehr schwer, bis zu 16 Pfund; die von Preussen in Sachsen ausgehobenen Mannschaften, welche sich diesem Dienste entzogen hatten, waren meist schwächlich und klein und hatte man deswegen das Gewehr verkürzt, um es zu erleichtern. Mit diesen Gewehren kamen die sächsischen Regimenter im Jahre 1763 in das Land zurück. Es musste daher für diese ein neues Gewehr beschafft werden. Es fand am 23. Oktober 1764 eine Beratung unter dem Vorsitze des Feldmarschalls und Obersten Haus- und Landzeugmeister Chevalier de Saxe, der Generale von Jentzsch, von Nitzschwitz und von Löber, sowie dem Zeughauptmann Oberst von Roth und des Oberzeugwarts Schmieder statt (Hpt.-Staats-Arch. Loc. 14566). Während der letzten Kriege war die Suhler Fabrik in Verfall geraten, nach Angabe derselben (Hpt.-Staats-Arch. Loc. 14567), weil während der Herstellung der Gewehre vom Jahre 1729 alle Lieferungen nach auswärts untersagt gewesen wären. In Wahrheit waren die Meister selbst daran schuld, weil sie nachlässig gearbeitet hatten (besonders eine Lieferung nach Russland hatte sie in Missachtung gebracht). Allerdings mochte die Geldnot der Zeit mit am Verfalle beigetragen haben, der Hauptgrund lag aber in der unseligen Faktoren-Wirt-

[4]) Geheimnisse des Sächs. Kabinets, (v. Grafen Vitzthum), Stuttgart 1866.

[5]) Leider waren auch 293 Fahnen und Standarten verloren worden, darunter 42 kaiserliche, 24 schwedische, 6 französische, 18 polnische und 2 preussische, ferner 7 alte Schanzzeugfahnen, eine gelbe Fischerfahne, sowie mehrere ungefasste Fahnentücher, aus dem Hauptzeughause entnommen.

schaft, wodurch die Meister veranlasst wurden, billig und schlecht zu arbeiten, damit die Faktoren mehr Gewinn an der Lieferung hatten. Aus diesem Grunde sah man bei der Neubestellung von dem früheren Verfahren ab, und vergab die neue Bestellung unmittelbar an die grösseren der dortigen Meister. Bereits unter dem 7. Dezember 1763 hatte sich einer der angesehensten dortigen Fabrikanten Joh. Wil. Spangenberg zu Lieferungen erboten, welcher zeither keine Militärgewehre, sondern nur Luxuswaffen der vorzüglichsten Art hergestellt hatte. Ferner wendete man sich an die früheren Lieferanten Martin Heyms Witwe und Sohn, nebst Lorenz Sauer und lud dieselben zu Abschliessung von Kontrakten ein. Das Beschiessen der Läufe sollte in Suhl selbst durch einen Offizier des Hauptzeughauses erfolgen, dem dazu ein oder zwei jüngere Offiziere zur Instruktion derselben beizugeben seien, welche aber, wenn die Gewehre geschäftet, montiert und zur Ablieferung bereit seien, zur Übernahme wieder dahin reisen und die für gut befundenen Gewehre regimenterweise in Kisten packen sollten. Auf die Beteiligung von Olbernhau an der Lieferung glaubte man verzichten zu können, da die dortigen Meister nicht mehr imstande seien, tüchtiges und dauerhaftes Gewehr herzustellen.

Der vorläufige Bedarf an Flinten mit Bajonetts betrug 8832 Stück für die 12 Infanterie-Regimenter und 752 Stück für die Leibgrenadiergarde, jede Flinte zu 6 Thlr. Ferner an Karabinern 1686 Stück zu 5 Thlr. und 204 Stück gezogene zu 6 Thlr. für die 34 Karahiniers jeder Reiter-Kompagnie, sowie 1538 Paar Pistolen zu 5 Thlr. 6 Gr. Die Lieferung sollte den Fabrikanten zu gleichen Teilen zugeschrieben werden; als Lieferungsfrist war Michaeli 1766 bestimmt. Das Gewehr sollte nach der besiegelten Probe hergestellt und nur $10^1/_2$ Pfund schwer sein. Besonders vorgeschrieben war, dass die beiden Bajonetthafte nicht mit Schlaglot, sondern mit Kupfer an den Lauf gelötet würden, und die sämtlichen Bajonetts müssten in der Tülle mit Federn versehen werden, damit dieselben von den Rohren nicht herunter fallen könnten". Die Verbindung des Laufs mit dem Schafte habe durch eine eiserne Nase (Oberbund) und 3 eiserne Ringe mit 2 Bundfedern zu erfolgen und dadurch die Ladestocksröhrchen entbehrlich zu machen. Das Laufkaliber musse dem einer Bleikugel gleich sein, deren 14 auf ein Pfund gingen = c. 18,6 mm, beim gezogenen Karabiner 18 auf das Pfund = c. 17,2 mm. Das Kaliber der Kugel sei 16 auf das Pfund. Von den Pistolen solle die eine Hälfte rechts, die andere links geschäftet und auch mit rechten bez. linken Schlössern versehen sein.

Im Jahre 1769 fand bei der Witwe Heym in Suhl eine weitere Bestellung von 2048 Karabinern und 2308 Paar Pistolen statt, von denen 512 Karabiner für das Karabinier-Regiment gezogen sein sollten, während die übrigen für die 3 Chevauxleger-Regimenter bestimmt waren. In der Hauptsache schlossen sich diese Gewehre dem letzten Modelle vom Jahre 1766 an, die gezogenen Karabiner aber sollten „mit 9 Zügen in gleicher Tiefe und gehöriger accuratesse gewunden, ausgezogen, auch die Züge mit einem bleiernen Schmirgelkolben wohl ausgeschmirgelt und in allem so verfertigt werden, „wie die Probe zeigt". Das Kaliber derselben solle 18 Kugeln auf das Pfund (= c. 17,2 mm) betragen und in jedem Hahne ein tüchtiger, in Blei gefasster Stein eingeschraubt sein. Der Preis des gezogenen Karabiners war 6 Thlr., der eines glatten Karabiners mit Bajonett 6 Thlr. 8 Gr., eines Paars Pistolen 5 Thlr. 22 Gr., die Lieferungsfrist Ende des Jahres 1770 festgesetzt.

Kaum war das obige Gewehr einige Zeit in Gebrauch, so fing das Solmsche Infanterie-Regiment zu klagen an.[6]) Es wurde bei der Musterung eine förmliche Beschwerde eingereicht, wonach die früheren Gewehre besser gewesen wären. Die Eisenstärken der Läufe seien zu schwach, ebenso die Federn, alle übrigen Gewehrteile wären gleichfalls nicht stark genug, so dass viele Reparaturen vorkämen. Die Ladestöcke seien zu dünn und auch am starken Ende von zu geringem Durchmesser, so dass mit der scharfen Kante derselben beim Laden der blinden Patrone diese wieder mit in die Höhe gezogen würde. Das Solmsche Infanterie-Regiment tadelte das Eisen- und Stahlmaterial, die Bearbeitung in der Fabrik und behauptete, 150 unbrauchbare Gewehre in der kurzen Zeit zu haben. Es wurde darauf eine Kommission niedergesetzt, um diese Klagen zu untersuchen, vor der auch der Major von Bernsdorf genannten Regiments mit dem Büchsenmacher und den 150 unbrauchbaren Gewehren erschien. Es fand sich, dass nur 4—5 Gewehre, wohl durch unachtsames Laden gesprungen, „viele aber mit Vorsatz über dem Stock, um Proben damit zu machen, zerschlagen worden". Es kamen wohl Aescherflecke vor, bei vielen hätte selbst der eigne Büchsenmacher keinen Fehler finden können. Vieles wäre durch Reparatur von Pfuschern in kleinen Stücken verdorben oder der Lauf durch vieles Polieren mit dem Ladestocke zu sehr geschwächt und ungleich in der Eisenstärke. Um der einzigen gerechten Klage abzuhelfen, wurde darauf das zu schwache Ende des Ladestocks statt der scharfen Kante mit einem „Conus truncatus" versehen und im Durchmesser verstärkt.

Es tagte darauf im Jahre 1774—76 eine Kommission unter dem Vorsitze des Kriegsministers General von Gersdorff, um über ein neues Probegewehr zu verhandeln. Es wurde auch die Artillerie-Kommission zugezogen und fremde Ge-

[6]) Nach einem Berichte des Oberzeugmeisters General Frode vom 14. Marz 1785.

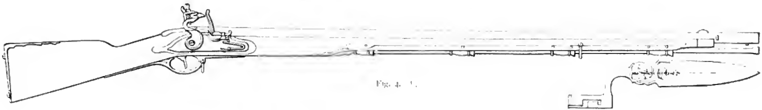


Fig. 4. 1/.

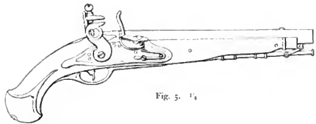


Fig. 5. 1/4

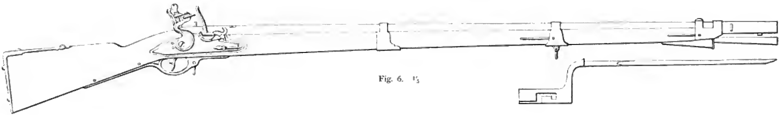


Fig. 6. 1/5

Fig. 4: Gewehr eines sächsischen Grenadieroffiziers. Um 1750.
Fig. 5: Sächsisches Kürassierpistol. Um 1750.
Fig. 6: Altsuhler Gewehr. In Kursachsen 1778 eingeführt.
} Aus der Kgl. Arsenalsammlung zu Dresden.

wehre, holländische und dänische angeschafft und versucht, worauf die Anordnung getroffen wurde, je ein Probegewehr nach diesen beiden, sowie nach dem hiesigen Gewehre gestalten zu lassen. Das dänische Gewehr hatte schwarz gebeizten Buchenschaft, das halbrunde Schloss unterschied sich dadurch, dass sich am Schlossbleche vorn eine Warze befand, um der hindurch geführten vorderen Schlossschraube mehr Gewinde geben zu können. Am Laufe waren zwei Federn angebracht, die untere zum Festhalten des eisernen Ladestocks, die obere für die Bajonettsbefestigung. Der eiserne Ladestock war oben und unten stärker, in der Mitte schwächer und wog 1 Pfund 8½ Lot gegen 19 Lot des sächsischen stählernen. Die Garnitur war von Messing, die Kolbenkappe mit zwei hochköpfigen Schrauben befestigt. Das Kaliber betrug 18 Kugeln auf das Pfund = c. 17,2 mm. Ein Gutachten der Artillerie-Kommission vom 10. Dezember 1774 über dieses Gewehr erkannte den Vorteil des kleinern Kalibers, ebenso dass der Ladestock beim Laden nicht gewendet zu werden brauchte, trotzdem er dadurch schwerer sei. Die sächsische Bajonettsbefestigung sei vorzuziehen, ebenso die Nussmutter gegen die eingebohrte Schraube des dänischen Schlosses. Besser wäre es ferner, dass die Schrauben im Schlosse durch das Schlossblech gingen, was bei dem sächsischen Schlosse nur bei der Stangenschraube der Fall sei. Endlich sei Buchenholz weniger gut als Nussbaumholz zum Schafte.

Das holländische Gewehr unterschied sich in der Hauptsache dadurch, dass das Schloss eine sogenannte Wasserpfanne hatte, Einfeilungen in derselben, welche die Feuchtigkeit von dem Pfanntroge und somit vom Zundkraut ableiten sollte, und ausserdem hatte der Lauf zu gleichem Zwecke ein „Regendach", einen halbkreisförmigen Ansatz über der Ausmündung des Zündlochs am Laufe.[7])

Das danach gefertigte neue Versuchsgewehr hatte ein Kaliber von 18 Kugeln auf das Pfund = c. 17,2 mm, und der Lauf dafür etwas grössere Eisenstärke. Die Schwanzschraube hatte nur 7, aber starkere Gewinde und war im letzten Gewindegange nach dem Zundloche zu ausgekehlt; der Schweifteil derselben war hinten abgerundet, das Zündloch mit „Regendach", wie am holländischen Gewehre. Der cylindrische Ladestock war in der Mitte geschwächt; die vordere Schlossschraube durch die warzenförmige Verstärkung am Schlossbleche, die übrigen Schrauben ebenfalls durch das Schlossblech hindurch geführt. Der Kolbenanschlag war um einen Zoll gegen früher verlängert. Im Gutachten der Artillerie-Kommission wurde das Versenken des Kopfes der Kreuzschraube im Schweifteile der Schwanzschraube als erwünscht bezeichnet, dagegen wären die Gewinde der letzteren noch zu fein und der Gewindeteil zu kurz, auch sei der Lauf im Muttergewinde der Schwanzschraube nicht aufgebohrt. Das Regendach über dem Zündloche würde nur zu Reparaturen Veranlassung geben. Schwache Ladestöcke selbst vom besten Stahle, verbögen sich, wenn sie nicht gut gehärtet wären, daher seien stärkere besser. Die Wasserpfanne sei vorteilhaft; durch Ausschlagen der herzförmigen Durchbrechung des Hahnrumpfes entständen leicht Risse.

Nach diesen Verbesserungen wurde eine neue Probeflinte hergestellt; man trat in Unterhandlung mit dem Fabrikanten Spangenberg in Suhl wegen der Lieferung. Derselbe berichtete unter dem 16. Juni 1778, dass es nicht möglich sei, die verlangten 15000 Gewehre in Jahresfrist zu liefern, da nur noch 36 Schäfter dort vorhanden wären, die wöchentlich jeder 5 Flinten, also 7—8000 im Jahre schäften könnten. Ebenso sei es mit den Schlossmachern, deren nur 35 vorhanden seien, die wöchentlich 3 Schlösser, also 4—5000 im Jahre fertig brächten. Daher wäre es besser, die Lieferungsfrist auf zwei Jahre festzusetzen. Unter dem 19. Juni 1778 erfolgte darauf bei Spangenberg die Bestellung von 15000 Flinten der neuen Probe, während weitere 1000 Stück beim Fabrikanten Klaffenbach in Olbernhau bestellt wurden. Das Kaliber sollte 18 Kugeln auf das Pfund (= c. 17,2 mm) sein, das Korn auf dem Oberbunde, der stählerne Ladestock „oberwärts kalibermässig" sein, bis in die Mitte konisch verlaufen und von da an cylindrisch sein. Der Schaft von Nussbaumholz, mit Stossscheiben im Schaftholze, soll durch 3 eiserne Bunde mit dem Laufe verbunden sein, von denen der obere und mittlere durch Buntfedern an ihren Stellen festgehalten würden; die übrige Garnitur sei von Messing herzustellen. Der Preis des Gewehrs war zu 6 Thlr. 6 Gr. angenommen.

Dieses Gewehr, welches später in der Armee den Namen „Altsuhler Gewehr" erhielt, ist noch in wenig Exemplaren in der Armeesammlung vorhanden. Figur 6 stellt dasselbe dar; das Kaliber dieses Gewehrs beträgt nach jetziger Messung 17.5 mm.

In Preussen hatte im Jahre 1769 der Leutnant Freytag vorgeschlagen, nach Art der schon seit 1760 in der hannoverschen Armee bestehenden Einrichtung, das Zündloch von innen aus trichterförmig zu erweitern und so zu bewirken, dass sich beim Einführen der Pulverladung in den Lauf ein Teil derselben selbsttätig die Pfanne fülle. Da dieser Vorschlag einen noch höhern Grad von Feuergeschwindigkeit förderte, wurde diese Einrichtung im Jahre 1770 in der preussischen Armee eingeführt und sämtliche Gewehre der Infanterie danach abgeändert. Da das Streben nach

[7]) Bei dieser Gelegenheit wurde auch der vom 20. November 1775 datierte Vorschlag des Generals v. Berbisdorf, die Verwendung des Ladestocks als Bajonett geprüft, aber nicht für zweckmässig befunden.

grösstmöglichster Feuergeschwindigkeit sich von der preussischen auch auf die übrigen deutschen Armeen ausgedehnt hatte, so fand diese preussische Einrichtung auch in Sachsen vielfach Anklang und kam die Einführung derselben in Frage. Darauf reichte der Oberzeugmeister, General Fröde, unter dem 15. März 1785 eine Denkschrift in der Hauptsache gegen diese Massnahme zur Beschleunigung des Infanteriefeuers ein, da dasselbe aber zugleich die Auswüchse des Militärwesens damaliger Zeit kennzeichnet, so sei dieses umfängliche Schriftstück wenigstens im Auszuge hier mitgeteilt:

Fröde beginnt damit, nachzuweisen, dass vor Einrichtung der stehenden Heere die Bürger in den Städten das Zielschiessen eifrig betrieben, und dabei zwar langsam schossen, dafür aber gut zielten und nach dem Schuss noch einige Zeit im Anschlag liegen blieben; sie hätten dadurch den Erfolg gehabt, dass sie das Ziel gut trafen, wenig Pulver und Blei verschossen, sowie dass das Gewehr nicht vor der Zeit verschmandete und unbrauchbar wurde. Der mit einer Uniform bekleidete Soldat der folgenden Zeit, der sich nur mit seinem Dienste beschäftigte, musste natürlich der ganzen Sache eine andere Gestalt geben. „Man fing nämlich und zwar mit Recht zu raffinieren an, wie man den Soldaten zum Kriege geübter und brauchbarer machen könnte und erkannte hinsichtlich der Kleidung, dass sie den Mann genügend gegen den Einfluss der Witterung schützen, aber auch in der freien Bewegung des Körpers nicht hinderlich sei. Dann müsse er so abgerichtet sein, um sich „gut richten zu können, desgleichen dass er in den Auf- und Abmärschen und überhaupt in den richtigen Bewegungen brauchbar zu üben sei. Dieses geschah natürlicherweise anfangs langsam und man war zufrieden, wenn man aus der Kolonne eine passable Linie herstellen und mit derselben geradeaus gegen den Feind marschieren konnte". Ferner müsse der Soldat mit einem so weit erleichterten Gewehr versehen sein, dass es dauerhaft bleibe (15—16 Pfund) und dass er dieses Gewehr gut zu verwenden lerne, „daher derselbe in gewissen Handgriffen und im Feuer geübt werden müsse, weil der Geübtere seinem Feinde gefährlicher sei, als der ungeübte. Dann schloss man richtig: eine doppelte Geschwindigkeit im Feuern, wenn es mit gleich gutem Anschlage und mit gehöriger Genauigkeit geschähe, müsse auch gegen den Feind eine doppelte Wirkung hervorbringen". In den folgenden langen Friedenszeiten „schlich sich nach und nach ein grausamer Tyrann, ich meine die Parade, anfänglich nur unter dem Titel des guten Anstandes und der Reinlichkeit, zuletzt aber ganz ungescheut in seiner wahren Gestalt ein und bemächtigte sich des Verstands der Menschen dergestalt, dass man nur dasjenige Regiment für das beste hielt, welches die beste Parade machte". Es folgte daraus: „dass man den Soldaten in seinem Rock, Hosen und Gamaschen so eng einschloss, dass er ganz steif ging und zum Marsche gänzlich untauglich war", wodurch auch seine Gesundheit leiden musste. In etwas wäre dies zwar in neuerer Zeit gebessert, so lange man aber noch annähme, dass der Soldat zur Parade da sei, „so wird man sich noch immer mit der Frisur und dem Maasse und dem Schnitte der Kleidungsstücke beschäftigen". Eine weitere Folge wäre, dass man in der Abrichtung des Soldaten bis zur Grausamkeit ginge: „Weil der eine eine ebenso hohe Brust und ebensolche Schultern und Hals haben solle, als der andere, damit eine vollkommene Gleichheit in der Linie zum Vorschein käme. Alles war daher gezwungen, sowohl Marsch als Richtung und jede Bewegung, mithin geschah alles langsam und wenn einige Regimenter en ligne aufmarschierten, so brachte man zuweilen wohl zwei Stunden mit der Richtung zu". Nur dem Könige Friedrich II. von Preussen sei es zu danken, dass darin einige Besserung eingetreten sei, indem er mehr auf die Geschwindigkeit und Einfachheit der Bewegungen hingewirkt habe.

Eine weitere Folge der Paradesucht sei gewesen, dass man der erleichterten Handhabung wegen, das Gewehr nach und nach erleichterte. In Deutschland habe man zwar noch eine vernünftige Mittelstrasse eingehalten, indem man nur bis auf 12—13 Pfund herabging, bei den Franzosen sei man aber bis auf $10^1/_4$—$10^1/_2$ Pfund herabgegangen. Der Grund dieser Erleichterung sei, dass die Franzosen weniger Wert auf das Gewehrfeuer, als auf den Erfolg der blanken Waffe legten. Da man aber darin reichlich Lehrgeld bezahlt habe, „ist man in den jetzigen Zeiten von dieser Meinung zurück gekommen und völlig überzeugt worden, dass eine attaque ohne Feuer nicht stattfindet, so lange das jenseitige Feuer noch wirksam ist". Ausserdem arbeiteten auch die französischen Fabriken viel leichter und weniger dauerhaft, weil es deren sehr viele wären und diese Arbeitsbestellung bedürften, abgesehen davon, dass auch die Vorsteher der Zeughauser vom öfteren Wechsel der Bewaffnung Vorteil hätten und Frankreich mehr Geld habe als Sachsen. Trotzdem habe sich die Sucht nach einem leichteren Gewehre auch hierher gewendet, „nachdem die im französischen Solde gestandene Infanterie den französischen Enthusiasmus mitgebracht, alles nach französischem Stile einzuführen. Daher kam es, dass unter der Administration das Gewehr vom Jahre 1764 ebenso leicht — $10^1/_4$ Pfund — gemacht wurde. Nach wenig Jahren zeigte sich schon die geringe Haltbarkeit und wurden bei der Musterung die bittersten Klagen gegen das Hauptzeughaus erhoben, als wenn dieses schuld daran wäre. Jeder Sachverständige sah den Grund der Klagen ein, besonders, dass es der Leichtigkeit wegen nur geringe Dauer haben könne, weswegen eine Kommission niedergesetzt wurde, welche bei den zu bestellen-

den, jetzt neuen Gewehren (das Altsuhler vom Jahre 1778) die Eisenstärke dadurch vermehrte, dass das Kaliber auf 18 festgesetzt, der Ladestock verstärkt und alle Federn dauerhaft gemacht wurden, so dass es $1^{1}/_{2}$ Pfund schwerer als das vom Jahre 1764 mit dem Bajonett 12 Pfund wiegt. Jetzt soll dieses Gewehr wieder zu schwer sein, behufs leichterer Handhabung und geschwinden Feuerns. Das zu leichte Gewehr hat zu wenig Dauer, erhitzt sich schnell und ist öfteren Reparaturen unterworfen, die im Felde nicht immer gleich gemacht werden können. Die Handhabung eines 12 Pfund schweren Gewehres ist nicht so schwer, wie muss ein Mann thun, der von uns zu den Preussen desertiert und mit dem dortigen 13 Pfund schweren Gewehre den höchsten Grad von geschwindem Feuern ausführen muss". (!!)

„Ein anderer Grund für das erleichterte Gewehr ist, dass man mit den Handgriffen zu spielen anfing und alles brusque und lärmend haben wollte, ja einen Handgriff, der am meisten lärmte, ob er gleich vor dem Feinde ganz unnütz war, den machte man am liebsten, folglich nahm man das Gewehr öfters „beim Fuss", stiess es wider das Steinpflaster und dann sprang der zum guten Anschlag richtig und krumm geschäftete Kolben entzwei". Statt aber diesen Griff schonender auszuführen, wollte man lieber das Gewehr gerade geschäftet haben, ohne daran zu denken, dass man damit das Zielen erschwere, gewähre es bei der Parade doch den Vorteil, dass das Gewehr dadurch in geschulterter Lage senkrecht stände.

„Von dem Grundsatze ausgehend, dass eine doppelte Geschwindigkeit auch doppelte Wirkung hervor bringen müsse, suche man das Feuer durch Beschleunigung der Griffe geschwinder zu machen, so dass ein richtiger Anschlag und längeres Liegenbleiben darin wegfallen müsse. Wenn der Mann nach dem Abdrücken das Gewehr vom Anschlage zum Zündkrautaufschütten schnell herunter risse, erhöbe sich dadurch die Mündung und veranlasse, dass die Kugel zu hoch ginge. Es würde daher durch verdoppelte Geschwindigkeit nicht eine doppelte, sondern eine verminderte Geschwindigkeit hervorgebracht; „man verschösse viel Pulver und Blei unnütze, erhitzt und verschleimt das Gewehr vor der Zeit und hat daher keinen anderen Nutzen, als auf dem Exerzierplatze den Zuschauer durch vieles „Prasse'n zu amusieren". Um nun den guten Anschlag und das bessere Zielen zu befördern, schlägt der Oberzeugmeister vor, dass man schon den Rekruten gegen eine Brettwand scharf schiessen lasse, um ihm die Erfolge zu zeigen; in der Kompagnie und im Bataillone sei dies zu wiederholen, ja das Regiment solle es vor dem Inspekteur ebenfalls thun, „denn auf diese Weise würde bald ein Wetteifer die verschiedenen Regimenter ergreifen, besonders wenn dasjenige, welches es den anderen zuvor gethan, eine gewisse Belohnung erhalten hatte".

Des eingebildeten Vorteils des Geschwindfeuers wegen, habe man es dahin gebracht, dass man mit den zeitherigen Erfolgen von 5—6 Schuss in der Minute nicht mehr zufrieden sei, sondern durch Einführung des cylindrischen Ladestocks und des trichterförmigen Zündlochs es auf 10 Schuss in der Minute bringen möchte. Es sei allerdings nicht zu leugnen, dass es sich mit dem cylindrischen Ladestocke schneller laden liesse, weil derselbe nicht gewendet zu werden brauche, doch müsse dazu das Gewehr verkürzt werden, um wegen des schwereren Ladestocks nicht vorderwichtig zu werden. Das trichterförmige Zündloch habe ebenfalls den Vorzug, dass sich das Zündkraut selbst auf die Pfanne schütte, dafern für den Mann der betreffende Handgriff gänzlich entfalle, auch werde ferner das Pulver nicht so wie beim gewöhnlichen Aufschütten durch Unachtsamkeit oder Ungeschicklichkeit verzettelt. Dagegen brennten dergleichen Zündlöcher viel schneller aus; wenn der Soldat das Abbeissen der Patrone vergesse, verlade er das Gewehr und mache es zeitweilig unbrauchbar. Ferner werde der Lauf durch die grosse Geschwindigkeit so erhitzt, dass der Mann das Gewehr ohne „Brandleder" nicht mehr handhaben könne. Es wäre auch nicht ausgeschlossen, dass dabei noch glimmende Reste des Pulverrückstandes im Laufe zurückblieben, welche eine vorzeitige Entzündung des Pulvers beim Laden veranlassen könne, sowie, dass beim Marschieren mit geladenem Gewehre das Zündkraut nach und nach von der Pfanne, ja durch das trichterförmige Zündloch begünstigt, auch die Ladung aus dem Laufe heraus sickern könne. Die übergrosse Feuergeschwindigkeit veranlasse Munitionsvergeudung und erhöhe die Ablagerung des Pulverrückstandes im Laufe, wodurch das Zündloch sich so verenge, dass das Selbstaufschütten nicht mehr erfolge. Da der Mann das gewöhnliche Aufschütten nicht mehr erlerne, so würde er Patrone auf Patrone und schliesslich das Gewehr verladen.

Der Oberzeugmeister schlägt daher vor, das Gewehr zum leichteren Abkommen beim Zielen krumm schäften zu lassen und, wie schon oben angeführt, das Feuern gegen eine Brettwand vom einzelnen Mann an bis zum Regimente betreiben zu lassen, dafür aber die Kosten zu bewilligen, wie ebenfalls die auszusetzenden Schiessprämien.

Eine Gegenschrift zu diesen Vorschlägen ist in den Akten nicht zu finden gewesen; man scheint diesem Gutachten keinen Wert beigelegt zu haben, denn unter dem 24. Dezember 1785 wurde der Befehl erteilt, bei den sämtlichen Feuergewehren der Infanterie das trichterförmige Zündloch und den cylindrischen Ladestock einzuführen, sowie die Bajonettklinge, deren Länge beim Laden beschwerlich fiel, zu verkürzen. Diese Abänderungen sollten durch die Büchsenmacher der Regimenter erfolgen, welche

zu einer bezüglichen Belehrung nach dem Hauptzeughause zu entsenden wären. Als Vergütung der ganzen Arbeit waren 11 Gr. für das Gewehr bewilligt, wobei für das Abschlagen des oberen starken Endes des Ladestocks und das Anschweissen eines Stückes am untern Ende, einschliesslich des Erweiterns der Bünde 3 Gr. und für das Ausfrässen des Zündlochs 2 Gr. gerechnet wurde.

Als im September 1789 ein neuer Kontrakt mit Spangenberg und Anschütz in Suhl zu Lieferung von weiteren 1200 neuen Gewehren nach den Bestimmungen des Kontrakts vom Jahre 1782 abgeschlossen wurde, war die Einrichtung des trichterförmigen Zündlochs zum Selbstaufschütten des Zündkrauts,*) sowie des cylindrischen Ladestocks ausbedungen. Somit fand auch eine Änderung des Schaftes behufs leichtern und bessern Anschlags nicht statt. (Wird fortgesetzt.)

*) In demselben Aktenstucke befindet sich eine Bemerkung, wonach im August 1776 ein Büchsenmacher Missbach in Zschopau ein Gewehr eingereicht habe, an dem über der Batterie ein Zündkrautmagazin angebracht war, welches sich durch einen, im Pfanndeckel befindlichen Kanal nach der Pfanne fortsetzte. Beim Herausziehen des Ladestocks wurde eine federnde Schliessklappe geöffnet, wodurch sich die Pfanne mit Pulver füllt. Sobald der Ladestock wieder an Ort gebracht wurde, schloss sich das Magazin. Bei einem Versuche entzündete sich jedoch das Magazin beim 3. Schusse. Der Erfinder erhielt 20 Thlr. Gratifikation.

Die historische Entwicklung der im Seekriege gebräuchlichen Waffen bis 1870.

Von Korvettenkapitän z. D. von Haeseler.

(Schluss.)

Zwei Faktoren waren bestimmt, im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts eine plötzliche Umwälzung aller bestehenden Verhaltnisse herbeizuführen. Es waren die Erfindung der Schiffsdampfmaschine und die der Granatkanonen.

Das erste Dampffahrzeug in der englischen Marine wurde 1822 gebaut. Es war ein Schleppdampfer. Erst nach 1840 entschloss man sich dazu, grössere Dampfschiffe zu Kriegszwecken zu bauen. Die ersten Dampffahrzeuge waren Raddampfer, von denen nicht nur die Räder, sondern auch der grössere Teil der Maschine über Wasser liegen mussten; sie konnten also leicht durch feindliches Feuer unbrauchbar gemacht werden. Hierzu kommt noch, dass diese Schiffe viel Kohlen verbrauchten und nicht imstande waren, neben ihrer Ausrüstung noch Brennmaterial für eine längere Reise aufzunehmen. Auch konnten sie Segel nicht entbehren, segelten jedoch nicht so gut als Segelschiffe und waren unter Dampf bei gutem Winde langsamer als diese. Sie in die Schlachtlinie aufzunehmen, konnte man sich nicht entschliessen und man baute nur einige grosse Raddampffregatten sowie kleinere Dampfer. Die Linienschiffe sollten, wenn erforderlich, durch kleinere Dampfer geschleppt werden; es geschah auch bei der Beschiessung von Sebastopol 1854.

Das erste Schraubendampfschiff wurde 1843 vom Stapel gelassen. Durch im Jahre 1845 angestellte Versuche von der Überlegenheit der Schraube über das Rad überzeugt, schritt man dazu, eine Flotte von Schraubenschiffen herzustellen. Alte Linienschiffe und Fregatten wurden in der Mitte durchgeschnitten, verlängert und zu Schraubendampfern umgebaut. Es wurden auch einige neue Schiffe dieser Gattung in Bau gegeben. Doch musste bald die Thätigkeit in dieser Richtung abgebrochen werden, weil die Erfahrungen des Krimkrieges es zweifelhaft erscheinen liessen, ob ungepanzerte Holzschiffe noch eine Zukunft haben konnten. 1855 waren bei der Beschiessung der Forts von Kinbum die ersten Panzerbatterien in Thätigkeit gekommen und hatten sich bewährt.

Die Erfindung der Bombenkanone durch den späteren General Paixhans 1819 hatte zur Folge, dass nach und nach alle bisherigen Geschütze ausser der Vollkugel auch den Granatschuss erhielten. Nachdem 1853 ein türkisches Geschwader durch das Granatfeuer einer russischen Abteilung von 11 Schiffen bei Sinope in sehr kurzer Zeit in Brand geschossen und vernichtet wurde, erkannte man die Notwendigkeit, Schiffe gegen Granatfeuer zu schützen. Frankreich ging bahnbrechend mit dem Bau drei „schwimmender Batterien" vor. Es waren Schiffe, deren Seiten mit einem vierzölligen Panzer geschützt wurden.

Sie hatten eine schwache Maschine und unge-

nügende Takelage und sollten an dem Ort ihrer Thätigkeit ankern. Panzerbatterien wurden nur im Kampfe mit Küstenbefestigungen gebraucht, für die Seeschlacht waren sie wegen ihrer ungenügenden Manövrierfähigkeit nicht verwendbar.

Auf Grund der bei der Beschiessung von Kinburn 1855 gemachten Erfahrungen wurde sowohl in England als auch in Frankreich zum Bau gepanzerter Fahrzeuge geschritten, welche nicht nur seefähig, sondern auch manöverfähig genug sein sollten, um in der Seeschlacht Verwendung zu finden. Das erste französische Panzerschiff war die die Panzerfregatte „La Gloire". Dieses Schiff war ein ehemaliges hölzernes Linienschiff. Man hatte die obere Batterie abgetragen und den Rest des Schiffes mit vierzölligen eisernen Platten gepanzert. Als Armierung wurden 34 Fünfzigpfünder und zwei schwere Bombenkanonen geführt. Das englische Schiff, die Panzerfregatte Warrior war aus Eisen gebaut, aber im Gegensatz zu der vorgenannten französischen Fregatte nicht durchgängig gepanzert. Beide Schiffsenden waren aus dünnen Eisenplatten hergestellt und ungeschützt. Man nahm an, dass feindliche Geschosse die ungepanzerten Schiffsenden durchlochen konnten, ohne erheblichen Schaden anzurichten. Durch eine Einteilung in mehrere wasserdichte Abteilungen hoffte man, das Schiff schwimmend zu erhalten, falls die ungepanzerten Enden leck geschossen sein würden. Armiert war das Schiff mit 48 Achtundsechzigpfündern, von denen nur 26 durch Panzer geschützt waren. Die Panzerstärke betrug 4 Zoll. England und Frankreich versuchten sich in dem Jahrzehnt zwischen 1860 und 1870 und späterhin gegenseitig mit der Herstellung und Verbesserung von Panzerschiffen zu überbieten. Beiderseitig wurden viele alte Linienschiffe in Panzerfregatten verwandelt.

Man hielt Schiessversuche an Land ab und suchte Geschütze herzustellen, welche die neuesten Panzer des Gegners durchschlagen konnten. Mit der Zunahme der Durchschlagskraft der Geschosse ging Hand in Hand die Verstärkung des Panzers.

Die zunehmende Schwere der Geschütze und des Panzers führten notwendigerweise dahin, sowohl die Zahl der Geschütze, wie die Grosse des gepanzerten Teils der Schiffe zu verringern. Schliesslich musste der Bau von hölzernen Panzerschiffen, sowie der Umbau von alten Linienschiffen unterbleiben, weil die ungepanzerten Teile der Schiffe verhältnismässig zu gross wurden und diese Schiffe, welche nicht in wasserdichte Abteilungen eingeteilt werden konnten, leicht der Gefahr des Versinkens oder des Verbrennens verfielen.

Die überraschenden Ergebnisse des Gefechts bei Hampton Roads 1862 trugen das ihrige dazu bei, den Ausbau der Panzerschiffsflotten zu beschleunigen und brachten eine neue Schiffsgattung, das Thurmschiff, in Aufnahme. In diesem Gefecht griff ein improvisiertes, sehr minderwertiges Panzerschiff die umgebaute ehemalige Dampffregatte „Merrimac" in Begleitung einiger Kanonenboote das Nordstaatliche Geschwader, bestehend aus fünf grossen, schwer armierten Schiffen, an. In kurzer Zeit war die Segelkorvette „Cumberland", durch Rammung zum Sinken gebracht und die Segelfregatte „Congress" in Brand geschossen und verbrannt. Die übrigen Schiffe, welche sich in flaches Wasser vorübergehend in Sicherheit gebracht hatten, wurden nur durch die unerwartete Dazwischenkunft des Panzenfahrzeugs „Monitor" von der Vernichtung gerettet.

Der Monitor war zwar ein recht unseefähiges Fahrzeug, welches auf der Ausreise nach der Reede von Hampton mit knapper Not dem Untergang entging und kurz nach dem Verlassen des oben genannten Ortes ein Opfer der Wellen wurde, aber es wurden in rascher Folge eine Reihe verbesserter Fahrzeuge dieser, nunmehr Monitor genannten, Gattung gebaut, welche imstande waren, den Ozean zu durchkreuzen.

Die Eigentümlichkeit der Monitors war der sehr niedrige, wenige Zoll bis vier Fuss über Wasser ragende Schiffskörper, auf welchem in einem oder zwei stark gepanzerten Türmen je zwei Kanonen schwersten Kalibers untergebracht wurden.

Man glaubte mit vergrösserten, seegehenden Monitors alle bestehenden gepanzerten Breitseitschiffe schlagen zu können. In England wurde, um dieser Ansicht Rechnung zu tragen, nach den Plänen des Kapitäns Coles eine grosse Panzerfregatte „Captain" mit zwei Türmen und sehr niedrigem Unterschiff gebaut. — Dieses Schiff, welches eine hohe Fregattentakelage führte, segelte sehr gut und schien eine Zeitlang alle an ein Panzerschiff jener Zeit gestellten Ansprüche befriedigen zu wollen, als es infolge ungenügender Stabilität am 6. September 1871 kenterte und mit dem grössten Teil seiner Besatzung versank.

Niedrige, seegehende Turmschiffe wurden nicht mehr gebaut, an ihre Stelle trat das hochbordige Turmschiff, von welchem der „Monarch" 1869 eines der ersten Exemplare war. Die rasche Aufeinanderfolge der Verbesserungen im Schiffbau, in der Durchschlagskraft der Geschosse und in dem Widerstand des Panzers brachten es mit sich, dass im Jahre 1870 kein Staat eine einheitliche Panzerflotte besass. In nur wenigen Fällen waren in einer Flotte zwei bis vier gleichartige Schiffe vorhanden. Panzerschiffe aus den Jahren 1860/61 galten bereits für veraltet und minderwertig; nebenbei hatte jede Flotte noch eine erhebliche Anzahl Dampffregatten und Korvetten, welche wegen Mangels an Panzerung nur eine beschränkte Gefechtsfähigkeit besassen.

Es war der österreichischen Flotte vorbehalten, in der Schlacht bei Lissa 1866 zum letztenmal ein Schraubenlinienschiff und mehrere Dampffregatten ins Gefecht gegen Panzerschiffe zu führen. Diese

Schiffe erreichten ihren Zweck, einen Teil der feindlichen Panzerfregatten zu beschäftigen, hatten jedoch im Verhältnis zu den Panzerschiffen grosse Verluste an Menschenleben und erhebliche Beschädigungen zu leiden.

Das um 1870 am stärksten gepanzerte englische Schiff, das Turmschiff „Monarch" hatte 10 Zoll Panzer und Geschütze von 25 Tonnen Rohrgewicht. Die Schiffe der norddeutschen Bundesflotte waren zur Zeit die Panzerfregatten „König Wilhelm" 1867 mit 8 Zoll Panzer und 24 cm Kanonen, „Kronprinz" und „Friedrich Karl" 1867 mit 4,5 Zoll Panzer und 21 cm Kanonen sowie zwei minderwertige Panzerfahrzeuge. Im Bau begriffen waren drei gepanzerte Turmschiffe nach Art des englischen „Monarch". An ungepanzerten Schiffen waren vorhanden: 5 Dampffregatten, damals gedeckte Korvetten genannt, vier Schraubenkorvetten und 22 Dampfkanonenboote. Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde auch ein Schraubenlinienschiff als Schulschiff von England gekauft.

Kanonenboote sind seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in allgemeinem Gebrauch. Ursprünglich verstand man hierunter grosse flachgehende Fahrzeuge, welche durch Riemen bewegt, ein oder zwei weittragende Geschütze führten. Ihr Zweck war, in der Nähe des Landes oder auf flachem Wasser, für grosse Schiffe unangreifbar liegend, diese bei Windstille durch Schüsse aus ihren weittragenden Geschützen zu belästigen. Bei aufkommendem Winde mussten sich die Kanonenboote zurückziehen, da sie nicht stark genug waren, sich dem Geschützfeuer grösserer Schiffe in der Nähe auszusetzen. Kaiser Napoleon liess eine grosse Anzahl dieser Fahrzeuge bauen und bei Boulogne zu einer beabsichtigten Landung in England konzentrieren. Er verlangte zur Ausführung seines Unternehmens die zeitweilige Abwesenheit grösserer feindlicher Flotten, sowie einen Tag Windstille, um von den feindlichen Kreuzern unbehelligt über den Kanal fahren zu können. Da es der französischen Flotte nicht gelang, die zeitweilige Seeherrschaft in dem Kanal zu sichern, diese vielmehr bei Trafalgar vernichtet wurde, musste die Flottille bei Boulogne aufgelöst werden.

Ruderkanonenboote waren an der spanischen Mittelmeerküste, sowie an der holländischen, deutschen und dänischen Küste während der napoleonischen Kriege vielfach im Gebrauch. Die letzten Ruderkanonenboote wurden 1870 aus der Liste der Kriegsfahrzeuge der norddeutschen Marine gestrichen.

Mit dem Verschwinden der Segelschiffe aus den Kriegsflotten war die Möglichkeit, in Windstille bewegungslos liegende Schiffe zu beschiessen, nicht mehr vorhanden; doch konnte man immerhin auf Untiefen, wohin grosse Schiffe nicht folgen konnten, liegend, mit weittragenden Kanonen diese beschiessen. Man benutzte hierzu die Dampfkanonenboote. Diese waren flach gehende Dampfschiffe von nicht ganz unerheblicher Grösse und kommen solche in Englands Krieg gegen Russland 1854/55 und preussischerseits im Kriege gegen Dänemark 1864 sowie im Kriege 1870/71 vielfach zur Verwendung.

Die Umgestaltung der Schiffsartillerie im neunzehnten Jahrhundert lässt sich nicht mit Genauigkeit verfolgen. Der Grund ist der, dass Verbesserungen im Geschützwesen so rasch aufeinander folgten, dass in der Regel eine neue Geschützart bereits eingeführt wurde, ehe die Neuarmierung mit der vorhergehenden vollständig durchgeführt worden war.

Nach Erfindung der gezogenen Geschütze hörte die bisherige Ähnlichkeit in der Schiffsarmierung der verschiedenen Länder auf. Der Übergang von glatten Kanonen, welche nur Vollkugeln schossen, zu der Granatkanone liegt zwischen der Schlacht bei Navarin 1827, in welcher Engländer, Franzosen und Russen nur mit Vollkugeln schossen und der Zerstörung des türkischen Geschwaders bei Sinope 1853. Bei dieser Gelegenheit hatten die Russen Granatkanonen, ihre Gegner jedoch noch nicht. Bei der Belagerung von Sebastopel 1854/55 befanden sich unter den von der englischen Flotte zur Armierung der Belagerungsbatterien ausgeschifften Kanonen auch einige gezogene Lancaster-Kanonen. Späterhin wurden auch einige Armstrong-Hinterladekanonen eingeschifft; doch blieb bis zur Erbauung der Panzerschiffe 1861 die glatte Granatkanone das Hauptgeschütz der englischen Marine. Die Armstrongkanone gelangte auch nicht zur allgemeinen Einführung. Das Geschütz der englischen Marine war 1870 ein gezogener Vorderlader, das Woolwich-Geschütz. Die Amerikaner hatten im Laufe des Sezessionskrieges verschiedenartige Geschütze im Gebrauch. Nach beendetem Kriege wurde der glatte Vorderlader von ungewöhnlich grossem Kaliber das anerkannte Marinegeschütz und bestand dieser Zustand bis lange nach 1870.

In der preussischen Marine, späteren norddeutschen Bundesflotte, waren nacheinander gezogene Geschütze mit Kolbenverschluss, solche mit Doppelteilverschluss und schliesslich Kruppsche Geschütze eingeführt worden. Im Jahre 1870 waren neben diesen noch viele glatte Kanonen vorhanden. Es waren zu dieser Zeit auf den Panzerfregatten Kruppsche Geschütze, auf den Kanonenbooten Geschütze mit Kolbenverschluss, sowie auch achtundsechzigpfündige Bombenkanonen. Die Fregatten und Korvetten hatten teilweise noch glatte Kanonen und das neugekaufte Linienschiff „Renown" erhielt während der Dauer des Krieges eine volle Armierung solcher Geschütze.

In der Zeit von 1854 bis 1870 entstand ein neues Seekriegsmittel, die Seemine, in der ersten Zeit und bis zur Erfindung der Fischtorpedos auch Torpedo genannt. Zweck der Seemine war, den Eingang der Häfen für den Feind zu versperren und besonders denselben im Schussbereich der

Hafenbefestigungen festzuhalten. Seeminen sind Hohlkörper mit Sprengstoff gefüllt. Sie liegen entweder in flachem Wasser auf dem Meeresboden oder schweben verankert unter der Wasseroberfläche, werden entweder auf elektrischem Wege vom Land aus zur Explosion gebracht, wenn sie unter einem feindlichen Schiffe sind, oder detonieren automatisch bei Berührung mit einem Schiffsboden. Zur Sperrung eines Fahrwassers werden mehrere Reihen Minen so nebeneinander gelegt, dass ein Schiff nicht durchfahren kann, ohne eine derselben zu berühren. Für die eigenen Schiffe wird eine, meistens in wirksamstem Feuer der Hafenbefestigungen liegende enge Durchfahrtsöffnung gelassen.

Seeminen wurden zuerst von den Russen im Krimkriege benutzt. Sie waren klein und hatten eine schwache Ladung. Der kleine französische Dampfer „Merlin" von 6 Kanonen kam einer Sperre zu nahe und wurde durch die Explosion dreier Minen so stark erschüttert, dass Gläser und Essgeschirr zerbrachen, aber nicht ernstlich beschädigt. Der englische Kontre-Admiral Seymour liess sich eine aufgefundene Mine an Deck bringen, um die ihm neue Waffe kennen zu lernen. Die Mine detonierte unter seinen Händen und verwundete mehrere Umstehende. Verluste an Schiffen oder Menschenleben sind den Verbündeten durch die feindlichen Minen nicht verursacht worden. Im amerikanischen Sezessionskriege wurden weitere Erfahrungen mit der Seemine gemacht. Im ganzen wurden 30 Fahrzeuge meistens im Flusskriege mit diesen zum Sinken gebracht. Sehr gross ist die moralische Wirkung der Seemine; häufig hat sie feindliche Angriffe von Seebefestigungen fern gehalten. Der einzige Admiral, welcher jemals bewusst eine Minesperre mit dem klassischen Ausdruck „Damm the torpedoes" überfuhr, der Admiral Farragut, erreichte seinen Zweck mit dem alleinigen Verlust eines Panzerfahrzeugs, des Monitors „Tecumseh".

In diesem Falle sollen die Seeminen durch den langen Aufenthalt unter Wasser minderwertig geworden sein, was auch von den im spanisch-amerikanischen Kriege verwendeten gesagt wird.

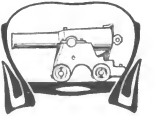
Auch das unterseeische Boot kann, da schon ein Schiff durch dasselbe zum Sinken gebracht worden ist, als Marinewaffe gelten. Seine Geschichte ist kurz. 1812 versuchte ein unterseeisches Boot das englische Kriegsschiff „Ramillies" anzubohren. Wegen Mangels an Luft musste die Bootsbesatzung die beinah vollendete Arbeit aufgehen. 1864 bemerkte das verankerte Vereinigte Staatenschiff „Wabash" ein untergetauchtes Fahrzeug in seiner Nähe. Das Kriegsschiff ging unter Dampf, eröffnete sein Feuer und der unbekannt gebliebene Angreifer wurde nicht wiedergesehen. In demselben Jahre wurde das Panzerschiff „New Ironsides" durch ein unterseeisches Boot mit einem Spierentorpedo angegriffen. Der Sprengkörper explodierte, erschütterte das Schiff, brach einem Mann der Besatzung ein Bein, aber that keinen weiteren Schaden. Ein Mann des angreifenden Fahrzeugs rettete sich auf das feindliche Schiff. Das Schiff „Housatonic" allein wurde durch unterseeischen Bootsangriff zum Sinken gebracht. Der Angreifer sank mit der ganzen Besatzung daneben.

Spierentorpedos waren Sprengkörper, welche an langen Stangen befestigt, durch Boote an das feindliche Schiff herangefahren und zur Explosion gebracht wurden. Am 26. Oktober 1864 brachte der amerikanische Leutnant Cushing das Panzerschiff „Albemarle" durch einen Spierentorpedo zum Sinken.

Im Kriege 1870/71 kamen wenige der bis jetzt beschriebenen Seekriegsmittel in Gebrauch. Die kleine norddeutsche Flotte musste sich gegen die grosse Übermacht auf die Defensive beschränken und wurde nicht ernstlich angegriffen. Nur dem Kanonenboot „Meteor" wurde es vergönnt, sich im offenen Kampfe vor Havanna mit einem ebenbürtigen Gegner dem Aviso „Bouvet" zu messen. Die Fahrzeuge stiessen aneinander. Zum letzten mal erscholl damals, einem geachteten Feind gegenüber das Kommando: „Klar zum Entern!"

Die tropische Sonne beleuchtete noch einmal blank gezogene Entermesser und geschwungene Enterbeile. Doch an der Seite der althistorischen Waffen bemerkte man nun auch solche, welche entschieden den Charakter der neuen Zeit zeigten: die Kohlenstaub bedeckten Gestalten einiger der Maschine entstiegenen Heizer schwangen kampfbegierig Feuereisen und Kohlenhammer. Von Chassepotkugeln getroffen stürzten drei Mann an Deck und die Granate einer gezogenen Kanone veranlasste den kampfunfähig gewordenen Feind, den Schutz neutralen Wassers zu suchen.

Kurz nach beendetem Kriege wurden die Enterwaffen eingezogen und als Ersatz für alle erhielt die Marine das Infanteriegewehr M. 71 nebst Seitengewehr.





Die Waffen der Auktion Thewalt-Köln. Zu Köln a. R. ist in den Tagen vom 4. bis 14. November 1903 eine gewaltige Schlacht geschlagen worden: Die Sammlung des Bürgermeisters Karl Thewalt kam zur Versteigerung, eines Mannes, der als ebenso eifriger und glücklicher, wie kenntnisreicher Sammler galt. Thewalt hatte seit vielen Jahrzehnten Altertümer aller Art, in ihrer Hauptsache der Renaissance angehörig, zusammengetragen. Mehr als 21300 Nummern umfasste der geschickt abgefasste und reich illustrierte Auktionskatalog, darunter auch eine stattliche Zahl Waffen. Hohe Einzelpreise wurden erzielt: mehr als eine Million Mark ergab das Ganze. Für den Auktionator, Herrn P. Hanstein, bedeutet diese Auktion einen grossen Erfolg; ob auch in den Augen der Erben wollen wir dahingestellt sein lassen, denn diese hatten, anscheinend auf ein noch wesentlich höheres Resultat rechnend, schon vor Jahresfrist einen Kaufpreis von einer Million zurückgewiesen.

Wenn nicht alle Erwartungen ganz erfüllt worden sein sollten, so dürfte das allerdings mit dem Umstand zusammenhängen, dass, mehr als man allgemein angenommen, Echtes mit Falschem durchsetzt war. Vieles entpuppte sich bei näherer Besichtigung als minderwertig, vieles wenn nicht als falsch, so doch in sehr vielen Fällen als „embelliert", „künstlich verschönert", hier durch Nachgravierung, dort durch Nachvergoldung und wieder anderswo durch Anfügung alter und neuer Zierteile. Das fand aber in der Auktion seinen Ausdruck in der Wirkung auf die Käufer. Denn die Falsifikate drückten sehr auf die Preise der echten Gegenstände und es machte sich unter dem Eindrucke jener ein bald berechtigtes, bald unberechtigtes Gefühl der Unsicherheit bemerkbar. Das trat besonders bei den Waffen unverkennbar in die Erscheinung. Freilich kam hier erschwerend hinzu, dass die Mehrzahl der anwesenden Sammler und Museumsdirektoren ihre Kredite bereits erschöpft hatten, dass man des langen Sitzens, Hoffens und Harrens müde war und das Ende herbeisehnte. Und so begann sich hier denn auch mehr als vorher der Einfluss der verschiedenen „Händlerkippen" fühlbar zu machen. Besonders billig kamen die Waffen trotzdem nicht, teils weil neben Minderwertigem eben dort auch viel Gutes und sehr Gutes vorhanden war, teils weil mehrere speziell zu den Waffen gekommene Käufer hier mit frischen Mitteln und mit noch ungeschwächter Kraft einsetzten. Aus Berlin war E. von Ubisch, aus Paris der Waffenhändler Bachereau neu auf dem Plane erschienen. Von deutschen Museen beteiligten sich am Bieten und Kaufen bei den Waffen ausserdem das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg (von Bezold), das Kölner Kunstgewerbemuseum (von Falke), das Hamburger Museum für Kunst und Industrie (Brinckmann), das städtische Museum Dortmund (Baum) und andere. Unter den Händlern waren Bachereau-Paris, Boehler-München, Bossard-Luzern, Bourgeois-Köln und Fröschels-Berlin die hervorragendsten und meist recht glückliche Käufer.

Thewalt war ein Sammler, dessen Neigungen weniger nach der historischen Seite der Sache, als nach der künstlerischen und kunstgewerblichen Richtung gingen. Wie in den anderen Teilen seiner Sammlung kam das auch bei seinen Waffen zum Ausdruck. Ihn reizten vor allem schön verzierte Waffen, weniger die Waffe als solche, als ihr künstlerischer Schmuck. So fehlten denn die einfachen strengen Waffen der Gotik fast gänzlich; sie waren nur insoweit vertreten, als sie sich durch Verzierung auszeichneten. In der Hauptsache hatte Thewalt Prunkwaffen der Renaissance gesammelt, auf denen sich Eisenschnitt, Treibarbeit, Ätzmalerei und Gravierung studieren liessen. Unter den Helmen befand sich ein guter geätzter, schwarz belegter Morion der Kölner Fassbinderzunft, mit deren Wappen und im Innern noch das alte Kopfpolster tragend (Nr. 1576); das Germanische Museum erwarb ihn um den billigen Preis von 800 M. Ein sächsischer Morion mit Nürnberger Marke und geätzter und vergoldeter Darstellung des Mucius Scävola, mit dem sächsischen Wappen und vergoldeten Bronzelöwenköpfen als Nietkopfzier (Nr. 1577) brachte 1000 Mk. Sehr billig war auch die Bourguignote (Nr. 1573), zwar mit fehlenden Wangenklappen, aber von ungewöhnlich edler Treibarbeit, die 1210 Mk. erzielte. Billig war auch der Maximilianische Helm (Nr. 1570), mit 310 Mk., dagegen war Nr. 1569, Visierhelm mit Strickwulst, weil grossenteils und schlecht ergänzt, mit 215 Mk. reichlich bezahlt. Die beiden geätzten Rundschilde Nr. 1583 und 1584 brachten 1000 resp. 610 Mk. Nr. 1579 war ein geätzter Rückenharnisch mit Landsknechtsdarstellung und der Signatur „HANS · HOVN ·", ehemalige Sammlung Berthold, brachte 860 Mk., der geätzte Brustharnisch Nr. 1578 ging um 1050 Mk. nach Paris.

Ein vorzügliches Stück war auch das alte geätzte Turnier-Schulterverstärkungsstück Nr. 1581, das mit 1520 Mk. wegging.

Das gotische Schwert Nr. 1596 (mit ergänztem Griff) erzielte 600 Mk., das, vielleicht schweizerische, Reiterschwert Nr. 1597, 1110 Mk., die stark ergänzten Landsknechtsschwerter Nr. 1598 390 Mk., Nr. 1599 720 Mk.

Von den übrigen Schwertern trugen einzelne bemerkenswerte Aufschriften, die aus dem Katalog ersichtlich sind (z. B. Nrn. 1606, 1614 und 1620).

Die Ochsenzungen, meist mit schönen geätzten Klingen, einzelne Griffe aber ergänzt, brachten Nr. 1608: 2640 Mk., 1609: 4100 Mk. (letztere mit alter Lederscheide) 1649: 2000 Mk. und 1650: 970 Mk.

Von den Degen, worunter sehr schön verzierte Exemplare, erzielten Nrn. 1613: 1000 Mk., 1616: 520 Mk., das Solinger Jagdschwert des Erzherzogs Franz Sigismund (1630—1665), Nr. 1623: 405 Mk., ein anderer Jagddegen Nr. 1624: 460 Mk.

Den Glanzpunkt der Thewaltschen Waffen bildeten die Dolche, von denen sowohl gotische als spätere in wundervollen Exemplaren vorhanden waren. Schon die einfachen Exemplare Nr. 1628 und 1629 brachten 305 und 200 Mk.; dann kam der Dolch Philipps des Guten

von Burgund, Nr. 1630, silbergefasster Walrossgriff mit vergoldeter Klinge mit geätzten Devisen, der mit 5000 Mk. von Vacano-Köln für einen Kölner Sammler gekauft worden sein soll. Der vorzügliche englische Dolch Nr. 1632 mit Ebenholzgriff und Lederscheide, Anfang des 16. Jahrhunderts, ging um 4000 Mk., zusammen mit Nr. 1631, durch Harding nach England. Hohe Preise erzielten auch die **Schweizerdolche**, Nr. 1633, Tells Apfelschuss 1850 Mk., Nr. 1634, Scheide, mit der Tochter Zephthas 1090 Mk., 1634a späterer Guss, 305 Mk., Nr. 1635, gutes Exemplar mit Pyramus und Thisbe, der Griff restauriert, 2950 Mk. Der Dolch Nr. 1636 mit silbernem Griff und Scheide, deutsch, nicht „schweizerisch", ergab 2750 Mk., der mit silbernem, grün emailliertem Griff Nr. 1637: 2700 Mk. Der wundervolle Ohrendolch Nr. 1643, ciseliert, graviert und vergoldet, noch Ende des 15. Jahrhunderts, erzielte 3050 Mk. Der Dolch Nr. 1656, mit Faustrohr kombiniert, deutsche Arbeit vom Ende des 16. Jahrhunderts, ging um 3000 Mk. ab, die übrigen Dolche variierten zwischen 50 und 500 Mk., je nach Qualität und Authenticität. Sehr billig gingen die eingelegten Gewehre und Pistolen weg, durchschnittlich zwischen 500 und 1000 Mk. das Stück.

Die Einzelpreise sind folgende (der Katalog dürfte in aller Hände sein):

1569: 215 Mk. 1570: 310 Mk. 1571: 400 Mk. 1572: 400 M. 1573: 1210 M. 1574: 810 M. 1575: 275 M. 1576: 800 M. 1577: 1000 M. 1578: 1050 M. 1579: 860 M. 1580: 160 M. 1581: 1520 M. 1582: 110 Mk. 1583: 1000 M. 1584: 610 M. 1585: 200 M. 1586—1589: 121 M. 1590 bis 91: 41 M. 1592—94: 230 M. 1595: 30 M. 1596: 600 M. 1597: 1110 M. 1598: 390 M. 1599: 720 M. 1600: 520 M. 1601: 900 M. 1602: 150 M. 1603: 140 M. 1604: 510 M. 1605: 131 M. 1606: 125 M. 1607: 655 M. 1608: 2040 M. 1609: 4100 M. 1610—11: 150 M. 1612: 21 M. 1613: 1000 M. 1614: 4200 M. 1615: 140 M. 1616: 520 M. 1617: 100 M. 1618: 150 M. 1619: 52 M. 1620: 210 M. 1621: 125 M. 1622: 50 M. 1623: 405 M. 1624: 460 M. 1625—27: zusammen 105 M. 1628: 305 M. 1629: 260 M. 1630: 5000 M. 1631—32: 4000 M. 1633: 1850 M. 1634: 1090 M. 1634a: 305 M. 1635: 2950 M. 1636: 2750 M. 1637: 2700 M. 1638: 125 M. 1639: 50 M. 1640: 500 M. 1641: 65 M. 1642: 310 M. 1643: 3050 M. 1644: 180 M. 1645—46: 210 M. 1647—48: 245 M. 1649: 2000 M. 1650: 970 M. 1651: 800 M. 1652: 610 M. 1653: 350 M. 1654: 800 M. 1655: 41 M. 1656: 3000 M. 1657: 820 M. 1658: 100 M. 1659: 510 M. 1660—61: 300 M. 1662—63: 60 M. 1664—65: 270 M. 1666—67: 270 M. 1668—71: 215 M. 1672: 120 M. 1673: 510 M. 1674: 500 M. 1675: 400 M. 1676: 300 M. 1677: 430 M. 1678: 370 M. 1679: 250 M. 1680: 300 M. 1681: 570 M. 1682: 520 M. 1683: 700 M. 1684: 770 M. 1685: 580 M. 1686: 580 M. 1687: 450 M. 1688: 500 M. 1689: 510 M. 1690: 700 M. 1691: 1150 M. 1692: 570 M. 1693: 390 M. 1694: 310 M. 1695: 70 M. 1696: 760 M. 1697: 300 M. 1698: 300 M. 1699: 360 M. 1700: 1200 M. 1701: 95 M. 1702: 200 M. 1703: 220 M. 1704: 40 M. 1705: 110 M. 1706: 75 M. 1707: 33 M. 1708: 100 M. 1709: 300 M. 1710: 360 M. 1711: 120 M. 1712: 60 M. 1713: 380 M. 1714: 86 M. 1715: 700 M. 1716: 300 M. 1717: 145 M. 1718: 250 M. 1719: 115 M. 1720: 50 M.

Von übrigem Zubehör seien noch erwähnt:

1742—1744: drei Zündkrautflaschen mit 590 M. 1752 und 1753, zwei Radschlösser in Eisenschnitt 141 M. Nr. 1757 Dubioses Jagdhorn in Silbermontur 1050 M. und 1763 Patronengürtel mit grün bezogenen Kartuschen 70 M.

Sehr teuer, jedes auf viele 100 M., kamen einzelne hervorragend schön in Eisen geschnittene Schnapphahnschlösser, welche unter die Eisenarbeiten eingereiht waren, sehr teuer auch gotische Gürtelteile. Eine gotische silberne Gürtelschliesse mit Hirschen und Jagdhund auf grünem Email musste ich mit 1200 M. bezahlen, zwei Glieder eines gotischen Gürtels erreichten gar 11000 M. Vergleicht man die Resultate der Auktion Thewalt mit denen der Waffenauktionen der letztvergangenen Jahre, so ist eine abermals gewaltige Preissteigerung für Gutes, Bestes und Seltenstes zu konstatieren. Freilich muss dabei nicht vergessen werden, dass die Waffenauktionen der letzten Jahre wenig Erfreuliches boten oder, wie z. B. bei den Zschilleschen Waffen, ganz ungenügende Vorbereitungen getroffen worden waren. R. Forrer.

Zur Etymologie des Wortes Armbrust. In dieser Zeitschrift ist des öfteren von der Form und der Etymologie des Wortes Armbrust die Rede gewesen. Zuletzt bekämpfte M. von Erenthal (vgl. Band II, S. 453) die Ableitung des Wortes von arcubalista. Er führte die Silbe „rust" auf „Rüstung" = Gerüst zurück, indem er auf den heute noch nicht erloschenen Gebrauch dieses Wortes für Armbrust hinwies, und leitete die erste Silbe von arbrier = Säule ab. „Säule" aber ist der technische Ausdruck für den Schaft der Armbrust.

Ich glaube, dass diese mir zunächst als annehmbar erscheinende Erklärung nur zum Teil sich halten lässt. Auch ich bin der Ansicht, dass in „rust" das Wort Rüstung steckt. Rüstung aber bezeichnet ursprünglich nur den Schaft, und erst allmählich wandte der Sprachgebrauch — pars pro toto — das Wort auf die ganze Waffe an. Wir hätten also, wollten wir auch an der Zurückführung der ersten Silbe auf arbrier festhalten, denselben Begriff in demselben Wort zweimal auf verschiedene Art ausgedrückt. Das aber ist aller Sprachbildung entgegen.

Ich sehe vielmehr in der ersten Silbe des Wortes die indogermanische Wurzel „ar", von der Jähns in seiner „Geschichte der Trutzwaffen" (S. 306) sagt, dass sie „Bogen" in jedem Sinne bedeuten müsse. Wer weiter nachschlagen mag, wird auch in August Ficks vergleichendem Wörterbuch der indogermanischen Sprachen dafür Belege finden. Ist meine Annahme richtig, so **bedeutet das Wort Armbrust also einen Bogen mit einem Schaft**, und wir hätten damit wieder einmal einen Beweis, welch' hohe Wichtigkeit der Sprache für die Entwicklungsgeschichte beizumessen ist. Denn der bedeutungsvolle Fortschritt vom Bogen zur Armbrust bestand, wie Jähns in dem angeführten Werke (S. 332) mit Recht sagt, darin, dass „eine Rast für den Pfeil geschaffen wurde, welche es dem Schützen erleichterte, ihn im Augenblicke der Spannung in seiner Lage zu erhalten, und dann begriff man offenbar bald, dass ein solches Pfeillager zugleich dem ganzen Bogen ein stärkeres Widerlager sicherte, als es der blosse Arm bot, und es daher auch gestattete, grössere Anforderungen an die Federkraft der Waffe zu stellen. Zugleich bot sich

die Möglichkeit, Zielvorrichtungen anzubringen und damit einen der grössten Mängel des alten Bogens zu beseitigen". Für die neue Waffe suchte man nun einen neuen Ausdruck, der ihre Vorzüge recht ins Licht stellen sollte, man sprach also von einem Bogen mit einem Schaft, einem zugerüsteten Bogen. Wann das geschah, lässt sich bei dem hohen Alter beider in Betracht kommenden Waffen nicht sagen, wie uns auch der Einblick in die Wandlungen des Wortes von den Anfängen bis zur endgültigen Form nicht mehr möglich ist. Da aber mein Deutungsversuch auch der Sache gerecht wird, was bei den übrigen nicht der Fall war, so glaube ich an seine Richtigkeit. Koetschau.

Die Eidechse auf Maulkörben und Ross-Stirnen. Boeheim bezeichnet in seinem „Handbuch der Waffenkunde" (S. 197) die auf Pferde-Maulkörben und Ross-stirnen häufig vorkommende Eidechse als „ein Symbol unschuldiger Gewandheit". Ich gestehe, dass ich mir bei dieser Erklärung, die auch sprachlich missglückt ist, wenig denken kann. Man sieht alsbald, dass die Anschauung unserer Tage, welche der Eidechse diese beiden Eigenschaften wohl zuweisen mag, dem Forscher auf seine Frage nach der Bedeutung des Tierchens an diesen Stellen die Antwort finden half. Das ist aber fast immer von Übel, wenn es sich um die Vergangenheit handelt. Denn die ikonographische Untersuchung kann nur dann sichere Ergebnisse haben, wenn sie aus den gleichzeitigen Kulturäusserungen, also vor allem aus den gleichzeitigen Schriftquellen ihre Hilfsmittel schöpft.

Bei der Darstellung von Tieren wird man nun immer gut thun, auf den „Physiologus" zurückzugreifen. Dieses seiner Zeit weit verbreitete Buch stellt das zoologische Wissen des Mittelalters dar und setzt es, die Eigenschaften der Tiere symbolisch deutend, in engste Beziehung zu der christlichen Heilslehre.[1]) Wie nachhaltig sein Einfluss war, beweist, dass ein so erleuchteter und seiner Zeit weit vorausschreitender Denker wie Lionardo da Vinci sich noch eifrig mit seinem Inhalte beschäftigte[2]), und wenn auch die christliche Tendenz mehr und mehr zurücktrat, Spuren dieser mittelalterlichen Zoologie lassen sich auch noch in den neueren Jahrhunderten nachweisen. Der fabelhafte Phönix mit seinen wunderbaren Eigenschaften ist uns ja noch heute ein geläufiger Begriff.

Von der Eidechse weiss uns nun der „Physiologus" zu berichten, dass sie in ihrem Alter erblinde. Sie suche dann eine gegen Osten gerichtete Mauer auf und strecke aus einer Spalte derselben der aufgehenden Sonne den Kopf entgegen, damit deren mildthätige Strahlen ihr das Augenlicht wieder schenkten. Die hauptsächliche Vorstellung also ist die von der Erblindung des Tieres und von seiner glücklichen Heilung. Beachtet man nun, dass die Eidechse am Rosszeug immer in der Nähe der Augen angebracht ist und dass sie an ihrem Platze fast wie ein antikes Apotropaion wirkt, so dürfte der Schluss wohl berechtigt sein, dass die Eidechse am Rosszeug eine Art Talisman vorstellt, der seinen Träger vor einem so grossen Unglück wie der Erblindung, dem ja auch er gerade im Alter besonders ausgesetzt ist, bewahren soll. Es wäre, was ich nicht habe ermitteln können, von Wert zu wissen, ob bei unseren Fuhrleuten, die oft noch so voller Aberglauben stecken, etwa die Anschauung dieser Beziehungen zwischen Eidechse und Pferd sich erhalten hat. Koetschau.

1) Vgl. Friedrich Lauchert, Geschichte des Physiologus. Strassburg 1889.

2) Anton Springer, Physiologus des Lionardo da Vinci, in den Sitzungsberichten der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1884).

Bei **Budapest** wurde in der Donau eine 32 cm lange, 12 cm Durchmesser haltende Hinterladerkammer eines gotischen Kammergeschützes gefunden. Sie ist in Bronze gegossen und datiert ihrer Form nach aus den ersten Zeiten des Königs Matthias Corvinus (1457—1490). R. Forrer.



Early ordnance in Europe, by Robert Coltman Clephan. Newcastle-upon-Tyne and London, Andrew Reid & Comp. 1903.

Diese vortreffliche, in der Hauptsache den Stoff bis zum Ende des 16. Jahrhunderts verfolgende Studie unseres als Forscher und Sammler so unermüdlichen Mitgliedes sei uns als Fortsetzung und organische Weiterentwicklung der Notes on roman and medieval military engines[1]) hochwillkommen. Nach einer kurzen, treffenden Betrachtung über die durch Pulver und Feuerwaffen herbeigeführten Umwälzungen in der Geschichte, giebt der Verfasser zunächst unter Heranziehung einer sehr reichhaltigen Litteratur aus allen für den Stoff in Frage kommenden Ländern einen Überblick über die vorhandenen Nachrichten betreffs der Verwendung von Geschützen seit dem 14. Jahrhundert. Zur Veranschaulichung der Entwickelung des Geschützwesens sind nun in einer Reihe von Abbildungen typische Formen der hauptsächlichen Geschützarten aus verschiedenen Ländern und Zeiten dargestellt, und trotz der geringen Zahl dieser Illustrationen ist es dem Verfasser doch gelungen, ein völlig abgerundetes Bild zu geben. Als ganz besonders glücklich gelungen möchte man die Auswahl dieser Abbildungen schon aus dem Grunde bezeichnen, weil die so wichtige und gleichwohl manchmal recht stiefmütterlich behandelte Art der Laffetierung in jedem einzelnen Falle vortrefflich veranschaulicht ist. Es sei, dies betreffend, besonders auf folgende Figuren verwiesen: A. Geschutz von 1390 (Belagerung von Tunis); C. Serpentine aus dem Musée de la Porte de Hal in Brüssel; Tafel III, Feldschlange aus der Schlacht von Granson, letztere beiden auch wegen der Richtvorrichtung bemerkenswert; Tafel IV, Kanone von Murten etc. Auch die Frage der Vorder- und Hinterladung und des Verschlusses der Hinterlader ist berücksichtigt, so in Fig. B und F. Die Illustrationen sind teilweise schon bekannt, teilweise aber sind wertvolle Darstellungen, wie Tafel III. und Fig. D., speziell für das Werk hergestellt worden. Der Verfasser giebt ferner, zum Teil in Tabellenform, Übersichten über die verschiedensten Fragen und Probleme der damaligen Waffenindustrie, wie Rohrlänge, Rohrgewicht, Kaliber, Ladung, Geschosse, Herstellungsart, Verwendungsweise und Benennung der verschiedensten Geschützarten aller irgend militärisch wichtigen Länder jener Jahrhunderte nach den besten deutschen, englischen, französischen, niederländischen,

1) Band II, S. 453 unserer Zeitschrift.

schweizer u. a. Quellen. Es sei endlich noch erwähnt, dass der Verfasser mit grosser Hingabe wohl alle englischen und, dem Titel seines Werkes entsprechend, eine sehr beträchtliche Anzahl nichtenglischer Sammlungen durchforscht und mit kluger Massigung und vorsichtiger Auswahl seinem Zwecke dienstbar gemacht hat.

Das Ganze giebt auf engem Raum eine beträchtliche Fülle wertvollen Stoffes und im Interesse unserer Wissenschaft steht nur zu hoffen, dass der Verfasser uns noch zahlreiche Arbeiten der Art schenkt.

Meyer,
Hauptmann und Kompagnie-Chef im Inf.-Reg. 179.

In dem soeben ausgegebenen Hohenzollern-Jahrbuch 1903 ist erschienen:

Eine Büchse des Grossen Kurfürsten von **Karl Koetschau.** Mit 1 Tafel und 10 Textabbildungen. Da an dieser Stelle hierüber nicht berichtet werden kann, sei für diejenigen, welche sich mit Handfeuerwaffen beschäftigen, bemerkt, dass der Aufsatz die im Ehrenthalschen Führer durch das Kgl. Hist. Museum auf S. 230 unter Nr. 462 angeführte Büchse, insbesondere ihren merkwürdigen Schlossmechanismus behandelt.



Neu dem Verein beigetreten sind:

Crell, Otto, Fabrikbesitzer und Leutnant d. Res., Düsseldorf, Duisburgerstr. 118.

Deiss, Leutnant im Inf.-Reg. Nr. 138, Strassburg i. E., Steinwallstr. 70 I.

Franz, Oberleutnant im Kgl. sächs. 11. Infanterie Regt. Nr. 139, Gross-Bauchlitz bei Döbeln, Villa Selma.

Landgraf, Oberleutnant im 12. Inf.-Reg. Nr. 177, kommandiert zur Munitionsfabrik, Dresdan-N., Nordstr. 15.

Saupe, Stadtrat, Döbeln, Bahnhofstr.

Frau **Louise Schulz,** geb. Preuss, Gross-Lichterfelde O., Bahnhofstr. 3.

Sterzel, Carl, Fabrikbesitzer und Oberleutnant d. Res., Berlin S.W., Wilhelmstr. 128.

Strachler, Hauptmann bei der Inspektion der technischen Institute der Infanterie, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 30.

Veränderungen:

Oberstleutnant z. D. Schreiter, Dresden, und k. k. Oberstleutnant Sixl, Kaschau, sind zu Obersten befördert worden.

k. k. Leutnant Nagele, Smichow, ist zur Kriegsschule nach Wien kommandiert.

Der Name Kurster (vgl. Heft 3) ist in Wurster zu verbessern.

Hauptversammlung des „Vereins für historische Waffenkunde" im Jahre 1904 in Zürich.

Für die Züricher Hauptversammlung im Sommer 1904 ist, nach Vereinbarung mit den Züricher Mitgliedern des Vereins, vorläufig eine noch näher zu bestimmende Reihe von Tagen zwischen dem 1. und dem 15. Juni in Aussicht genommen. Programm und Tagesordnung der Hauptversammlung werden in dem 6. Hefte der Vereinszeitschrift, im April 1904, bekannt gemacht, ausserdem nachher noch jedem einzelnen Mitgliede des Vereins besonders zugesandt werden.

Der geschäftsführende Ausschuss.
I. A.:
Dr. Stephan Kekulé von Stradonitz,
1. Schriftführer.

Die Herren Mitglieder werden darauf hingewiesen, dass nach § 4 der Satzungen die Jahresbeiträge im Laufe des Monats Januar zu zahlen sind. Der Herr Schatzmeister ist nach § 14 verpflichtet, die bis Ende Februar nicht eingegangenen Beiträge durch Postnachnahme oder auf eine andere ihm geeignet scheinende Art einzuziehen. Damit Zeit und Kosten gespart werden, wird schon jetzt höflichst ersucht, die rechtzeitige Einzahlung mittelst Postanweisung bewirken zu wollen.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

The Wallace Collection of Arms and Armour

by **Robert Coltman Clephan**, F. S. A., F. S. A. Scot.

A Vice-President of the Society of Antiquaries of Newcastle upon Tyne.

I.

This collection is very important, though it cannot compare in extent, range and historic interest with the great national armouries at Vienna, Madrid, Dresden, Paris, Turin, Munich, Nuremberg and Berlin. It has been brought together mainly through the instrumentality of the late Sir Richard Wallace, Bart., whose fine taste is in evidence throughout. Most of the more important collections of recent times, such as the Debruge, the Meyrick, the Nieuwerkerke, and the Spitzer have been largely drawn upon by Sir Richard in his labour of love: and the entire collection has been bequeathed by his widow, Lady Wallace, to the British nation. It is displayed at Hertford House, Manchester Square, London, in four lofty and well-lighted rooms; and it is essentially the collection of a dilettante; having evidently been acquired more with the idea of illustrating the fine work of the great artists and armour-smiths, more especially of the renaissance, rather than the gathering together of the various types and fashions of that remarkable period with a view to any system of chronological succession for instruction or comparison; indeed but little heed has been taken in the present arrangement of the galleries to carry out such an idea, where as complete a sequence as possible of the different styles and periods is of such importance from an educational point of view.

The condition, so often attached to bequests to the nation or to municipalities, viz., to keep a single collection intact and apart, is often unfortunate for the purposes of the student; and it is to be regretted that we cannot have all the old arms and armour belonging to the nation disposed and properly classified in one grand national collection, which would then compare favourably with any of the great armouries of Europe.

This collection comprises twenty cap-a-pie harnesses, two of them on barded horses; und twenty-two demi-suits, besides incomplete suits and separate pieces; and it but imperfectly covers the styles and periods, mainly from the middle of the fifteenth century and extending well into the seventeenth. There is no specimen of tonlet armour (à tonne), that is armour with a deep skirt of taces (lamboys or bases), working on sliding rivets,[1]) so as to move upwards and downwards like a Venetian blind, a style modelled in imitation of the folds of the cloth bases; a fashion of dress greatly prevailing after about 1506, as shown in the Triumph of Maximilian.

The collection is especially remarkable for the large proportion of enriched specimens of a highly artistic character; exhibiting most of the leading types of ornamentation; such as engraving by hand; manipulation through the agency of aquafortis; and repoussé work, besides appliqué and damascened.

The collection is rich in swords, some of an early date; most of the examples are what may be termed »pageant« weapons (Prunkwaffen) many of them are demascened in gold, with rich incrustations and figures, some modelled in high relief.

The staffweapons (Stangenwaffen); and the handguns (Handfeuerwaffen) are for the most part »pageant« in character. Among the former are many highly ornate examples from the bodyguards of princes: while the latter are mostly wheel-lock (Radschloss) weapons for the hunting-field; most artistically inlaid with bleached stagshorn, and mother of pearl.

[1]) These are frequently though erroneously termed Almain rivets; the term was applied to the armour for a foot soldier.

The rondaches and other shields (Prunkschilde) are very important.

There are also many other interesting items; but a very important feature of the collection is a case of early helmets; and there are many isolated pieces of enriched armour of great beauty.

Many of the suits bear striking testimony to their having passed through the hands of the dealer: a feature usually present in armour gathered together by many hands, over a comparatively short space of time; and several of the harnesses are made up of pieces originally belonging to other suits.

These notes are necessarily perfunctory in character, as the space at my disposal in your periodical is strictly limited; and for this reason, more especially, I am compelled to devote most of it to the more prominent suits of armour; and I have endeavoured to select for the illustration of each part those examples which exhibit as much as possible a chronological series of the various styles and periods covered by the collection in each room. I may also say that I have been unable to have any of the suits taken down, or to have any of the objects in the cases taken out for close examination, which places me at a considerable disadvantage in the judgment of details; and especially so in regard to the discovery of makers' marks; and the verification of doubtful points.

The collection of Oriental arms and armour in Gallery VIII is rich in late examples of the armourer's craft; but it contains many duplicates, and is far from being in any sense comprehensive.

In Galleries VII, VI and V, devoted to European arms and armour, the more representative suits stand on the floor; many enriched weapons and rare pieces of armour are disposed in cases; while the walls are hung with weapons, and many of the less distinctive suits of armour. Some of the more important harnesses in these galleries will be described somewhat in detail; but the rare examples of arms, and other items, are far too numerous for it to be possible to give more than a mere outline on these pages.

The numbering of the specimens described is that given in the official catalogue, following consecutively from No. 1 in Gallery VII.

I purpose dividing my remarks into three parts; dealing with each of the rooms, devoted to European arms and armour, in turn; beginning with Gallery VII, because the exhibits are generally of an earlier period than those in the other rooms.

G a l l e r y VII. Fighting armour, of the second half of the fifteenth century is here represented in No. 10. No. 21 (Fig. 2) is a fine example of a harness made towards the end of the century, for the form of jousting called the »German Gestech«; No. 46, dates from about the end of the century; furnishing an example of the disc or roundel at the back of the helmet (eine Stielscheibe hinten). Fluted armour (geriffelter Maximiliansharnisch) is represented in No. 56; that of the style towards the middle of the sixteenth century in No. 96; and the series in this room closes with a suit dating from late in the same century, in No. 125. There are many rare swords and staffweapons; besides other interesting features. The bascinets; salades; and armets (Beckenhaube, Schallern, geschlossene Helme) are specially interesting; and lovers of handguns will find many beautiful seventeenth century examples for the hunting field.

N u m b e r 10 is a »Gothic« harness of German origin, of the last quarter of the fifteenth century. The salade, partly restored, is of the true German form. The lower edge of the buffe or mentonnière (Ansteckbart) goes under the breastplate; which has a nearly straight projecting rim running across the top. There is an extra plate on the breastplate; a line runs down its centre, with radiating flutings; and a gusseting goes round the armpits. The taces (Bauchreifen) are in three lames or plates; while the tassets (Beintaschen), with fanlike flutings from top to bottom, consist of the same number. The backplate (Rückenstück) is modern work. The cuissards (Diechlinge) have two laminated strips at the top; while the knee-guards (Kniebuckeln) are attached to the jambs (Beinröhren) by sliding rivets. The espaliers (Achseln) are in six lames; the arm defences (Armzeug) terminating in mitten gauntlets (Hentzen), with pointed cuffs; one of which bears the mark of Adrian Treitz of Muhlau, near Innsbruck; who worked from towards the end of the fifteenth century to about 1517. The brassards for the left arm; the jambs; and sollerets (Schuhen) would appear to be modern work; and indeed the suit, as a whole, exhibits unmistakable signs of having passed through the dealers hands; as is the case with so many suits of the period.

N u m b e r 21 is a German harness for the jousting course known in Germany as D a s d e u t s c h e S t e c h e n, a form of joust which probably goes back as far as the fourteenth century. It was run in the open field or lists without a barrier between the combatants. No leg armour was worn, and the feet were encased in well wadded shoes. The horse ran blindfold so that it did not flinch to one side at the moment of impact, and so disturb the aim of the rider. A cushion stuffed with straw covered the chest. The saddle was without cantle (Rucklehne). The lance was tipped with a coronal; and the shaft, of soft wood, is usually rather heavier than that for the course named S c h a r f r e n n e n: the lance for W e l s c h e G e s t e c h being made much lighter.[2]) A vamplate (Brechschild) retained the lance in position, and protected the arm. There are several varieties of S t e c h e n. The jousting shield (Stechtartsche) of

[2]) If the editor can spare me room I will give some account of other kinds of jousting in Part II.

this harness is held in position by a strap, which buckles on to the great tilting heaume: it is of wood covered with leather and gesso; quadrangular in shape; slightly concave, and emblazoned. The suit bears the Augsburg Guild badge, a pine-apple or fircone, and the letter S with an indistinct bar, or a baton or cross running through it. I have not been able to identify this mark. There is an almost exact counterpart of this suit in an example in the fine collection at Nuremberg, also made at Augsburg, with the year of make 1498, inscribed on the harness; and there are two very similar suits at the Musée d'Artillerie, Paris. The heaume is the usual heavy jousting helm (Stechhelm), and it weighs 20 pounds; the comb is pierced with two holes for the crest, and torse or wreath which encircled its base; the eyelets for fastening on the lining are bordered with laton or latten (Messingarbeit); and the rivets are capped with the same metal. It is one piece with the mentonnière, and is fastened to the breastplate by three screws; while another screw and socket attaches it to the backplate. The back-screw is adjustable for getting the correct line of vision. The helm is very roomy inside, so that the wearer could move his head about freely under the cap and leather lining. When arming, the different pieces are required to be screwed on, one after the other; the jousting shield being adjusted last. The breastplate is globose (kugelbrüstig) and, as is usual in armour for the German joust, the cuirass is flattened on the right side. The lance-rest (Rüsthaken) is in its place; and there is the usual queue (Rasthaken) on the side of the cuirass, a counterpoise for holding the lance in position. There are two holes on the left side for fixing on the jousting shield; and the breastplate is reinforced with the usual heavy plate at the bottom (Magenblech), to which the taces are riveted.


Fig. 1. The Pegs.

The roundels (Schlachtschild) over the armpits are plain and very large, measuring $9^1/_2$ inches across, that on the right side being pierced with a bouche to keep clear of the lance-shaft; and the coudes (Armkacheln) are pointed. The taces are in four heavy plates; and the tuilles (Beintaschen, in einem Stück) are garnished with a ridged figure, like a straight horn, running down the centre. The backplate is in three pieces; and the garde-reins (Gesässreifen) is in five plates. The cuirass is held together by hinged strips of steel, which are pierced for fitting over staples, and are secured by nuts. The espaliers are in five lames; and there are two iron pegs (Pflöcke) standing up diagonally from the shoulders, fixed thereon by brassheaded rivets. These projections are roughly about two inches long by an eighth of an inch wide, squared and topped like a nail. They were perhaps intended for winding round the tassels or jagged ends of the lambrequin or mantling; which usually streamed out from the Stechhelm; or were they possibly for carrying the lance at the shoulder on occasion? Such pegs are also present on the two similar harnesses at Paris, catalogued G 163 and 164. The lance


Fig. 2. Suit No. 21.
Armour for das deutsche Stechen.

arm bears heavy tilting armour, stamped with the Augsburg Guild badge; while on the bridle hand and forearm is a mainefer or heavy jousting gauntlet. The harness is very heavy weighing about 100 pounds, leaving the wearer with little other mobility than the power to couch and aim his lance; it has evidently seen much service, and bears the dints of many jousts. This is the only complete armour of the kind I know of in England.

Number 46 (Fig. 3). This suit is very interesting, and it has a disc or roundel (Stielscheibe) at the back of the helmet (am Nackenstück). An early

instance of this feature is shown in the case of the figure of an armet embossed on a medal of Pandolfo Malatesta, by Pisano, 1445—50; the bevor is strapped on. Others appear on a picture in the National Gallery, London, by Paolo Ucello, who



Fig. 3. Suit Nr. 46. 1490 -1500.

died in 1479, aged 83. Actual examples occur on a helmet in the Castle of Pierrefonds; one with a camail, in the Armeria Reale, Turin; and another at Vienna, on a helmet now with the suit made at the renowed Missaglia workshop, Milan, for King Ferdinand V, of Aragon, surnamed the Catholic. There is an English example on an armet hanging over the tomb of the fourth Earl of Northumberland, in Beverley, Minster, probably dating about the end of the third quarter of the fifteenth century. A burgonet (burgundischer Helm) with a harness that belonged to King Ferdinand I, dating as late as about 1530, bears one of these appendages; as also do several helmets in the Musée d'Artillerie, Paris. Possibly this roundel was originally devised to protect the bevor-strap from being severed by a sword-cut, or a stroke from a battle-axe; still it would only defend it at the back, but could afford no protection at the sides: or it may have acted as a guard for the upper part of the back, before the introduction of the gorget of plate, but as the roundel continued in use after the supersession of the bevor-strap; and also, for a time, after the introduction of the steel gorget, neither of these inferences can be considered as satisfactory — still there are often instances of the continued use of certain forms long after the raison d'être has passed away and been forgotten. There are several helmets with discs shown in the Triumph of Maximilian, with ostrich feathers hanging from them, and perhaps this was one of its uses. This helmet we are discussing shows the original strap, which buckles just below the disc-pin.

The suit (No. 46) is of German origin, and dates from the reign of the Emperor Maximilian I, 1493—1519. Though it has a smooth surface, the general form and style is that of early fluted armour. The helmet is a burgonet; the chin-piece (Kinnreff) opens down the centre, and fastens with a reversible catch. The disc is set on a pin or bar, which projects from the middle of the lower portion of the back of the crown-piece (Scheitelstück). The breastplate is globose, with gussets (ein bewegliches Geschiebe) round the arm-pits, and on it is a lance-rest; the rim of the breast-plate is nearly straight, and projects considerably; while a plain spiked roundel protects the arm-pit on the right side. Near the top of the breast-plate the letter W, surmounted by a crown is engraved; which letter has been observed on other suits, notably those with inscriptions in the Dutch language. Beneath is a scroll with the letters: D. I. D. M. E.; and further down, IHESVS NAZARENVS REX IVDEORVM.

The taces and tassets are combined in eight plates. The pauldrons, which have upper neck-guards (Brechrand), are uneven in size, the left being large. Gauntlets of the mitten type. Coudes with large butterfly wings; sollerets slightly broad-toed.

We can hardly assume that all the pieces of this harness belonged originally to one suit.

Number 46 (Fig. 4). This harnes is fluted, and engraved with twin lines. It is of the type generally known as »Maximilian«, taking its name from the

Emperor Maximilian I; and it dates from the later portion of the reign of that monarch. The Emperor-elect was even more disposed to the pageantry of courts than either of his great contemporaries, Henry VIII of England, or Francis I of France. He took a keen interest in the making of arms and armour, and their fashions, guiding the operations of the great armour-smiths at Nuremberg, Augsburg and Innsbruck; and he very probably introduced fluted armour into Germany after his Italien campaign, in 1496. That he obtained armour-smiths from Italy is shown by a contract, mentioned by Boeheim, made a year before, with the brothers Gabrielle and Francisco de Merate, armour-smiths of Milan, to erect and equip for him a smithy in the town of Arbois, in Burgundy, and to make a certain number of harnesses etc. at fixed prices. The armour worn by Maximilian at Worms in 1495, in a pas d'armes à pied (dem deutschen Fußkampf) with the Burgundian Claude de Vaudrey, bears the monogram m. e. r, surmounted by a crown, the Milan mark of these smiths. The armour, now at Vienna, is mentioned in an old inventory; it exhibits signs of transition, more especially in the form of the sabatons, which are broad-toed.

This form (armatura spigolata) then, like the »Gothic« came from Italy — indeed contemporary Germany called it »Mailänder Harnische« a clear indication of its origin.[3])

The helmet with the suit (No. 56) is an armet; the visor of which exhibits the series of ridges, with intervening slits for air and vision, so characteristic of the period. The breastplate is globose, with lance-rest and gussets; while the roundels over the arm-pits are small and spiked. The inner bend of the elbow joints is furnished with a pliable protection of numerous narrow plates. The cuissards are doubtful. The sollerets are broad-toed (Kuhmäuler).

Number 96 (Fig. 5). In this harness you have an example greatly prevailing about 1535—40. Its charasteristic breastplate shows a salient projection slightly below the middle (Tapulbrust), reproducing in steel the fashion of the civil doublet of the day. There is a lance-rest.

The general scheme of ornamentation is a bordering of embossed overlapping scales of annular form, with intertwined roped margins. The helmet is a burgonet, which probably never went with the suit. It is ridged lengthwise and crosswise, and the comb (Kamm) is serrated; a plume holder is in the centre. A very large umbril projects over the ocularium; while the almost semicircular visor (Visir) is pierced on either side with the figure of a cross, encircled by hearts. The left pauldron is

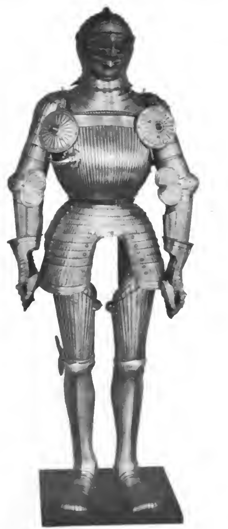


Fig. 4. Suit Nr. 56. Teluted Armour, called „Maximilian".

full, and bears an upper neck-guard, while the other is of espalier form;[4]) and a small spiked

[3]) An excellent paper on this subject was read at our last annual meeting by my friend and colleague Major Max von Ehrenthal; but I regret to say that my knowledge of the German language was insufficient to enable me to follow it as I could have wished.

[4]) The espalier does not appear to have been bored for a fellow upper neck-guard, as is usually the case when one appears on one side only. Upper neck-guards are generally, though quite erroneously, termed pas-guards. The real pas-guard is an elbow guard.

roundel protects the armpit. The coudes converge nearly to a point, and the middles are ornamented with two rows of the annular design. The sol-



Fig. 5. Suit Nr. 96. 1535—40.

lerets are moderately broadtoed. The brayette or cod-piece (Gliedschirm oder Schamkapsel), which is usually missing on armour in England, is present in this case.[1])

Case IV contains a fine series of helmets, well worthy of a longer notice than your space will allow. Two bascinets, one with a dog-nosed visor (Hundsgugel); several salades, among which is one for an Italian archer with a front and holes for vision like a Norman helm. It was acquired from the Meyrick Collection, and bears the monogram of Antonio da Missaglia of Milan. There is an example of an early sixteenth century tilting helm; and two early armets, one of which has been fitted with a camail. The salade No. 200 exhibits the process of evolution towards the visor of Maximilian times. There are also fragments of very early gauntlets of great rarity.

The collection of swords contains many fine and representative weapons, and there are some early examples among them. No. 12 dates probably from the tenth or eleventh century. The pommel (Knauf) is flat, and surmounted by five lobes, perhaps to represent a crown. The grooved blade is $30^1/_4$ inches long by $2^1/_8$ broad. There are at least half a dozen swords of the thirteenth and fourteenth centuries; and some examples of the first half of the fifteenth. Sir Richard Wallace bought several of these swords, together with other arms and armour, from Mr. Spitzer privately, many years ago, for L 73 000. This purchase was in fact the first collection made by Mr. Spitzer. Cinquedeas (Ochsenzunge) are represented by several highly enriched specimens of the fifteenth century. The rapiers are very choice and numerous. Some beautiful examples may be seen in Case I. There are several Ferara inscriptions with the Christian name spelt indifferently Andria and Andrea; and the the surname also is subjected to variations. Some of these blades would appear to be of German make. There are many Scottish blades in existence with Ferara on them spelled in different ways, some indeed marked »Andrewea Ferrara«, with a St. Andrew's Cross; an inscription highly suggestive of their Scottish origin. No. 59 is an example by the Milan sword-smith Antonio Piccinino, father of the celebrated Lucio, the great artist, whose monogram is inscribed on the sumptuous harness of the Prince Bishop of Salzburg, at Munich; and who probably made the beautiful suit now at Vienna for Alessandro Farnese, Duke of Parma. Among the many inscribed blades in the Gallery occur the names »Sahagvm«; »Caino«; »Sebastiano Hernandez«; and Paul Willems of Solingen.

The question of makers' marks on swords is one full of difficulty owing to the fact of renowned names having been inscribed on blades made by peoples of other nationalities; but many of these piracies were hardly forgeries in the sense of there

[1]) I see that the illustration does not give the brayette, which I find has been removed since I last saw the suit. Some ultra sensitive people had been remarking on its indelicacy. It is now hanging on the wall upside down!

being any intention to deceive; but they rather, in course of time, came to represent a certain standard of quality. Solingen smiths adopted the running wolf of Passau; and the mark was used by sword-smiths near Newcastle-upon-Tyne as late typical of its class, and it bears some historic data on its face, which is always valuable. Sir Samuel Rush Meyrick F. S. A. describes it as having been presented to Wolfgang Wilhelm, Count Palatine of



Fig. 6. Sword Nr. 160.



Fig. 7. Sword Nr. 160. Reverse Side.

as the end of the eighteenth century. Several sword-smiths were brought from Bavaria for these works — I had a descendant of one of them named Rupertsberg in my service.

No. 160 (Fig. 6 u. 7) is a sword in Case 1 decidedly the Rhine, by Philip III. of Spain. It is figured by Mr. Joseph Skelton F. S. A. in his Illustrations of the Arms and Armour, at Goodrich Court, Hertfordshire, Vol. 11, plate CVI. The pommel (Knauf) is somewhat oviform, and decorated

with floriations and scrolls of a rather conventional design; the knuckle-bow joins it and coalesces with the opposite quillon across the base of the blade. The quillon curves towards the blade, and its extremity, as well as that of the knuckle-bow, is garnished with the heads of grotesque dolphins; and the pas d'âne guard is ornamented on the same lines. The length of the three-ridged blade is $35^1/_2$ inches; and on it T. R. fecit Solingen is engraved, together with portraits of the king and Wolfgang Wilhelm, besides several texts.

The collection of sixteenth and seventeenth century swords is remarkable for the rich character of the specimens. There are many examples of the hand and a half grip type (Anderthalbhand), a compromise between the heavy Zweihänder and the ordinary fighting weapon. They are called »bastards« by old English writers.

Daggers (Degen) are not numerous in this gallery — there are several of the Landsknecht variety; and the cinquedeas already mentioned.

Like the rest of the collection the staffweapons (Stangenwaffen) have been acquired more for their fine form and embellishments, rather than with any idea of showing the process of evolution. They are mostly pageant weapons, and most ornate, many of them being specimens used by the bodyguards of Italian princes. Halbards (Helmbarte), partizans, glaives, spetums, guisarmes and military forks are all represented; and there are a couple of sixteenth century maces (Streitkolben).

Case 2 contains some fine examples of wheellock handguns.

There are some inscribed horse-muzzles (Pferdemaulkorb) of great interest, besides rondaches and other shields of various kinds.

Descriptions of Galleries VI and V will follow in subsequent numbers.

Die Waffenfunde in Aliso.

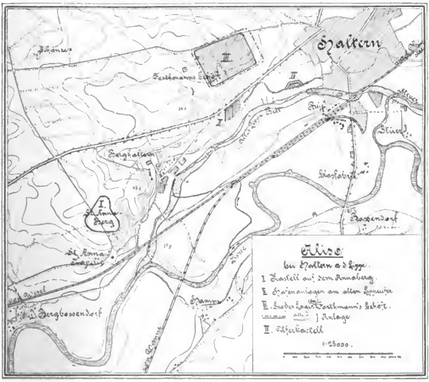
Von Hauptmann **Sterzel** in Wesel.

Endlich scheint sie mit Gewissheit aufgefunden, diese alte, von Dio Cassius und Tacitus mehrfach erwähnte Römerfeste an der Lippe, welche in den Feldzügen des Drusus und Germanikus gegen unsere Altvorderen als Hauptwaffenplatz und starker Stutzpunkt eine wichtige Rolle spielte und den fliehenden Trümmern der stolzen, varianischen Legionen nach ihrer Niederlage im Teutoburger Walde als Zufluchtsstätte diente! Seit zwei Jahrhunderten suchte man vergeblich nach näheren Anhaltspunkten über die Lage dieses Römerkastells, welches nach Tacitus in der Nähe der Einmundung des „Elison" in die Lippe gelegen sein sollte. Da dieser Flussname im Laufe der Zeit verschwunden ist, so gab er an und für sich keine weitere Aufklärung, doch glaubte man wegen der Namensahnlichkeit das Kastell bei Neuhaus-Elsen an der Einmündung der Alme finden zu können, jedoch, wie auch an all' den anderen mutmasslichen Stellen, ohne Erfolg. Es würde zu weit führen und liegt auch ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit, wenn ich alle die Untersuchungen und Vorgange, welche die schliessliche Entdeckung Alisos bei Haltern in Westfalen herbeiführten, hier schildern wollte und verweise ich dieserhalb auf die ausführlichen Berichte, welche in den im Verlage von Aschendorff, Münster, erschienenen Heften I—III der Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen hierüber veröffentlicht wurden. Wie so oft, spielten auch hier glückliche Zufälle eine grosse Rolle.

Dank der Mitarbeit zahlreicher namhafter Fachgelehrter und erfahrener Forscher, sowie mit staatlicher Unterstützung gelang es dem Altertums-Verein zu Haltern unter Leitung seines rührigen Vorsitzenden, Herrn Dr. Conrads, die Ausgrabungen seit 3 Jahren systematisch in umfangreicher Weise auszuführen. Durch die bisherigen Arbeiten sind die folgenden römischen Anlagen festgestellt worden (Skizze 1):

1) Ein Kastell auf dem Annaberg, $^3/_4$ Stunden westlich Haltern.
2) Ein Anlege- und Hafenplatz am alten Lippeufer.
3) Das sogenannte grosse Lager bei Forthmanns Gehöft in Form eines ziemlich regelmässigen Rechtecks von etwa 300:600 m Seitenlänge.
4) Das Uferkastell, zwischen dem alten Römerhafen und der Stadt Haltern.

Die Lage der entdeckten Befestigungen im Gelände bietet Gelegenheit zur Bewunderung des Geschickes der Römer für die Wahl und Ausnutzung taktisch wichtiger Punkte, während man sich mit Hilfe einer, auf Anregung des um die Förderung der Ausgrabungen sehr verdienten Oberstleutnant a. D. Dahm ausgeführten, wohlgelungenen Rekonstruktion eines kleinen Teils der Pallisaden und Spitzgräben einen Begriff von dem Verständnis der römischen Ingenieure für die Befestigungskunst verschaffen kann.



Als Baumaterial war nur Holz und Erde (der Boden bei Haltern ist sehr sandhaltig) zur Verwendung gekommen und ist diesem Umstand wohl die grosse Zahl der gemachten Funde zu danken, indem bei der Einnahme Alisos nach der Varusschlacht durch die Germanen, sowie bei der späteren gänzlichen Aufgabe der durch Germanicus wieder hergestellten Feste die hölzernen Gebäude und Anlagen völlig eingeäschert wurden, so dass die in ihnen befindlichen, feuerfesten Gegenstände unter der schützenden Decke des Brandschuttes, welcher wieder durch nachstürzenden Sand begraben wurde, dort ungestört bis auf unsere Tage ruhen konnten. Durch den Spaten sind eine Unmenge Hausgeräte und Gebrauchsgegenstände an das Tageslicht gefördert worden, so dass wir, da dieses alles einer scharf begrenzten kurzen Periode, nämlich der Zeit vom Jahre 11 v. Chr. bis zum Jahre 16 n. Chr. angehört, einen ziemlich vollständigen Einblick in das Leben und Treiben einer römischen Militar-Kolonie zu Beginn unserer Zeitrechnung erhalten.

Uns interessieren von diesen reichhaltigen Funden speziell die Waffenfunde, denn sie bestätigen und bereichern unsere bisherigen Kenntnisse von der Bewaffnung des römischen Legionssoldaten und den sonstigen Kampfmitteln des römischen Heeres. Gehen wir deshalb nunmehr zur Betrachtung der in Aliso gefundenen, teilweise recht gut erhaltenen Waffen über und beginnen wir mit der bekanntesten, 1) dem Pilum, welches die Hauptwaffe des römischen Legionärs war und eine Jahrhunderte währende, stufenweise Entwicklungsperiode durchzumachen hatte (siehe Dahm, das „Pilum", Bonner Jahrbücher, Heft XCVI, Seite 226 und ff.), bevor es die zweckentsprechende Form

erreicht hatte, die es zur Zeit der ruhmvollen Kämpfe Cäsars in Gallien besass. Ein vollständig erhaltenes Pilum ist zwar bisher in Aliso nicht aufgefunden worden, doch lässt sich aus den zahlreichen Einzelteilen, sowie durch Vergleich mit den Funden bei Mainz und in dem durch Cäsars kriegerische Unternehmungen gegen Vercingetorix bekannten Alesia (jetzt Alise Sainte-Reine) ein klares Bild der ganzen Waffe schaffen. (Figur 2 und 3.) Die eigentliche, pyramidal geformte, vierkantige Spitze hatte eine Länge von etwa 5 cm bei einer grössten Stärke von $1^1/_2$ cm. Bezüglich der Abmessungen bemerke ich, dass dieselben beim Pilum erfahrungsgemäss innerhalb gewisser Grenzen schwanken, wodurch auch eine Verschiedenheit des Gewichts der ganzen Waffe erzielt wurde. Da die Wirkung des geschleuderten Speeres in erster Linie von der physischen Kraft des Kriegers abhängt, so ist es klar, dass das Gewicht der Waffe zu dieser Kraft in einem bestimmten Verhältnis stehen muss, um die Waffe voll und ganz auszunutzen. Diesem Grundsatz trugen die in der Kriegstechnik erfahrenen und praktisch beanlagten Römer dadurch Rechnung, dass sie jedem Manne ein der Muskelkraft seines Armes entsprechendes Pilum gaben.

Der lange, rund gehaltene Teil der Klinge von der gleichmässigen Stärke von $^3/_4$ cm wird eine ungefähre Länge von 60—70 cm besessen haben und lief, wie der in einer Zwinge befindliche Rest zeigt, in eine etwa 10 cm lange Zunge von rechteckigem Querschnitte ($^1/_2$: $1^1/_2$ cm) aus, mittelst welcher das Eisen im hölzernen Schaft durch Niete befestigt war. Zwecks Verhütung des Zersplitterns des Schaftes an dieser Verbindungsstelle und um ferner der Klinge eine in der Längsachse des Schaftes liegende, centrale Stellung zu geben, war der Schaft hier von einer Eisenzwinge umschlossen, welche bei den Funden von Aliso eine vierkantige, sich nach der Speerspitze zu verjüngende Form hatte und durch kleine, an den vier Ecken angebrachte, etwa 5 mm hohe Eisenzacken die das Hirnende bedeckende durchlochte Kopfplatte festhielt. Diese vierkantige, trichterförmige Zwingenform ist der Hauptunterschied der in Aliso und Mainz gefundenen Pilen von den gleichen Funden im gallischen Alesia, welch' letztere das sogenannte cäsarische Pilum darstellen und eine Zwinge von cylindrischer Form haben. Figur 4 stellt die beiden Arten zum näheren Vergleich dar.

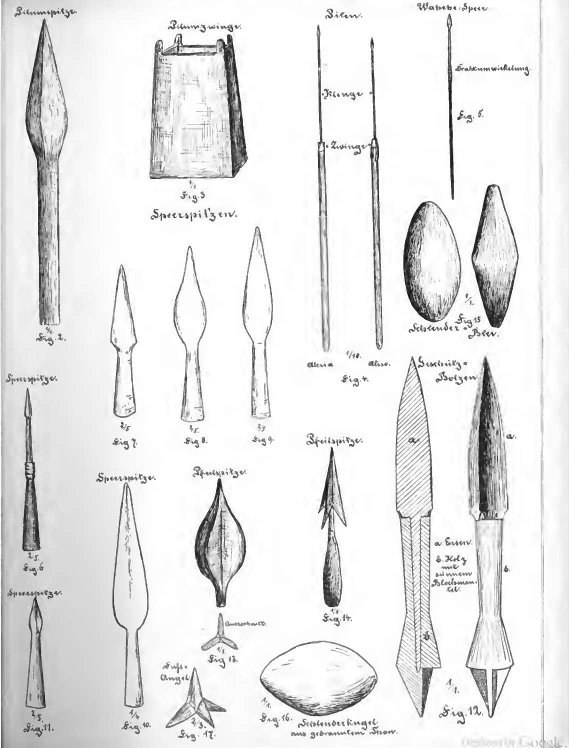
Diese Figur zeigt auch die charakteristischen Vorteile der Konstruktion der Pilen, welche darauf beruhen, dass die lange, schmale Klinge geeignet war, Schild und Mann zu durchbohren oder dass auch in Folge Verbiegens der im Schilde haftenden und nur schwer wieder zu entfernenden Klinge der Gegner im Gebrauche des Schildes behindert wurde, wie es uns Cäsar in seinem „Gallischen Krieg" I, 25, sehr anschaulich schildert. Es ist einleuchtend, dass die kraftvollen Pilum-Salven, welche die Römer gliederweise unmittelbar vor dem Nahangriff mit dem Schwert abzugeben pflegten, eine ausserordentliche Wirkung haben und grosse Verwirrung in die feindlichen Reihen bringen mussten. Nebenbei bemerke ich, dass auch heute noch eine dem Pilum sehr ähnliche Waffe bei den als kriegstüchtig und kampfesmutig bekannten Wahehe in Deutsch-Ostafrika in Gebrauch ist. (Figur 5.)

Ausser diesen echten Pilen hat sich eine kleinere pilumähnliche Speerklinge mit runder Tülle vorgefunden (Figur 6), welche jedoch nur eine Gesamtlänge von 15 cm erreicht und durch diese geringen Abmessungen an die spielzeugartigen Pilen der letzten Jahrhunderte des Römerreiches (Spiculum) erinnert. Zwischen der eigentlichen, vierkantig gehaltenen Klinge und der trichterförmigen Tülle befindet sich ein kleiner Knauf, welcher die Zwinge des echten Pilum nachzuahmen scheint. Eine fast gleiche Speerspitze soll auf der Saalburg gefunden worden sein.

Die Ausgrabungsarbeiten förderten ferner eine ganze Anzahl von

2) Speerspitzen der verschiedensten Formen und Abmessungen zu Tage, von denen ich einige in den Figuren 7 bis 11 zur Anschauung bringe. Die grosse Verschiedenheit ist erklärlich, wenn man bedenkt, dass den in Deutschland einbrechenden römischen Invasionsheeren zahlreiche gallische und germanische Hilfstruppen angehörten, welche die heimatlichen Waffen zu führen gewohnt waren. Eine vorzüglich erhaltene Spitze mit etwas erhabener Rippe (Figur 10) von einer Gesamtlänge von 34 cm, von denen auf die Spitze 22, auf die Tülle 12 cm entfallen, zeigt la Tène-Form. Die anderen haben meist flachen Querschnitt und sind blattförmig oder rautenförmig gehalten, doch finden sich auch einige mit starker, langer Tülle und vierkantiger, massiver Spitze (Figur 11). In einer Tülle findet sich noch der zur besseren Befestigung mit dem Holzschaft dienende Nagel vor. Zu diesen Speeren scheinen auch die gefundenen, spitzen Lanzenschuhe zu gehören, da die Pilen nach Dahm nicht mit solchen versehen waren. Einen ebenso bemerkenswerten, als hochinteressanten Waffenfund, über welchen in dem bereits angezogenen Heft III der Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen von Herrn Oberstleutnant Dahm eingehend berichtet ist, bilden.

3) die Geschützbolzen, welche im Herbst des Jahres 1902 bei den Arbeiten zur Blosslegung des grossen Lagers in Menge als Depotfund entdeckt wurden. Da dieselben teilweise vorzüglich konserviert waren, gelang eine sichere Rekonstruktion, welche aus der, den oben genannten „Mittheilungen" entnommenen Figur 12 zu ersehen Schäfte gut erhalten. Wie die Zeichnung zeigt, beist. Bei einer grossen Anzahl dieser Bolzen waren sogar noch infolge eines Petrifizierungsprozesses die auf der Drehbank aus Ahornholz abgedrehten



Pilumspitze.
Fig. 2.
Pilumzwinge.
Fig. 3
Speerspitzen.
Pilen.
Klinge
Zwinge
Fig. 4.
Drahtumwickelung.
Fig. 5.
Schleuder = Blei.
Fig. 15
Speerspitze.
Fig. 6
Fig. 7.
Fig. 8.
Fig. 9.
Speerspitze.
Fig. 10.
Speerspitze.
Fig. 11.
Pfeilspitze.
Querschnitt.
Fig. 13.
Pfeilspitze.
Fig. 14.
Geschütz = Bolzen.
a. Eisen.
b. Holz mit dünnem Blechmantel.
Fig. 12.
Fuss-Angel.
Fig. 17.
Fig. 16.
Schleuderkugel aus gebranntem Thon.

stehen diese in 3 verschiedenen Grössen gefundenen Bolzen aus der von quadratischem Stabeisen gefertigten, kräftigen Spitze mit Angel, aus dem hölzernen Schaft und aus einer den Schaft umschliessenden, dünnen Blechhülle, deren Zweck nicht ganz geklärt ist. Der konisch geformte Schaft endete in zwei mit der Basis sich berührende, gedrungen gebaute Kegel, von denen der unterste durch Aussparung des Holzes mit einer Flügelkonstruktion versehen ist. Die Gründe dieser eigenartigen Schaftkonstruktion sind in dem erwähnten, Dahmschen Bericht in überzeugender Weise klargelegt und auf die ballistischen Kenntnisse der Römer zurückgeführt. Da es zu weit führen würde, wenn ich diese ausführlichen und interessanten Erörterungen hier wiederholen wollte, so verweise ich auf genannte Arbeit, welche auch als Sonderabdruck erschienen ist. Über die Konstruktion der Maschine oder des Geschützes selbst, welches diese Bolzen schoss, fehlen vorläufig alle Nachrichten, da eiserne Beschläge u. s. w., welche als Überreste einer derartigen Waffe gedeutet werden und einigen Aufschloss geben könnten, bisher nicht ausgegraben wurden. Herr Professor Dragendorf nimmt ein leichtes, armbrustähnliches Geschütz an, welches damals wohl die Rolle der späteren Wallbüchse gespielt haben dürfte.

4) Von Pfeilspitzen haben sich mehrere Exemplare gefunden, deren Grösse, Form und Querschnitt durch Figur 13 genügend klar wiedergegeben wird, so dass es einer weiteren Erläuterung nicht bedarf. Eine besondere Form einer harpunenartigen, schlanken Pfeilspitze mit 3 scharfen Widerhaken zeigt Figur 14 in ganzer Grösse. Diese interessante, nur in einem Exemplar aufgefundene Waffe ist besonders deshalb beachtenswert, weil sich an dem unteren Ende ihrer Angel Reste einer dicken Bleiumhüllung oder eines Bleigewichtes vorfinden. Diese Art Pfeile mögen Schleuderpfeile (martiobarbuli), eine Verbindung des Pfeiles mit dem Schleuderblei, gewesen sein, welche Jähns in seinem Werke: „Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen" auf Seite 179 und 193 beschreibt und die auch Demmin in einer Zeichnung auf Seite 268 seines Werkes „Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwicklungen u. s. w.," 3. Auflage von 1891, wiedergiebt; sie scheinen auf geringeren Entfernungen mit der Hand geworfen worden zu sein. Ich könnte sonst keine andere Erklärung für die eigenartige Waffe finden.

Von eigentlichen Schleudergeschossen, welche mit Hilfe einer aus Lederriemen und einem offenen Täschchen bestehenden Bandschleuder geschleudert wurden, haben sich zunächst

5) die Schleuderbleie in zwei Hauptformen, mandelförmig und eichelförmig, wie sie Figur 15 darstellt, in grösserer Zahl vorgefunden. Ihre Gewichte differieren zwischen 28 und 85 Gramm. Sie sind im Gegensatz zu den in Italien gefundenen „glandes" nicht mit den sonst üblichen Inschriften oder Legionszeichen (siehe Jähns Trutzwaffen, Seite 192) versehen und machen einen ziemlich verwitterten Eindruck.

Schleuder und Bogen waren, streng genommen, keine römischen Waffen, sondern wurden von den Hilfsvölkern und angeworbenen Söldnern verwendet; so erwähnt Cäs. in seinem „Gallischen Krieg", II. 7., ausdrücklich Bogenschützen von Creta und balearische Schleuderer, welch' letztere sich zu jenen Zeiten des besonderen Rufes grosser Geschicklichkeit erfreuten und sehr gesucht waren. (Siehe auch Jähns Trutzwaffen, Seite 192.)

Gleichfalls als Schleuderwaffe können wohl die vielfach gefundenen, aus gebranntem Thon bestehenden, nussgrossen Gegenstände (Figur 16) angesprochen werden, welche den Schleuderbleien in Form und Grösse fast gleichen. Derartige Thon- und Steinkugeln sollen in den Limeskastellen häufiger gefunden worden sein, während die Bleigeschosse innerhalb der deutschen Grenzen, soweit mir bekannt, bisher nur in Aliso angetroffen wurden. Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, dass die Schleuderbleie schon frühzeitig, etwa um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Chr., aus dem römischen Heere verschwanden.

Die Thongeschosse sollen in glühendem Zustande verwendet worden sein und sind wohl auf eine Verwechslung mit diesem Gebrauch die von Jähns erwähnten, fabelhaften Angaben Ovids und Senecas, welche behaupten, die bleiernen glandes seien durch die Geschwindigkeit ihres Fluges so erhitzt worden, dass sie sich zuweilen in der Luft entzündeten und wie Feuer auflösten, zurückzuführen.

6) Noch zu den Waffenfunden muss die durch Figur 17 wiedergegebene, vierspitzige Fussangel gezählt werden, von welchen die Römer bei Verteidigungen fester Plätze ausgiebigen Gebrauch, und nach Cäsar, Gall. Krieg, VII. 82, auch mit Erfolg, zu machen pflegten.

Zum Schluss erwähne ich, dass Schwerter bisher nicht aufgefunden wurden, wohl aber ein Dolch, über dessen Verbleib ich jedoch nichts erfahren konnte und dessen Herkunft und Form auch nicht mehr bekannt ist. Überreste von Schutzwaffen sind ebenfalls noch nicht zu Tage getreten. Da die Ausgrabungsarbeiten in den nächsten Jahren mit gleicher Sorgfalt und Eifer fortgesetzt werden sollen, so ist zu hoffen, dass die Zahl der dem Erdboden entrungenen Zeichen einer wichtigen Periode unseres deutschen Heimatlandes, welche vorläufig in einigen etwas beschränkten Räumen der Rektorschule in Haltern untergebracht sind, sich noch sehr vermehren wird; die Leitung der Arbeiten liegt ja in bewährten Händen.

Ein Kanonenrohr des Schweizerregiments v. Salis von 1676.

Von Dr. Robert Forrer.



In der Gemeinde Buhl, Grossherzogtum Baden, befanden sich „seit Menschengedenken" zwei grosse eiserne Kanonenrohre. Sie waren im Spritzenhause der Gemeinde untergebracht und dienten gelegentlich zur Lösung von „Freudenschussen", bis einstmals eines der Rohre zersprang und seither diese gefährlichen Vergnügungen eingestellt wurden. Das in Stücke zersprungene Rohr wurde als altes Eisen verkauft, das andere wanderte ins Spritzenhaus zurück und fristete da ein zurückgezogenes Leben, bis es anno 1903 eines schönen Tages nach einigen Kaufverhandlungen mit der Gemeinde seinen Weg nach Strassburg nahm und in meiner Sammlung alter Kanonenrohre seinen Platz fand.

Das Rohr, 1,90 m lang und für eine Kugel von 6 cm Durchmesser bestimmt, besteht aus Gusseisen und zeigt die in Fig. 1 skizzierte Gestalt. Die Vorderpartie des Laufes ist sehr elegant, die Mündung durch aufgegossene Reifenbündel auf 17 cm verstärkt und mit einem Schriftband mit der Jahrzahl 1676 geziert. Zu der 13½ bis 17 cm Durchmesser haltenden Vorderpartie gesellt sich eine ungemein schwere Hinterpartie, deren grösster Durchmesser 27 cm beträgt. Die beiden Schildzapfen (von 6 cm) sind erhalten, der hintere Abschluss in Form einer Traube, eines Zapfens oder einer Kugel fehlt dagegen. Über den Schildzapfen sitzen zwei mit dem Stücke gegossene Delphinhenkel; hinter diesen ist vor dem sehr kleinen, nur ½ cm starken Zündloch ein Wappen angebracht, welches in Verbindung mit der Jahreszahl die Identifikation des Stückes erlaubt hat.

Das Jahr 1676 fallt in die Zeit des 1672 eröffneten Krieges Ludwigs XIV mit Deutschland, speziell der Anwesenheit französischer Truppen in Baden und in der Pfalz. Es ist die Zeit, da Turenne anno 1673 wiederholt die Kaiserlichen schlug, die Pfalz eroberte und verwüstete, 1674 und 1675 bei Mulhausen i. E. und bei Turkheim i. E. siegte und bei Sasbach unfern Bühl, eben dem Fundort dieser Kanone, anno 1675 am 25. Juli durch eine feindliche Kanonenkugel sein Leben liess. — Unsere Kanone wurde gerade ungefähr ein Jahr nach dem Tode Turennes gegossen. Es ist das Jahr der Eroberung der Festung Philippsburg durch den Reichsfeldmarschall Friedrich II. von Baden-Durlach. Erst anno 1678 wurde dieser Krieg durch den Frieden von Nimwegen beendet. Es kann also keinem Zweifel begegnen, dass das vorliegende Rohr gegossen wurde speziell fur den Zweck des Krieges Frankreichs gegen Baden, mitten in der Zeit, da gerade unweit des Fundplatzes dieses Rohres der Kampf hin uud her tobte.

Es bliebe nun die Frage, für welche Seite der Guss erfolgt ist. Nach den Traditionen der Ortseinwohner sollte das Wappen das einer dem Orte Bühl benachbarten Burg sein. Aber das Wappen fand sich weder in badischen noch in elsässischen Wappenbüchern. Es zeigt einen mit Palmen um-

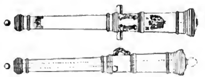


Fig. 1. Das Rohr von oben und von der Seite.

gebenen Wappenschild, dessen Zeichnung auf der rechten Hälfte mit Absicht ausgemeisselt erscheint, während die linke Hälfte in ihrer oberen Partie einen Baum zeigt, in der unteren Hälfte mehrmals senkrecht gespalten ist (Fig. 2). Über dem Schilde ist eine anscheinend von Löwen oder Pferden flankierte Krone und darüber ein H. angebracht, während ein oder zwei rechts von diesem H. einst angebrachte Buchstaben absichtlich ausgehämmert worden sind. Das Wappen der linken Schildhälfte findet sich nun in der 1854 erschienenen „Wappentafel der löblichen Burgerschaft der Stadt Zürich" aufgeführt als das der Familie von Salis (grüner, entwurzelter Baum auf gelbem Grunde, darunter 6fach rot-weiss gespaltener Schild). Damit kommt Licht in die Sache, denn es ist bekannt, dass die Schweizer Herren von Salis in Frankreich Schweizerregimenter befehligten und dass sogar ein „Régiment de Salis" bestand. Herr Dr. Lehmann vom schweizerischen Landesmuseum erklärt mir hierzu brieflich, dass es sich offenbar um Rudolph von Salis handeln müsse, der Hauptmann der Schweizergarde und seit 1672 Oberst des Regimentes war, das seinen Namen, Régiment de Salis,



Fig. 2. Das Wappen derer von Salis.

trug. Genannter Salis, gestorben am 16. Oktober 1690, war Feldmarschall von Frankreich und hat sich besonders im holländischen Kriege hervorgethan.

Diesem französischen Feldmarschall Rudolf von Salis ist also zweifellos mein Rohr zuzuschreiben. Ebenso zweifellos ist aber auch, dass Salis das Geschütz nicht in seiner Eigenschaft als Feldmarschall gegossen hat, in welchem Falle er wohl das Wappen Frankreichs hätte anbringen müssen, sondern in seiner Eigenschaft als Oberst und Inhaber des Schweizer-Regiments von Salis. Der Fundort des Rohres, Bühl, in der Nähe von Baden-Baden und Sasbach, lässt vermuten, dass hier anno 1676 oder kurz darnach, neben französischen

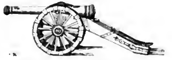


Fig. 3. Das Rohr auf rekonstruierter Lafette.

Truppen auch Schweizerregimenter, speziell das Régiment de Salis, sich am Kampfe gegen Baden beteiligten, und dass bei irgend einem Kampfe diese „Regimentskanone“ verloren ging oder aus anderen Gründen zurückblieb, als die französischen Truppen nach dem Frieden von 1678 abzogen.

Es ist bekannt, dass in der Zeit, um welche es sich hier handelt, die Finanzen Frankreichs infolge der vielen Kriege wenig rosig standen und man an Stelle der damals fast allein üblichen Bronzerohre „sogar zu den damals wenig geschätzten eisernen Rohren seine Zuflucht nehmen musste“.[1]) Anno 1676 befand man sich in Baden mitten im eifrigsten Kampfe und daher ist zu vermuten, dass man den Bedarf an derartigen Eisenrohren, fast möchte ich sagen „Notkanonen“, in den nächstgelegenen Giessereien deckte. In Betracht dürfte da besonders die alte und berühmte Eisengiesserei zu Zinsweiler im Unter-Elsass kommen, wo man seit dem XVI. Jahrhundert ununterbrochen eiserne Ofenplatten mit allerlei Reliefdarstellungen goss und sicher auch dergleichen Kanonenrohre zu giessen verstand. Thatsächlich verrät das Eisenrohr von Bühl in seiner Behandlung der Ziffern, des Ziffernbandes und des Wappens weit eher deutsche als französische Arbeit. Dagegen entsprechen die Form und der ganze Bau meines Eisenrohres genau denen der französischen Bronzegeschütze derselben Epoche; es geht dies aus der Übereinstimmung hervor, welche leicht zu konstatieren ist bei einem Vergleich der Formen und Proportionen meines Bühler Eisenrohres mit denen der annähernd zur selben Zeit von den Zürcher Bronzegiessern Gebrüder Keller im Pariser Arsenal für Ludwig XIV. gegossenen Bronzerohre, wie sie auf dem Kupferstiche von Le Pautre, reproduziert „Zeitschr. f. hist. Waffenk.“ II. pag. 183, abgebildet sind.

Unser Rohr ist also ziemlich „international“ Anno 1676 im Auftrage des schweizerischen Obersten von Salis für dessen in französischen Diensten stehendes Schweizerregiment im Elsass gegossen für den Kampf der Franzosen Ludwigs XIV. gegen Deutschland, speziell Baden.

[1]) Vergl. C. Reimer, Aus französ. Geschützgiessereien unter Ludwig XIV., Zeitschr. f. h. W. II, pag. 180.



Über die Erhaltung alter Fahnen.

Von **Hermine Bach**, k. u. k. Kammer-Kunststickerin im Obersthofmeisterstabe Sr. k. u. k. Apostol. Majestät.



Die ehrwürdigen Überreste alter Fahnen derart zu erhalten, dass einerseits fernerem Zerfalle Einhalt geboten, andererseits das Objekt eingehender Besichtigung zugänglich gemacht wird, ja in seinen Resten noch die ursprüngliche Gestalt erkennen lässt, erfordert bewundernswerte Geschicklichkeit kunstgeübter Hände. Aber sie genügt keineswegs allein; gründliche Kenntnisse im Zeichnen wie in der Heraldik müssen hinzukommen. Denn ein betrübender Anblick für jeden Kenner sind restaurierte Wappen und Embleme, an denen, trotz subtilster Arbeit, durch willkürliche Zuthaten, Umrandungen, Auffrischung der Farben, liebreiche Ergänzung „gestümmelter“ Tiere und sonstige wohlgemeinte Verschönerungen mehr gesündigt wurde, als gerettet.

Der Methoden, welche sich zur Erhaltung von alten Fahnenblättern und von Stücken solcher eignen, giebt es mancherlei. Jede hat ihre Vor-

züge und Mängel; die für den einzelnen Fall geeignete zu finden, ist nicht immer leicht. Einem Kranken gleich soll jede Fahne individuell behandelt werden, denn die Altersschwäche ist ja oft ihrer Gebrechen gefährlichstes nicht. Der Umstand, ob sie ein- oder beiderseitig dekoriert, aus Seide oder von Leinen, ob sie bestickt oder bemalt ist, und namentlich ob sie aus einfacher oder doppelter Stofflage besteht, endlich sorgfaltige Prüfung der Dichtheit ihrer Gewebsreste müssen die Wahl der Behandlungsart bestimmen. Von solchen Fahnen, welche in Vitrinen gelegt, an Wände gehängt, oder in anderer Art von einer ihrer Seiten der Betrachtung entzogen werden, soll hier nicht die Rede sein. Bei Opferung der Kehrseite eines Gewebes bietet keine Art seiner Erhaltung nennenswerte Schwierigkeit.

Die Fahnenblätter, insofern sie nicht durchaus auf dem Webstuhl entstanden sind, lassen sich in zwei Hauptgruppen einteilen: sie sind entweder gestickt oder bemalt.

Erstere Art, so starke Anforderungen an Mühe und Geduld sie auch zu stellen pflegt, ist im allgemeinen die leichter zu restaurierende An und für sich sind diese Fahnen, da ja die meisten Stickerei-Techniken das Unterlegen des Grundstoffes mit einem zweiten Gewebe bedingen, somit beiderseitig dekorierte Fahnen gewöhnlich aus vierfacher Stofflage bestehen, weit widerstandsfähiger als ein einfaches mit dünner Farbenschicht nur stellenweise gedecktes Blatt. Gold- und Silberstickereien in jenen edlen Techniken, welche zur Renaissancezeit gepflegt und später von dem Barock zu unübertrefflicher Vollkommenheit gebracht wurden, erhalten sich ziemlich gut, bisweilen fast unversehrt bis in unsere Tage. Die Wiederherstellung dieser Arbeiten wird von fachlich gebildeten Kunststickerinnen heute in vorzüglicher Art betrieben. Alte Stickereien von völlig zerfallenen Grundstoffen auf andere zu übertragen, ist ein in vielen Fällen gebotenes kunstvolles Verfahren, allerdings nur dann, wenn nicht zur bequemen, aber oft entstellenden Schnureinfassung der applizierten Formen geschritten wird. Mässig zerstörte Gewebe-Damaste und Brokate allerart mit und ohne Anwendung von Unterlagen wieder zu festigen, ist für geübte Hände keine allzu schwere Leistung.

Weitaus grössere Schwierigkeit bietet die Erhaltung der bemalten Fahnen, namentlich derjenigen aus einfachem Stoff; zumeist bestehen sie nur noch aus Bruchstücken, die manchesmal an keiner Stelle mehr den Zusammenhang mit der Stange bewahrt haben. Für diese morschen Überreste einstiger Herrlichkeit giebt es, insofern ihre Grösse sie der einfachsten und zweckdienlichsten Behandlung, der Einpressung zwischen zwei Glasplatten, entzieht, keine andere Rettung, als das Montieren auf Gazestoffe oder Netze.

Das genannte Verfahren kann in zweierlei Art geschehen: mit Hilfe von Klebestoffen oder durch Aufheften mittels Nadel und Faden. Wenn auch gewiss der Vorzug der Näharbeit gebührt, so lässt sich doch nicht leugnen, dass diese Manier einen ins Auge fallenden Nachteil besitzt: die Notwendigkeit der Umrandung applizierter Stücke behufs teilweiser Entfernung des neuen Grundstoffes. Obwohl diese gestickten, im Farbenton der Stoffe gehaltenen Einfassungen bei tadelloser Ausführung beinahe schmückend wirken, ist doch dieser mindestens 3 Millimeter breite Rand dem ursprünglichen Aussehen bemalter Stoffe keineswegs konform. Bei dem viel einfacheren Vorgang des Befestigens durch Klebemittel wird allerdings jede Konturierung und Bedeckung der Malerei durch Stiche vermieden; trotzdem ist dieses Verfahren ob seiner weit geringeren Haltbarkeit und wegen der Entstellung alter Gewebe durch unvermeidliches Eindringen des Klebemittels viel weniger empfehlenswert.[1])

Mustergültige Beispiele von Applikation durch Kunst der Nadel sind die im k. und k. Heeres-Museum in Wien befindlichen, früher in St. Emaus zu Prag verwahrt gewesenen Reste deutscher, schwedischer und französischer Feldzeichen aus dem 30jährigen Kriege.

Weitaus einfacher als die Befestigung der Bruchstücke alter Fahnen auf Gewebe ist die viel gebräuchliche auf das mit der Hand gearbeitete Netz. Auch in dieser Weise können sehr befriedigende Ergebnisse erzielt werden. Bei dem häufig geübten, etwas schablonenhaften Verfahren, das einfarbige Netz als Untergrund für sämtliche auch verschieden gefärbte Stücke eines Fahnenblattes zu benutzen, wirken aber die meist grobfädigen Gitter, besonders diejenigen aus weissem Material, recht störend.[2])

Zur Lösung der schwersten Aufgabe jedoch, welche die Erhaltung der Fahnen zu stellen vermag, sind alle beschriebenen Methoden unzulänglich, nämlich da, wo es gilt, ein dünnes Fahnenblatt, beiderseits, aber mit ungleichen Bildern bemalt, unvollständig, und an der Bildstelle in Partikel zerfallen, deren viele 2 Quadratcentimeter nicht überschreiten, derart herzustellen, dass es, wieder ein Ganzes bildend, seine beiden Bilder zeigt. Das glückliche Erreichen dieses Zieles ist jüngst nach

[1]) Jedes Klebemittel ist sehr schädlich. Ist es aber in einem besonderen Falle, den ich mir allerdings kaum denken kann, nicht zu vermeiden, so suche man die schädliche Wirkung des Kleisters dadurch aufzuheben, dass man ihm Alaun zusetzt. Koetschau.

[2]) Vergl. dazu den sehr lehrreichen Artikel E. v. Ubischs „Über die Aufstellung und Erhaltung alter Fahnen" in der Kunstchronik N. F. X. Sp. 449 ff., dessen Studium ich dringend allen Museumsbeamten und Sammlern empfehle. Das seit längerer Zeit in der Kgl. Arsenalsammlung und im Kgl. Historischen Museum zu Dresden angewandte, neuerdings noch weiter ausgebildete Verfahren bin ich gerne bereit, denen, die es wünschen, mitzuteilen. Hier, wo die Besonderheit des Wiener Ateliers dargestellt werden soll, würde es zu weit führen, über das Berliner und Dresdner Verfahren zu sprechen. Koetschau.

einem neuen, von der Schreiberin dieser Zeilen ersonnenen Verfahren gelungen, dessen Schilderung an dieser Stelle vielleicht Anregung zu ähnlichen Versuchen geben wird.

Sämtliche Bruchteile des Fahnenblattes werden im Sinne des ursprünglichen, in der Vorstellung zu ergänzenden oder mittels Zeichnung als Vorlage zu schaffenden Bildes mit feinen Heftnägeln auf einem Reissbrett befestigt. Diese Vorarbeit ähnelt den in der Kinderstube beliebten, in Zusammensetzung bemalter Plättchen von unregelmässigen Formen zu einem Bilde bestehenden „Geduld"-Spielen, wenn dem sorglosen Eigentümer schon etliche seiner Bausteine in Verlust geraten sind. Bei sorgfältigem Vorgehen fügt sich selbstverständlich zugleich auch der Rest des auf der anderen Stoffseite gemalten Bildes wieder zusammen. Die einzelnen Felder oder Figuren der Darstellung werden sodann mit dünnster, scharf gedrehter Nähseide in angepasster Färbung mit parallelen Stichen in Zwischenräumen von etwa 6 mm überspannt, wodurch der betreffende Stoffteil mit feinen Linien überzogen zu sein scheint. Der Zusammenhang von je zweien dieser Linien besteht in etlichen kleinen Stichen, welche man in den Konturen der Felder oder Figuren möglichst zu verbergen strebt. Hierauf wird durch Aneinanderfügen gleichlanger Stiche eine andere Linienreihe gebildet, welche die zuerst gespannten Fäden im rechten Winkel schneidet, wodurch ein feines Gitterwerk entsteht und gleichzeitig jeder gespannte Faden mit winzigen und dennoch feste Knoten schürzenden Stichen in Abständen von etwa 6 mm an die unter ihm liegenden Fahnenpartikel befestigt wird. An Stellen, an denen solche Bruchstückchen fehlen, entsteht das Netzchen allein.

Das Einfügen dieser kurzen, aber festgezogenen Stiche in den zumeist von beiden Seiten mit Malerei bedeckten Stoff ohne das Abbröckeln der Farbenreste zu verschulden, erfordert eine kunstgeübte, sichere Hand.

Ein solchermassen gefestigtes Fahnenblatt lässt auf der während der Arbeit dem Reissbrett zugekehrt gewesenen Seite keinerlei Spur der Restaurierungstechnik erkennen, da die verschwindend kleinen Befestigungsstiche sich völlig in dem Grund verlieren. Auf der Arbeitsseite bildet sich ein zartes Gitterchen, welches, wenn immer genau von der Farbe des darunter befindlichen Stoffes oder Bildteiles, nur in nächster Nähe, aus einer Entfernung von 2—3 Schritten schon gleichfalls nicht mehr wahrgenommen wird.

Die so ausgeführte Fahne präsentiert sich ohne jedwede Zuthat von Geweben, ohne jegliche Umrandung ihrer Felder und Figuren, kann widerstandsfähig dem stärksten Luftzug trotzen, und, wenn sie frei im Raume entrollt ist, scheinen ihre einzelnen Teile fest zusammengehalten.

Die Handfeuerwaffen der sächsischen Armee.

Nach den Akten des Hauptzeughaus- und des Hauptstaats-Archives
von Oberst a. D. **M. Thierbach.**

(2. Fortsetzung.)

Schwere Kriegszeiten bereiteten sich abermals für die sächsischen Lande vor. Die Armee hatte im Jahre 1806 mit der preussischen zusammen bei Jena trotz festen Widerstandes schwere Verluste erlitten, der König war gezwungen worden, sich dem Rheinbunde anzuschliessen und mit dessen und den französischen Armeen vereint die seitherigen Bundesgenossen zu bekämpfen.

Selbstverständlich trat durch diese Kämpfe ein stärkerer Verbrauch von Waffen und besonders von Gewehren ein. Es erfolgte daher im Jahre 1809 eine neue Bestellung in Suhl, doch fehlt über die Anzahl der bestellten Gewehre sowie über die Lieferanten jede Nachricht, nicht einmal der betreffende Kontrakt ist in den Archiven vorhanden. Die Angaben über die Einrichtung dieses sogenannten Neusuhler Gewehres stammen daher nur von dem in der Arsenalsammlung vorhandenen Originale. Fig. 7 bringt dasselbe zur Darstellung. Die ganze Länge des Gewehres beträgt 146,5 cm, die des Laufs 100,9 cm, das Kaliber 16,5 mm, das Gewicht nur 8 Pfd. = 3,75 kg. Die mit einer

Ausfeilung nach dem trichterförmigen Zündloche zu versehene Schwanzschraube war eine „Hakenschwanzschraube", deren am hinteren Ende befindlicher starker Haken in eine fest im Schafte liegende und durch die Kreuzschraube festzuhaltende Scheibe eingehangen war. Man erreichte mit dieser Einrichtung den Vorteil, beim öfteren Ausheben des Laufs behufs Reinigung den Schaft am Kreuzteil nicht zu beschädigen, da eben die Scheibe mit der Kreuzschraube fest im Schafte verblieb. Dadurch konnten aber auch keine geschlossenen Bundringe verwendet werden und nahm man daher für dieses Gewehr die Befestigung im Schafte mittels Schieber vor. Der cylindrische Ladestock hatte am oberen Ende eine geringe Verstärkung zur Aufnahme des Muttergewindes für Krätzer und Kugelzieher und war mittels vier messingenen Ladestockröhrchen, in dessen oberstem sich die Ladestockfeder befand, in dem Schafte festgehalten. Als Visir diente ein Ansatz auf der Scheibe, das Korn befand sich auf dem Laufe.

Diese Gewehre waren für die in demselben Jahre (1809) aus den Scharfschützen der Regimenter brigadeweise in Bataillone zusammengezogenen zwei Schützenbataillone bestimmt. Bereits im Jahre 1793 hatte man versuchsweise aus jeder Infanteriekompagnie 1 Unteroffizier und 8, später 10 Mann herausgezogen, welche ihre Aufstellung hinter dem dritten Gliede hatten und besonders zum Gefecht in zerstreuter Ordnung bestimmt waren; das Regiment gab dazu 2 Offiziere und 2 Tamboure ab. Die Bewaffnung war aber dieselbe wie die der übrigen Mannschaft, glatte Gewehre [1]) mit geraden Kolben. Übung im Zielschiessen konnte nur auf Kosten der Hauptleute stattfinden, wenn sie auch besonders angeordnet war. Diese beiden Bataillone, welche im Feldzuge 1809 bei Erstürmung des Pöstlingsberges bei Linz die Feuertaufe erhielten, fanden derartige Anerkennung, dass im Jahre 1810 deren Anzahl verdoppelt und 2 Regimenter zu je 2 Bataillonen gebildet wurden. Im allgemeinen aber war diese Truppe mit den neuen Gewehren, der immerhin geringen Trefffähigkeit wegen, nicht zufrieden; man wollte eben ein gezogenes Gewehr haben. Dem wenigstens einigermassen abzuhelfen, erging im August 1809 ein Befehl an den Oberhofjägermeister von Preuss zur Errichtung eines Jägerkorps von 126 Mann, die Büchsen und Hirschfänger mitzubringen hatten und denen man dafür eine Staatsanstellung in Aussicht stellte. Beim Friedensschlusse wurde dieses Korps wieder aufgelöst.

Um dem öfteren Vorkommen der Versager beim Schiessen zu begegnen, d. h. dem Abbrennen des Zündkrauts, ohne den Schuss zu entzünden, war bereits im Jahre 1808 die Beschaffung von messingnen Raumnadeln mit Kettchen angeordnet, um damit das verstopfte Zündloch aufzuräumen; das Regiment erhielt 1620 Stück.

Im Jahre 1811 erbot sich der Gewehrfabrikant Philipp Calnot in Wien zur Lieferung sowohl gebrauchter, auf den Schlachtfeldern um Wien aufgehobener und wiederhergestellter, als auch neuer Gewehre. Nach einigen Verhandlungen wurde ein Kontrakt abgeschlossen über Lieferung von 20000 schon gebrauchter, jedoch „durchaus gut conditionirter, fehlerfreier, rostreiner und keiner Reparatur unterworfener Gewehre östreichischer und französischer Façon" mit Bajonett, das Stück für 35 Fl. Banko = 2 Thlr. 22 Gr. sächsisch Geld; 12500 neue Infanteriegewehre, jedes zu 36 Fl. Banko = 3 Thlr. sächsich Geld; 1800 neue Artilleriegewehre, jedes zu 21 Fl. Banko = 1 Thlr. 18 Gr.; 2000 neue Karabiner, jeder zu 24 Fl. Banko = 2 Thlr.; 1500 Paar neue Pistolen, das Paar zu 36 Fl. = 3 Thlr.; ferner 3000 Kavallerieseitengewehre mit Scheiden von Eisenblech, jedes zu 19 Fl. Banko = 1 Thlr. 14 Gr. sächsisch.

Es wurde ein Angeld von 29166 Thlr. 16 Gr. auf die erste Lieferung der gebrauchten Gewehre und von 80333 Thlr. 6 Gr. auf die der neuen Waffen, sowie als Frachtvergütung, der Zentner zu 4 Thlr., gezahlt. Zur Übernahme wurde der Hauptmann Birnbaum nach Wien entsendet; er betrieb die Ablieferung, so dass die gebrauchten Gewehre Ende Mai eintrafen; die der neuen Gewehre begann Mitte Juni und sollte Anfang August beendet sein. Schliesslich wurde der Preis der gebrauchten Gewehre auf 34 Fl. Banko ermässigt, für die dadurch ersparten 1666 Thlr. 16 Gr. wurden 1200 Seitengewehre für Train bestellt zu 12 Fl. Banko = 1 Thlr., aber ohne Frachtvergütung. Endlich bot Calnot noch weitere 60000 Gewehre für 34 Fl. Banko das Stück in monatlichen Lieferungen von je 6000 Stück an. Nachdem dieses Angebot angenommen war, erklärte Calnot am 11. Juli 1811, dass es ihm unmöglich sei, die letztversprochene Anzahl Gewehre zu liefern, da dergleichen von zahlreichen Unternehmern anderweit aufgekauft würden, doch erbot er sich, dafür mindestens 12000 neue Gewehre zu gleichem Preise zu liefern. Im November desselben Jahres klagte er, dass die Banknoten gestiegen wären und er für den gleichen Preis nicht mehr liefern könne, und verlangte als Entschädigung für bisherige Verluste 50000 Fl. Banko, was ihm aber abgeschlagen wurde. Dagegen erklärte man sich bereit, für ein gebrauchtes Gewehr 8 Gr., für ein neues 1 Thlr. 2 Gr. mehr zu be-

[1]) Im Jahre 1803 wurden mehrere Vorschläge zu einem gezogenen Gewehr als Bewaffnung der Scharfschützen versucht. Darunter befand sich ein Gewehr, welches man wie eine Kugelbüchse mit Pflasterkugeln bezügl. für schnelleres Laden mit gewöhnlicher Patrone laden konnte, ohne zu viel an der Richtigkeit des Schusses gegen die Pflasterkugel zu verlieren. „Die Schwanzschraube war derart eingerichtet, dass die mit der Patrone eingeladene Kugel sich durch mehrmaliges Aufsetzen mit den eisernen Ladestock sich etwas breit und in die Züge dergestalt eingedrückt, dass sie bei dem Abfeuern nicht bloss herausrollt, sondern fast einer gepflasterten Kugel nach Maassgabe der Züge sich heraus winden muss".

zahlen. Wie viel von dieser Bestellung wirklich geliefert worden, ist in den Akten nicht zu ersehen, doch sind in der Zeit vom 16. Juni bis 17. Oktober 1811 für neue Gewehre 33 333 Thlr. 8 Gr. und für gebrauchte Gewehre 58 333 Thlr. 8 Gr. gezahlt worden. — Natürlich waren die Suhler Fabrikanten über die niedrigen Preise der österreichischen entrüstet; es wurden, „um ihnen das Maul zu stopfen", darauf 1600 Infanterieflinten und 1500 Paar Pistolen bei ihnen bestellt, da die letzteren Calnot nicht geliefert hatte.

In der Arsenalsammlung ist noch eins dieser sogenannten Wiener Gewehre vorhanden. Fig. 8 stellt dasselbe dar. Es ähnelt dem österreichischen Gewehre, hat auch dieselbe Befestigung des Bajonetts mittels Feder am 105,9 cm langen Laufe; auf dem Schweifteile der Schwanzschraube ist ein niedriges Visir ausgeschmiedet, das Korn befindet sich auf dem, wie die anderen Bünde, von Messing hergestellten Oberbunde. Der Ladestock hat cylindrische Form. Das Gewicht dieses Gewehres ohne Bajonett beträgt 4,05 kg, und seine Länge 144 cm. Die Pulverladung aller dieser drei letztgenannten sächsischen Gewehre betrug 0,75 Lot = 10,9 g.

Mit diesen letztgenannten Gewehren beteiligten sich die sächsischen Truppen am Kriege gegen Russland 1812 und an dem gegen die Verbündeten 1813. Die Schlacht bei Leipzig machte dem für Sachsen ein Ende. Die Truppen, durch französische Zurücksetzung und Missachtung empört, gingen grossenteils noch während der Schlacht zu den Verbündeten über, um auch versprochenermassen dadurch das Schicksal des in Leipzig eingeschlossenen Königs zu mildern. Wie weit sich diese Versprechungen erstreckten, weiss man nicht; das Endergebnis war, dass der König als Gefangener nach Friedrichsfelde bei Berlin abgeführt wurde und das Land unter das Gouvernement des russischen Fürsten Repnin kam.

Dieser Fürst nahm sich des verwaisten Landes in wahrhaft väterlicher Weise an, nicht bloss in militärischer Hinsicht, sondern er beseitigte auch im Verwaltungsdienste manche veraltete Einrichtung und schuf wahrhaft Gutes für das Land. Selbstverständlich musste ihm zunächst daran liegen, die Armee wieder neu zu bilden, dass sie an den weiteren Kämpfen, nun gegen Frankreich, teilnehmen konnte. Zu diesem Zwecke wurden die alten Bestände neu hergerichtet und von den zahlreichen Schlachtfeldern Sachsens die Waffen gesammelt und wieder instand gesetzt. Es wurde dazu eine Gewehrreparaturanstalt errichtet, solange das befestigte Dresden noch von den Franzosen besetzt war, in Moritzburg; nach dem Falle der Hauptstadt am 11. November 1813 wurde diese Anstalt nach Dresden verlegt. Dazu waren sämtliche entbehrliche Büchsenmacher aus Suhl, Olbernhau und Bärenstein befohlen; sie wurden teilweise durch gestellte Wagen abgeholt, und entlaufene Arbeiter wurden wieder zurückgebracht. Da unter den Truppen auch noch der freiwillige „Banner" auszurüsten war, wurde noch eine zweite Reparaturanstalt in Torgau errichtet.

Als am 8. November 1814 der Fürst Repnin aus Sachsen schied, um die Verwaltung des Landes an preussische Beamte (den Minister von der Reeke und General von Gaudi) zu übergeben, wurde sofort bestimmt, dass alle die sorgfältig angesammelten Waffen, welche nicht ursprünglich sächsische waren, nachdem die neu errichtete Armee hinreichend mit Waffen versehen sei, in preussisches Eigentum überzugehen hätten, da es dieser Armee an Feuerwaffen fehlte und sogar ein Teil der Landwehr mit Piken bewaffnet war. Es gingen daher 110 Geschütze und über 11 000 Gewehre etc. von Dresden zu Schiff über Torgau ab. Der Reparaturwerkstatt in dieser letzteren Stadt wurde ein preussischer Offizier, Oberleutnant Liebermann von Sonnenberg, vorgesetzt, und musste das ohnehin verarmte Land wöchentlich 1000 Thlr. zur Unterhaltung derselben zahlen, während die wiederhergestellten Gewehre in preussischen Besitz übergingen.

Als Ende des Jahres 1818 die am Niederrhein gestandenen Regimenter in das Vaterland zurückgekehrt waren, galt es vor allem, die Waffen derselben zu ergänzen. Es wurden Kommissionen für Infanterie- und Kavalleriebewaffnung niedergesetzt, um über Verbesserung der ausgegebenen Waffen zu beraten und Berichte von den Truppenteilen über den Zustand ihrer Waffen eingefordert. Am ungünstigsten sprachen sich die Schützenbataillone über die Neusuhler Gewehre aus. Es wurde hauptsächlich über das heftige Stossen derselben beim Schusse geklagt, ausserdem wäre durch öftere Reparaturen das Verhältnis der Federn im Schlosse gestört, so dass häufig Versager vorkämen. Das trichterförmige Zündloch schütte vom zweiten Schusse an nicht mehr oder nicht genügend auf; durch das Blankputzen seien die Läufe in der oberen Hälfte so abgenutzt, dass ungleiche Eisenstärke vorhanden sei, endlich wären nicht alle Gewehre so geschäftet, dass man beim Zielen Visir und Korn zusammenbringen könne.

Der Musterinspekteur, General von Hake, fasste die sämtlichen eingegangenen Berichte zusammen und betonte besonders, dass nach der jetzigen Gefechtsweise in zerstreuter Ordnung der auf Selbständigkeit ausgebildete Mann auch ein zum besseren Zielen eingerichtetes Gewehr haben müsse. Das Neusuhler Gewehr der leichten Infanterie habe zwar schon Visir und Korn, doch fehlten diese bei den zumeist geführten früher französischen Gewehren. Das angeordnete Einschiessen der Gewehre habe ohne Zielvorrichtung keinen Sinn, das Treffen wäre mehr Zufall. Es müsse ein Korn von Messing auf den Lauf gelötet werden, breit genug, dass man es auf einer Seite befeilen könne, wenn es nicht richtig

stände. Auf den französischen Gewehren möge ein Visir mit Schrauben auf dem Laufe befestigt werden, da die Eisenstärke derselben zum Einschieben nicht genüge; dazu werden ovale Schraubenlöcher in der Visirplatte empfohlen, um auch das Visir etwas seitwärts treiben zu können. Ein Versuch mit dahin abgeänderten Gewehren habe günstige Ergebnisse gebracht. Weiter wurde vorgeschlagen, die Läufe durch künstliche Rostbildung zu bräunen, weil sonst der Soldat doch blank putze, wenn er sie auch nur rostrein halten solle. Das in der englischen und hannoverschen Armee gebräuchliche Lackieren der Läufe mache sie zu glänzend und müsse öfters erneuert werden.

Durch Verordnung vom 30. Dezember 1819 wurde darauf bestimmt, dass auf den Lauf ein messingenes Korn da aufgelötet werde, wo der Oberbund den Ausschnitt habe, und ferner sei ein Visir mit zwei Schrauben am hinteren Ende des Laufs zu befestigen und Lauf und Bajonett zu bräunen, das Schloss grau einzusetzen. Die Regimentsbüchsenmacher hätten diese Umänderung für 7 Gr. 3 Pf. das Gewehr zu besorgen. Die leichte Infanterie solle französische Voltigeurgewehre erhalten, sobald deren Umänderung im Hauptzeughause besorgt sei. Zur Schonung dieser Gewehre würden für die im Dienst befindliche Mannschaft Exerziergewehre ausgegeben werden; die Büchsenmacher wären zum Erlernen des Bräunungsverfahrens in das Hauptzeughaus zu befehligen. — Ferner wurde bestimmt, dass das französische Normalkaliber von 17,5 mm = 0,74 Dresdner Zoll auch in Sachsen massgebend sein solle, obgleich nur wenig Gewehre von diesem Kaliber in der Armee wie im Hauptzeughause vorhanden wären; als Höchstkaliber wurde 0,78 Zoll = 18,5 mm festgesetzt, da sich angeblich bei Versuchen kein auffallender Unterschied in der Trefffähigkeit gegen das Normalkaliber gezeigt habe. Die Truppen erhielten Stahlcylinder zur Ermittelung des Kalibers. Der Durchmesser der Kugel blieb 0,70 Zoll = 16,5 mm.

Zur Überwachung der Büchsenmacher wurde durch Verordnung vom 14. April 1820 in den Regimentern Gewehrkommissionen eingeführt, denen je ein Hauptmann und von jedem Bataillon ein geeigneter Offizier vorstand. In gleicher Weise wurde im Jahre darauf eine Hauptgewehrkommission errichtet, welche in der Hauptsache die Vermittelung der Truppen bei Übernahme und Ausgabe von Waffen beim Hauptzeughause besorgen sollte. Dieser Kommission stand der Musterinspektor Oberst von Hake vor, als erste Mitglieder waren Major v. Dallwitz, Hauptmann v. Zychlinski, Premierleutnant v. Kopenfels und ein Reiteroffizier, Premierleutnant v. Kraeht, befehligt.

Ähnlich wie seinerzeit die Scharfschützen bei der Infanterie waren den Schützenbataillonen Jäger zugeteilt, welche ihre Aufstellung hinter dem dritten Gliede der Kompagnien fanden. Um diesen Jägern eine tüchtige Waffe zu geben, hatte bereits im Jahre 1816 der Musterinspektor v. Hake eine Probebüchse vorgelegt, welche vom Hauptzeughaus-Büchsenmacher Phillip hergestellt, zugleich die Einrichtung zum Aufpflanzen eines Bajonetts hatte. In demselben Jahre ward eine zweite Büchse von Hauptmann v. Zychlinski vorgelegt, deren Lauf $1\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{9}{16}$ Zoll = 10,8 mm Kaliber sowie 8 Züge von $\frac{5}{4}$ Drall hatte. Das Steinschloss war mit Wasserpfanne und „Kegel" in der Nuss versehen, das dazu gehörige Stechschloss hatte doppelten Abzug, um das gespannte Schloss, auch ohne zu „stechen", abdrücken zu können; eine Sperrung der Schlagfeder diente als Sicherung. — Den Hauptvorwurf, den man dieser Büchse machte, war ihr Gewicht von 12 Pfd. 26 Lot = 6 kg, welches viel zu gross sei und nicht über 9 Pfd. betragen dürfe. Die während der Okkupation eingeführte Mastricher Büchse wog sogar nur $8\frac{1}{2}$ Pfd. — Nachdem noch verschiedene Vorschläge eingereicht worden und auch die Artilleriekommission gesprochen hatte, einigte man sich im Jahre 1821 dahin, ein Bockvisir mit stellbarer Klappe anzunehmen; da dasselbe aber zu zerbrechlich sei, solle noch ein einfaches Klappvisir in dem im Kolben der Büchse angebrachten „Kugelkasten" mitgeführt werden. Es wurde vorgeschlagen, diese Büchsen in Suhl bauen zu lassen, deren Fabrikation sich wesentlich gehoben habe; man habe Gesenkschmiederei eingerichtet, so dass sie jetzt „identische" Schlösser[2]) herzustellen vermöchten. — Die hierauf angenommene neue Probebüchse hatte einen achteckigen Lauf von 33" = 77,7 cm Länge und 0,62" = 14,6 mm Kaliber mit 8 Zügen, deren Tiefe 0,82 mm und deren Breite 2,83 mm betrug. Der Drall derselben war ein voller Umgang auf die Länge des Laufs. Die Schwanzschraube hatte eine tief ausgebohrte Kammer. Das Schloss hatte dem Stechschlosse entsprechend einen Kegel (auch Spiel genannt) in der Nuss, der konische Ladestock einen Messingbund am grössten Durchmesser seines Knopfes; der Schaft von Nussbaumholz hatte einen „Backen" am Kolben; der Lauf war durch zwei Schieber und die Oberriembügelschraube im Schafte festgehalten; die Garnitur war von Messing. Das Gewicht der Büchse betrug 8 Pfd. 20 Lot = 4,02 kg. Fig. 9 stellt dieselbe dar (Arsenalsammlung). — Die Herstellung dieser Büchsen erfolgte bei Klett in Zella nächst Suhl und war im Kontrakt besonders vorgesehen, dass alle Teile derselben mit der Nummer der Büchse zu bezeichnen seien.

[2]) Unter „identischen" oder Wechselschlossern verstand man solche, deren Teile durch Maschine völlig gleichförmig hergestellt wurden, so dass dieselben ohne Nachhülfe in alle Schlosser der Lieferung passten. Es wurde als Erfolg dieser Maassnahme angeführt, dass man aus den zerlegten Teilen von 100 Gewehren nach freier Wahl doch 80 sofort brauchbare Gewehre zusammengestellt habe.

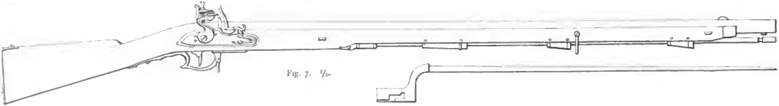


Fig. 7. 1/5.

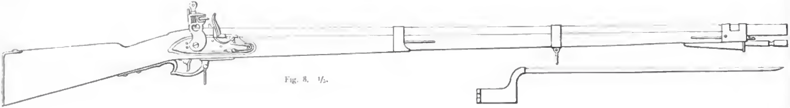


Fig. 8. 1/5.

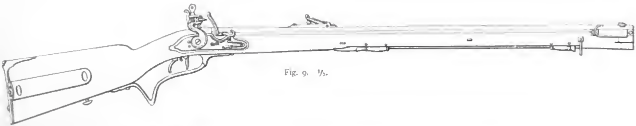


Fig. 9. 1/5.

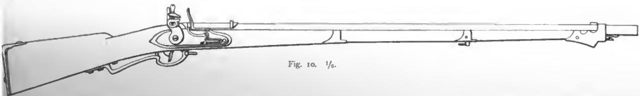


Fig. 10. 1/6.

Die Patronentasche für die Jäger war so eingerichtet, dass sie 2 Dutzend Patronen und im besonderen Fache Raum für 36 Kugeln und Pflaster aufnehmen konnte. Ausserdem führten die Jäger ein Pulverhorn mit Lademass, mit Schnure über die Schulter gehängt. Der dazu gehörige hölzerne Setzstock mit Hammer zum Laden der Pflasterkugel wurde neben dem Seitengewehre getragen.

Von allen Regimentern waren wieder Klagen über die Gewehre und Vorschläge zu Verbesserungen eingegangen. Hauptsächlich wurde hervorgehoben, dass das Selbstaufschütten mittels des trichterförmigen Zündlochs schon nach dem zweiten Schusse unsicher werde, so dass der Mann trotz dieser Einrichtung lieber mit der Hand aufschütte. Da man zu der Erkenntnis gekommen war, dass es in der gegenwärtigen Zeit weniger auf geschwindes, als auf sicheres Schiessen ankam, so wurde unter dem 25. Oktober 1825 angeordnet, dass die trichterförmigen Zündlöcher bei sämtlichen Gewehren verschraubt und cylindrisch neu gebohrt würden.

Inzwischen waren auch die Reparaturkosten an den Feldgewehren auffällig gestiegen. Das Leibinfanterieregiment hatte im Jahre 1826 dafür 328 Thlr., das Regiment Max 305 Thlr., das Regiment Friedrich August, welches allerdings noch das Altsuhler Gewehr führte, sogar über 600 Thlr. verausgabt. Man musste daher ernstlich daran denken, ein neues Gewehr zu beschaffen, trotz der Geldnot des verarmten Landes. Um aus den vielen Verbesserungsvorschlägen einen Kern herauszuschälen, wurden daraufhin Beratungen unter dem Vorsitze des Generals Bevilaqua unter dem 5. Januar 1826 angeordnet. Das danach in doppelten Exemplaren eingereichte Probegewehr, das sogenannte Bevilaquasche Gewehr vom Jahre 1826 hatte folgende Einrichtung: die Länge des Laufs betrug 42 Zoll = 99,29 cm, sein hinteres Ende war oberhalb achteckig, unten rund. Das messingne Korn sowie das Visir waren auf den Lauf gelötet, das letztere mittels eines Sattels, ebenso unterhalb die Ösen. Das cylindrische Zündloch begründete das Aufschütten des Zündkrauts mit der Hand. Das Muttergewinde der Schwanzschraube war in den dazu aufgebohrten Lauf eingeschnitten, die Schwanzschraube selbst an dem einen Gewehre vorn glatt, die andere hatte eine halbkugelförmige Kammer, in deren Boden der Zündkanal ausmündete. Der konische Ladestock hatte an der Stossseite einen Messingkopf. Der Nussbaumschaft war am Kolben mit einem Backen versehen; die eiserne Garnitur bestand aus zwei Halbbunden mit Querschrauben, die durch den Schaft und die Ösen am Laufe gingen, nur der Oberbund war voll. Der Abzugsbügel war vorn in das Abzugsblech eingehakt, hinten durch eine Schraube damit verbunden; der Abzug bewegte sich zwischen zwei Becken im Abzugsbleche. Das gegen früher etwas verkleinerte Schloss war nach Art des hannoverschen Stiftschlosses (ohne Schrauben) eingerichtet, hatte eine Wasserpfanne, rückwärts einen kleinen Feuerschirm und „schwebenden Gang", wodurch das Schleifen der Teile auf dem Schlossbleche vermieden wurde. Lauf und Bajonett war gebräunt, die Garnitur geschwärzt, das Schloss grau eingesetzt. In Fig. 10 ist das Gewehr (nach einer erhaltenen Zeichnung; Original nicht mehr vorhanden) dargestellt.

Mit diesen zwei Probegewehren war noch ein drittes, vom Hauptmann v. Kochinski hergestellt, eingereicht worden, welches anstatt des Steinschlosses ein „Perkussions- oder Schlagschloss" hatte. In Bezug auf dieses Schloss wurde seitens des Generals Bevilaqua besonders darauf hingewiesen, dass es eine schnellere und sicherere Zündung gewährleiste und auch die Pulverladung schon wegen Wegfalls des Zündkrautes geringer angenommen werden könne.

Die oberen Behörden beurteilten diese drei Gewehre sehr günstig, nur die Artilleriekommission hatte in ihrem Gutachten Bedenken wegen der angeblichen Gefahr beim Transport der Zündhütchen ausgesprochen. Dieser neuen Zündungsart wegen suchte man Zeit zu gewinnen, um nicht bei einem neuen Gewehr eine veraltete Zündungsweise einzuführen und ordnete deswegen die Anfertigung von 200 Gewehren in Olbernhau nach der Probe mit Steinschloss an, sowie dass diese bei den Truppen verteilt und ein Jahr zur Probe geführt würden. Um aber den Klagen über den Backenschlag der mit tiefer Auskehlung der Schwanzschraube versehenen Gewehre abzuhelfen, wurde auf Veranlassung des Musterinspektors im Jahre 1828 angeordnet, diese Schwanzschrauben versuchsweise auszulöten bez. durch neue zu ersetzen und dafür eine halbkugelförmige Kammer herzustellen, in deren Boden der Zündkanal, also inmitten der Seele des Laufs, ausmünde. Die damit angestellten Versuche hatten bei allen Regimentern günstige Ergebnisse gezeigt.

Bereits im Jahre 1827 fanden eingehende Versuche mit zur Schlagzündung abgeänderten Gewehren statt. Nach den ersten Vorversuchen wurden die beiden in Dresden stehenden Linieninfanterieregimenter, das Leibregiment und Prinz Max, mit grösseren, besonders Vergleichsversuchen der neuen und der zeitherigen Zündungsart beauftragt. Jedem derselben waren 20 zur Schlagzündung abgeänderte Gewehre zur Verfügung gestellt. Als Zündhütchen waren schon bei den ersten Versuchen verschiedene Arten geprüft und waren als die zweckentsprechendsten die aus der Fabrik von Dreyse & Collenbusch in Sömmerda mit chlorsaurem Kalisalz und einer Lackdecke über dem Zündsatz angenommen worden. Im Jahre 1833 gingen die Berichte beider Regimenter ein.

Im Berichte des Leibregiments wurde die neue

Zündungsart befürwortet. Die Handhabung sei ebenso leicht, das Aufsetzen der Zündhütchen mit freier Hand, in geschlossener wie aufgelöster Ordnung, bei Kälte und Wärme, selbst in der Bewegung leicht und sicher, nur Übung sei ebenso wie beim Aufschütten des Zündkrauts notwendig; selbst bei Nacht (mit verbundenen Augen) sogar leichter als das Aufschütten. Bei 3674 Schuss seien beim Einzelnladen keine Zündhütchen verloren worden, bei 804 Schuss im Zuge nur 5. Die Pulverladung könne von $^{12}/_{16}$ Lot der zeitherigen Patrone auf $^{9}/_{16}$ Lot herabgesetzt worden. Die Sicherheit der Zündung sei wesentlich gestiegen: von 3674 Schuss mit verschiedenen Zündhutarten hätten 24 versagt, während beim Steinschlossgewehre von 2522 Schuss 520 versagt, 262 mal das Zündkraut abgebrannt wäre, ohne den Schuss zu entzünden, und 98 mal sei das Zündkraut vorgebrannt. Bei vom Hauptzeughaus gelieferten Zündhütchen mit Lackdecke habe nicht eins versagt. Bei starkem Wind und Regen wären von 2780 Schuss aus dem Schlagschlossgewehre nur 1 Versager, dagegen von 2522 Schuss aus dem Steinschlossgewehre 782 Versager vorgekommen. Die Durchschlagskraft und Treffähigkeit sei bei beiden Gewehrarten gleich, selbst bei der verringerten Pulverladung der Schlagschlossgewehre. Verletzungen durch Zündhutsplitter wären nicht vorgekommen. Die erfolgte Umänderung der Gewehre habe sich bewährt; das Einschrauben und Verlöten des Zündstollens, ebenso das Austrichtern des Zündkanals im Innern sei vorteilhaft, nur müsse der Kopf des Hahns etwas weiter ausgefräst werden, damit sich nicht die Rester von Zündhütchen darin festsetzen könnten.

Der Bericht des Regimentes Prinz Max besagte in der Hauptsache dasselbe, nur sprach sich darin der Nachteil der Zündhütchen mit Kupferdecke über dem Zündsalze aus, weil sich leicht Kupferteilchen der Decke in den Zündstift einschlügen, die schwer zu beseitigen wären.

Aus Vorsicht fand im Jahre darauf noch ein Vereinsverfahren beider Kommissionen statt, welches besonders die Art der Umänderung der vorhandenen Gewehre feststellen sollte. Danach wurde vorgeschlagen, an Stelle des Zündlochs einen Zündstollen in den Lauf einzuschrauben und zu verlöten; der 0,1 Zoll = 2,3 mm weite Zündkanal solle im Innern der Seele etwas ausgetrichtert werden, damit das Pulver der Ladung denselben leichter fülle. Der Zündstift sei in den Zündstollen einzuschrauben, mit einem Teller versehen, der das Überschrauben verhindere, darüber ein vierseitiger Ansatz zum Aufsetzen eines Schlüssels, endlich oben der Kegel. Die Schlagfläche des Zündstiftes wäre am Rande leicht abzurunden und mit einem leichten Quereinstrich zu versehen, um beim Laden der eingepressten Luft unter dem voll aufliegenden Hahne Ausgang zu gewähren. Die Bohrung des Zündstifts solle oben 0,6 Zoll = 1,4 mm betragen und sich nach unten bis auf 0,12 Zoll = 2,82 mm erweitern. Die Stellung des Zündstifts im Kreisbogen des niederschlagenden Hahns sei die allein richtige. Als Zubehör sei ein Schlüssel zum Ein- und Ausschrauben des Zündstiftes nötig, der füglich mit dem Schraubenzieher zu vereinigen sei; doch solle nur jeder Unteroffizier einen solchen erhalten. Zweckmässig sei auch, an der Klinge des Schraubenziehers eine halbrunde Ausfeilung anzubringen, um etwa festsitzende Zündhütchen vom Zündstift abzuziehen. Zur Umänderung des Steinschlosses wäre die Batterie mit Batteriefeder, sowie die Pfanne zu entfernen und die betreffenden Schraubenlöcher zu verschrauben; anstatt des Steinhahnes sei ein neuer mit ausgesenktem Kopfe einzustellen. Der die Aussenkung begrenzende, stehengebliebene Rand verhindere das Umherspritzen von Zündhutsplittern; die Stelle der zeitherigen Pfanne sei mit einem Lager für den Zündstollen auszulöten, wobei ein kleiner, nach rückwärts gerichteter Feuerschirm das Auge des Schützen sichern solle. — Zur handlichen Unterbringung der Zündhütchen wurde ein Täschchen von steifem schwarzem Leder empfohlen, welches nach unten halbrund, an den Seiten inwendig mit haarigem Fell zu versehen sei, um das Herausfallen der Hutchen zu verhindern; der Deckel des Täschchens sei mittels eingesteckter messingner Raumnadel zu schliessen. Am zweckmässigsten wurde die Anbringung des Täschchens auf der Brust des Mannes empfohlen, da, wo sich die breiten Riemen der über die Schulter getragenen Patronentasche und des Seitengewehres kreuzten. (Bei dem von der Linieninfanterie geführten weissen Lederzeuge bildete dieses schwarze Täschchen einen prächtigen Zielpunkt für feindliche Schützen.) Um ferner das Abzählen und Verteilen der Zündhütchen im Gefechte etc. zu vermeiden, solle der Mann als Reserve noch eine 75 Zündhütchen in 3 Pappschachteln fassende Blechbüchse in der Patronentasche führen.

Infolge des günstigen Verlaufs der Versuche wurde unter dem 6. Mai 1834 die Umänderung der Gewehre bei den Truppen angeordnet, doch mit der Einschränkung, dass dies nur bei den Gewehren mit besseren Läufen (I. und II. Klasse) mit Schwanzschrauben nicht unter 8 Gewinden auszuführen sei. Für diese Umänderung wurde für das Gewehr 1 Thlr. bewilligt; ausserdem für Zündstiftschlüssel, Zündhuttäschchen und lederne Zündstiftkappe 11 Gr. Bei Einstellung neuer Läufe sollten Kammerschwanzschrauben angefertigt werden. Bis zu den Herbstübungen des laufenden Jahres — 1834 — müsse die Umänderung erfolgt sein.

Sofort nach Umänderung der Infanteriegewehre erfolgte die der Karabiner und Pistolen der Reiterei. Es wurde dabei dasselbe Verfahren beobachtet, nur beliess man am Schlosse die frühere Batteriefeder und brachte an Stelle der Batterie eine Klappe als Sicherung an, die sich über das auf den

Zündstift aufgesetzte Zündhütchen drehen liess und so dem niedergelassenen Hahne einen Stützpunkt gewährte. Fig. 11 zeigt den auf diese Weise abgeänderten Karabiner (Arsenalsammlung).

Auch die Reiterbüchse war in Sachsen nach den Befreiungskriegen wieder in Aufnahme gekommen, nicht wie im 18. Jahrhundert als Bewaffnung ganzer Regimenter, sondern nur für einzelne, besonders ausgewählte Leute der Schwadronen. Auch diese wurden nach der obigen Weise zur Schlagzündung umgeändert. Fig. 12 zeigt einen solchen Karabiner (Arsenalsammlung). Bei einer Länge des Laufs von 32,3 cm und 16,3 mm Kaliber hatte er 8 Züge von 65,4 cm Dralllänge und ein Gewicht von 2,82 kg. Diese Büchse wurde jedoch nur mit Patronen geladen; den Setzstock trug der Reiter am Bandelier.

Da sich die Zündhütchen der Fabrik von Dreyse & Collenbusch in Sömmerda am besten bewährt hatten, wurde mit dieser Fabrik ein Abkommen getroffen, infolgedessen dieselbe gegen Entschädigung und unter Wahrung des Geheimnisses der Herstellung die Maschinen dazu an das Hauptzeughaus lieferte und die Fabrikation daselbst einrichtete. Für die Jägerbüchse nahm man dagegen die mit Knallquecksilber gefüllten Jagdzündhütchen der Fabrik von Sellier & Bellot in Prag an, weil man wegen des Abdrückens mittels Stechschlosses eine leicht zündende Füllung zu brauchen glaubte. Doch führte der Mann im Kugelkasten der Büchse einen für die Armeezündhutchen entsprechenden Zündstift.

Die durch diese Abänderungen entstehenden Kosten waren für das verarmte Land nicht unbedeutend. Um sie zu decken, kam man auf den jetzt unbegreiflichen Ausweg, die alten Bestände des Hauptzeughauses zu veräussern. Die vorhandenen silbernen Trompeten und Pauken, lauter Beutestücke verschiedener Kriege, wurden in der Münze eingeschmolzen; die die Geschützhalle im Erdgeschosse und den Gewehrsaal des ersten Obergeschosses schmückenden Fahnen und Standarten wurden der Gold- bez. Silberstickerei wegen eingebrannt. Von den Waffen wurden einige Schlachtschwerter und Partisanen an die Rüstkammer abgegeben, einige Feuerwaffen etc. trat man als Entschädigung für geliefertes Lindenholz an die Herren v. Schönberg ab (jetzt in den Rüstkammern auf Schloss Pfaffroda und Reichstädt), zwei reich verzierte Orgelgeschütze nebst zwei nach schwedischem Muster im Jahre 1630 vom Leutnant Schmidt in Chemnitz gefertigte „ledernen Kanonen" kaufte der Prinz Karl v. Preussen. Der Rest an Harnischen und Waffen aller Art wurde nach Gewicht (angeblich das Pfund zu 18 Pfennigen) verschleudert. Der Hauptkäufer war der Antiquar Pickert in Nürnberg. Wieviel aus dem Verkaufe gelöst worden, ist in den Akten nicht ersichtlich.[3])

Mit der Umänderung der Gewehre hatte zugleich eine weitgehende Wiederherstellung derselben stattgefunden, die sich hauptsächlich auf Einstellung neuer, aus Olbernhau bezogener Läufe mit Kammerschwanzschrauben erstreckte, wenn die früheren das Ausschusskaliber von 0,78 Zoll erreicht hatten oder sonstige Fehler erkennbar waren. Soweit war wenigstens der dringendste Bedarf der Truppen gedeckt und konnte man nun an die Herstellung neuer Gewehre denken. Trotz der eben beendeten Umänderungsarbeiten war dies auch dringend notwendig, wie dies aus einem Berichte des Musterinspektors, General v. Hake, vom 16. Oktober 1835 zu ersehen ist. Es wird darin angeführt, dass mindestens ein Drittel der Dienstgewehre kriegsunbrauchbar sei, was nicht zu verwundern wäre, da diese schon über 20 Jahre in Gebrauch und von den Schlachtfeldern des Jahres 1813 aufgelesen wären. Schon damals hätte man in Frankreich nach den ungeheuren Verlusten an Waffen während der Feldzüge in Russland und Spanien zur Neubewaffnung der Armee alte, schon früher verworfene Gewehre ausgeben müssen, die sogar teilweise noch aus der Zeit vor der Revolution stammten. Dann hätten aber auch die Läufe durch die mangelhafte Behandlung beim Bräunen gelitten, so dass es zweckmässig erscheine, das Bräunen gänzlich aufzugeben. (Das Verbot des Bräunens erfolgte im Jahre 1836.)

Bei Herstellung neuer Gewehre handelte es sich um Ausfindigmachung einer Fabrik, welche geneigt und befähigt war, eine grössere Lieferung zu übernehmen. Die Henneberger Lande mit Suhl waren bei der Teilung Sachsens im Jahre 1815 an Preussen gefallen, auch verlangten die Fabriken höhere Preise, weil ihnen die früher von Sachsen gelieferten Kohlenhölzer von der neuen Regierung entzogen waren. Die einzige im Lande befindliche Olbernhauer Fabrik war nicht leistungsfähig genug, und von anderen Fabriken hatte man wenig Kenntnis. Es wurde daher im Winter 1834—35 der Oberleutnant v. Bosse entsendet, sich von dem Stande der deutschen Fabriken zu unterrichten und dabei auch über den Fortgang der Umänderungsarbeiten anderer Staaten Bericht zu erstatten.

Im Frühjahr 1835 berichtete nun genannter Offizier, dass von allen besuchten deutschen Fabriken ihm die Königl. württembergische zu Oberndorf am Neckar als die empfehlenswerteste erschiene. Sie wäre an genaue Arbeit gewöhnt, verarbeite nur bestes Material und wäre auch geneigt, einen Auftrag von Sachsen auszuführen; das dortige Kriegsministerium würde die Genehmigung erteilen. Es

[3]) Ein Beweis für den Geldmangel dieser Zeit und das geringe Verständnis für den Wert altertümlicher Waffen ist ferner der ernst gemeinte Antrag eines Landtags-Abgeordneten, welcher dahin ging, die Kosten eines Neubaues für die Tierarzneischule dadurch zu decken, dass man die Vorräte der Königlichen Rüstkammer — des jetzigen historischen Museums — verkaufe, die zu dem Neubau erforderliche Summe von 45000 Thlrn. werde man wohl herausschlagen.

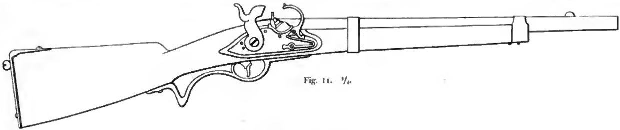


Fig. 11. 1/4.

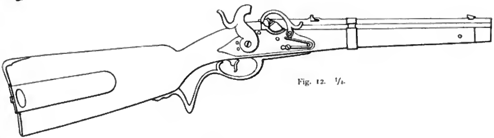


Fig. 12. 1/4.

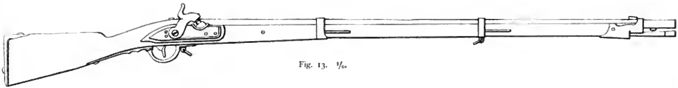


Fig. 13. 1/6.

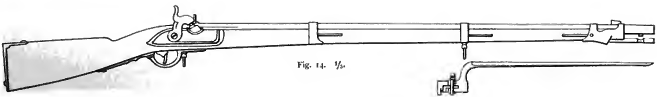


Fig. 14. 1/5.

handelte sich zunächst um Herstellung eines Probegewehres, dem man das Bevilaquasche zu Grunde legte. Dieses neue Gewehr vom Jahre 1835 (auch Oberndorfer Gewehr genannt), Fig. 13 (Arsenalsammlung), hatte bei einer Gesamtlänge von 62,5 Zoll = 147,5 cm, von denen 45 Zoll = 106,4 cm auf den Lauf kamen, ein Kaliber von 0,74" = 17,5 cm. Der Zündstollen war angeschweisst, Visir und Korn sowie die Hakenschwanzschraube mit halbkugelförmiger Kammer war gleich dem obengenannten Gewehre, nur waren die halben Bundringe durch volle ersetzt. Der Oberbund umschloss den Lauf und Schaft nur mit einem Ringe vor dem Korne und war daher noch mit einer Querschraube festgehalten. Die Befestigung des Bajonetts mittels Feder kam ebenfalls in Wegfall und wurde dafür der Schiebering angenommen. Das vordere spitze Ende des Schlossblechs erhielt eine mehr senkrechte Form, wodurch Beschädigungen des Schaftes beim Abnehmen des Schlosses vermieden werden sollten.

Es wurden darauf zunächst 100 Gewehre nach diesem Muster in der Fabrik zu Oberndorf und ebenso viel bei Sauer in Suhl für den Preis von 10 Thlr. 22 Gr. bestellt und nach Prüfung der eingelieferten Gewehre ein Kontrakt zu weiterer Lieferung von je 1000 dergleichen mit diesen Fabriken im Jahre 1836 abgeschlossen, dem im folgenden Jahre noch eine weitere Bestellung von 1000 Gewehren folgte. Die Übernahmebestimmungen waren angeblich zu streng und lehnte darauf die Fabrik in Oberndorf die weitere Bestellung ab, welche dafür die Fabriken von Spangenberg & Sauer übernahmen und einen Kontrakt zur Lieferung von 2650 Gewehren nach obigem Muster abschlossen. Auch diesen waren die Bedingungen zu streng, bis man diesseits von dem Verlangen des Kolbens und Schmirgelns der gebohrten Läufe absah. Die Ausgabe dieser Gewehre erfolgte darauf an das Leibinfanterieregiment.

Aber auch anderen Truppenteilen waren neue Gewehre dringend nötig, und zwar zunächst dem 1. Infanterieregiment und den 3 Schützenbataillonen. Eigentümlicherweise blieb man aber nicht bei dem letzten Muster vom Jahre 1835, sondern wollte einige Abänderungen daran vornehmen, welche sich in der Hauptsache darauf erstreckten, dass man den Lauf um $1^1/_2$ Zoll verkürzte und anstatt der Hakenschwanzschraube eine gewöhnliche mit Schweifteil, aber auch mit halbkugelförmiger Kammer, endlich statt des konischen Ladestocks einen cylindrischen annahm. Auch das auf dem Schweifteile der Scheibe angebrachte Visir des Oberndorfer Gewehres sollte dem Auge des Schützen zu nahe stehen, weswegen es bei dem neuen Probegewehre etwas weiter vorwärts auf dem Laufe angebracht wurde. Bei einer Gesamtlänge des Gewehres ohne Bajonett von 62 Zoll = 146,6 cm, von denen 43,4 Zoll = 102,7 cm auf den Lauf kamen, war das Gewicht ohne Bajonett 10 Pfd. = 4,68 kg. Das Kaliber 17,5 mm, sowie die Pulverladung von 8,2 g war wie am Muster vom Jahre 1835. Fig. 14 zeigt dieses neue Gewehr vom Jahre 1844 (Arsenalsammlung).

Für die leichte Infanterie waren im Jahre 1844 800 Gewehre mit verkürzten Läufen und 1846 noch 400 dergleichen im Hauptzeughause durch eingezogene Büchsenmacher aus neuen Läufen und vorhandenen guten Teilen zusammengestellt worden, um diese gegen die am wenigsten tauglichen Gewehre einzutauschen.

Bereits im Jahre 1836 hatte sich der Fabrikant P. Malherbe in Lüttich zur Lieferung von Gewehren erboten und auch Probegewehre eingesendet. Nachdem diese für sehr gut befunden worden, vergab man die Lieferung dieser neuen Gewehre an diese Fabrik, sowie an die Firma Sauer in Suhl, und zwar derart, dass die erstere Fabrik 3944 Infanterie- und 512 Schützengewehre zum Preise von 48 Fr., die Sauersche Fabrik 2000 Schützengewehre für 11 Thlr. 5 Gr. zu liefern hatte, was auch in den Jahren 1846—49 geschah. Ein Kontrakt mit dem Kaufmann Sellier in Leipzig hatte sich nach Lieferung von 500 Schützengewehren zerschlagen. Es waren diese Gewehre für das 1. Infanterieregiment und die Halbbrigade leichter Infanterie bestimmt und unterschieden sich die für die letztere Truppe vorgesehenen Gewehre nur dadurch, dass der Tragart mit langgeschnallten Riemen wegen der untere Riemenbügel bis an den Kolben zurückgezogen und der Mittelbund mit doppeltem Ringe sich um Lauf und Schaft legte, um bei dieser Tragart durch den daran angebrachten obern Riemenbügel keinen einseitigen Druck auf den Lauf auszuüben. Die Lieferungsverhandlungen mit Klett in Zella hatten sich zerschlagen.

Da allmählich auch die alten Jägerbüchsen anfingen, weniger brauchbar zu werden, was an dem oft wiederholten Frischen der Läufe lag, so erging im April 1847 an den Hauptzeughaus-Büchsenmacher Ulbrich der Befehl, nach gegebener Anleitung eine neue Probebüchse herzustellen und vorzulegen. In der Hauptsache entsprachen die Maasse der neuen Büchse denen der früheren, nur erhielt dieselbe eine Patentschwanzschraube mit angeschweisstem Zündstollen und anstatt des zu zerbrechlich gefundenen Bockvisirs ein solches mit drei Klappen. An Stelle des kleineren, für Jagdzündhütchen berechneten Zündstiftes war ein bei den Reiterwaffen gebräuchlicher, im Kegel etwas niedriger als bei der Infanterie angenommen. Es hatte sich herausgestellt, dass auch die mit Chlorkalisalz versehenen Armeezündhütchen vollständig ihrem Zwecke entsprachen. Nach unbedeutender Änderung einzelner fehlerhafter Teile, welche durch die Eile der Herstellung erklärlich waren, erhielt der Büchsenmacher Ulbrich den Auftrag, 150 neue Büchsen für die Jäger der leichten Infanterie herzustellen,

Aber auch das glatte Gewehr suchte man zu verbessern und besonders die Trefffähigkeit desselben zu erhöhen. An erster Stelle sei hier zu erwähnen, dass man die durch das Giessen der Kugeln vorkommenden äusserlichen Riefen bezw. innerlichen Luftblasen dadurch möglichst zu beseitigen suchte, dass man die auf einen Durchmesser von 0,71" gegossenen Kugeln auf das vorschriftsmässige Kaliber von 0,69" mittels einer einfachen Schraubenpresse einzeln presste. Der dadurch entstehende Pressrand wurde auf einer Schneidemaschine abgeschnitten. Bereits im Jahre 1822 war dies Verfahren eingeführt worden. Man erzielte damit eine gleichmässigere Form und genaues Kaliber, sowie eine annähernd dichte Masse der Kugel; die Trefffähigkeit wurde damit aber nicht erhöht.

Ferner hatte im Jahre 1844 der Oberleutnant v. Krafft vorgeschlagen, die bisherige Kugel in einen aus gerolltem Papiere herrgestellten, viermal geschlitzten Spiegel mit parabolischer Aushöhlung einzusetzen (ähnlich dem Dreyseschen Spiegel am Zündnadelgewehre). Beim Aufsetzen mittels des Ladestocks wurde die Kugel in diese Höhlung hineingetrieben und so der Spielraum im Laufe ausgefüllt. Angestellte Versuche ergaben zwar eine geringere Verschmandung des Laufs, hinsichtlich der Treffsicherheit aber wurden wenig günstigere Resultate erzielt, ebenso wie ein Versuch des Leutnants Schaarschmidt im Jahre 1850 mit Spitzgeschossen, vermöge deren tiefer und weiter Höhlung ebenfalls der Spielraum beim Schuss aufgehoben werden sollte. Es fehlte eben die gezwungene regelmässige Drehung des Geschosses, um eine grössere Trefffähigkeit zu erzielen.

Hierbei sei noch einer Einrichtung gedacht, die zwar nur auf die Verwendung des Gewehrs als Stosswaffe Bezug hatte, immerhin aber den Zweck erreichte, den einzelnen Mann auch in dieser Richtung mit seiner Waffe vertrauter und selbständiger zu machen. Es war dies die des Hauptmanns v. Sellmnitz vom Jahre 1821, das Fechten mit dem Bajonettgewehr einzuführen. Infolge dieses Vorschlags wurde dieses Fechten bei der gesamten Infanterie als Dienstzweig eingeführt, eine Dienstvorschrift darüber entworfen und das nötige Fechtgerät an alten Bajonettgewehren, Kürassen und Säbeln aus dem Hauptzeughause geliefert; die Lanzen hatten die Truppen von den ausgeworfenen Instandhaltungsgeldern selbst zu beschaffen.





Klingen mit der Inschrift „Gio Knegt, Solingen". Am 19. November 1903 ist die Waffensammlung G. D. Plumacher bei Herrn Rudolph Lepke in Berlin zum Verkauf gestellt worden.

Der Katalog, den dieses Kunst-Auktions-Haus herausgab, führt drei Schwerter auf, deren Klingen die Inschrift GIO . KNEGT tragen, und bringt auch ihre Abbildungen:

Nr. 236. Korbschwert, ohne Scheide, die Klinge gezeichnet GIO KNEGT IN SOLINGEN (verkauft).

Nr. 238. Schwert mit flachem, tellerartigem Knauf, kurzem Holzgriff, glockenförmigem Korb (? spätere Zuthaten) und zweischneidiger Solinger Klinge mit der geätzten Bezeichnung GIO · KNEGT (I)N ALEMANIA und Waffenschmiedemarke · L. 91 cm.

Nr. 302. Schwert mit eisernem, bienenkorbartigem Knauf, Ledergriff und S-förmiger Parierstange (? spätere Zuthaten), zweischneidiger Klinge mit der eingeschlagenen Inschrift + GIO + KNEGT + IN ∽ SOLINGEN + · L. 99 cm., auf der Angel zwei Marken, von denen eine das Vogt- oder Beizeichen sein dürfte: ICK und eine Distel(?)blume mit der Zahl 89 in kranzartiger Umrahmung.

Das Vorkommen des Namens Knegt auf Klingen, die nach der Beschreibung und einer von Herrn Direktor Dr. Karl Koetschau gütigst vorgenommenen Prüfung[1]) aus der Schlusszeit der Blüte der Solinger Klingen-Industrie im 17. Jahrhundert (Nr. 302 um 1650 angefertigt) stammen, ist für mich etwas Neues. Es überrascht um so mehr, da gleichzeitig drei ähnlich gezeichnete Stücke auftauchen.

Welche Bewandnis es mit diesen Inschriften hat, ist sehr unsicher. Die Solinger Familien Knecht (Knechtgen) gehörten nicht zu den Schwertschmieden, sondern zu der Bruderschaft der Härter und Schleifer.[2]) Ihr Name findet sich deshalb meines Wissens nur auf Klingen aus jüngerer Zeit, als die Schwertschmiede selbst hinter

[1]) Nr. 236 ist nicht geprüft worden. Wie Herr Dr. Karl Koetschau mir schreibt, ist die Klinge Nr. 238 alt, die geätzte Inschrift aber eine Zuthat neueren Datums.

[2]) Meine Ausführungen „Die in den priviligierten Handwerken der Solinger Industrie vertretenen Familiennamen". Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Jahrg. 1895, 96, 99.

den Kaufleuten und Fabrikanten zurücktraten und diese, der Empfehlung halber, nicht bloss ihre Zeichen, sondern auch ihre Namen anbringen liessen.

Herr Rudolph Lepke hatte die Güte, mir mitzuteilen, dass es sich bei der Klinge Nr. 238 wohl nur um eine Verzierung, die sich zwischen den einzelnen Worten gleichmässig wiederholt, nicht aber um eine Schmiedemarke handelt. Die eigentlichen Schmiedezeichen finden sich in der Regel auf der Angel. Ob solche bei den zwei Stücken Nr. 236 und 238 vorhanden sind, ist mir nicht bekannt.

Der Rufname Gio berührt gleichfalls seltsam. Vor dem 30jährigen Kriege und während desselben hatte die Stadt Solingen viel durch Kriegsvölker zu leiden; sie war selbst mehrfach und für länger von spanischen Truppen besetzt. Dass dieses auf die Industrie Einfluss ausübte, liegt auf der Hand. In solch unruhigen Zeiten — am 3. März 1630 wurde die Stadt von Wallonen und Pappenheimern erstürmt — wird es in den Waffenschmieden manchmal bunt zugegangen und für die fremden Kriegsmannen mögen auch Klingen angefertigt worden sein, deren Inschriften und Marken, die mit der Handwerksordnung nicht in Einklang zu bringen sind, uns in Verwunderung setzen.

Ob etwas Ähnliches bei den Knegt'schen Klingen in Frage kommt, bleibe dahingestellt, ebenso wieweit es sich um Zuthaten aus neuerer Zeit handelt, wie sie leider aus den verschiedensten Beweggründen unter der Hand bewerkstelligt worden sind.

Als Klingenkaufleute und Fabrikanten haben sich im 18. und 19. Jahrhundert Angehörige der Familien Knecht weithin bekannt gemacht, insbesondere Johann Knecht um die Mitte des 18. Jahrhunderts — später Johann Knecht sel. Witwe & Söhne, dann Carl Ludwig Knecht (Knecht & Stamm) — und Peter Knecht (†1852). Im Mannesstamm sind diese Familien längst ausgestorben.

Sollten anderwärts Klingen aus dem 16. oder 17. Jahrhundert erhalten geblieben sein, die den Namen KNEGT tragen, so wäre es im Interesse der Geschichte der Solinger Industrie sehr erwünscht, Mitteilungen darüber zu bekommen.

Albert Weyersberg in Solingen.



Mitteilungen des K. u. K. Heeresmuseums im Artilleriearsenal in Wien. Herausgegeben von dem Kuratorium des K. u. K. Heeresmuseums. Wien, 1903, 2. Heft.

Dieses 2. Heft bildet eine würdige Fortsetzung des auf Seite 52 dieses Bandes unserer Zeitschrift besprochenen ersten. Der Umfang ist wesentlich grosser, der Inhalt mannigfaltiger und dem Zwecke des ganzen Unternehmens, die Anregung zur Beschäftigung mit der österreichischen Geschichte zu geben und zu fördern, im vollsten Masse entsprechend.

Der wissenschaftliche Teil, der uns hier allein beschäftigen soll, giebt vier Arbeiten, von denen ich drei besprechen will, während über die vierte „Gregor Loeffler und Martin Hilger in der Geschützsammlung des Heeresmuseums" die Schriftleitung demnächst in anderem Zusammenhang zu berichten gedenkt.

Die Arbeit von Wilhelm Erben: „Zur Geschichte des österreichischen Kriegswesens im 15. Jahrhundert" ist ein sehr lehrreicher Vergleich zwischen zwei österreichischen Aufgebotsordnungen aus den Jahren 1431 und 1432. Die beiden Schriftstücke, deren Abdrucke als Beilagen dem Aufsatz angefügt sind, mussten deshalb die Aufmerksamkeit des Forschers in hohem Grade fesseln, weil in ihnen die gesamte bäuerliche Bevölkerung des östetreichischen Herzogtums in gewissem Masse als pflichtig zu einem Heerzug wider die Hussiten behandelt und für die Aushebung genaue Detailbestimmungen gegeben werden. Diese Bestimmungen gemahnten an die altkarolingische, im grossen Ganzen noch auf dem ursprünglichen Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht fussenden Wehrverfassung, und man hatte wohl geglaubt, dass letztere seit jener alten Zeit weiterexistiert hatte und zufällig erst zur Zeit der Hussitenkriege schriftliche Dokumente über diese Thatsache entstanden seien. Wilhelm Erben hat in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung das Irrige dieser Ansicht nachgewiesen und gezeigt, dass die 1431 von Albrecht V. und seinen Ständen, 1432 nur von letzteren aufgestellte Organisation eine Neuerung bedeutete.

Ist diese Feststellung schon an sich eine für die kultur- und heeresgeschichtliche Forschung hochinteressante Errungenschaft, so muss sich unser Interesse steigern, wenn wir in den beiden Aufgebotsordnungen Versuche zur Aufstellung von Heeresabteilungen erblicken, die, taktisch und strategisch als ein Körper verwendet, auf mehreren, gänzlich voneinander verschiedenen Grundsätzen der Wehrverfassung beruhen. Im Jahre 1431 setzt sich die Kriegsmacht des Herzogtums aus dem allgemeinen Aufgebot des Landvolkes — dieses als Neuerung — und dem auf Grund der Lehens-Kriegspflicht zu leistenden persönlichen Zuzug des landsässigen Adels zusammen. 1432 kommt hierzu noch die Aufstellung eines vom Herzog zu unterhaltenden Söldnertruppenteils, es werden also drei Organisationen, die man im allgemeinen als einander ausschliessend betrachten möchte, zu einer vereinigt.

Wilhelm Erben zeigt uns nun durch seine vergleichenden Betrachtungen, wie das seltsame Gebilde eines solchen Übereinkommens zwischen Herzog und Ständen möglich war. Das Lehensverhältnis und die daraus abgeleitete Dienstpflicht hatten sich längst überlebt, weder Zahl noch kriegerische Tüchtigkeit der auf diesem Prinzip beruhenden Streitkräfte entsprachen den Bedürfnissen. Das kam von den politischen Verhältnissen: die Stände und somit auch der Adel traten dem Landesherrn schon längst nicht mehr als einem „Herrn", vielmehr als einem Gleichberechtigten gegenüber, wie auch in der Aufgebotsordnung von 1432 deutlich erkennbar ist, wo die Stände sich eine Menge Rechte bei Gelegenheit der Aufstellung einer Streitmacht sichern, der Adel nur einen Monat zu Felde ziehen will und diese minimale Leistung auch noch als freiwillige, nicht als pflichtgemässe ausdrücklich verbrieft haben möchte.

Dass mit Elementen, welche einen solchen Widerwillen zum landesherrlichen Kriegsdienst mitbringen, militärisch nicht viel anzufangen ist, werden auch die Stände eingesehen haben. Zur Aushilfe griff man zu der alten Idee des allgemeinen Volksaufgebotes, wobei sich die Herren Stände wohlweislich nicht zum „Volke" zu rechnen für gut fanden. Der Bauer musste aushelfen. Nun war aber längst die Zeit dahin, wo es möglich war, jeden wehrfähigen Mann thatsächlich vor den Feind zu bringen, wo die Ausbildung mit Wehr und Waffe und wahrem Wort die einzige Erziehung des deutschen Jünglings bildete. Mit der Differenzierung

und Spezialisierung der menschlichen Thatigkeiten, der vorschreitenden Arbeitsteilung, der schwierigeren Verwaltung der mehr und mehr sich vergrossernden staatlichen und kommunalen Gebilde verringerte sich die thatsachliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht mehr und mehr. Hierzu kamen die wachsenden Kosten der Ausrustung, deren Bestreitung stets einer der heikelsten Punkte bei beabsichtigten militarischen Unternehmungen ist. So war es notig, wie es denn auch in unseren Aufgebotsordnungen geschicht, nur einen Teil der wirklich waffenfähigen Manner — den zehnten in diesem Falle — ausrucken zu lassen und die übrigen neun, wie auch früher schon geschehen war, zu seiner Ausrustung heranzuziehen.

Der Verfasser weist bei seinem Vergleich der beiden Aufgebotsordnungen auf den interessanten Umstand hin, dass man von der Landbevolkerung 1431 viel zu viel hetreffs der Ausrüstung gefordert hatte, ein Fehler, den man 1432 erkannte und vermied. Auch dies lasst meines Erachtens erkennen, dass der Gedanke des allgemeinen Aufgebots damals neu sein musste; ware diese Organisation althergebracht gewesen, so würde man kaum solche Missgriffe bei den Bestimmungen über die Ausrustung und Bewaffnung gemacht haben.

Dass sich die Stände bei Besetzung der Kommando- und Verwaltungsstellen das Recht des Dreinredens wahrten, ist wohl selbstverständlich. Der Verfasser zeigt, in wie hohem Grade, aber auch mit welcher sachlichen und organisatorischen Geschicklichkeit dies geschah.

Die 1432 vom Herzog geforderte Aufstellung der 1000 Soldner mag zweierlei Hauptgründe haben: einen vom Standpunkt der Stande aus rein egoistischen, was der Herzog bezahlte, fiel den Standen und — was aber fur letztere Nebensache war, sofern ihre eigenen Einkunfte nicht litten — dem Volke nicht zur Last; und dann einen rein militarischen Grund: für Verwaltung und taktische Verwendung war der das Soldatenhandwerk als Beruf auffassende und demgemass in der Waffenführung gewandte Soldner besser brauchbar, als der ungeschulte Adelige oder Bauer.

Wir stehen nicht an, diese Arbeit von Wilhelm Erben als eine besonders wichtige Etappe auf dem Wege der heeresgeschichtlichen Forschungen zu bezeichnen.

Professor Dr. Oswald Redlich giebt weiterhin Bericht uber „Ein Exerzierreglement aus der Zeit Prinz Eugens". Dieses der Stiftsbibliothek von Melk gehörige Schriftchen enthält leider nur Figuren und keinen Text. Als der weiteren Verfolgung wert möchten wir den Gedanken des Herrn Verfassers bezeichnen, ob nicht dieses Reglement in Verbindung steht mit den Planen des Hofkriegsrates von 1714, wo der Plan eines einheitlichen Reglements ins Auge gefasst wurde und die Truppen die bei ihnen gebrauchlichen Exerzitien aufzuzeichnen und einzusenden hatten. Eine genauere Nachforschung nach weiteren derartigen Schriften in osterreichischen Bibliotheken bringt vielleicht noch mehr zu Tage.

Die letzte Arbeit in unserem Hefte ist „Zwei Quellen zur Geschichte der K. u. K. Armee aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts" von Wilhelm John. Die eine derselben ist der Entwurf zu einem Berichte uber die kriegerischen Ereignisse beim 55. (früher 63.) Linieninfanterie-Regiment vom Oberst und Regimentskommandanten Kaspar von Strauch, die andere die Erzahlung eines Subalternoffiziers, der die Schicksale derjenigen Truppenkorper beschreibt, bei welchen er von 1808 bis 1815 gedient hat.

Weniger des etwaigen allgemeinen Interesses wegen, welches in weiteren Kreisen für diese beiden Schriften existieren konnte, werden sie vom Verfasser besprochen, sondern vielmehr, um die Art und Weise darzulegen, wie Quellen überhaupt beurteilt werden mussen. Die Berechtigung zu einer solchen Darstellung weist der Verfasser im I. Abschnitt seiner Arbeit selbst nach, indem er zeigt, dass bis in die neueste Zeit hinein die Kriegsgeschichte einseitig als eine Schule zur Ausbildung in der Praxis stehender oder künftiger Truppenführer betrachtet wurde, nicht als eine Wissenschaft, die um der reinen Erkenntnis willen getrieben wird. Wir stehen nicht an, hier hinzuzufügen, dass ein solches System das studierende Offizierkorps den sonstigen studierenden Kreisen der Nation fernhalten muss und dass es ein Irrtum ist, zu glauben, man konne ein Hauptbildungsmittel des Feldherrn in der Kriegsgeschichte finden, auch wenn diese nicht als reine Wissenschaft, also nur um der Erkenntnis willen, ohne jede Nebenabsichten, betrieben wird.

Eine um der reinen Erkenntnis willen betriebene Wissenschaft bedarf nun aber der Sammlung und Prüfung von Quellen als einer besonderen Disziplin. Wie eine solche Prufung zu erfolgen hat, zeigt W. John an den beiden obenerwahnten Schriftstücken in klar gegliederter, geistvoller Entwickelung und arbeitet dadurch in demselben Sinne, in welchem W. Erben im I. Bande der „Mitteilungen" von der Behandlung vorhandener Quellen spricht.[1] Da finden wir Vergleich mit anderen Quellen, Feststellung der Person, Stellung und naheren Lebensverhaltnisse des Verfassers, Bewertung der Schreibweise, Korrekturen, Nachträge, Feststellung von Fehlern, Beifügung von Erlauterungen u.s.w.

In die Einzelheiten einzugehen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Nur eine Frage: Konnte nicht zur Feststellung der Person und sonstigen Verhältnisse des Oberleutnants Franz Rzieh auch ein Archiv der Gräflich Clam-Gallasschen Familie zu Rate gezogen werden, in deren Diensten Rzieh doch früher stand?

Jedem, der Kriegsgeschichte als Wissenschaft, nur ihr zu Liebe, ohne Nebenabsichten, studieren will, ist auch die Johnsche Arbeit ein getreuer, selbstloser Wegweiser.

Meyer,
Hauptm. u. Komp.-Chef im K. S. Inf. Reg. 139.

Gustav Jacoby: Japanische Schwertzierarten. Beschreibung einer kunstgeschichtlich geordneten Sammlung, mit Charakteristiken der Kunstler und Schulen. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1904. Textband von 139 S. in 4°. Atlas mit 37 Tafeln in Heliogravüre.

Diese erste des Gegenstandes würdige monumentale Veroffentlichung bietet in vorzüglichen Heliogravuren eine äusserst sorgfaltige Auswahl von Stichblattern und anderen Schwertzieraten aus der reichen Sammlung des Verfassers in streng chronologischer Reihenfolge, so dass hier die unendliche Mannigfaltigkeit dieser Arbeiten wie ihre stufenweise Entwickelung vortrefflich studiert werden kann. Der Text beschreibt in erschöpfender Weise die einzelnen Stucke der Sammlung, deren Gesamtzahl sich auf nahezu 700 belauft, und fugt jeder Schule eine Charakteristik ihrer Arbeiten hinzu.

Im Anschluss an meinen Aufsatz uber die Entwickelung des japanischen Stichblatts (Bd. III S. 61 ff. dieser Zeitschrift) will ich hier nur hervorheben, was sich an Erganzungen und Berichtigungen daraus ergiebt.

Die Zeit bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist in der Sammlung nur durch 6 Stucke vertreten, offenbar weil den Arbeiten dieser Art ein — nach meinem Dafürhalten — zu grosses Misstrauen entgegengebracht wird, sei es, dass an der Moglichkeit, sie zeitlich naher zu bestimmen, gezweifelt wird, sei es, dass sie für spätere Schöpfungen im Stil einer langst vergangenen Zeit gehalten werden. Da der Verfasser auf die Zeiten vor dem 15. Jahrhundert überhaupt nicht naher eingeht, so halte ich mich bei dieser Frage auch nicht weiter auf, sondern weise nur darauf hin, dass er den Stil der Kamakura-Arbeiten (S. 63 dieser Zeitschr.) wohl mit Recht auf chinesische Einflüsse zurückführt.

Zu den Fuschimi-Arbeiten (S. 64) bemerkt er, dass die flach erhobenen Einlagen (wie in Abb. 11) erst seit der

[1] Vergl. Besprechung in Band III, Heft 2 unserer Zeitschrift.

zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorkommen, und dass diese Art unter dem Shogun Hideyoshi zu Ende des 16. Jahrhunderts ihre höchste Blüte erreichte, welche jedoch nur von kurzer Dauer war, so dass bereits vom Anfang des 17. Jahrhunderts an die Künstler von Fushimi nach verschiedenen anderen Orten auszuwandern begannen. Die flachen Einlagen heissen übrigens nicht Hisa, sondern Hira Zogan. — Die Goto-Schule (S. 65) hat sich vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in einer ununterbrochenen Reihe von 16 Meistern hingezogen, deren Namen und Lebensdaten einzeln aufgeführt werden. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts siedelten sie nach Yedo über. — Ebenso weist die Plattnerfamilie der Miotshin (S. 66) vom 12. bis zum 18. Jahrhundert eine fast ununterbrochene Reihe von 24 Künstlern auf. — Zu den Tembo-Arbeiten ist hinzuzufügen, dass deren unebene Flächen mit einer sich unregelmässig darüber ergiessenden, meist gold- oder silberhaltigen Metalllegierung überflossen sind. — Die Bezeichnung Mukade ist auf den Tausendfuss zurückzuführen, an den diese Verzierungsweise erinnert. Shingen (nicht Shinguen) ist zu schreiben. — Ebenso Kissukashi (statt Kissukaski). — Die Namban sind meist von einem geperlten Reif umschlossen. — Die damaszierten Arbeiten von Nangassaki (S. 67 oben) gehören bereits in das 17. Jahrhundert; der Begründer der Schule, Jakushi Kisayemon, folgte gegen Ende dieses Jahrhunderts dem chinesichen Geschmack, der durch die seit 1639 gestattete Ansiedlung von Chinesen in der Bucht von Nangassaki Verbreitung gefunden hatte. Mit Vorliebe werden von hohem Standpunkte aus gesehene Landschaften dargestellt, auch Szenen aus der chinesischen Geschichte und Sage; durch fein eingelegte Striche, meist in zweifarbigem Gold, wird die Wirkung erhöht. — Die Arbeiten der Provinz Awa auf der Insel Shikoku (ebendort) zeichnen sich durch überreichliche Verwendung von Gold und Silber aus.

Unter den Arbeiten des 17. Jahrhunderts sind die Shoami-Arbeiten (S. 67) meist aus Sentuku hergestellt, mit Einlagen von Shakudó, mit einem leicht gerundeten breiten Rande. Der Name Soden wird hier Soten geschrieben; der Begründer dieser Verzierungsweise (Soden I) Kitagawa Shuten genannt. Das Charakteristische der Arbeiten der Kinaï wird mit Recht in der realistischen Auffassung und der äusserst sorgfältig geglätteten Durchführung erblickt; die Wirksamkeit von Kinaï I wird in die Mitte, statt in den Anfang des 17. Jahrhunderts verlegt.

Die Bushii-Arbeiten (S. 68) stammen aus der Zeit, da die Vornehmen (die Daïmios) seit 1642 gezwungen worden waren, einen Teil des Jahres in der Hauptstadt Jedo zu verleben. In Akasaka, einer Vorstadt Yedos, wurden die glatt durchbrochenen, ausgesägten Arbeiten hergestellt, worin mit grosser Sauberkeit regelmässig geformte Netzmuster, auch in Kursivschrift geschriebene Gedichte u. a. ausgeführt waren. Die Hauptmeister dieser Schule, von Tadámassa I an (gest. 1657) bis ins 19. Jahrhundert werden da angeführt. — Als weitere Arbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts sind noch verzeichnet die der Provinz Inaba, die vielfach mit dem Namen Suruga bezeichnet sind, wahrscheinlich nach einem aus der Provinz Suruga stammenden Plattner Haruta Takaksugu, der um 1600 in der Provinz Inhaba tätig war; und die Arbeiten der Dschingo-Familie in Yatsushiro (Provinz Higo), seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die in ihrer Technik an die Yoshiro-Arbeiten des 16. Jahrhunderts erinnern.

Die Kunst der Naraschule (S. 68) ging hervor aus der Verbindung der Schmiedekunst, wie sie bisher in den Stichblättern geübt worden war, mit Ciseliertechnik, welche die Verfertiger der sonstigen Schwertzieraten angewandt hatten. Sie zeichnet sich durch ihre Lust am Erzählen wie durch ihre abgeschlossene Kompositionsweise aus. Acht aufeinander folgende Meister sind hier aufgeführt. Mit dieser Schule beginnt das Beiwerk an den Schwertern den Stichblättern vollwertig an die Seite zu treten. — Die drei besonders aufgeführten Hauptmeister haben den Stil der Schule nach verschiedenen Richtungen weiter entwickelt und besonders reicher ausgestattet, auch in Bezug auf die Heranziehung verschiedenartiger Metalle und Verzierungsweisen. Toshinaga I war der Schüler des Nara Toshiharu: Yassutshika I zeichnete auch Yagohashi, Yassunobu, auch Tou; Dshoï zeichnete auch Issando Nagaharu.

Unter den Künstlern der Yokoyaschule (S. 69) machte sich Ssómin I dadurch bekannt, dass er die vertieft gravierte Zeichnung (Matshibori, bürgerliche Ciselierung genannt) aufbrachte, wofür er namentlich Shibuitshi verwendete. Mit seinem Namen wurden viele Arbeiten bezeichnet, die erst aus dem 19. Jahrhundert stammen.

Als Nachfolger Yanagawa Naomassas werden im 18. Jahrhundert Naomitsu und Naoharu angeführt. — Zu dieser Yanagawafamilie treten hier noch verschiedene andere hinzu, die Inagawa, Kikuoka, Sano, Kato, Ishiguro, die Iramoto, Dshotshiku, Omori, Akao, Takahashi, Sonobe, Nomura in Yedo, endlich die Lackkünstlerfamilie Yamada in Yedo, die Prunkschwerter verzierte. Auf alle diese Abarten kann hier nicht näher eingegangen werden, denn in demselben Masse, als die Zahl der Künstler sich vermehrte, büssten die einzelnen Arbeiten an Eigenart ein.

Die Schulen von Mito in der Provinz Hitatshi spalteten sich in drei Zweige, die Koamischule vom Ende des 17. Jahrhunderts, die Ssekidshokenschule, deren grösster Vertreter, Motozane I, jedoch erst 1829 im Alter von 90 Jahren starb, und die Hitotsuyánagischule seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von den Künstlern von Kioto begründete Naoshige, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der geschickteste Schneider von Eisenverzierungen war, die Tetsugendofamilie; Mitsuoki die Ozukifamilie; und in der Mitte des 18. Jahrhunderts Massamori, der Erfinder des Kebori-Zogan, der flachen gravierten Metalleinlagen, die Hossonofamilie.

Konnte auch in den meisten Fällen in diesem kurzen Bericht nicht über die einfache Anführung von Namen hinausgegangen werden, so ist doch schon ein erster Schritt auf diesem weitverzweigten Gebiet damit gethan, dass die vielen Namen in einer kleineren Anzahl von Gruppen zusammengefasst werden konnten.

W. v. Seidlitz.

Charles Buttin, Les anneaux-disques préhistoriques et les tchakras de L'Inde. Ouvrage orné de dessins et de phototypies. — Annecy, Imprimerie Abry, éditeur, 1903.

Wiederholt sind in dieser Zeitschrift die wertvollen Arbeiten des Herrn Buttin gebührend anerkannt und gewürdigt worden, die in Form von Monographien den Lesern eine überraschende Fülle ebenso interessanten wie umfassenden waffengeschichtlichen Materials darbieten und von dem eingehenden wissenschaftlichen Studium des geschätzten Verfassers Zeugnis ablegen.[1])

Auch das jüngste Werk über die „anneaux-disques", eine in der Mehrzahl der Waffenlehrbücher so gut wie unbekannt gebliebene Waffengattung,[2]) zeigt von neuem die Vorzüge seiner trefflichen Darstellung und grossen Belesenheit in vollem Lichte.

Mit dieser Studie eröffnet Buttin eine von ihm in Aussicht genommene Folge von Monographien jener „armes

[1]) Siehe Band I Seite 25: „La masse d'armes de Bayard", Seite 76 und 233: „Les armes prohibées en Savoie sous les royales constitutions", Seite 213: „A propos d'un casque à trois crêtes", sowie in Band II Seite 418: „Notes sur les armures à l'épreuve".

[2]) Nur Jähns widmet dem Wurfringe in seiner „Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen", Berlin 1899, auf Seite 111—113 eine eingehende Beschreibung.

Demmin bringt in seinen „Kriegswaffen", 4. Aufl., Leipzig 1893 auf Seite 844 eine Abbildung des Wurfringes inmitten einer grösseren Gruppe indischer Waffen im indischen Museum zu London.

étranges", deren sonderbare äussere Form, wie noch seltsamere Handhabung und Bestimmung nicht selten auch den Archäologen irre geführt haben, welcher sie zu beschreiben und ihre Anwendung zu erklären versuchte.

Zu diesen Waffen gehört in erster Linie der Anneau-disque oder Wurfring, eine flache kreisrunde Scheibe aus Stein oder Metall, deren Mitte durch ein konzentrisches mehr oder minder grosses Loch durchbrochen und deren äusserer Rand zur Schärfe einer Messerschneide zugeschliffen ist. Beim Wurfe wird der rechte Zeigefinger durch die Mitte des Ringes gesteckt, derselbe in horizontale, möglichst schnell wirbelnde Bewegung gesetzt und sodann mit aller Kraft gegen das Ziel geschleudert.

Den ersten Teil seines Werkes widmet der Verfasser den aus poliertem Stein gefertigten Wurfringen der prähistorischen Zeit, und ist es seinen unermüdlichen Nachforschungen gelungen, in den Museen und Privatsammlungen Frankreichs 41 Exemplare resp. Bruchstücke von solchen (von denen 11 Stück im Besitze des Verfassers selbst), und in italienischen Sammlungen weitere 25 Stück festzustellen. Der totale Durchmesser dieser 66 Ringe variiert von 0,180 m bis zu 0,095 m, die Breite des Ringes von 0,060 m bis zu 0,010 m und die innere Stärke von 0,025 m bis zu 0,005 m. Ebenso verschieden ist die Gesteinsart, welche aus Serpentin, Basalt, Kalkschiefer, talkigem Jadestein, Fibrolit, sowie Sandstein und Schiefer, zum Teil mit Glimmerspuren, besteht. Die ausserordentliche Seltenheit dieser prähistorischen Waffe erhellt am besten aus der Thatsache, dass sich trotz eifrigster Umfragen des Verfassers in den Sammlungen von Deutschland, Belgien, Dänemark, Holland, Schweden und Norwegen, sowie der Schweiz keine derartigen Exemplare haben ermitteln lassen. Da auch die vollständigsten und neuesten Lehrbücher des Bronze- und Eisenzeitalters über europäische Funde ähnlicher Gegenstände wie diese Ringe aus Metall keine Auskunft geben, so erscheint der Schluss gerechtfertigt, dass sich — im Gegensatz zu Asien — diese Wurfringe für den Occident auf die Periode der Steinzeit beschränken.

Bei der Frage nach der Zweckbestimmung dieser prähistorischen Steinwaffe entwickelt der Verfasser in der ihm eigenen anschaulichen Darstellungsweise seine uns bekannte scharfsinnige Kritik, indem er die bisherige Meinung der Archäologen, wonach man in diesen Ringen den Kopf einer Keule, einen Armring oder ein Instrument zu erblicken hätte, als unhaltbar nachweist und mit überzeugenden Gründen darthut, dass es sich hier vielmehr um eine Wurfwaffe handelt. Insbesondere erkennt man, dass durch die Politur der Oberfläche des Ringes das notwendige Gleichgewicht desselben erzielt werden sollte, während aus der genau konzentrischen Durchlochung der Mitte, deren Innenränder ebenfalls poliert sein mussten, um bei der schnellen Umdrehung des Ringes nicht den Zeigefinger des Schleudernden zu verletzen, das Bestreben erhellt, ein Abweichen des Geschosses von seiner Flugbahn nach Möglichkeit zu vermeiden.

Der Umstand, dass das Material dieser in Europa gefundenen prähistorischen Ringe zumeist aus Jadestein besteht, dessen Heimat ausschliesslich im östlichen Asien zu suchen ist, lässt darauf schliessen, dass wir hier in der That eine Waffe asiatischen Ursprungs vor uns sehen, deren sich die asischen Einwanderer gegenüber der europäischen Urbevölkerung bedienten. Der Gebrauch derselben muss jedoch später, aber noch vor Beginn des Bronze- und Eisenzeitalters in Vergessenheit geraten sein, zumal sich — wie schon hervorgehoben — kein einziges metallenes Exemplar aus dieser Zeit in Europa hat nachweisen lassen. Die Wiege dieser Waffe ist somit im Orient zu suchen, welchem der Verfasser den zweiten Teil seines Werkes widmet.

Da sich hier, insbesondere in Indien, der Gebrauch des „Tschakra" oder „Quoit" benannten Wurfringes bis in unsere jüngste Zeit erhalten hat, so ist uns durch das Studium dieser Waffe um so eher die Möglichkeit geboten, auf ihre Handhabung auch in prähistorischer Zeit schliessen zu dürfen. Im Norden Indiens, im sog. Punjab, war es die zu Beginn des 16. Jahrhunderts von Nanak-Shah gegründete religiöse Sekte der kriegerischen „Sikhs", und unter ihnen der Stamm der „Akalis", welche mit der den Orientalen eigentümlichen fanatischen Treue die Jahrhunderte alten Kriegswaffen und Gebräuche in derselben Form beibehalten und dementsprechend den Tschakra zu ihrer Spezialwaffe erkoren hatten. Nach zahlreichen übereinstimmenden Reisebeschreibungen von Europäern verstehen diese bis an die Zähne bewaffneten Akalis ihre stählernen und zum Teil goldtauschierten Wurfringe, von denen oft 5 bis 6 Stück um den Arm oder auf dem spitzzulaufenden Turban getragen werden, durch Wirbeln um den rechten Zeigefinger so geschickt und kraftvoll zu schleudern, dass sie auf 80 Schritt mit Sicherheit ihr Ziel erreichen und den Kopf ihres Feindes vom Rumpf trennen können. Die mörderische Wirkung und der einer Flamme gleichende Anblick des im wirbelnden Dahinfliegen und im Sonnenlicht leuchtenden Metallringes lassen denselben daher in der indischen Mythologie als Emblem des Blitzes, der Waffe der Götter, erscheinen. Dementsprechend stellen auch zahlreiche alte Statuen und Basreliefs sehr häufig den blitzschleudernden Indra oder Wischnu mit einem um den rechten Zeigefinger wirbelnden Tschakra vor. In derselben Weise sind auch die andern indischen Gottheiten wie Agni und Rudra, sowie Schiwa und Ganessa mit dem Tschakra bewaffnet. Arier und Semiten erblickten in demselben das Symbol der Macht und Herrschaft eines höheren Wesens, im Buddhismus erscheint er als Verkörperung des Gesetzes und als religiöses Emblem, und auch den Medo-Persern und Chaldäern ist er wohlbekannt. Leider gebricht es hier an Raum, um auf die ausgezeichnete Darstellung Buttins näher einzugehen, welche bedeutende Rolle der Tschakra nicht bloss in der altindischen, sondern auch in der chaldäischen und semitischen Poesie von Urzeiten an gespielt hat. Als ein treffendes Beispiel möge hierfür nur eine Siegesdithyrambe dienen, welche die Alt-Babylonier, die Akkader, einem ihrer kriegerischen Götter, wahrscheinlich dem Maruduk, in den Mund gelegt haben und welche in ihren wesentlichen Stellen nach der trefflichen, auch von Jähns a. a. O. citierten Übersetzung von Lenormant folgendermassen lautet:

„In meiner rechten Hand halte ich meinen Feuerdiskus, in meiner Linken halte ich meinen zerfleischenden Diskus.
Die Sonne mit fünfzig Gesichtern, die erhabene Waffe meiner Göttlichkeit, ich halte sie.
Die tapfere, die die Berge zerbricht, die Sonne, deren Feuer nicht aufhört, ich halte sie.
Die Waffe, die wie der Wahrwolf vollständig zerreisst, ich halte sie.
Die die Berge zerbricht, die mächtige Waffe des Gottes Anon, ich halte sie.
Der die Berge biegt, den Fisch mit sieben Flossfedern, ich halte ihn.
Die Wurfscheibe der Schlacht, die verwüstet und verheert das rebellische Land, ich halte sie.
Die Waffe, die das Land mit dem Schrecken ihrer unendlichen Macht erfüllt, in meiner rechten Hand mit Macht, das Wurfgeschoss von Gold und Onyx, ich halte sie."

Lenormant[3]) bemerkt hierzu: „Der Gott preist die Macht seiner Waffen; nun ist aber die hauptsächlichste davon, auf welche er beständig mit einer unerschöpflichen Fülle von Vergleichen zurückkehrt, eben diesen zufolge, offenbar ein durch sieben konzentrische Speichen nach innen zusammengehaltener und mit fünfzig Stacheln nach aussen versehener Diskus, eine Waffe, die in rotierender Bewegung, gleich dem ihr sehr ähnlichen Tschakra der indischen Helden, geschleudert wurde." Unser Interesse dürfte es jedoch im höchsten Maasse fesseln,

[3]) Lenormant: Die Anfänge der Kultur. II. (Jena 1875.) S. 142. Ausser dem altbabylonischen Urtexte ist auch eine Übertragung in das Assyrische erhalten. Auf Grund des Vergleiches beider ist die Übersetzung Lenormants entstanden.

dass wir selbst in den uralten Überlieferungen der ersten Kapitel der Genesis eine Spur dieser Waffe entdecken konnen. Wenn, wie aus der genauen Übersetzung des Urtextes von Lenormant hervorgeht, nach 1. Mos. Kap. 3 Vers 24 der Cherub, welcher Adam und Eva aus dem Garten Eden vertreibt und den Weg zu dem Baum des Lebens bewahrt, bewaffnet ist mit der „Flamme des rollenden Schwertes" („la lame flamboyante du glaive qui tourne")[4], so kann man, wie Lenormant in Übereinstimmung mit Ohry[5] bemerkt, „darin einen schneidenden und sich drehenden Diskus, wie den Tschakra und den in unserem akkadischen Fragment erwähnten, nicht verkennen. Jedenfalls wird jeder, der die betreffende Stelle in dem vom britischen Museum herausgegebenen Faksimile prüfen wird, uber die Wahrnehmung staunen, dass in der assyrischen Übersetzung des Urtextes dieselben Ausdrücke gebraucht sind, welche der hebräische Text der Genesis zur Beschreibung der Waffe des Cherubs anwendet."[6] Einen ebensolchen Hinweis auf den Tschakra dürfte ferner auch die Vision des Hesekiel (Hesekiel, Kap. 1 Vers 15ff., sowie Kap. 10 Vers 6ff.) enthalten, da hier in wiederholten Bildern die bei den Cherubim stehenden, einem „tarschisch" (Türkis, Chrysolit, Topas) gleichenden, beweglichen Räder erwähnt werden, „die sich emporhoben von der Erde, denn es war ein lebendiger Wind in den Rädern".

Das Schlusskapitel des Buttin'schen Werkes bringt uns eine sorgfältige Zusammenstellung der Berichte zahlreicher Reisenden in Indien vom Anfang des 16. Jahrhunderts an bis zum Jahre 1845, welche in der Schilderung des Tschakra als einer ebenso seltsamen wie furchtbaren Waffe miteinander übereinstimmen. Und wenn auch der Gebrauch derselben mit dem Vordringen der Civilisation allmählich verschwunden ist, um den modernen europäischen Waffen Platz zu machen, so ist doch das Andenken an diese seit Jahrtausenden so gefürchtete Nationalwaffe nicht erloschen, und die indischen Soldaten im englischen Heere, die Sikhs, tragen noch heute eine Nachbildung dieses metallenen Wurfringes als Kopfschmuck in den Falten ihres Turbans.

So besitzen wir in der jüngst erschienenen Buttin'schen Monographie ein abgeschlossenes Bild des Wurfringes von der Urzeit bis zur Gegenwart, und damit hat sich der Verfasser, dem wir schon so viele wertvollen Mitteilungen zu verdanken haben, das neue unbestreitbare Verdienst erworben, die historische Waffenkunde mit der näheren Beschreibung einer der merkwürdigsten und trotz ihrer Berühmheit nur wenig bekannten Waffe bereichert zu haben. Allen Waffenfreunden kann daher das geistvoll geschriebene kleine Werk nur aufs wärmste empfohlen werden. Rose.

Dragendorff, Ausgrabungen bei Haltern, die Fundstücke aus dem grossen Lager und dem Uferkastell.

Dr. Hans Dragendorff, der bestbekannte Archäologe, hat bei Haltern die Ausgrahungen des grossen römischen Lagers und des Uferkastells 1901 und 1902 fortgesetzt und bespricht in dieser Schrift seine Funde. Neben Schleuderbleien, alle ohne Inschriften, manche mit geschärften Randern, Wurflanzen, Pfeilspitzen, einer Fussangel u. dgl. m. ist hier besonders erwahnenswert ein Fund romischer Geschützpfeile, der 1902 in den Resten einer römischen Baracke hinter der Porta praetoria zum Vorschein kam. Dort fanden sich nämlich einige tausend Pfeile von ganz besonderer Form und zwar vorzüglich erhalten. Es sind vierkantige Eisenspitzen mit Dorn, welche in einem kurzen Holzschaft stecken, der hier und da noch mit einer Blechhulse umzogen ist (Fig. 12). (Lange 130—146 mm, Kaliber 13 und 15 mm.) Hinten ist das Schaftende dreigeteilt; nach Dahm, um dem Pfeile die Stabilität der Richtung zu erhohen; vielleicht bedingte aber auch die Unterlage, der Schnellapparat, eine solche Dreiteilung. Katapultpfeile sind es nicht; diese sassen auf langeren Holzschaften. Pfeile fur Bogen oder gewöhnliche Armbruste ebensowenig. Dragendorff denkt daher an leichtere Geschütze, die immerhin „der Urform aller dieser Euthy-„tona, der Armbrust, noch verhaltnismässig nahe standen. „Heron beschreibt § 4 die Konstruktion einer derartigen „Waffe, des γαστραφέτης, der eine Art Übergang von der „Handwaffe zum grossen Geschütz bildet". Ich denke an eine Handwaffe zum grossen Geschutz hildet". Ich denke an eine Armbrust ahnlich der schon recht massiven und starken des Grabdenkmales von Puy, abgehildet hei Demmin (Ausg. 1891) p. 270.

R. Forrer.



Dem Verein neu beigetreten sind:

Bashford Dean, Professor, Department of Zoologie, Columbia University, New-York.

Hopfer, Dr. jur. F. A., Oberleutnant im Husaren-Regiment Nr. 9, Strassburg i. E., Kaiser Wilhelm-Strasse 6.

Knoll, Dr. jur. Rechtsanwalt, Dresden-A., Johann Georgen-Allee 16.

Messmer, Gustav, Halle a. S., Magdeburgerstr. 58.

Pauilhac, Georges, Fabrikbesitzer, Toulouse.

Schmidt, Dr. med. Rudolf, Dresden-A., Pragerstr. 9.

Schramm, Major und Bataillonskommandeur im Kgl. Sächs. Fuss-Artillerie-Rgt. Nr. 12, Metz.

Uhlmann, Forstassessor, Dresden-A., Mathildenstr. 56.

k. k. Versteigerungsamt, Wien I, Dorotheenstr. 17.

Luitenant-Colonel Timmers ist als Kommandant der 3. Afdeelung nach Rotterdam versetzt, Oberzeugmeister Paul, Dresden, zum Generalmajor, Hauptmann Zernin, Halensee, zum Major befördert, Hauptmann Ihle als Major nach Wurzen versetzt worden. Hauptmann von Stoeklern zu Grünholz wohnt jetzt in Mannheim, Hauptmann Fraenzel in Dresden-N., Kurfürstenstr. 15 I und Rittergutsbesitzer Alfons Schönberg-Diener während der Wintermonate in Dresden-A., Reichsstrasse 8, II.

Die Versammlungen der Dresdner Ortsgruppe fanden am 22. Oktober, 26. November, 12. Dezember, 28. Januar und 30. März statt. Herr Oberst Thierbach sprach über die österr. Schiessbaumwollpatrone von 1855 und über Kalibermessungen, Herr Dr. Koetschau über Arbeiten der Cominazzi, über Degen mit vorspringenden Klingen, über Lederhelme, über die Entwicklung des Dolches bis zum 15. Jahrh., uber japanische Schwerter und Schwertzieraten, uber die angebliche Nachahmung eines der Tondernschen Horner, Herr Dr. Hänel über ein Runenschwert, über mittelalterliche Handschuhe, über Schnepper, Herr Oberstleutnant Freiherr von Mansberg über Rossschinder. Herr Sieber legte einige Gegenstände aus seiner Sammlung vor.

---

[4]) Luther übersetzt ungenau: „mit einem blossen hauenden Schwert". Auch die anderen Übersetzer haben die Worte des Urtextes „des rollenden" („qui tourne") als dunkel und unverständlich fortgelassen, wodurch sich der Sinn des Ganzen völlig geändert hat.

[5]) Obry: Le berceau de l'espèce humaine selon les Indiens, les Perses et les Hébreux (Amiens, 1858, p. 165).

[6]) Lenurmant: Ebendaselbst.

Tageseinteilung
für die
Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde
in Zürich 1904.

Mittwoch, den 29. Juni.

8 Uhr abends. Zusammenkunft in der Tonhalle, bei schönem Wetter auf der Terrasse, bei ungünstigem im Pavillon. Konzert: Begrüssung der auswärtigen Herren durch die Züricher Mitglieder. Bierabend.

Donnerstag, den 30. Juni.

9 Uhr vorm. Vorstandssitzung im Schweizerischen Landesmuseum. Für die nicht beschäftigten Herren Besichtigung der Waffenhalle und der übrigen Sammlungen, wenn gewünscht, unter Führung.

$10^1/_2$ Uhr vorm. Hauptversammlung ebendaselbst.

1. Ansprache des ersten Vorsitzenden.
2. Geschäftsbericht des Schriftführers.
3. Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters
4. Entlastung des Schatzmeisters.
5. Wiederwahl und Neuwahl von Vorstandsmitgliedern.
6. Vorträge.

1 Uhr nachm. Gemeinschaftliches Mittagessen im Zunfthaus zur Meise. (Gedeck 5 Frcs. mit Wein.)

5 Uhr nachm. Bei schönem Wetter gemeinsame Fahrt auf den Ütliberg und zwangloses Abendessen dort.

Freitag, den 1. Juli.

9 Uhr vorm. Vorstandssitzung im Landesmuseum.

11 Uhr vorm. Fahrt nach Rapperswil auf eigenem Dampfer. Mittagessen im Hotel du Lac in Rapperswil. Rückfahrt und Besuch der Insel Ufnau. (Bei schlechtem Wetter Besuch der Klöster Wettingen und Königsfelden, Mittagessen im Grand Hotel in Baden.)

Samstag, den 2. Juli.

9 Uhr vorm. Vorstandssitzung im Landesmuseum.

10 Uhr vorm. Hauptversammlung ebendaselbst.

1. Verkündung der Ämterverteilung.
2. Satzungsänderungen (siehe unten).
3. Vorschläge aus der Versammlung.
4. Beschluss über den Ort der Hauptversammlung 1906. Der Vorstand bringt Koburg in Vorschlag.
5. Vorträge und kurze Mitteilungen.

$12^1/_2$ Uhr nachm. Gemeinschaftliches zwangloses Mittagessen im Zunfthaus zur Saffran.

Anmeldungen wollen bis spätestens 23. Juni an die Direktion des Landesmuseums gerichtet werden.

Anträge auf Änderung der Satzungen:

1. des geschäftsführenden Ausschusses.

In § 3 der Satzungen vor dem letzten Satze, zwischen den Worten „Aufnahme" und „Über" die Einfügung aufzunehmen:

„Personen, welche aus dem Handel mit Altertümern ein Gewerbe machen, können nicht Mitglieder des Vereins werden."

2. der Ortsgruppe Heidelberg.

I. In § 3 der Satzungen vor dem letzten Satze, zwischen den Worten „Aufnahme" und „Über" die Einfügung aufzunehmen:

„Personen, welche aus dem Handel mit Altertümern ein Gewerbe machen, können nicht Mitglieder des Vereins sein".

II. Am Schluss des § 20 der Satzungen die Einfügung aufzunehmen:

„Das Ausscheiden der Pfleger erfolgt gemäss den Bestimmungen des § 7 Abs. 2."

Indem ich die Ehre habe, im Auftrage des Vorstandes, die Herren Mitglieder zu dieser Hauptversammlung sehr ergeben einzuladen, verfehle ich nicht, auf folgendes geziemend aufmerksam zu machen.

1. Die Herren Pfleger sind berechtigt, den Vorstandssitzungen mit beratender Stimme beizuwohnen. Es ist dringend erwünscht, dass die Herren sich dieser Mühe unterziehen.

2. Möglichst zahlreiches Erscheinen der Herren Mitglieder ist, namentlich wegen der in Vorschlag gebrachten Satzungsänderungen, dringend erwünscht. Diejenigen Herren, welche am Erscheinen verhindert sind, werden ergebenst gebeten, Vollmachten zur Abstimmung an ihrer Statt, auf ein bei der Versammlung gegenwärtiges Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses oder des Vereins auszustellen und dem betreffenden, von ihnen gewählten, Bevollmächtigten rechtzeitig einzusenden.

3. Diese Tageseinteilung und Einladung wird den Herren Mitgliedern des Vereins durch die Post als Drucksache etwa Anfang Juni noch einmal zugesandt werden. Zu gleicher Zeit wird dann, behufs Ausstellung der Vollmachten, mitgeteilt werden, welche Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses bei der Hauptversammlung voraussichtlich anwesend sein werden.

Der Vorstand des Vereins für historische Waffenkunde.

I. A.

Der erste Schriftführer

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.



Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen

von **Rudolf Wegeli**, II. Assistenten am Schweizerischen Landesmuseum.

Vorwort.

Die Anregung zur vorliegenden Arbeit empfing ich während meiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Königlichen Zeughause in Berlin. Meine Hauptaufgabe bestand in der Inventarisation der Hieb- und Stichwaffen, wobei die grosse Sammlung mittelalterlicher Inschriftenschwerter besonders fesselte. Ihre Äufnung ist das spezielle Verdienst des jetzigen Direktors, Herrn Geheimrat Dr. E. von Ubisch, und mein hochverehrter Chef war es denn auch, der mich zum Studium der interessanten Materie aufforderte und mich in den Stand setzte, ein grosses, die hauptsächlichsten Museen Europas berücksichtigendes Material zu verarbeiten. Dieses weitherzige Entgegenkommen ist um so hoher zu schatzen, als Herr Geheimrat von Ubisch selbst beabsichtigte, eine Arbeit über Schwertinschriften zu schreiben. Indem ich ihm an dieser Stelle den besten Dank für die uneigennützige Förderung meiner Bestrebungen darbringe, erfülle ich gern eine schuldige Pflicht.

Mit Rat und Tat stand mir ferner in der liebenswürdigsten Weise Herr Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin zur Seite. Nebst manchem praktischen Hinweise verdanke ich ihm die Bearbeitung einer Anzahl Inschriften aus dem Berliner Zeughause, welche er mir selbstlos zur Verfügung stellte, sowie eine wesentliche Bereicherung des gesammelten Materials. Ausser Herrn Professor Goldschmidt gebührt herzlicher Dank und Anerkennung den Direktoren und Beamten der zahlreichen Museen, welche mich teils direkt, teils durch Vermittelung des Königl. Zeughauses bei der oft mit recht grossen Schwierigkeiten verbundenen Beschaffung des Materials unterstützt haben, insbesondere den Herren Dr. H. Angst, dem Gründer und ersten Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich, Buchholz, Kustos des Märkischen Provinzialmuseums in Berlin und G. Petzsch in Oberpesterwitz bei Dresden. Aufrichtigen Dank schulde ich auch dem leider zu früh verstorbenen Herrn Dr. H. Zeller-Werdmüller und meinem Freunde, Herrn Privatdozenten Dr. E. Schwyzer in Zürich.

Die meisten Vorlagen für die Illustrationen sind nach Kopien oder an Hand der Objekte von Herrn Kunstmaler H. Fresenius in Berlin angefertigt worden.

Einleitung.

Zwei Faktoren waren schon in früher Zeit bei der Herstellung einer Waffe massgebend: Zweckdienlichkeit und Schönheit. Beide zu einem harmonischen Ganzen vereinigen zu können, trug dem Meister den Ruhm der höchsten Kunstfertigkeit ein, und wie hoch solche Waffen im Altertum und frühen Mittelalter gewertet wurden, erhellt aus den litterarischen Zeugnissen. Beredt und begeistert schildert Homer die Prunkrüstung Achills [1]), und auch die deutsche Heldensage hat Worte hoher Anerkennung für ausgezeichnete Waffen. Namentlich die Tugenden des Schwertes werden immer wieder hervorgehoben. Berühmte Schwerter haben Namen und Geschichte.[2]) Die Waffenschmiede stellten nach dem Volksglauben übernatürliche Kräfte in ihre Dienste, und es entspricht ganz dem hohen Ansehen, welches diese Berufsklasse genoss, dass sie selbst Götter in Sage und Erzählung zu den ihrigen zählen durfte (Hephäst), oder doch besonders berühmten Meistern göttliche Herkunft zuschrieb (Wieland).[3])

Von den Schutzwaffen riefen Helm und Schild, von den Trutzwaffen vornehmlich das Schwert einer künstlerischen Behandlung, welche je nach der Natur des Gegenstandes einer besonderen Technik bedurfte. Die Entdeckung des Eisens und die Fortschritte, welche mehr und mehr in der Bearbeitung dieses Metalls gemacht wurden, sowie die stete, intime Wechselwirkung zwischen den Schutz- und Trutzwaffen bedingten die mannig-

[1]) Ilias 18, 468—612.

[2]) Eine Zusammenstellung dieser Schwertnamen giebt San Marte (zur Waffenkunde des älteren deutschen Mittelalters. Quedlinburg und Leipzig, 1867). Seite 142ff. Vergl. ferner Beówulf (herausgegeben von Moritz Heyne, 6. Aufl. Paderborn 1898), Vers 1688—1699.

[3]) Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Braunschweig 1884, Bd. I, Seite 684ff.

faltigsten Formenveränderungen und nötigten auch für die künstlerische Ausgestaltung zu einer wechselnden Technik, wobei sich leicht eine Entwickelung vom Einfachen zum Vollkommeneren verfolgen lässt. Der Arbeiter, welcher eine stählerne Klinge mit einer figürlichen Darstellung oder einer Inschrift zu versehen hatte, musste über eine wesentlich höhere technische Leistungsfähigkeit verfügen, als die einfache Linienverzierung eines gegossenen Bronzeschwertes erheischte, und für die Ausschmückung eines Eisenschildes im 15. Jahrhundert waren ganz andere Bedingungen gegeben, als für die Verzierung eines frühmittelalterlichen Holzschildes.

Bei dem Schwerte äussert sich das Schmuckbedürfnis zunächst in der Verzierung der äusserlich sichtbaren Teile, des Griffes und der Scheide, in geringerem oder höherem Grade, je nachdem es sich um eine Gebrauchswaffe oder eine Prunkwaffe handelt. Griechischer und römischer Kunstfleiss haben uns in Original und Kopie hervorragende Meisterwerke überliefert[4]), und als die römische Kultur unter den Schwertstreichen der Germanen zusammenbrach, waren es diese, welche der Ausschmückung ihrer Lieblingswaffe eine ureigene Form gaben. Es liegt nicht in dem enge gesteckten Rahmen der vorliegenden Arbeit, welche sich ausschliesslich mit der Verzierung der Schwertklinge bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts befasst, hierauf näher einzutreten. Das andere bildet ein Gebiet für sich.

Auch in territorialer Hinsicht ist aus naheliegenden Gründen Einschränkung angezeigt. Noch sind wir nicht imstande, Parallelen zwischen den mittelalterlichen Schwertinschriften des Orients und Occidents zu ziehen, und auch aus den östlichen, der slawischen Kultur angehörenden Gebieten besitzen wir zu wenig Vergleichungsmaterial. Das grösste Kontingent an Inschriften liefern in spätkarolingischer Zeit Skandinavien, nachher Deutschland und die Schweiz.[5]) In Deutschland bildet Berlin mit dem Kgl. Zeughause und dem Märkischen Provinzialmuseum, in der Schweiz Zürich mit dem Schweizerischen Landesmuseum die zentrale Sammelstelle. Während ich für die frühere nordische Periode in der Hauptsache auf die zusammenfassende Publikation von Lorange[6]) und die übrige mir erreichbare nordische Litteratur angewiesen war[7]), gewann ich für die spätere Zeit festen Boden unter den Füssen, indem mir dank der Liberalität der eingangs erwähnten Sammlungvorstände ein sehr zahlreiches Material zu genauer Prüfung und persönlicher Betrachtung zu Gebote stand.

[4]) H. Blümner: Das Kunstgewerbe im Altertum. Leipzig 1885, Bd. II, Seite 223.

[5]) Das in englischen Sammlungen zerstreute Material konnte hier nicht berücksichtigt werden.

[6]) Lorange: Den yngre Jernalders Sværd. Et Bidrag til Vikingetidens Historie og Teknologi. Bergen 1899.

[7]) Verschiedene wertvolle Angaben verdanke ich der Güte von Herrn Privatdozent Dr. J. Heierli in Zürich.

Die Spatha der Germanen als Urform des mittelalterlichen Schwertes. Damastverzierung.

Die Spatha, das germanische, doppelschneidige Schwert, aus welchem sich zunächst das Schwert der Völkerwanderungszeit und hernach das Ritterschwert des Mittelalters entwickelte, erscheint schon als Bewaffnung der Kimbern und Teutonen[8]) und nachher der Sueben des Ariovist.[9]) Sie unterscheidet sich erheblich von der römischen und keltischen Hiebwaffe. Über ihre Form in vorchristlicher Zeit sind wir nur ungenügend unterrichtet. Von der späteren Form ausgehend und in Berücksichtigung der Fundstücke lässt sich der Unterschied folgendermassen charakterisieren: der Gladius der Römer besitzt eine geschweifte, spitz auslaufende Klinge; er ist kurz und auf Hieb und Stich berechnet. Die Spatha ist breiter und länger, mit gerade verlaufenden Schneiden und dient nur als Hiebwaffe.

Besser kennen wir die Schwerter der Völkerwanderungszeit.

Die Ähnlichkeit mit dem keltischen, ebenfalls Spatha genannten Schwerte ist grösser; doch bestehen auch hier bedeutende Unterschiede. Die germanische Spatha ist wuchtiger, die Klinge breiter und gegen den Griff gerade abgeschnitten. Der obere Klingenteil des Keltenschwertes ist in der früheren Zeit immer geschweift; erst später, und vermutlich unter römischem Einflusse, zeigt sich auch hier der unvermittelte Übergang der Klinge zur Angel. Aber das wesentliche Merkmal des germanischen Schwertes ist die breite Blutrinne[10]), welche sich von der Ansatzstelle des Griffes bisgegen die Spitze hinzieht. Der Gladius, häufig auch die keltische Spatha besitzen einen Mittelgrat, der in vereinzelten Fällen steil und unvermittelt in der Klingenmitte ansetzt. In der Regel ist die keltische Klinge allerdings von flachem oder flachkolbigem Querschnitt.

Schon frühe kommen zwei und mehr parallel nebeneinander angebrachte Blutrinnen vor, so zum Beispiel auf den Klingen des Nydamer Fundes, von welchem weiter unten die Rede sein wird. Bei südgermanischen[11]) Schwertern begegnen wir dieser Form nie, und es rechtfertigt sich vielleicht, in dieser Verschiedenheit einen nicht zu unterschätzen-

[8]) Plutarch, Marius.

[9]) Dio Cassius 38, 49.

[10]) Die Blutrinne macht die flache Klinge elastischer. Sie spielt ferner eine ganz wesentliche Rolle bei der höchst kunstvollen Verteilung des Gleichgewichts des Schwertes, indem der Schwertfeger es in der Hand hatte, durch Verbreiterung oder Verlängerung der Rinne die Klinge des bereits fertigen Schwertes zu erleichtern. Dieses fein abgewogene Gleichgewicht macht die alten Schwerter zu wahren Kunstwerken. Dadurch liegen sie so wunderbar in der Hand und ermüden den Arm nicht. Dazu kommt noch ein anderer Vorteil: eine in der Mitte ausgeschliffene Klinge dringt leichter in die Fleischpartien des Körpers ein und verursacht schlimmere Wunden als eine solche mit gratigem oder kolbigem Querschnitt.

[11]) Südgermanisch nicht etwa im Gegensatze zu skandinavisch.

den Anhaltspunkt für die Klassifizierung der Schwerter zu erblicken.

Auf einen weiteren Punkt mag hier noch hingewiesen werden. Wie es scheint, war der keltische Waffenschmied im Gegensatze zu seinem germanischen Kollegen nicht imstande, die Klinge ganz zu verstählen. Das keltische Schwert ist nur an den Schneiden verstählt, was durch das Anschweissen dünner Stahlpartien erreicht wurde.[12]) Das Schweizerische Landesmuseum besitzt mehrere gallische Schwerter, bei welchen diese Art der Technik deutlich sichtbar ist. Durch Aushämmern konnte der Krieger seine Waffe nach dem Gebrauche immer wieder schärfen, ungefähr so, wie heute der Bauer seine Sense dengelt.

Die breite, scharf ausgeschliffene Blutrinne ist der natürliche Ort für die Verzierung der Klinge, welche zunächst in der Form des Damastes auftritt.

Der Name Damast geht auf die syrische Stadt Damaskus zurück, deren Klingen schon im Altertum bekannt und berühmt waren. Man unterscheidet zwei Arten von Damast, den unechten und den echten. Der erstere wird durch die Behandlung der Oberfläche mittelst ätzender Flüssigkeiten erzielt, während der echte Damast durch das Zusammenschweissen verschiedener Lagen von Stahl und Eisen entsteht. Die Verzierung ist also hier nicht nur oberflächlich, sondern sie durchsetzt die ganze Masse. Die Zeichnung ist abhängig von der Art der Bearbeitung. Durch Zusammenschweissen einfach aufeinander folgender Lagen von Stahl und Eisen erhält man ein parallel gestreiftes Muster. Dreht man einen solchen Stab um seine lange Achse, schmiedet ihn aus und schweisst ihn mit einem ebenso dargestellten, aber entgegengesetzt gedrehten Stab zusammen, so bekommt man einen Winkeldamast mit mittlerer Hauptlinie. Spaltet man den gedrehten und flach ausgeschmiedeten Stab in der Mitte, setzt ihn in entgegengesetztem Sinne zusammen und wiederholt dies einige Male, so resultiert ein blumiger Damast, von dem sich die mannigfaltigsten Muster herstellen lassen.[13])

Die ältesten bekannten Damastklingen gehören dem Nydamer Moorfunde[14]) an. Drei Schiffe mit, nordischen[15]) Waffen befrachtet, waren in der Nähe des heutigen Nydam an der Küste des Alsensundes teils auf den Grund gebohrt worden, teils auf den Strand aufgelaufen. Die Ausgrabung des aus der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts stammenden Fundes wurde in den Jahren 1859, 1862 und 1863 unter staatlicher Leitung vorgenommen.

Von 100 Klingen des in Kiel aufbewahrten Nydamer Fundes sind 90 damasziert, und zwar sind alle drei oben besprochenen Damastarten vertreten. Merkwürdig ist das Vorkommen von Klingenmarken, welche unter Anlehnung an römische Handwerksgebräuche auf Klingenwurzel und Angel angebracht

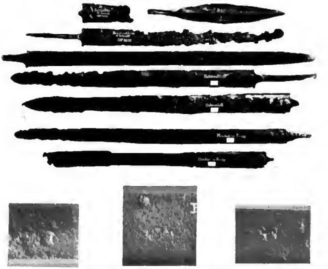


Fig. 1. Ostschweizerische Waffenfunde mit Marken.

sind und teils aus willkürlich gewählten Zeichen von figürlichem oder bloss ornamentalem Charakter, teils aus ganzen Wortbildungen bestehen. Kein Zweifel, dass uns die letzteren die Namen der Waffenschmiede angeben; doch braucht aus den latinisierenden Endungen us und ius keineswegs auf römische Provenienz der Waffen geschlossen zu werden, da dieselben gerne auch den germanischen Namen angehängt wurden, und in der Tat tragen die damit markierten Klingen ausgesprochen nordischen Charakter. Zudem sind römische Damastklingen wenigstens in dieser Epoche nicht nachzuweisen.

Mehrere hundert Jahre älter als die Schwerter

[12]) Jähns: Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen. Mit einem Anhange über die Feuerwaffen. Berlin 1899, Seite 223. Dadurch erklärt sich auch die von den alten Autoren erwähnte Tatsache, dass sich die Klingen umbiegen liessen. Bei ganz verstählten Klingen war dies unmöglich. Siehe San Marte, a. a. O., S. 126.

[13]) Beck, a. a. O., Seite 556.

[14]) Engelhardt: Denmark in the early iron age. London 1866.

[15]) Beck, a. a. O., Seite 556, spricht unrichtigerweise von römischen Waffen.

des Nydamer Fundes sind die der ausgiebigen Pfahlbaustation La Tène unweit Marin am Neuenburger See enthobenen, welche ebenfalls mit Klingenmarken versehen sind. Ferdinand Keller giebt in seinem sechsten Pfahlbauberichte [16]) deren zehn. Die meisten dieser Schwerter sind in den Besitz des Schweizerischen Landesmuseums übergegangen. Fig. 1 giebt einige Klingenmarken von ostschweizerischen Schwertfunden wieder.

Sehr häufig findet sich der blumige Damast bei den alamannischen Grabfunden des 5. Jahrhunderts. Auch von diesen Schwertern besitzt das genannte Museum mehrere besonders schöne Exemplare, von denen eines sogar, was hier nur der Kuriosität halber bemerkt werden soll, im 16. Jahrhundert zu einem Landsknechtschwerte umgemodelt worden ist. [17])

Endlich ist uns ein geradezu klassisches Zeugnis für das Vorkommen damaszierter Klingen im beginnenden 6. Jahrhundert erhalten geblieben in einem Briefe Theoderich des Grossen an den König der Guarni, worin er sich für ein Geschenk prachtvoller Schwerter bedankt. [18]) Mommsen versetzt ihn in die Jahre 523—526. Die Übersetzung lautet folgendermassen:

„An den König der Guarni König Theoderich. In brüderlicher Gesinnung habt ihr uns Jünglinge gesandt, leuchtend durch den Adel ihrer Erscheinung, und Schwerter, welche sogar Rüstungen durchschneiden und kostbarer sind durch die Beschaffenheit des Eisens als durch den Wert des Goldes. Ihre hellpolierte Fläche glänzt in dem Masse, dass sie das Antlitz des Beschauers klar widerspiegelt, und ihre Schneiden gehen so gleichmässig scharf zu, dass man meinen könnte, sie seien dem Gussofen entstammt und nicht aus einzelnen Stäben zusammengesetzt. In ihrer mit schönen Rinnen versehenen Mitte glaubt man kleine Würmer sich kräuseln zu sehen, und so mannigfaltig ist die Schattierung, dass es scheint, als ob das leuchtende Metall von verschiedenen Farben durchwoben sei. Euer Schleifstein hat dasselbe so sorgfältig gereinigt, euer ausgezeichnete Sand hat es so kunstvoll poliert, dass er das glänzende Eisen gewissermassen zu einem Spiegel für Männer gemacht hat. Eure Heimat ist also von der Natur so reichlich bedacht worden, dass sie euch dadurch berühmt gemacht hat: Schwerter, welche ihrer Schönheit nach aus der Werkstätte Vulkans stammen könnten, und die mit so eleganter Kunstfertigkeit ausgeführt sind, dass das, was von Hand geformt ist, nicht ein Werk sterblicher Menschen zu sein scheint, sondern göttlichen Ursprungs. Wir nehmen daher gerne eure Waffen entgegen, die alle eure Gesandten uns überreichen als Zeichen gebührender Begrüssung und als ein gutes Mittel für Erhaltung des Friedens, und wir überreichen euch ein gleichwertiges Gegengeschenk, das von euch ebenso gerne möge in Empfang genommen werden, als euer Geschenk uns angenehm war. Möge die Gottheit die Eintracht beschützen, dass wir unsere Völker dankbaren Sinnes vereinigen können, damit jeder, auf den andern vertrauend, seinen wechselseitigen Verpflichtungen nachkommen kann."

Die Bedeutung dieses Briefes liegt nicht nur in der präzisen und anschaulichen Beschreibung der Damastklingen, wobei die Vergleichung mit kräuselndem Gewürm besonders hervorgehoben sei, sondern hauptsächlich darin, dass die Provenienz dieser Schwerter, wenn nicht endgültig fixiert, so doch näher bestimmt wird, insofern als dieselben ihren Weg nicht von Süd nach Nord oder von Ost nach West genommen haben, wie Boeheim [19]) und andere behaupten, sondern in umgekehrter Richtung. Es wird ausdrücklich konstatiert, dass die Schwerter Fabrikat der Guarni seien (ihr Schleifstein hat sie gereinigt, ihr Sand sie poliert), und man muss aus dem Wortlaute des Briefes schliessen, dass solche Waffen den in Italien wohnenden Goten unbekannt waren, mithin auch nicht aus Noricum stammen können, da dieses Gebiet zur Zeit Theoderichs unter der Herrschaft der Goten stand.

Die Guarni oder Warnen gehören nach Tacitus [20]) zu den sieben Völkern, denen der Nerthus-Kult eigentümlich war, und die auf der cimbrischen Halbinsel und südlich derselben ihre Wohnsitze hatten. Es sind dies die Reudigni, Aviones, Angli, Varini, Eudoses, Suardones und Nuithones. Fünf dieser Völkerschaften sind uns nur dem Namen nach bekannt. Die Angeln dehnten sich in der Folge über ganz England nördlich der Themse aus, während die Warnen ihre Wohnplätze, welche sich im Süden der genannten Halbinsel, von der Elbe über das Havelland nach Osten erstreckt zu haben scheinen [21]),

[16]) Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd XV, Heft 7, Tafel XI. Vergl. auch Vouga, Les Helvètes à La Tène. Neuchâtel 1885, Pl. II.

[17]) Fundstück aus dem Rhein bei Basel. Geschenk von Herrn Direktor Angst.

[18]) Cassiodori senatoris variae. Recensuit Theodorus Mommsen. Berolini MDCCCXCIV in Monumenta Germaniae historica. Auctorum antiquissimorum Tomus XII.

Regi Vvarnorum Theodericus rex.)

Cum piceis timbribus et pueros gentili candore relucentes, spathas nobis etiam arma desecantes vestra fraternitas destinavit, ferro magis quam auri pretio ditiores. splendet illic claritas expolita, ut intuentium facies fideli puritate restituant, quarum margines in acutum tali aequalitate descendunt, ut non limis compositae sed igneis fornacibus credantur effusae. harum media pulchris alveis excavata quibusdam videntur crispari posse vermiculis: ubi tanta varietatis umbra conludit, ut intextum magis credas variis coloribus lucidum metallum. Hoc vestra cotis diligenter emundat, hoc vester splendidissimus pulvis ita industriose detergit, ut speculum quoddam virorum faciat ferream lucem, qui ideo patriae vestrae natura largiente concessus est, ut huius rei opinionem vobis faceret singularem: enses, qui pulchritudine sui putentur esse Vulcani, qui tanta elegantia fabrilia visus est excolere, ut quod eius manibus formabatur, non opus mortalium sed crederetur esse divinum. Proinde per illum et illum legatos vestros solventes debitae salutationis affectum, arma vestra libenter nos accepisse declaramus, quae bonae pacis studia transmiserunt: vicissitudinem muneris pro expensarum vestrarum consideratione tribuentes quae tantum vobis reddantur accepta, quantum nobis vestra nobis fuere gratissima. praestent divina concordiam, ut haec inter nos grata mente velle iungamus et invicem sollicitudinis possimus utilitatibus obligari.

Bei der Übersetzung sind die Worte cum piceis timbribus nicht berücksichtigt worden. Piceae timbres werden teils als tympana, teils als pelles erklärt. Mommsen spricht sich in seinem Kommentar weder für das eine noch für das andere aus: „Quid sit non liquet."

[19]) Boeheim schreibt in seinem „Handbuch der Waffenkunde, Leipzig 1890", Seite 594: „Damaszierte (wurmbunte) Klingen werden schon im 6. Jahrhundert erwähnt, stammten aber zweifellos aus orientalischen Werkstätten."

[20]) Tacitus: Germania, c. 40 (Ausgabe von Schwyzer).

[21]) Zeuss: Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, München 1837, S. 133 und nach ihm Dahn, Geschichte der deutschen Vorzeit, 1. Hälfte, S. 98.

behaupteten. Im beginnenden 6. Jahrhundert werden sie mit den Herulern und Thoringern zusammen genannt [22]), und Fredegar berichtet uns, dass Childebert im Jahre 595 aufständischen Warnen eine vernichtende Niederlage beigebracht habe. [23])

Damastklingen kommen noch unter den karolingischen Schwertern in grosser Anzahl vor. Nachher ist die Technik verloren gegangen und durch das ganze Mittelalter nicht mehr geübt worden.

Auch Beówulf [24]) kennt die Damastverzierung und gebraucht dafür in unbewusster Anlehnung an das von Theoderich verwendete Bild von kräuselndem Gewürm den ungemein kennzeichnenden Ausdruck wyrm-fâh, der in der wörtlichen Übersetzung (wurmbunt) von Jähns und anderen wieder aufgenommen worden ist. Die betreffende Stelle lautet folgendermassen:

„Hrodgar sprach, indem er den Schwertgriff betrachtete, das alte Erbstück, in welchem der Ursprung des vorzeitlichen Kampfes eingegraben war; nachher totete das Meer, die strömende Flut, das Geschlecht der Riesen; verwegen hatten sie sich gezeigt, denn das Volk war feindlich gesinnt dem ewigen Herrn, deshalb verhängte Gott durch Wasserflut über sie das schliessliche Verhängnis. In Runenstäben war auf den von Gold leuchtenden Leisten [25]) richtig vermerkt, gesetzt und gesagt, für wen das Schwert zuerst gefertigt worden sei, der Schwerter bestes und wurmbunt." [26])

Die Stelle im Beówulf ist das erste Zeugnis für eine Schwertinschrift [27]) und eines der wenigen für die Verwendung von Runen.

Runeninschriften.

Bei der grossen Zahl nordischer Inschriftenschwerter, welche auf uns gekommen sind, ist das außerordentlich seltene Vorkommen von Runen bemerkenswert. Zusammengehalten mit anderen Faktoren kann man daraus einen Schluss auf die Provenienz dieser Schwerter ziehen. Lorange [28]) führt ein einziges Beispiel an, das berühmte Schwert von Saebö, dessen Runeninschrift OH (Thor) MUÞ gelesen wird (Thornuþ besitzt mich). Die Silbe Thor ist durch das Attribut des Kriegsgottes, den Swastica (Hammer) wiedergegeben.

Lindenschmidt bildet nach Yonge Ackermann [29]) einen Schwertknauf ab [30]), welcher mit Runen beschrieben ist, ohne indessen die Deutung anzugeben. (Fig. 2). Das Schwert dürfte dem 7. oder 8. Jahrhundert angehören und wurde bei Ash in der englischen Grafschaft Kent gefunden.

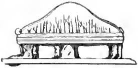


Fig. 2. Knauf mit Runeninschrift.

Die Ulfberhtgruppe.

Die erste geschlossene Inschriftengruppe bilden die Schwerter mit der Bezeichnung Ulfberht. Sie sind von A. Lorange, dessen Publikation das Folgende im wesentlichen entnommen ist, zuerst im Zusammenhang beleuchtet worden.

Von ungefähr 50 Schwertern, welche Lorange in Bergen untersucht hat [31]), ist die Hälfte damasziert, und auf die andere Hälfte fallen sechs Klingen mit dem Namen Ulfberht. Zwei weitere Exemplare mit dieser Inschrift befinden sich nach dem gleichen Autor im Museum von Kopenhagen [32]) und in der Sammlung des Herzogs von Northumberland zu Alnwick Castle.

Die Form dieser „Vikingerschwerter" sprechen wir auf den ersten Blick als karolingisch an. Die lange, breite Klinge besitzt einen bis gegen die Spitze verlaufenden Hohlschliff. Der Griff ist kurz, beinahe unter Handbreite. Die Parierstangen sind noch nicht ausgebildet. Der Knauf besteht aus zwei Teilen, einer flachen Scheibe mit aufgesetzter Kappe, welche aus einem, drei oder fünf Wulsten zusammengesetzt ist.

Die Inschrift ist in breiten, römischen Majuskeln im Hohlschliff der Klinge eingelegt, und zwar immer nur auf der einen Klingenseite. Die andere trägt anspruchslose ornamentale Verzierungen, ge-

[22]) Cassiodori senatoris variae, l. c., pag. 79.

[23]) Fredegar: cap. 15.

[24]) Beówulf: Vers 1688—1699.

[25]) Scenne, wörtlich übersetzt „Schiene" dürfte mit Leiste richtig wiedergegeben sein. Es wird hierbei die später zu den Parierstangen auswachsende Scheibe zwischen Klinge und Griff ins Auge gefasst.

[26]) Es muss, schon im Hinblick auf den Wortlaut des Citats („indem er den Schwertgriff betrachtete"), die Möglichkeit zugegeben werden, dass sich der Ausdruck „wurmbunt" auf die den Griff verzierende angelsächsische Tierornamentik beziehen kann.

[27]) Die von San Marte, a. a. O., Seite 144, angeführte Stelle in den Annalen von Einhard (Monumenta Germaniae historica edidit Pertz, Scriptorum Tomus I, pag. 187) spricht in meinen Augen keineswegs für eine Schwertinschrift im eigentlichen Sinne. Es geht daraus nur hervor, dass die Schwerter der britischen Herzöge, welche sich dem Grafen Wido ergeben hatten, mit den Namen der Besitzer bezeichnet waren, und die Annahme liegt nahe, dass diese Bezeichnung eigens für den Akt der Übergabe geschehen war, also eine Art „Etikettierung" bedeutet. Der Eintrag zum Jahre 799 in den sogenannten Annales Einhardi, welcher zum gleichen Datum und in ähnlichem Wortlaut auch in den nahe verwandten Annales Laurissenses, Einhardi Fuldensis annales und Reginonis chronicon sich findet, lautet: „Et cum Aquisgrani hiemaret, Wido comes ac praefectus Brittanici limitis qui eodem anno cum sotiis comitibus totam Brittonum provinciam perlustraverat, arma ducum, qui se dediderunt inscriptis singulurum nominibus detulit. Videbatur enim quod ea provincia tum esset ex toto subacta et esset nisi perfidae gentis instabilitas cito id aliorsum more solito commutasset."

[28]) Lorange, a. a. O., Seite 15, Taf. IV, Fig. 1.

[29]) Yonge Ackermann: Pagan Saxondom, plate XXIV [3], Nr. 3.

[30]) Lindenschmidt: Handbuch der deutschen Altertumskunde. Braunschweig 1880—1889, Bd. I, Seite 228.

[31]) Lorange, a. a. O., Seite 65.

[32]) Abgebildet bei Worsaae, Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum in Kjöbenhavn, 1859, Seite 119.

wöhnlich eine Art Flechtwerk zwischen Vertikalstrichen, hier und da auch Kreise mit Kreuzen und Vertikalstrichen abwechselnd. Am Anfange und am Schlusse der Inschrift steht ein einfaches griechisches Kreuz, sehr selten ein Krückenkreuz. Einzelne Buchstaben besitzen eine eigentümlich verschlungene Form (z. B. das B). Es sind mehrfach Ligaturen vorhanden, und merkwürdigerweise ist das Schlusskreuz häufig zwischen H und T eingeschoben.

Fig. 3 vermittelt einige Schwerttypen und eine Zusammenstellung der Inschriften und Ornamente (nach Lorange Tafel I—IV).



Fig. 3. Schwerttypen und Inschriften der Ulfberthgruppe.

sache der Charakter eines Merkzeichens zukommt, vermag seiner tieferliegenden Bedeutung, wie sie bei den Schwertinschriften zu Tage tritt, nicht gerecht zu werden. Ein solches Merkzeichen ist hier völlig überflüssig. Es ist vielmehr das religiöse Motiv massgebend, und zwar zeigt sich neben der tiefen symbolischen Bedeutung noch eine mystische (apotropäische). So erklärt es sich, dass im Verlaufe des Mittelalters das Kreuz auch auf dem Schwertknauf angebracht wurde, und noch aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges sind Klingen mit zahlreichen, oft roh eingehauenen Kreuzzeichen keine

Bei der Betrachtung der einzelnen Inschriften ist den ornamentalen Beigaben besondere Aufmerksamkeit zu schenken, weil dieses Moment für Datierung und Gruppierung von grosser Wichtigkeit ist. Nicht als blosse Ornamente, das heisst, nicht allein vom ästhetischen Standpunkte aus, dürfen Anfangs- und Schlusskreuz betrachtet werden, obwohl ihnen ornamentaler Charakter zum Teil innewohnt. Beide sind ständige Begleiter der mittelalterlichen Inschriften bis ins 14. Jahrhundert hinein; nur bei unserer zweiten Inschriftengruppe, den Ingelred-Schwertern und den damit im Zusammenhange behandelten Inschriften fehlen sie meistens. Auch die Vergleichung mit den Münz- und Siegellegenden, wo dem Kreuze in der Haupt-

Seltenheit. Die Zahl derselben ist indessen nie eine willkürliche, sondern wird immer durch 3 teilbar sein. Die zufällige Tatsache, dass die Parierstangen mit der Klinge ein Kreuz bilden, gab Veranlassung, auf dieses Kreuz hin zu schwören[33], und weder im Kampfe mit Heiden aller Art, noch in den Kreuzzügen verlor das christliche Symbol an seiner wirklichen oder eingebildeten Kraft. In den Augen der neu bekehrten Germanen erweckte es halb christliche, halb heidnische Vorstellungen, letztere durch die Erinnerung an den Hammer des Thor.[34])

Die Technik, welche bei diesen nordischen Klingen in Bezug auf die Inschriften zur Anwendung

[33]) San Marte, a. a. O., Seite 149.

[34]) Lorange, a. a. O., Seite 63. Beck, a. a. O., Seite 684

gelangte, ist die Einlegearbeit (Tausia). Dieselbe ist schon im Altertum bekannt gewesen und auch im Mittelalter nie ganz erloschen. Die gegenteilige Ansicht von Boeheim[35]) wird durch die historische Waffenkunde selbst direkt widerlegt, und gerade die zahlreichen frühgermanischen Funde zeigen eine hohe Entwickelungsstufe dieser Technik. Die Definition von Boeheim, die Tausia bestehe aus der Einlage von Gold oder Silber in Eisen oder Stahl bedarf ebenfalls einer Erweiterung, indem neben den Edelmetallen auch Kupfer und Messing verwendet wurden, und die Einlage von Eisen in Eisen ist eine durch zahlreiche Fundstücke erwiesene Tatsache. Lorange nimmt die Eisentausia auch für die Ulfberhtschwerter in Anspruch, und es besteht kein Grund, an seinen Angaben zu zweifeln.

Ulfberht ist ohne Zweifel der Waffenschmied, aus dessen Werkstätte die so markierten Klingen hervorgingen. Schwertform und Schriftcharakter sind so übereinstimmend und die Klingen so zahlreich, dass an eine Beziehung des Namens zu dem Besitzer des Schwertes nicht gedacht werden kann. Zudem besitzen wir, wenn die Stelle bei Einhard in dem erwähnten Sinne interpretiert wird[36]), abgesehen von der später zu erwähnenden figürlichen Darstellung im Grossmünster in Zürich für eine solche Beziehung nur das vereinzelte, mit dichterischer Freiheit übertriebene Zeugnis im Beówulf[37]), welches sich nicht einmal auf die Klinge, sondern auf den Schwertgriff bezieht. Ausser diesen Gründen allgemeiner Natur kann als direkter Beweis für die aufgestellte Behauptung die der folgenden Schwertgruppe angehörende Inschrift des 12. Jahrhunderts „Ingelred fit" (fit = fecit), angeführt werden.

Es ist freilich eine etwas aufdringliche Art, wie diese mittelalterlichen Meister die Produkte ihrer Kunstfertigkeit zu zeichnen beliebten; denn der Name bedeckt ungefähr den dritten Teil der ganzen Klinge. Die Römer brachten ihren „Fabrikstempel" in unauffälliger Weise auf der Angel oder Klingenwurzel an, und auch die Klingenmarken von La Tène und Nydam halten sich in sehr bescheidenen Grenzen. Dieser Zug, die Vorbilder der Antike, wenn wir dies so nennen dürfen, nach ihrer Art ins Grosse zu übersetzen, ist indessen den germanischen Stämmen eigen, und Beck[38]) bezeichnet es gerade als charakteristische Erscheinung, dass die Germanen südländische Formen adoptieren, sie nur grösser, schwerer, massiger gestalten.

Wo sind diese Schwerter entstanden? Undset[39]) weist die Vikingerschwerter einer jüngeren skandinavischen Eisenzeit zu, während Lorange sie für importiert erklärt. Der letztere stützt sich auf die Annahme, dass eine derartige Fabrikation im grossen Stile für jene Zeit in Skandinavien undenkbar sei und bringt die häufigen nordischen Schwertfunde in Zusammenhang mit den wiederholten Waffenausfuhrverboten fränkischer Könige, die in der Tat speziell gegen die Normannen gemünzt waren.[40]) Für uns steht die aus dem Briefe Theoderichs sich ergebende Tatsache fest, dass die Fabrikation damaszierter Klingen schon frühe innerhalb eines germanischen Stammes gepflegt wurde; doch ist zu beachten, dass die Schwerter von einem Volke angefertigt worden sind, bei welchem das Christentum bereits Eingang gefunden hatte. Hierzu dürfen nach der Schilderung des Edictum Pistense um die Mitte des 9. Jahrhunderts die Normannen nicht gerechnet werden. Schliesslich spricht in dieser Frage die Germanistik das entscheidende Wort und zwar zu Gunsten Loranges[41]), so dass in der Tat wenigstens diejenigen in Skandinavien gefundenen Schwerter, welche den Namen Ulfberht tragen, fremden Ursprungs sein müssen. Man könnte an die Warni denken; allein den Ort der Herkunft genau bestimmen zu können, ist meiner Ansicht nach zur Stunde unmöglich.

[35]) Boeheim, a. a. O., Seite 598.

[36]) Vergl. Seite 181.

[37]) Vergl. Seite 181.

[38]) Beck, a. a. O., Seite 715.

[39]) Undset: Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Hamburg 1882, Seite 464.

[40]) So heisst es in dem Edikt von Pistoja vom 25. Juni 864: „Ut quoniam in praefatis capitulis continetur in libro tertio, capitulo LXXV ‚ut nullus sine permissio regio bruniam vel arma extraneo dare aut vendere praesumat' et in eodem libro, capitulo VI designata sunt loca regni, usque ad quae negotiatores brunias et arma ad venundandum portare et vendere debeant; quodsi inventi fuerint ultra portantes aut venundantes, ut omnis substantia eorum auferatur ab eis, dimidia quidem pars partibus palatii, alia vero medietas inter missos regios et inventorem dividatur'; quia peccatis nostris exigentibus in nostra vicinia Nortmanni deveniunt et eis a nostris bruniae et arma atque caballi aut pro redemptione dantur aut pro pretii cupiditate venundantur; cum pro redemptione unius hominis ista dantur vel pro pauco pretio venundantur, per hoc auxilium illis contra nos praestitum et regni nostri maximum fit detrimentum et multae Dei ecclesiae destruuntur et quamplurimi christiani depraedantur et facultates ecclesiasticae et regni exhauriuntur: propterea una cum consensu atque consilio nostrorum fidelium constituimus ut quicumque post proximas Julii kalendas huius duodecimae indictionis Nortmannis quocumque ingenio vel pro redemptione vel pro aliquo pretio bruniam vel quaecumque arma aut caballum donaverit, sicut proditor patriae et expositor christianitatis ad perditionem gentilitati sine ulla retractione vel redemptione de vita componat. Quae omnia omnibus citissime a missis nostris et comitibus nota fiant, ne de ignorantia se excusare valeant". Monumenta Germaniae historica. Legum sectio II. Capitularia regum Francorum. Tomus II. Hannoverae MDCCCXCVII., pag. 321.

[41]) Gefl. Mitteilung von Herrn Privatdozent Dr. E. Schwyzer in Zürich.



The Wallace Collection of Arms and Armour

by **Robert Coltman Clephan**, F. S. A., F. S. A. Scot.
A Vice-President of the Society of Antiquaries of Newcastle upon Tyne.



Gallery VI.

This room is larger than No. VII, and contains eight cap-a-pie suits and ten demi-suits, besides fragments. Some of those described as demi-suits had been used with leg armour, which is missing. The central attraction is No. 564, a mounted „Gothic" harness[1], trapped and barded. (Fig. 1 u. 2). This beautiful suit claims special attention; and its general characteristics will be presented with some detail. No. 555 (Fig. 3) exhibits a rare illustration of the puffed and slashed style of armour, known in Germany as Pfeifenharnisch; and it affords a striking instance of the persistent habit of the armoursmith of taking his models from the extreme civil dress of the times, however impractical and unsuitable when reproduced in steel. The fashion and cut of armour for war follows the various changes in the form of the doublet with great fidelity; but this is less observable in harness for the tiltyard, which was made for resisting more definite forms of attack, subjected to clearly defined rules and limitations. There are several tilting suits of the last quarter of the sixteenth century in this gallery, and some space will be devoted to their examination; and I will touch lightly on the jousting course for which they were made. No. 266 is a suit representing a class of armour on which a wealth of enrichment is lavished, one indeed where all practical utility has been lost sight of in the endeavour to present the plastic art of the later renaissance in profusion. This purely pageant harness is embossed in high relief, with allegorical figures and other lines of ornamentation. The original russeted surface and gold damascening have been rubbed or burnt off; for this armour suffered greatly by the fire at the Pantechnichon in 1874. There is a good representation in this gallery of suits bordering on the middle of the sixteenth century. No. 233 is one of these; and is especially valuable from the fact of the year of make being inscribed on the harness. The rapiers are very rich and fine, a large proportion bearing important inscriptions; and the same remark applies to the other swords and to the daggers. There are some highly decorated rondaches; and the miscellaneous items, such as helmets, staffweapons, handguns and pistols, are, for the most part, enriched specimens in their respective classes. The series of reinforcing pieces (Verstärkungsstücke) for the tilt-yard is important. Many of the richer specimens of swords; fine isolated pieces of armour; enriched crossbows; and especially a collection of powder flasks, some of which date from the best period of the renaissance, will be found in cases.

Number 564. This fine „Gothic" armour of German origin is mounted, and the horse trapped and barded.

Sir Richard Wallace acquired it from Count de Nieuwerkerke; who bought it from Mons. E. Juste of Paris, in 1867, for Frcs. 30000. Herr Picard of Nuremberg, a dealer, who, when I called upon him, struck me as possessing a good deal of discrimination, sold it to M. Juste.

Some of the plates are bevelled at the extremities, and when this is not the case they are bordered with narrow margins of laton or latten work (Messingarbeit); and all the clasps and hinges are of this material. The fine mounted „Gothic" harness in the Musee d'Artillerie, Paris; as also the suit made by Lorenz Colman of Augsburg, for the emperor Maximilian I., about 1490, now in the Imperial Collection at Vienna, have margins of latten.

The radiating flutings on No. 564 are finely given, and the general effect is characteristic of both the period and nationality. The tail-piece of the salade is bordered along both sides with a wide strip of latten; above which is disposed a row of brass-headed rivets, which fastened in the lining. A plumeholder is in the centre of the crownpiece. The mentonnière (Ansteckbart), which is in two plates, fastens on to the breastplate by a stout screw, and it is also bordered with latten. The breastplate is in two plates, the placate being channelled with flutings; and there is a salient ridge running down the centre. The roundels over the armpits are small with radiating flutings of ten

1) No other short designation has been found for this class of armour; and it is useless to object to the term until this has been done, though it must be admitted to be inappropriate.

segments, and there is a latten spike in the centres. The backplate consists of five laminar plates; it is highly mobile, lending itself readily to the muscular action of the back. The garde-reins is in four plates, the lowest being pointed at intervals. The tases are in two plates; as also the tuilles, which are pointed. The espaliers would appear to be modern work — they closely resemble in form those of the Paris suit. The coudes are pointed and not quite a pair. The gauntlets have the sharply pointed cuffs of the period, with large gads of latten over the knuckles, and smaller ones of steel over the lower finger joints. They are also



Fig 1.

modern, though one must greatly admire the workmanship. The leg armour, as shown in Plate I, is authentic and simply admirable; the genoullières have a latten ridge over the kneecaps, and the wings are butterfly shaped. The sollerets are à la poulaine in an extreme form, and the long tips are not in this case detachable at pleasure.

It is very rarely that one can meet with such an authentic and beautiful armour. The spurs are long, with six-pronged rowels. It is dangerous to commit ones'self to a positive opinion as to the authenticity or otherwise of individual plates of a harness of this early period without having the suit taken to pieces; but the only restorations, in the sense of modern work, seem to me to lie in the espaliers and gauntlets. The German industry of armour restoration, at a time when so many of the great collections were being formed, must have been both important and lucrative; but it would have been much better to have repaired the old plates when present, however decayed, and to have strengthened them — frequently, however, the pieces had been lost. It is remarkable that so much has been preserved from the melting pot over the long period of absolute indifference to the interest and beauty of these things.

There is a mark on one of the knee-caps, something like a crown surmounted by what seems to be an uplifted arm, but it is very indistinct.

The Barde (Rossharnisch). The chamfron



Fig. 2.

(Rossstirn) has hinged cheek-pieces, it swells out over the nosebone and the plate is bent forward over the nostrils. The earguards are bordered with latten. A long spike rises from a rosette in the centre of the forehead. The crinet (Kauz, Halsstück) is in eleven plates; and the testera is connected by hooks and eyes. The peytral (Furbug) is in five plates hinged together, and it has the usual bosses over the pectoral muscles. The crupper (Gelieger) consists of six plates on either side, riveted together. No flanchers, for connecting the peytral and crupper are present. The saddle (Krippensattel), with its fittings, is of rather a later date than the armour for the man. You have a reproduction of the harness for man and horse on Fig. II.

Number 555. (Fig. 3). This very remarkable har-

ness is of the style des sogenannten Pfeifenharnisches, obviously copied from the picturesque costume of the period, example of which may be seen in the Triumph of Maximilian. The details have been followed in this instance most faithfully and minutely. The slashes are gilt, and the very fabric of the material used in the civil dress has been imitated. This interesting suit was acquired from the Goodrich Court Collection; and it is figured by



Fig. 3.

Mr. Joseph Skelton, F. S. A. in his Arms and Armour, Vol. I, Plate XIX. Armour preserved of this description is rare. An example of the style may be seen at Vienna, in the unfinished suit, made in the year 1511, by Hans Seusenhofer of Innsbruck, for the emperor Charles V when a boy. Another harness attributed to Freiherrn von Rogendorf is of this class, but the effect of the puffs and slashes is produced by engraving rather than embossing, the slashes are blackened; the arm defences are forged in a series of pleats, descending in diminishing folds to the wrists. Other examples may be seen at Paris, Madrid and Stockholm.

The burgonet (Burgunderhelm) of No. 555 does not belong to the suit, for the scheme of enrichment differs entirely — it is, however, of the same style and period, and a fine piece of work. It is somewhat elliptical in form, with five combs dispersed over the crown-piece; the visor is bevelled in indented sections, the plates converging to a beak-like projection — in fact, the common visor of „Maximilian" armour. The breastplate, which is globose, is finely formed, the puffs running across it nearly horizontally, a thick roped rim goes along the top and round the armpits, as also on the backplate. The culette or garde-reins entirely covers the buttocks. The taces are long witb two rows of puffs and slashes. Tbe tassets, of five plates, are riveted to them and eome nearly to the knees; they are almost exactly like tbose shown on a portrait of Claude de Guise, the date of which is 1526. The brassards are shapely, showing coudes with incipient wings. The bend of the arm is protected by a series of sixteen very narrow splints. The rerebraces are ornamented with thick circular coils to resemble puffs; while on the vambraces the puffs curve from the elbows to the wrists. An illustration of the suit follows in Fig. III.

Fluted armour, usually called „Maximilian", is represented in this room by Nos. 224, 247 and 454. The first of these dates from a considerably later period than does No. 56, which has been described in Part I. The channelling is ridged. Like many examples of this class in almost all important collections, this suit is by no means bomogeneous. Tbe burgonet does not belong to the barness; nor do the gauntlets. The breastplate is in two plates, a survival from an earlier period, and it bears the Nuremberg guild stamp; the placate rises high up on the breastplate, and its apex is a double eagle, pierced and etched. Just above it is a projecting steel eye for tbe attacbment of a reinforcing plate for the tiltyard; while a little below is a small embossed beart, the screwhead for securing tbe placate; around the armpits are gussets, bordered by a roped rim standing out nearly balf an inch in the centre. The tapul has a salient projection a little below the centre, a common feature of the period of this armour. The backplate stamped with the Nuremberg guild mark is rimmed like the breastplate, and towards tbe bottom a fleur-de-lis is cut and etched in the same manner as the double eagle in front. The gorget is in four plates; while the tassets are attached to the taces by hinges. Tbe pauldrons, attached on the shoulders by pegs of steel, are uneven in size, that on the right being hollowed up. The coudes are small, and the bend of the arm ir protected by fourteen small and very mobile splints. Tbe same arrangement is applied to the backs of the legs, but this is modern work; indeed the leg armour has been greatly restored. The sollerets are broadtoed, and besides being fluted are decorated with a thick rope-like ornamentation, running from the toes to the instep. This suit, a late example of fluted armour, was

acquired from the Goodrich Court Collection, and is figured in Mr. Skelton's book, Vol. I, Plate XXII.

No. 247 is fluted like No. 224, but dates probably a couple of decades earlier, while No. 454, a Nuremberg harness, closely resembles No. 224; the breastplate is similar in form, and a double eagle is cut at the top in the same manner as on that suit.

Number 233. (Fig. 4.) This is one of those valuable dated suits. The year of make, 1555, being engraved on the harness. It is tastefully enriched, the general theme of ornamentation being an arrangement of masks, cornucopie, etc. etched on bands on a dark ground, with a bordering of foliations. The breastplate is tapulled, the salient projection rising a little below the centre; the right side is engraved with a representation of the crucifixion; the cross, surmounted by INRI, rises from a pedestal, on which lies a skull. On tbe left side is the armed figure of a knight, kneeling in prayer. There are other instances of these inscriptions on armour at Paris, Dresden and Berlin. The armour in the Kriegswaffen Saal at Dresden is dated with the year 1539, and is attributed to Wilhelm von Worms, the Younger; it bears many points of resemblance to the suit under discussion. The Berlin example is black and white, and of a considerably later date; while that at Paris, catalogued G No. 310, is inscribed with the year 1572. On No. 233, a scroll, above the figure of the kneeling knight, bears the legend: W·E· G·I· D· RG· S· H·D·G·G· 1555. The somewbat convex roundels are spiked; taces in two plates, tassets riveted on in four; the coudes are obtusely pointed. The gauntlets, which are articulated, do not belong to the suit. The harness, as shown on Fig. IV, is freely bordered with a rope-like design and rows of rivets.

Number 352. This chastely ornamented demi-suit was acquired frem the Goodrich Court Collection, and Meyrick dates it about 1530. The breastplate reminds one of the work of Wilhelm von Worms, the Younger. The tassets are long, consisting of nine plates.

Concerning long tassets, Meyrick refers to an agreement, now deposited in the State Paper Office, between Henry VIII., and one Captain Wolff van Goetenburgh, dated at Greenwich in 1544, for the services of five hundred men-at-arms; and the armour they are to wear is



Fig. 4.

stipulated to be „tassettes couvrantes les genoux".

Numbers 416 and 542 are German demi-suits in black and white. The gorgets and espaliers are combined; and the hands and fore-arms are encased in elbow-gauntlets. This style of armour was much used by light troops in the second half of the sixteenth century.

Number 520. This harness would appear to

be made up of two suits similar in character and period, for the schemes of ornamentation on the various pieces differ materially, and are clearly not the work of the same artist. The enrichment consists of bands slightly sunk and etched, with foliations scrolls and trophies on a dotted ground.

Number 529 is a cap-a-pie harness banded with allegorical figures, masks, etc., interspersed with foliations. The pointed tuilles are hinged to the lowest tace, and are embossed with a large fleur-de-lis. The coudes are preposterously large; and the square-toed sollerets are embossed with a similar figure to that on the tuilles. The globose breastplate is stamped with the mark of Lorenz Colman, and the Augsburg fir-cone.

Numbers 484 (Fig. 5); 495 (Fig. 6); 505. The number of German forms ofjousting is very confusing, for the differences between many of them is very slight indeed; and even these details were modified as time wore on. It would seem that most of the princes of the great Christian countries of Europe devoted a great deal of their time and attention to jousting in its various forms; which after the middle of the sixteenth century, certainly, was merely a sport or trial of skill and endurance. The voluminous records of the Saxon Court at which jousting was constantly practised, do not afford a single instance of any duel in the sense of a serious combat of any sort during the sixteenth century. One of the forms of jousting has been lightly touched upon in Part I, that of Das deutsche Stechen, the German joust; jousting with lances tipped with a coronal, without a line of planking between the combatants to give them direction. These suits were made for other and later forms; and excepting for the shield of No. 484; the heavy mainefer or bridle gauntlet (steife Hentze) on No. 495; and the absence of sabatons; and of the reinforcing piece for the bend of the left arm, though the coude is holed for it, on No. 505 are almost exactly alike.

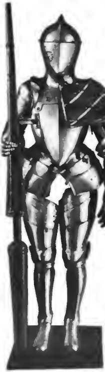


Fig. 5.



Fig. 6.

The shield of No. 484 is somewhat concave; ribbed crosswise and bends outwards — it is of the kind used in Realgestech or Plankengestech. The crossribbing was to afford a grip for the lance-coronal on impact, in order to prevent its glancing

off; in which case both horse and rider would be more apt to fall violently forward. The jousting shields (manteaux d'armes) on Nos. 495 and 505 are practically identical in size and shape — they fit round the left side of the neck, coming nearly straight down the middle of the breastplate just like a mantle, and curving out slightly at the bottom. These two suits (Nos. 495 and 505) are for Jousting at the Tilt (Das Welsches Gestech — Joute italienne); a course of several varieties, very much in vogue in the countries of chivalry, especially during the sixteenth century.

The salient feature of this form of joust is that it was run cap-a-pied, with a tilt or barrier of planks between the combatants, along which they charged in opposite directions, their left sides towards the tilt, until impact was effected. The barrier, about five feet in height, besides giving a fixed line of direction to the jousters, prevented any collision between the horses, and did away with the risk of the riders' legs coming into violent contact. The saddle had cantel and burr; and provided a much surer seat than did the flat renn-saddles, which were known in Germany as English saddles. A fifteenth century illustration of jousting at the tilt in England occurs among the Hastings MSS, and a reproduction of the illumination is given in Archaeologia, Vol. LVII. One, of the reign of King Henry VIII, 1509—1547, is figured in a Tournament Roll preserved in the Heralds college.

The helm for the course was usually a kind of burgonet, reinforced by the portion of the mainguard that covered the face; but during the last quarter of the sixteenth century, and more especially at the Saxon Court, a salade was sometimes reverted to; in form like the Rennhut, the helmet associated with Scharfrennen; a course run earlier in the century by a hardier generation of jousters, and, as its name implies, with sharp-pointed lances — there was no barrier between the combatants, and for that reason more especially, it required more skill and adroitness than did Welsches Gestech.

The mainguards on Nos. 484, 495 and 505 are strongly screwed to the upper part of the breastplate. This piece is a reinforcement for the face, upper chest, and part of the left arm, and it is flanged over the right shoulder to defend the weak place between the espalier and the breastplate. In the right side of the part that covers the front of the burgonet is a little square window or door for enabling the wearer to converse and breathe freely when open. A string hangs down from the top of this piece, which when pulled sets free a spring and disconnects it from the helmet. The aperture or window is in size about three inches square; and it is freely perforated so as to admit air to the wearer when closed, which is, of course, done when he is ready for his career. The jousting shield is attached to the left side of the mainguard by strong screws. A reinforcing piece is fastened over the elbow joint — this, the real pasgarde, has a hole in it for attachment to the left coude. Its function is to afford additional protection to the left arm at the elbow joint. The breastplates of the three suits are all peascod (Gansbauch), in the true Elizabethan form of the doublet, converging to a point near the bottom; and the tassets, attached to it, are each composed of two heavy plates. Here again the doublet of the period is reproduced in the breastplate of steel — you have the form exactly in the civil dress as shown in the portrait of Robert Dudley, Earl of Leicester, by George Perfect Harding. No queue (Rasthaken) was present in the armament for the course, but there is an adjustable lance-rest (Rüsthaken) on the suits. The cuissards are in four lames, the three upper plates being detachable at pleasure; and in the two cases where sabatons are present, these are forged after the natural shape of the foot. Usually a heavy mainefer or bridle gauntlet is worn, but this only appears on No. 495, but the other suits are holed for it.

As mentioned the lance for all forms of Welschen Gestech is tipped with a coronal; those, therefore, standing with Nos. 484 and 495 never went with the suits. All three panoplies are studded with brass-headed rivets; and all date from the last quarter of the sixteenth century. Illustrations of suits Nos. 484 and 495 are given on Fig. V and VI.

Number 1003. This harness, of Augsburg make, has been recently transferred from Gallery V to this room, and No. 474 is now in the place it formerly occupied. It is ornamented with a very bold design of acanthus foliage, gilt; and as it now stands was used for fighting on foot. The peascod breastplate has a flange, similar to that observable on the mainguards used in Welschem Gestech, riveted along the gusseting on the right side; while on the left side is a comprehensive pauldron. The cuissades, of ten lames, strap on to the rim of the breastplate; but the lower portion, with the rest of the leg armour, is detachable from the third plate from the top, by sliding rivets; converting what is left into tassets; for use on horseback, when the lower part of the thighs would be protected by the saddle steels.

Number 383 comprises a set of tilting pieces, which would appear from the scheme of enrichment to have belonged to a suit in the possession of the Duke of Northumberland, at Alnwick Castle, Northumberland. The enrichment consists of banded lines of chevrons, with minute pomegranates and scrolls, etched and gilt. The harness is figured in Clephan's Defensive Armour, Fig. 33. It was acquired in Italy, the Duke informs me, about 1840; and has been freely and ably restored.

There are about fifty rapiers in this room

comprising specimens of Italian, German and Spanisb make, besides a few French. Most of the leading types are represented; they are almost all ricbly ornamented; many of the blades being inscribed with legends and makers' marks, among whicb occur those of Antonio Piccinino, Laurentius Palumbo, the Hernandes, Tomas de Aiala, Clemens Wirsberg, Johannes Happe, Wilbelm and Johannes Tesche. The swords comprise Zweibanders, bastards, lansquenet, broad and small swords. No. 281 is by Klemens Horn of Solingen. No. 340 bears a portrait of Duke Frederick of Saxony, inscribed on the pommel (Knauf), which is of gun metal and gilt.

No. 654 in Case VI is a falchion, bearing the arms of the Medicis; the pommel, in bronze gilt, is fashioned as a lion's head; and the grip (Griffe) is of agate; the steel quillons curve counterwise, lion masks decorating the extremeties; the blade, 24 inches long is back-edged and grooved. A scimitar in Case VIII, No. 789, bears the legend EDWARDVS PRINS ANGLIAE rudely inscribed, and the running wolf of Solingen. The blade would appear to date in the seventeenth century, but the hilt is probably older. The inscription of this legend was probably not intended to deceive, but may rather be regarded as a motto. There are numerous instances of similar legends on sword blades, and notably on those forged at Solingen in the seventeenth century.

The hilt of No. 670, in Case 6, closely resembles the celebrated example in the Armeria Reale, at Turin, by Donatello; (Fig. 7) of which it is doubtless a copy. The pommel is nearly circular, at tbe head is a figure of a shell, corresponding with one similar at the base. The curved outlines of the sides of the pommel are formed of dolpbins. A Medusa head occupies the centre, supported on each side by Amorini; the quillons, whicb spring from a central block with smaller side wings, are straight. The blade, now in tbe bilt, tapers towards tbe point -- it is 30 inches long, by $2\frac{1}{2}$ inches across the base, and is inscribed with the motto and insignia of the garter. The style of decoration on the reverse side, and tbe lettering of the motto, would imply a later date than the type of the beautiful hilt. Tbe are many highly interesting swords in this room, but I cannot dwell on more of them. Fig. VII affords an illustration of the Donatello hilt.

Among tbe daggers are some of the landsknecht, and main-gauche (Parierdolch) types, some very ricbly ornamented. The cinquedeas [2]) are especially beautiful. No. 685 is described in the catalogue as a kidney dagger. This is the „ballokknyf" of English medieval records; for instance in Testamenta Eboracensis, 1438, in tbe will of a certain Roger Gray, we find tbe item „Unum dagar ballokhefted"; and it not infrequently appears on brasses and effigies both at bome and abroad.

Case No. 6 contains some finely embossed casques of classic form. Of tbese, No. 646 is perhaps the most noteworthy, by reason of the freedom and beauty of the design. It is in tbe form of a grotesque head, finishing in front with the moustachios.

There are about a dozen rondaches and other shields in this room of Itálian, German and French



Fig. 7.

workmanship. Among tbe miscellaneous objects are some highly decorated wheellock (Radschloss) harquebusses, and other bandguns. The pistols (Faustrohre) are numerous and comprehensive. Among the makers' names are Erttel, Dresden; Lazarino Cominazzo; Geo. Batta Franzzino; Chasteau, Paris; Cavio Fondrino, Brescia; Poinsin; Antonio Venazolo; Fait a Mourgues par la Fonteyne Muentain; La Roche, Paris; Stefano Scioli; Gironieno Mutto.

Part III will follow in our next issue.

[2]) The cinquedea mentioned by Garzoni, whose book was first published about 1560, was formerly known among connoisseurs as the langue de bœuf (Ochsenzunge), but according to an anonymus MS. of 1446—1448, this name was applied to a spear-head.



Die Handfeuerwaffen der sächsischen Armee.

Nach den Akten des Hauptzeughaus- und des Hauptstaats-Archives von Oberst a. D. **M. Thierbach.**

(Schluss.)

Ausser eingetretenen kriegerischen Ereignissen brachte das Jahr 1848 einen neuen Anstoss zur Verbesserung der Feuerwaffen durch Einführung gezogener Gewehre mit Spitzgeschossen in Frankreich, aber nicht nur für besonders dazu ausgewählte Mannschaft, sondern als Bewaffnung ganzer Truppenteile. Der dadurch erfolgte Anstoss pflanzte sich in seiner Wirkung auf ganz Europa fort, und überall wurden mit dieser Verbesserung der Waffe Versuche angestellt. Es war besonders das System des Obersten Thouvenin, auf welches sich die ersten Versuche erstreckten, weil es einfach war und sich auch auf schon vorhandene Waffen anwenden liess. Es bestand darin, dass in der Mitte der vorderen Schwanzschraubenfläche ein starker stählerner Dorn so eingeschraubt war, dass er innerhalb der Seelenachse stand und seine Länge der Höhe der Pulverladung entsprach. Beim Laden füllte das Pulver den Raum um den Dorn, während das Geschoss auf dessen oberer Fläche durch den zweimaligen Stoss des Ladestocks so zerstaucht wurde, dass das Blei desselben den Spielraum ausfüllte und in die Züge des Laufs eintrat. Durch Verwendung von Spitzgeschossen wurde wegen ihrer Form, sowie der grösseren Belastung des Querschnitts eine grössere Treffsicherheit, eine gestrecktere und längere Flugbahn, sowie eine grössere Durchschlagskraft erzielt.

In Sachsen fanden im Jahre 1849 zunächst Versuche mit der einzigen gezogenen Waffe, der Jägerbüchse, statt. Auf Veranlassung hatte der Zeughausbüchsenmacher Ulbrich eine entsprechende Abänderung dieses Gewehrs bewirkt, indem er in den Boden der Kammer der Patentschwanzschraube einen Dorn von halber Kaliberstärke eingeschraubt hatte. Fig. 15 zeigt diese Schwanzschraube im Durchschnitt. Der verstärkte und mit einer der Geschossspitze entsprechenden Ausdrehung des Kopfes versehene Ladestock war zur Schonung der Züge mit einer Messingzwinge am grössten Durchmesser versehen. Das Geschoss von cylindrokonischer Form hatte im cylindrischen Teil eine breite halbrunde Nute, in welche ein gefetteter Wollfaden als Pflaster eingelegt war. Fig. 16 stellt dieses Geschoss dar. Die mit dieser so abgeänderten Büchse angestellten Versuche hatten so günstige Erfolge, dass die gleiche Umänderung sämtlicher Jägerbüchsen angeordnet wurde. Die einzige Schwierigkeit der Reinigung, besonders des Teils der Seele rings um den Dorn, wurde durch Einführung eines zangenartig federnden Wischeisens geboben, welches an den Ladestock zu schrauben war. Um und zwischen den Armen dieses Werkzeugs wurden Strähnen von Werg gelegt, mit denen sowohl der Dorn selbst, als die umliegenden Seelenwände gereinigt werden konnten.

Diese Erfolge gaben Veranlassung zur Herstellung eines Probegewehrs, welches geeignet erschien, der Bewaffnung ganzer Truppenteile zu dienen. Es entstand daraus das gezogene Gewehr vom Jahre 1850. Fig. 17 stellt dasselbe dar. Der 102,6 cm lange Lauf von 14,6 mm Kaliber hatte vier 0,6 mm tiefe und 4,9 mm breite Züge von einem Umgange auf 164 cm Lauflänge. In der Mittelachse der gewöhnlichen glatten Schwanzschraube war ein 42,5 mm langer stählerner, nur an dem vorderen Ende gehärteter Dorn von halber Kaliberstärke eingeschraubt. Die 5,1 g wiegende Pulverladung umlagerte den Dorn nur so weit, dass nach erfolgtem vorschriftsmässigen Aufsetzen des Geschosses zwischen beiden noch ein freier Raum von ungefähr 4 mm Höhe verblieb. Das dazu gehörige Geschoss hatte eine parabolische Form mit aufgesetzter Spitze und unter dem grössten Durchmesser von 14,5 mm eine schmale runde Nut zur Aufnahme eines gefetteten Wollfadens. Fig. 18 zeigt dieses Geschoss. Die Patrone diente nur zur Verbindung der Pulverladung mit dem Geschoss. Beim Laden wurde die leere Hülse nach Einfüllen des Pulvers in den Lauf weggeworfen, das Geschoss allein eingeführt und mittels des Ladestocks gestaucht. Auf dem Laufe war ein einfaches Standvisier für 200 Schritt Entfernung und zwei Klappen für 400 und 600 Schritt eingeschoben.

Eigentümlicherweise war man dabei von der altbewährten Schlosskonstruktion abgewichen und hatte ein dem französischen nachgebildetes Rückschloss angenommen. Dieses Schloss lag frei im Schafte, ohne Anlage an den Lauf; im Innern des Schlosses war die Schlagfeder rückwärts der Nut angeordnet; mit dieser stand der lange Arm der Feder durch ein Kettenglied in Verbindung, während der kurze Arm auf die Stange wirkte. Dieses Probegewehr wurde nach vorzüglich verlaufenen

Versuchen angenommen und danach unter dem 15. März 1850 Bestellungen in der Olbernhauer Fabrik, sowie in einer von dem Maschinenbaufabrikanten Richard Hartmann in Chemnitz neu errichteten Gewehrfabrik zum Preise von 15 Th. 15 Gr. bewirkt. — Beide Fabriken aber, die in Chemnitz wie in Olbernhau, waren nicht imstande, den neuen Anforderungen zu genügen, besonders hinsichtlich der Läufe; vielfach war über Kugelungleichheit derselben sowie über ungleichmässige und zu tiefe Züge, auch über zu grosses Kaliber zu klagen. Es traten schon grosse Streuungen der Geschosse bei einer Kalibererhöhung von 0,05" auf 0,625" = 14,77 mm ein. Auf Wunsch der Hartmannschen Fabrik wurde dieselbe daher der weiteren Lieferung enthoben; dafür trat der Fabrikant P. Malherbe in Lüttich am 30. November 1850 in den Kontrakt ein, nachdem sich derselbe schon im Frühjahr 1850 zur Lieferung von 8—10000 gezogener Dorngewehre im Preise von 57½ Fr. = 15 Thlr. 10 Ngr. erboten hatte.

Nachdem eine hinreichende Anzahl dieser Gewehre übernommen war, schritt man im Jahre 1853 zur Ausgabe derselben, vorläufig an die leichte Infanterie und an die bei den Linienbataillonen neu errichteten Schützen, je 8 Unteroffiziere und 64 Mann, welche ähnlich der früheren Aufstellung der Jäger hinter dem dritten Gliede der Kompagnien verteilt waren. Um den früheren Jägern eine Art Auszeichnung zu geben, wurde an Stelle der breitgeflochtenen, mit dem Lademass verbundenen Schnur eine andere mit einem „Distanzenmesser" ausgegeben. Derselbe war ein aus Messingblech gestanztes, auch „Stadia" genanntes Instrument, welches einen Ausschnitt in Form eines rechtwinkligen Dreiecks enthielt; eingeschlagene Teilstriche an der langen Grundfläche bezeichneten die Entfernung eines Infanteristen bezw. eines Reiters, vorausgesetzt, dass derselbe von gewöhnlicher Grösse und das Instrument eine Elle vom Auge des Zielenden entfernt gehalten wurde. Eine Marke an der das Instrument haltenden Schnur gab dieses letztere Mass an.

Es lag aber die Absicht vor, die Bewaffnung der gesamten Infanterie mit gezogenen Gewehren vorzunehmen. Die mehrfachen Klagen über das gegenwärtige gezogene Gewehr erstreckten sich hauptsächlich auf die schwierige und durch den Soldaten meist mangelhaft besorgte Reinigung der Seele des Laufs sowohl um den Dorn herum, als auch in der Tiefe der Züge, so dass man zu der Ansicht kam, dass dieser Nachteil noch schärfer auftreten würde, wenn nicht bloss einzelne, sondern die gesamte Mannschaft damit ausgerüstet sei. Da ging im Jahre 1854 die Nachricht von dem in Österreich angenommenen System des Oberwerkführers der Gewehrfabrik im Arsenal zu Wien Ritter von Lorenz ein, welches den Dorn entbehrlich machte. Sofort wurden damit Versuche angestellt, welche nicht nur ein befriedigendes Resultat ergaben, sondern auch die Hoffnung erweckten, dass die Reinigung der Gewehre damit erleichtert werden würde. Dieses System begründete sich auf ein fast gleichzeitig in England von Wilkinson vorgeschlagenes Geschoss, welches infolge der Schwere der Spitze gegenüber den in den cylindrischen Teil eingeschnittenen tiefen dreieckigen Nuten durch den ersten Stoss der entwickelten Pulvergase gestaucht wurde, so dass das Blei in die Züge trat. Das Geschoss wurde beim Laden nur bis auf die Pulverladung hinabgeschoben, so dass das Aufsetzen derselben in Wegfall kam, dessen dabei angewendete grössere oder geringere Kraft beim Dorngewehr wesentlich auf Schussweite und Treffähigkeit einwirkte. Nachdem ein vom damaligen Vorstande der Haupt-Gewehrkommission, Hauptmann Schön, des grösseren Kalibers des sächsischen Gewehrs wegen nach diesem neuen System gebildetes Geschoss bei den im Frühjahr 1855 abgehaltenen Versuchen angenommen worden war und grössere Versuche bei den Truppen diese Erfolge auch bestätigt hatten, erging im Jahre 1856 der Befehl, an sämtlichen gezogenen Gewehren den Dorn abzuschneiden. Fig. 19 zeigt dieses Geschoss.

Mit dieser Veränderung war aber auch eine solche hinsichtlich der Patrone notwendig, indem man von der Fettung des Geschosses absah und dieses dafür mit dem das Geschoss umgebenden gefetteten Teil der Patronenhülse als Pflaster lud. Man musste daher beim Einführen des Geschosses den überflüssigen Teil der Hülse abreissen. Im Sommer desselben Jahres hatte der preussische Oberstleutnant von Schlegell dem diesseitigen Kriegsministerium die Eigentümlichkeit und Anfertigungsweise der Patronen vorgelegt, die auf seinen Vorschlag in Preussen für das nach dem Minié-System umgeänderte, ehemals glatte Gewehr grossen Kalibers angenommen war. Es unterschied sich diese Patrone dadurch, dass in die einfach in cylindrischer Form hergestellte Papierhülse ein Pfropfen von halbtrockener Papiermasse eingesetzt und auf einem Stückchen nach der Form der Geschossspitze aufgeschlagen war. In diesen Teil der Hülse wurde nach dem Trocknen das Geschoss eingesetzt, dieselbe unten zugebrochen, am unteren Rande des Pfropfens rundum angestochen und dieses Ende gefettet. Es hatte diese Anfertigungsweise den grossen Vorzug, dass das Geschoss stets von einem gleichmässig langen, als Pflaster dienenden Teil der Hülse umgeben war und der Pfropfen gewissermassen als Handhabe beim Abreissen diente. Dagegen schloss derselbe nicht immer die Pulverladung vom Geschoss ab, es sickerten einzelne Pulverkörner nach dem Geschossteil der Hülse durch, vergrösserten den Durchmesser desselben, was zu Ladehemmungen Veranlassung gab.

In Sachsen sah man den Vorteil dieser Patronen-

art ein und nahm sie im Jahre 1856 nach grösseren Versuchen auch an, jedoch in dem Masse, dass man den aus Druckpapier gerollten und geprägten Spiegel als Boden in die Pulverhülse einklebte, darauf das Geschoss einsetzte und mit einem besonderen Umwicklungsblatte umgab und befestigte, an der Abreissstelle ringsum anstach und dann fettete.

Um aber die gesamte Infanterie mit gezogenen Gewehren ausrüsten zu können, waren doch nicht hinreichende Vorräte vorhanden; man versah vorläufig (1859) nur die Unteroffiziere damit. Es erfolgte daher unter dem 10. März 1859 eine neue Bestellung von 16200 gezogenen Gewehren bei Malherbe für den Preis von 14 Thl. 15 Sgr., welche sich von den früheren nur dadurch unterschieden, dass der Lauf um 3 Zoll kürzer, nur 94,5 cm lang, die Züge nur ein weniger tief — nur 0,38 mm — und 5 mm breit waren. Die festgestellten Lieferungsfristen wurden vom Fabrikanten zwar nie innegehalten, doch sah man von der Anwendung der vorgesehenen Konventionalstrafe in Anbetracht der Güte der gelieferten Gewehre ab und bestellte sogar 1550 Gewehre nach. Noch war aber die volle Lieferung von Malherbe nicht eingegangen, als man sich im Herbst 1860 entschloss, die gesamte Ausrüstung der gezogenen Gewehre an das Haus Ladé & Co. in Paris für Rechnung der vereinigten Staaten Nordamerikas für den Preis von 15 1/6 Thl. zu verkaufen. Der Grund dafür lag in dem angenommenen Kaliber, welches in Deutschland fast allein in Gebrauch war. Um dem abzuhelfen, konnte man eine gleiche Anzahl wie die verkauften Gewehre nur von Preussen oder Österreich beziehen, deren letztere das gleiche Kaliber von 13,9 mm mit denen der süddeutschen Armeen hatte. Wohl aus politischen Gründen entschloss man sich, die neuen Gewehre aus Österreich zu beziehen und den vollen Bedarf, wie angeboten, sofort zu übernehmen. Im Winter von 1860 zu 1861 trafen diese Gewehre ein. Die Übernahme im Arsenal zu Wien war nur oberflächlich, nur der Zahl nach erfolgt; in Dresden angekommen, war man über den Tausch nicht sehr erbaut. Es entsprachen dieselben in keiner Weise den im Jahre 1854 vorgelegten Probegewehren. Die Schäfte waren statt von Nussbaumholz von Rotbuche, die Gewehre nicht im Wiener Arsenal, sondern von einer Anzahl grösserer und kleinerer Lieferanten hergestellt und liessen die vom Lütticher Fabrikanten gewohnte Sauberkeit und Genauigkeit der Arbeit vermissen; nur die von Wänzl & Werndl gelieferten waren besser. Auch die mitgesendeten Geschosse entsprachen nicht mehr genau der früheren Form, leider war es auch mit der Treffähigkeit ebenso.

Es handelte sich nun darum, die einmal bezogenen Gewehre so zu verbessern, dass sie nicht allzuweit hinter der gewohnten Treffsicherheit zurückblieben. Diese Verbesserung konnte nur durch Änderung der Geschossform erzielt werden. Daher wurden schon im Jahre 1861 die weitgehendsten Versuche angeordnet. Bei diesen suchte man nach den bekannten Konstruktionsgrundsätzen Lorenz' ein ähnliches Geschoss zu ermitteln, welches den Anforderungen auch bei geringen Kalibererhöhungen entsprach. Nach den diesseitigen Versuchsbestimmungen fand die Beurteilung der Treffähigkeit nach der Anzahl der Treffer von je 10 Schuss in einem Quadrat von 1/500 der Entfernungen statt, dies betrug auf die drei vorgeschriebenen Entfernungen von 250, 400 und 600 Schritt Quadrate von 15, 24 und 36 Zoll Seitenlänge. Es galt zunächst, die Treffähigkeit der Gewehre mit den österreichischen Originalgeschossen, aber sächsischem Pulver aus fehlerfreien Läufen und solchen mit kleineren Fehlern (als geringe Kalibererhöhung, nicht völlig kugelgleiche Läufe u. s. w.) zu ermitteln. Es stellte sich als mittlere Trefffähigkeit heraus:

auf 250 Schritt Entfernung 7—8 Treffer aus fehlerfreien und 7 Treffer im Quadrat aus Läufen mit kleinen Fehlern,

auf 400 Schritt Entfernung 6—7 Treffer aus fehlerfreien und 6,5 Treffer im Quadrat aus Läufen mit kleinen Fehlern,

auf 600 Schritt Entfernung 4—5 Treffer aus fehlerfreien und 3 Treffer im Quadrat aus Läufen mit kleinen Fehlern.

Die Versuche mit 7 anderen nach den Lorenzschen Grundsätzen konstruierten Geschossen zeigten keine günstigeren Ergebnisse.

Im Frühjahr 1862 wurden diese Versuche erneuert; man beschränkte sich dabei nicht allein auf Kompressionsgeschosse (Stauchung in der Längsrichtung), sondern verwendete auch solche, bei denen vermöge der Aushöhlungen am Boden eine seitliche Ausdehnung (Expansionsgeschosse) und das Eintreten des Bleies derselben in die Züge bewirkt wurde. Unter anderen gelangte auch das System des Direktors der Amberger Gewehrfabrik, Oberst von Podewils, zum Versuche. Dieses System bestand in einem Geschoss mit schmaler Aushöhlung am Boden und zugleich in einer Schwanzschraube, deren kurze, nur einen Teil der Pulverladung aufnehmende Kammer denselben Durchmesser als die Geschosshöhlung hatte. Beim Schusse sicherte der stichflammenartig zu bezeichnende Gasstrahl des zuerst in der Kammer verbrennenden Pulvers die Ausdehnung des Geschosses. Mit diesen Geschossen wurden die besten Ergebnisse erreicht, auf allen Entfernungen wurden die höchsten Trefferprozente erzielt, gleichviel ob dieselben aus dem österreichischen oder nach Podewils mit Kammerschwanzschraube versehenen Gewehren abgeschossen waren. Auf Grund dieser Versuche fand die Annahme des Podewils-Geschosses bei den neuen Gewehren ohne Änderung der Schwanzschraube statt. Es ergaben diese Geschosse sogar eine gestrecktere

Flughahn, so dass man, um die Visierhöhen nicht allgemein ändern zu müssen, die Entfernungen auf 250, 450 und 650 Schritt erweiterte. Fig. 20 zeigt dieses Geschoss.[1])

Die von Sachsen erkauften Gewehre waren den für die Scharfschützen der Infanterie in Österreich bestimmten entnommen. Die Gesamtlänge betrug 134 cm bei einer Länge des Laufs von 95,3 cm, es hatte bei 13,9 mm Kaliber 4 Züge von 1''österreich. = 0,2 mm Tiefe und gleicher Breite mit den Feldern, sowie einen Drall von einem halben Umgang auf die Länge des Laufs. Die Schwanzschraube war glatt. Der Zündstollen war an den Lauf angeschweisst. Die Bohrung des Zündstiftes war an der Schlagfläche etwas trichterförmig erweitert und hatte der Kegel zunächst der Schlagfläche eine flache ringförmige Ausdrehung, welche verhindern sollte, dass sich bei Regenwetter die Feuchtigkeit bis auf den Zündfalz des aufgesetzten Zündhütchens emporziehen könnte. Als Visier diente eine Klappe mit aufgeschraubter breiter Federplatte, deren aufgebogenes unteres Ende als Standvisier diente. In der Federplatte waren ferner zwei rechtwinklige Durchsichten für 400 und 600 Schritt angebracht, während für die Entfernung von 800 Schritt die Übersicht der Klappe diente. Das Schloss war ein gewöhnliches Schlagschloss, doch war die Ausbohrung des Hahnkopfes nicht tief genug, was Veranlassung zur Abtrennung von Zündhutsplittern gab, weswegen man in Sachsen diese Ausbohrung vertiefte. Fig. 20 stellt dieses Gewehr dar.

Mit diesen durch die neue Munition verbesserten Gewehren wurde noch im Jahre 1862 die gesamte Infanterie bewaffnet.

Es sind hier noch drei sächsische Einrichtungen zu erwähnen, welche auf die Handfeuerwaffen unmittelbar Bezug haben. Die erste derselben betraf die Herstellung der Geschosse durch Prägen aus Bleistangen, um ihnen eine gleiche Härte bez. Elastizität des Materials, sowie eine grössere Genauigkeit der Form zu geben. Da man die Vorteile dieses Verfahrens schon bei den Kugeln des glatten Gewehrs erkannt hatte, so musste der Nutzen beim gezogenen Gewehr noch grösser sein. Es fand dieses Verfahren daher schon bei der Herstellung der für das Dorngewehr bestimmten Geschosse statt und wurde nach Annahme des österreichischen Gewehrs auch für das Geschoss Lorenz und endlich für das von Podewils ausgeführt. Bei den Geschossen ohne Höhlung war diese Herstellung einfach, schwieriger aber bei denen mit einer Nut und einer Aushöhlung, wie es das Podewils-Geschoss hatte. Im Jahre 1862 wurde eine solche, dem Oberleutnant Fricke in München patentierte, von Menschenhand zu bewegende Maschine bezogen; sie war zwar öfteren Reparaturen ausgesetzt, weswegen im Jahre 1865 eine zweite bestellt wurde (die aber nicht mehr zur Verwendung kam), verrichtete aber vollständig den Zweck.

Die andere neue Einrichtung bestand in der einfacheren Herstellung des Zündhütchens. Die seit dem Jahre 1835 beobachtete Anfertigungsart war sehr aufhältlich, da jedes einzelne Hütchen 10 Arbeitsstufen durchlaufen musste. Im Jahre 1865 wurde eine neue vom Hauptmann Schaarschmidt gebaute Maschine aufgestellt, welche die Hütchen mit einem Male in Kreuzform aus dem Kupferblech stanzte und diese sofort in die richtige Form mit Krempe brachte; es erforderte nur noch des Einbringens der Zündmasse und des Lackierens derselben.

Endlich ist noch die 1863 erfolgte Einführung von Gummischläuchen zum Auswaschen der Läufe nach dem Schiessen zu erwähnen, um das öftere Herausnehmen der Läufe aus dem Schafte zu ersparen und diesen dadurch mehr zu schonen. Der Gummischlauch wurde auf den Zündstift aufgesetzt oder an dessen Stelle in den Zündstollen eingeschraubt und das andere Ende in ein Gefäss mit Wasser eingehangen. Beim Ausziehen des Laufs mit dem Putzstock wurde Wasser eingezogen und wieder ausgestossen und dadurch die Seele des Laufs ausgewaschen.

Nachdem die Infanterie mit gezogenen Gewehren versehen war, handelte es sich nun darum, auch die Reiterei mit einer sicher schiessenden Feuerwaffe auszurüsten. Bei dem Dienst zu Pferde erschien die Schwierigkeit des Ladens mit den bisherigen gezogenen Gewehren zu gross, weswegen man für den Karabiner einen Hinterladeverschluss suchte. Bereits im Jahre 1861 hatten Versuche mit dem englischen Verschluss Westley Richards stattgefunden, bei denen man noch einen Karabiner des Oberleutnants Schaarschmidt hinzugezogen hatte. Der erstere Verschluss kennzeichnete sich dadurch, dass an den mit Poligonalzug nach Writhwort versehenen Läufen eine Hülse angeschraubt war, deren Ladeöffnung eine nach oben aufzuschlagende Klappe deckte. An der unteren Seite dieser Klappe hatte ein den Verschluss bildender Zapfen eine kurze Bewegung, so dass derselbe beim Schliessen des Verschlusses die eingeführte Patrone völlig in ihr Lager im Laufe einführte. Das seitliche Schlagschloss entzündete das aufgesetzte Zündhütchen, dessen Feuergewalt das Hülsenpapier der ungeöffnet eingeführten Patrone durchschlagen musste, weswegen die Ladung der Zündhütchen verstärkt, das Hülsenpapier sehr schwach gehalten wurde. Eine am Boden der Patrone angeleimte und gefettete Filzscheibe sollte den Verschluss dichten und zugleich beim Wiederladen als Reinigungsmittel von dem nächsten Geschoss vorangeschoben werden. Die Länge und Schwäche dieser Patrone und die daraus folgende geringe Dauer,

[1]) Die günstigen Resultate, welche sich bei Anwendung der Podewils-Geschosse ergeben hatten, wurden auch dem österreichischen Kriegsministerium mitgeteilt, worauf dieses Geschoss auch in der österreichischen Armee anstatt des von Lorenz angenommen wurde.

besonders beim Führen in der Patronentasche des Reiters, sprachen nicht für die Einführung derselben, wenn auch die Trefffähigkeit des Gewehrs eine gute war. — Der Vorschlag Schaarschmidts bezog sich auf einen Cylinderverschluss, welcher durch einen langen Hebel in Bewegung gesetzt wurde, der zugleich die Patroneneinlage schloss. Der leichtkonische Kopf des Verschlusscylinders konnte verlängert werden, wenn der Verschluss mangelhaft wurde. Auch hier war eine gefettete Filzscheibe am Boden der Patrone befestigt; die Zündung fand mittels eines Seitenschlosses und Zündhütchens statt. Der Hauptnachteil beider Karabiner war das schnelle Verschmanten der Verschlüsse, so dass nach verhältnismässig wenig Schüssen die Beweglichkeit der Verschlussteile behindert war, wodurch die Unzulässigkeit dieser beiden Karabiner als Reiterwaffen klargelegt war.

Im Frühjahr 1863 fanden erneute Versuche statt, zu denen drei Hinterladerkarabiner, sämtlich mit Cylinderverschlüssen, gezogen wurden. Bei diesen war der Lauf an seinem hinteren Ende zur Aufnahme des Verschlusscylinders aufgebohrt und oberhalb zur Patroneneinlage aufgeschnitten. Mit dem hinteren Ende des Cylinders war eine Deckplatte im Scharnier verbunden, die aufgeklappt als Bewegungsgriff diente, niedergelegt aber den Ausschnitt der Patroneneinlage gegen Eindringen von Staub und Feuchtigkeit schützte. Eine aufgeschraubte Feder erhielt die Platte in der jeweiligen Stellung — niedergelegt oder aufgeschlagen — fest. Um das völlige Herausziehen des Verschlusses zu verhindern, war seitlich eine Führungsschraube angebracht. Bei dem ersten und zweiten Karabiner geschah der Verschluss dadurch, dass sowohl am Cylinder als am hinteren Ende des eigentlichen Laufs zwei einander entsprechende halbe Schraubengewinde angeordnet waren, derart, dass bei hergestelltem Verschluss beide Gewinde ineinandergriffen, sobald der Cylinder aber mittels des Griffes um ein Viertel gedreht wurde, traten die Gewindteile auseinander und konnte nun der Verschluss gerade zurückgezogen werden. Diese beiden Karabiner unterschieden sich nur hinsichtlich des Dralls, indem der erste eine Dralllänge von 210,4 cm, der zweite eine solche von nur 73,3 cm hatte. An dem dritten Karabiner war der Verschluss des badenschen Jägergewehrs nach dem Terry-System eingerichtet, bei welchem am Verschlusscylinder zwei Warzen angesetzt waren, die in entsprechende Nuten der Patroneneinlage glitten, und zwar bestanden dieselben in einem geraden mit der Seelenlinie gleichlaufenden Teil und einem sich in etwas stumpfem Winkel anschliessenden Querteil. Beim Vorschieben des Verschlusscylinders folgten die Warzen den geraden Nuten bis an deren Ende, beim Drehen des Cylinders mittels der Deckplatte als Griff traten die Warzen in die Quernuten ein, und da diese letzteren im stumpfen Winkel eingeschnitten waren, erfolgte das schraubenartige Anpressen des Verschlusses. Dieser letztere Karabiner hatte ebenfalls eine Dralllänge von 73,3 cm. Bei allen drei Karabinern fand die Entzündung der Patrone mittels Seitenschlosses statt, wobei das aufgesetzte Zündhütchen die Papierhülse derselben zu durchschlagen hatte. Diese Patronenhülse von dünnem, aber festem Pflanzenpapier enthielt vorn das Podewils-Geschoss des gezogenen Infanteriegewehrs, 1 Quent Pulver und am Boden eine Filzplatte, welche wie das Geschoss gestaltet war. Am vorderen Ende des Verschlusscylinders befand sich ein stellbarer Verschlusskopf, dessen leichtkonische Form genau der des Übergangs zum Patronenlager des Laufs entsprach.

Während der erste Karabiner wegen des zu geringen Dralles wenig Trefffähigkeit gezeigt hatte, waren die Schussleistungen der beiden anderen Karabiner gut. Die Verschlüsse mittels halber Schraubengewinde waren insofern weniger zu empfehlen, als dieselben trotz der Filzplatte schnell verschmanteten, was die Beweglichkeit beim Öffnen und Schliessen benachteiligte; beim dritten Karabiner, nach Terry-System, war dies viel weniger der Fall. Nur wurde bei allen dreien ausgesetzt, dass sich die Deckplatte beim Öffnen leicht nach rechts drehte und dabei am Hahn des Seitenschlosses streifte.

Man entschloss sich darauf, drei Probekarabiner nach Art des obigen dritten herstellen und dabei eine kleine Abänderung an der Deckelfeder vornehmen zu lassen, um dem letzteren Übelstande zu begegnen, zugleich wurde aber auch die Anweisung erteilt, die bei den Karabinern bisher bestandene Klappensicherung auch hier anzubringen. Als Visier diente ein Klappvisier für die Entfernungen von 250, 450 und 650 Schritt, welches eingeschoben und mittels einer Schraube auf dem Lauf befestigt war. Das messingene Korn war durch zwei Ansätze des Oberbundes vor Bestossungen geschützt. Selbstverstandlich war auch hier die Stellung des Verschlusskopfes zu regeln. — Nachdem nochmals ein Schiessversuch mit 3 Probekarabinern im Jahre 1864 günstig verlaufen war und auch die Reiterei deren Verhalten bei der Tragart zu Pferde geprüft hatte, erfolgte die Bestellung von 600 Karabinern bei Drechsler in Bärenstein und von 2000 bei Spangenberg & Sauer in Suhl zum Preise von 21 Thl. 6 Gr. Die Länge des Karabiners betrug 91,2 cm, wovon 57,6 cm auf den Lauf, bezw. 48 cm auf den gezogenen Teil desselben kamen. Das Kaliber betrug wie beim gezogenen Infanteriegewehr 13,9 mm; der Lauf hatte 4 Züge von 0,2 mm Tiefe und gleiche Breite mit den Feldern bei 73,3 cm Dralllänge. Das Gewicht betrug 3 kg. Fig. 22 bringt diese Waffe zur Darstellung.

Nachdem diese Karabiner übernommen und eingeschossen waren, erfolgte im Jahre 1865 die

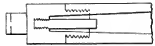


Fig. 15. 1/3.



Fig. 16. 1/1.



Fig. 18. 1/1.

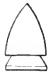


Fig. 19. 1/1.

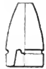


Fig. 20. 1/1.

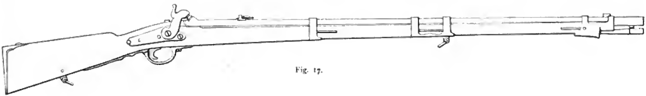


Fig. 17.

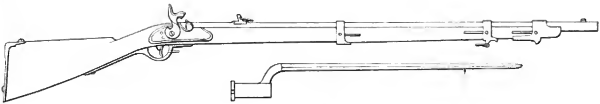


Fig. 21. 1/8.

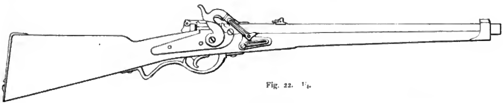


Fig. 22. 1/4.

Ausgabe derselben an die 4 Reiterregimenter. Im Feldzuge 1866 hatte der Sachverständige Gelegenheit, die Verwendung dieser vortrefflichen Waffe im Biwak — zum Eintreiben der Kampierpfähle — zu beobachten.

Infolge des Krieges im Jahre 1866 musste sich Sachsen dem neuen Norddeutschen Bunde anschliessen, was selbstverständlich die völlige Angliederung der diesseitigen Armee an die preussische nicht nur hinsichtlich der Ergänzung und Ausbildung, sondern auch der Bewaffnung zur Folge hatte. Im Frühjahr 1867 erhielt daher die Infanterie das vortreffliche Zündnadelgewehr. Nur für die Reiterei verblieb einstweilen der neue Karabiner, ebenso für die Landwehr das gezogene Gewehr österreichischen Musters. Als Vorderlader konnte dieses aber nicht mehr bestehen, man versuchte daher, ob dieselben nicht zur Nadelzündung umzuändern, oder nicht eins der mehrfach bekannten Hinterladesysteme zur Abänderung dieser Gewehre verwendbar sei.

Ende des Jahres 1866 hatte der Fabrikant Spangenberg in Suhl sein von ihm hergestelltes Zündnadelgewehr angeboten, man frug daher im Frühjahr 1867 bei demselben an, ob er übernehmen wolle, die noch vorhandenen 24000 Gewehre österreichischen Musters nach seinem Zündnadelgewehr umzuändern und zu welchem Preise. Die Antwort lautete, dass die Fabrik so mit Bestellungen überhäuft sei, dass sie keine neuen Aufträge annehmen könne; unter $7^1/_3$ Thlr. für das Stück wäre ohnehin die Umänderung nicht möglich. Unter diesen Umständen musste man von dieser Umänderung absehen und wendete man sich noch 1867 dem Angebot des Herrn Hohenbruck und Büchsenmacher Barth[1]) zu, die sächsischen Gewehrbestände nach ihrem eigenen Verschluss mit Benutzung von Metallpatronen umzuändern. Diese Einrichtung bestand darin, dass das hintere offene Ende des Laufs zum Patronenlager aufgebohrt und auf dieses Ende eine kurze Hülse geschraubt wurde, die zur Einführung der Patrone oben offen und durch eine an der linken Seite im Scharnier bewegliche Klappe bedeckt und damit zugleich die rückwärtige Öffnung des Laufs geschlossen wurde. Ein kurzer Schlagbolzen innerhalb der Klappe wurde durch den Schlag des Seitenschlosses auf den Rand der geladenen Metallpatrone getrieben, wodurch der darin enthaltene Zündsatz entzündet wurde. Ein kleiner Hebel, der beim Einführen der Patrone vor deren Rand mit seinem unteren Ende zu liegen kam, wurde beim Aufschlagen der Verschlussklappe in Bewegung gesetzt, wodurch die entleerte Patronenhülse so weit nach rückwärts aus ihrem Lager gezogen wurde, dass sie mit der Hand leicht zu entfernen war. — Ein ähnlicher Verschluss von Albini wurde gleichfalls versucht. Er unterschied sich in der Hauptsache von dem vorigen dadurch, dass hier die Verschlussklappe nach vorn aufzuschlagen war; das Auswerfen der leeren Patronenhülse erfolgte gleichfalls durch einen kleinen Hebel am Scharnierteil; auch hier erfolgte die Zündung durch den in der Klappe beweglich angeordneten Schlagbolzen, der aber hier nicht auf den Rand, sondern auf das inmitten des Bodens der Patrone eingesetzte Zündhütchen traf. — Es wurden noch andere Umänderungsvorschläge unterbreitet, so vom Büchsenmacher Einhorn, vom Ingenieur Phillip, Büchsenmacher Marx u. s. w., doch waren die Ergebnisse der Versuche noch nicht ausschlaggebend genug, die Kosten für die Umänderung, besonders aber für die neu zu beschaffende Munition zu tragen, namentlich da das Material der Gewehre nicht gut genug war, neue Mittel darauf zu verwenden. Auch der Gleichförmigkeit der Bewaffnung wegen entschloss man sich, dem Anerbieten zum Kaufe dieser Gewehre Folge zu leisten und schloss daher im Jahre 1870 einen Kontrakt mit dem Kaufmann Blütchen in Dresden ab, nachdem als Bewaffnung für die Landwehr die benötigte Anzahl Zündnadelgewehre von den preussischen Fabriken erkauft worden waren. Vor dem Verkaufe hatte man noch aus einzelnen Gewehrteilen 1200 Pistolen für Reiterei in den Werkstätten des Hauptzeughauses hergestellt.

Das Zündnadelgewehr hatte sich im Feldzuge 1870/71 sehr gut bewährt; die durch den Pappspiegel bewirkte Führung der Geschosse in den Zügen erlitt selbst durch Rostflecken im Lauf keine Störung, an das Ausströmen von Pulvergasen aus dem Verschluss hatte sich der Mann bald gewöhnt, und wenn die Schussweite auch die des französischen Gewehrs nicht erreichte, so ging man eben näher an den Feind heran. Um aber mit der Zeit fortzuschreiten, wurde schon vor diesem Feldzuge an Herstellung eines neuen Gewehrs gedacht und waren die betreffenden Arbeiten durch den Feldzug selbst nur unterbrochen. Es handelte sich dabei um ein völlig neues System nach Vorschlag des Büchsenmachers Paul Mauser, welcher damals noch in Lüttich lebte.

Ehe dieses neue „Modell 71" zur Ausführung kam, suchte man erst die vorhandenen Zündnadelgewehre zu verbessern. Es lagen dazu zwei Vorschläge vom Oberbüchsenmacher Redlich und dem Werkführer Beck der Gewehrfabrik Spandau aus dem Jahre 1868 vor, welche beide in der Ausfüllung der sogenannten Luftkammern gipfelten. Man neigte sich dem Vorschlage Redlichs zu, nach welchem in dieser Luftkammer eine Puffervorrichtung mit untergelegtem Kautschukring bestand, welcher beim Schusse gestreift wurde und so den Verschluss dichtete. Mit dieser Änderung am Gewehr war

[1]) Gegen die Bezeichnung dieses Verschlusses mit dem Namen Barth-Hohenbruck hat seiner Zeit der Fabrikant Kenka in Böhmen beim Verfasser Einspruch erhoben, weil dieser Verschluss von ihm stamme und ihm patentiert sei und obige Herren nur seine Vertreter gewesen wären.

aber auch eine solche an der Munition verbunden, indem man das Langbleigeschoss verkleinerte, so dass dessen grösster Querdurchmesser nur 12 mm betrug und dafür den Spiegel so weit verstärkte, dass die Führung in den Zügen erhalten blieb. Auch in Sachsen erfolgte diese Umänderung in den Werkstätten des Hauptzeughauses unter Leitung des Oberstleutnants Schlick, nachdem derselbe zu seiner Belehrung in die Gewehrfabrik Danzig befehligt gewesen war.

Das neue Gewehr vom Jahre 1871 unterschied sich vor allem durch das kleinere Kaliber von 11 mm und einer aus Messingblech gezogenen Metallpatrone. Das Gewehr hatte gleichfalls einen Cylinderverschluss; der mit Spiralfeder umgebene Schlagbolzen schlug beim Abdrücken gegen das im Boden der Patrone eingelassene Zundhütchen. Eine einfache Sicherung liess sich in eine entsprechende Vertiefung der Kammer einlegen. Am Verschlusskopfe war ein „Auszieher" angebracht, der die leere Patronenhülse beim Öffnen des Verschlusses aus dem Patronenlager zurückzog; bei diesem Öffnen wurde zugleich das Schloss gespannt. Der Lauf von 11 mm Kaliber hatte vier je 4,4 mm breite und 0,3 mm tiefe Züge von einer Dralllänge von 550 mm. Das Geschoss von 11 mm Kaliber hatte keinen Spiegel und war zu unmittelbarer Führung in den Zügen und mit einer gefetteten Papierumwicklung versehen; es wog 25 g, die Pulverladung 5 g. Länge des Gewehrs ohne aufgepflanztes Seitengewehr 133,3 cm, Gewicht 4,5 kg.

Als die Mehrladegewehre immer mehr Anhänger fanden, wurde im Jahre 1884 ein nach Mausers Vorschlag hergestelltes neues Gewehr als Modell 71/84 angenommen, bei welchem ein Magazinrohr unter dem Lauf im Schaft angebracht war. Das Magazin fasste 8 Patronen, die von einer Spiralfeder innerhalb des Magazinrohrs nach dem hinteren Ausgange desselben gedrängt wurden. Unter dem Verschlusscylinder, der sogenannten „Kammer", lag der löffelförmige Zubringer, auf welchen sich schon die im Magazin hinterste Patrone geschoben hatte. Beim Zurückziehen der Kammer zum Öffnen stiess das Ende einer Nut desselben gegen einen Ansatz am Zubringer und hob denselben, mit ihm aber auch die darin liegende Patrone, welche beim Vorschieben der Kammer in das Patronenlager des Laufs befördert wurde. Die Maasse des Laufs und der Patrone waren dieselben wie am Gewehr vom Jahre 1871.

Durch diese neue Einrichtung war das Gewehr aber bei gefülltem Magazin zu schwer und besonders zu minderwichtig geworden, wenn man auch ein leichteres und verkürztes Messerbajonett dazu angenommen hatte. Auch mit der angewendeten Art der Mehrladevorrichtung waren manche Nachteile verbunden. Es wurde daher an der Verbesserung der Waffe weiter gearbeitet und endlich im Jahre 1888 ein neues Modell — das Gewehr vom Jahre 88 — mit dem Kastenmagazin des österreichischen Mannlicher-Gewehrs hergestellt. Bei diesem war unter der dazu unterhalb aufgeschnittenen Patroneneinlage der Hülse ein Kasten angebracht, in welchem von oben ein 5 Patronen fassender Rahmen eingesetzt wurde; ein federnder Zubringer drängte diese Patronen nach oben, so dass nach dem Zurückziehen der Kammer die oberste Patrone in den Bereich des Verschlusskopfes zu liegen kam und beim Wiedervorschieben der Kammer in das Patronenlager des Laufs eingeführt wurde. Als besondere Eigentümlichkeit war der Lauf von der Mündung bis zum Hülsenkopf von einem Mantelrohr umgeben (auf Vorschlag des Major Mieg), um den Lauf gegen äussere Beschädigungen und die Einwirkungen des Schaftes zu schützen. Das Kaliber des Laufs war auf 7,9 mm herabgesetzt, die vier Züge von 0,1 mm Tiefe und 4,55 mm Breite hatten eine Dralllänge von nur 24 cm. Das ziemlich 4 Kaliber lange Geschoss von Hartblei war mit einem Überzuge von vernickeltem Stahlblech versehen (Geschossgewicht 14,7 g), um den Druck der Ladung von 2,75 g rauchschwachen Pulvers aushalten zu können.

Endlich wurde im Jahre 1898 ein neues Modell aufgestellt, das Gewehr vom Jahre 98, welches sich in der Hauptsache von dem vorigen nur durch eine Änderung der Schlosseinrichtung, sowie des Wegfalls des Mantelrohrs über dem Lauf unterschied. An Stelle des Rahmens, mittels dessen die Patronen in den Magazinkasten eingeführt wurden, trat ein sogenannter Ladestreifen, aus welchem die Patronen allein in das Magazin herausgeschoben wurden. Das Kaliber des Laufs, die Maasse der Züge, sowie die Munition waren dieselben wie am Gewehr vom Jahre 88.

Endlich ist noch der Revolver zu gedenken, welche im Jahre 1879 für Reiterei und ein erleichterter für Offiziere u. s. w. vom Jahre 1883 eingeführt wurden. Beide gründeten sich auf der zuerst vom amerikanischen Oberst Colt angeblich erfundenen Waffe, obgleich ganz ähnliche unter dem Namen „Drehlinge" bereits Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland wohlbekannt waren. Die 5 Patronen fassende Walze drehte sich beim Spannen des Hahns, der mit einem an seinem Kopfe befindlichen Zahn gegen das im Boden der Metallpatrone eingelassene Zündhütchen schlug. Die Waffe war ziemlich schwer, schon die erleichterte wog 940 g.

Um der Reiterei einen Ersatz für den bisher geführten Hinterladekarabiner zu geben, ging man im Jahre 1873 an die Herstellung von dergleichen aus erbeuteten französischen Chassepot-Gewehren. Es beschränkte sich diese Änderung auf das Einfräsen des Patronenlagers für die Metallpatrone, die Änderung des Schlosses zum Selbstspannen beim Öffnen des Verschlusses, sowie das Anbringen eines Ausziehers und Auswerfers und einer Gabel-

sicherung am Schloss. Diese Änderung fand in den Werkstätten des Hauptzeughauses unter Leitung des Majors von Keller statt. Schon des geringen Dralls wegen war die Trefffähigkeit besonders auf grössere Entfernungen nur eine geringe. Man beabsichtigte mit dieser Umänderung auch nur, eine Aushilfswaffe herzustellen, bis die Lieferungen der Karabiner vom Jahre 1871 für das diesseitige Armeekorps erfolgen konnte. Dies geschah im Jahre 1877. Nachdem diese Waffe längere Jahre geführt war, wurden im Jahre 1890 auch für die Reiterei der Mehrladekarabiner vom Jahre 88 diesseits eingeführt. Die Einrichtung dieser beiden Karabiner schloss sich vollständig den betreffenden Gewehren an.

Die historische Waffensammlung der Stadt Wien im Zusammenhang mit der militärischen Organisation der Stadt.

Von **Karl Schalk.**

(Schluss.)

III. Söldner in städtischen Diensten (Wachen).

In meinem letzten Aufsatze [1]) habe ich bezüglich der Verwendung von Handwerksgehilfen als Söldner in Kriegszeiten im 16. Jahrhundert die Polizeiordnung für die Niederösterreichischen Lande aus dem Jahre 1527 angezogen. Die in derselben getroffenen Verfügungen differieren aber teilweise von jenen der speziell für Wien im selben Jahre erlassenen und auch im Druck erschienenen Polizeiordnung, die sehr selten ist. Nicht einmal die Wiener Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar derselben.

Die „Policei-Ordnung und sätzung Irer K. Maj. stat Wienn auf die handwerchsleut daselhst, von newem aufgericht, gegeben und publiciert . . den 19ten decembris anno 1527“[2]) verordnet nämlich auf Fol. XLI unter Rubrik: „Handwercherknecht in kriegen schuldig sein zu dienen“ Folgendes:

„Wo auch wir [der Landesfürst] oder gemaine stat der hanndwercherknecht oder gesellen wider unnsere veind oder an anndere art zu dienen nottürftig würden und welcher in krieg ziehen oder sonst dienen wil, das er unns als irem herrn künig und erzherzogen zu Osterreich vor anndern herrn umb ain ziemliche besoldung dien. Aber in lanndsnöten und gemainen aufpoten sollen sie mit anndern auf sein, sy sollen unns noch gemaine stat darinnen nit andringen, sy auf ain monat, zwai oder ain halbs jar noch auf khain bestimbte zeit zu bestellen oder gellt fürzugehen.“ Die Handwerksknechte oder Gesellen von Wien hatten also zum Unterschiede von denen in andern österreichischen Städten, wie wir gesehen haben, auch noch zu Beginn des 16. Jahrh. das Recht, sich zu entscheiden, oh sie im Felde dienen wollten oder nicht. Entschlossen sie sich aber zu dienen, so mussten sie ihre Dienste zunächst dem Landesfürsten anhieten. Es zeigt sich also hierin ein Hervortreten der der Zeit Friedrich III. gegenüher gestärkten landesfürstlichen Gewalt bezüglich des städtischen Rates auch in Wien. Vom Rate ist in der Verordnung überhaupt nicht mehr die Rede, während er im Mittelalter autonom über die Aufnahme von Handwerksknechten als Söldner Beschlüsse fasste.

Wie wir schon früher anführten[3]), hatten die städtischen Söldner im 16. Jahrhundert zu Gunsten der kaiserlichen Söldner jene Bedeutung verloren, die sie während des 15. Jahrhunderts in Kriegszeiten gehabt und ist der Beginn des Umschwungs in dieser Beziehung vielleicht schon in das Jahr 1490 zu versetzen, als König Maximilian I. die erste stehende Söldnertruppe anwarb, mit der er die Ungarn vom österreichischen Boden vertrieh: Das Jahr 1490 dürfte wohl als das Geburtsjahr der kaiserlich österreichischen Armee zu betrachten sein.

Übrigens wurden noch im Jahre 1575, ein, wie es scheint, in so später Zeit ganz vereinzelter Fall, zwei Fähnlein deutscher Knechte durch Bürgermeister und Rath gemustert und bezahlt. Sie hatten 138 Harnische, 458 Halbhaggen samt aller Zugehörung, 123 lange Spiesse, 17 Hellebarden, 6 Schlachtschwerter, 6 Panzerhemden und 1 Federspiess.[4])

[1]) Zeitschr. f. hist. Waffenk. Bd. III/3, S. 76.

[2]) Zu Wienn gedruckkt durch Hannsen Siengrienner 1528.

[3]) Im erwähnten letzten Aufsatze.

[4]) Uhlirz in Ber. d. A. Ver., Bd. XXXI, S. 73. Ein Panzerhemd in der Sammlung Kat.-Nr. 566.

Dagegen wurde das auch schon im 15. Jahrhundert, teilweise aber in geringem Masse durch Söldner befriedigte Bedürfnis nach einem Organ, das ausser, dass es militärischen Zwecken zu dienen hatte, auch für die Sicherheit und Ordnung in der Stadt auch in Friedenszeiten zu sorgen hatte, d. h. nach einer ständigen Wache um so dringender, da bei der steten Vergrösserung der Stadt und der Zunahme ihrer Bewohner die Wachdienstpflicht den Handwerkerzechen, welchen sie nach dem Gewohnheitsrechte von altersher oblag, allzu beschwerlich fallen musste.

Schon im Jahre 1531 finden wir „eine ordnung der wachter auf den stadtmauern", welche den ersten, allerdings schüchternen Versuch darstellt, eine ständige Überwachung der Walle und Tore zu schaffen.[5]) Dieses Jahr markiert also die Errichtungszeit der Tag- und Nachtwache, welche im Jahre 1543 in eine „Tagwacht" und in eine „Nachtwacht" geschieden, 1569 wieder in die „Stadtguardia" vereinigt wurde, bis sie im Jahre 1582 in ein Kaiserl. Fähndl aufgeht und der Ingerenz der Stadt entzogen wird, die nunmehr nur eine Beisteuer für die „alheige stattquardi", als monatliches Deputat in den Oberkammeramtsrechnungen der stadt unter der ständigen Rubrik: „Ausgab auf soldaten und nachtwachter" ausgewiesen wurde, zu leisten hatte, ohne jeden Einfluss auf Zusammensetzung oder Verwendung dieser Truppe. Die Stadtguardia seit, 1582 ein Teil der kaiserlichen Armee, hat uns hier nicht weiter zu beschäftigen.

Aus der städtischen Periode der spateren Stadtguardia heben wir hervor, dass im Jahre 1543 den von der Stadt in Dienst genommenen Knechten 23 Halbhacken und 45 lange Spiesse ausgefolgt wurden, was auf einen Stand der Wache von ungefahr 70 Mann schliessen lässt, wovon 60 auf die „Tagwacht oder Thorsteher", das ist also 10 Mann auf jedes der damaligen 6 Thore, 1. Rottentuern, 2. stuben-, 3. kherner-, 4. schotten-, 5. purgkthur und 6. salczthurn[6]) entfielen.

Nach einer Instruktion für die 10 zur Besorgung des Stubenthores im Jahre 1549 aufgenommenen Stadtsoldaten[7]) sollen diese Rüstung und Harnisch vom Oberstadtkämmerer bekommen[8]), ihre Handwehren und Halbhacken aber selbst mitbringen. Von den 10 Soldaten mussten 4 Halbhackenschützen sein und Feuer und Zündstricke immer bereit halten, die übrigen 6 sollten aber stets ihre Rüstung samt Hellebarde und Schwert tragen und bei sich behalten.

Die Tag- und Nachtwache bildete in dieser Periode keinen einheitlichen Wachkörper, indem nur die Tagwache militärisch organisiert war, einem Obrist-Wachtmeister unterstand und ihre ganz eigenen Instruktionen hatte, während die letztere direkt vom Oberstadtkämmerer ihre Weisungen empfing. Im Jahre 1569 erscheint zuerst der Name Stadtguardie neben der Bezeichnung Stadtwacht und Tag- und Nachtwacht. Der Stand des Korps wurde auf 150 Mann erhöht und an die Spitze ein Stadthauptmann gestellt. Die Errichtung der Stadthauptmannschaft fallt in das Jahr 1580.

Im Jahre 1582 wurde, wie schon gesagt, die Stadtguardia eine kaiserliche Truppe und bestand als solche bis zum Jahre 1741, in welchem Jahre sie aufgelöst wurde. Wir beschäftigen uns mit derselben nicht weiter.

Über kaiserliche Resolution wurde „zue abstöllung allerhandt ungelegenheiten" im Jahre 1650 „widerumben ein newer rumormaister gehalten, der von gemainer statt besoldt" werden sollte.[9]) „Und weillen dan der vorher anno 1646 aufgenohmen und anno 1649 widerumben abgedanckbte rumormeister Caspar Leib sambt seinen soldaten anjczo widerumben de novo solcher gestalten [von der Stadt] an und aufgenohmen worden, das ihmbe von gem. statt monathlich anstatt der vorbin ihm assignierten 24 fl. künftig mehr nicht als 15 fl., einen corporal, so anstatt des leutenants zu beställen 6 fl., dan denen 11 soldaten, denen jeder vorhin 8 fl. gehabt, anjeczo 5 fl. und dem stockmeister 4 fl. und also zusamben monatlichen 80 fl. geraicht werden solle, alss hab ich [der Oberstadtkämmerer] über das mir zuegeförttigte decret ihme rumormaister sambt seinen corporallen und einen soldaten die vom 29. october bis 24. december diss jahr gebührundte 2 monatliche besoldung 52 fl. bezalt". — Damit war die Rumorwache als dauernde Institution geschaffen und werden die Kosten fur die Besoldung unter der Rubrik: „Ausgab auf ambtleuth besoldung" in den Oberkammeramts-

[5]) Veltzé: Die Wiener Stadtguardia in Mitth. d. Inst. f. österr. Gesch. forsch. Ergänzungsb. VI, S. 533 ff. und Ber. d. A. Ver. Jhrg. 1902.

[6]) Die Thore werden aufgezahlt in der Oberk. R. v. 1562, Ausg. Fol. 19[b] u. 21[b].

[7]) Die Polizei im alten Wien von V. R. (Anonymer Author) im Wiener Kommunal Kalender, Jahrg. V (1867), S. 201.

[8]) Die städt. Sammlung besitzt derzeit im ganzen aus der Zeit vom 15. bis ins 17. Jahrhundert 944 Harnische und zwar: 18 Harnischbrüste noch aus dem 15. Jahrhundert, 35 aus dem 16. Jahrh. und 224 aus späterer Zeit; ferner 4 vollständige ganze Harnische und 7 solche unvollständige; dann 312 halbe Harnische, 2 Harnischrücken und 342 sogenannte Ungarische oder Husarische Rüstungen, die aber thatsächlich zur Zeit des Prinzen Eugen von den „Deutschen Reitern", den Kürassieren, getragen wurden, siehe Abbildung bei Ottenfeld u. Teubner, l. c. S. 24. Die erste Erwahnung dieser husarischen Rüstungen in der Oberk. R. v. 1670, Ausg. Fol. 190[a]: „Am letzten April wurden dem Meister Georg Trotz, „burger und platner" in Wien fur 80 „reiterküras sambt denen helmhauben" pro Stuck 3 fl. 4 sol. den. bezalt." Die oben erwähnten verschiedenen Arten Harnische dienten zum Teile für die Bürgerwehr — einzelne konnten speziell derselben zugesprochen werden — zum Teile stadt. Söldnern, speziell der Stadtguardia. Manche mögen bald an Angehorige der einen, bald an solche der andern Kategorie ausgeborgt worden sein.

[9]) Oberk. R. v. 1650, Ausg. Fol. 158[a].

rechnungen verrechnet. Die Stadt lieferte dieser Wache auch Waffen. Einen Beleg für viele bietet die Oberk.-Rechnung des Jahres 1655 unter: „Ainzig und gemain ausgaben“ Ausg. Fol. 253b: „Den 25. februarii zalte ich dem Hannss Wolff Türkhel, burger und püxenschäffter alhier wegen der auss gemainer statt zeughauss für die rumormaisterknecht hergegebene röhr, weillen dieselben sehr an schäfften zerbrochen gewest, thailss newer zu schäfften und thailss auszzubessern 12 fl.“ Die Rumorwache geriet im Laufe der Zeit zeitweilig in Konflikte mit der Stadtguardia, die sogar zu Gewalthätigkeiten führten.

Schon im Jahre 1655 kam es zu solchen mit dem Rumormeister Adam Landerer, welcher von der Stadtguardia gefangen genommen und in Arrest gelegt wurde, wogegen Kaiser Ferdinand III. das Dekret vom 29. Mai 1655 erliess.[10]) Aus der Instruktion für die Rumorwache aus dem Jahre 1706 ergiebt sich, dass die Wache bei Raufhändeln anfangs mit Springstecken und Blindschüssen vorzugehen und erst, wenn die Exzedenten sich ernstlich zur Wehre setzten, scharf zu feuern hätten.

Im Jahre 1741, dem Jahre der Auflösung der Stadtguardia war der Stand der Rumorwache, der zur Zeit der Gründung 14 Mann betrug, mit Besoldung wie folgt:[11])

1 Rumorhauptmann	mit monatl. Gehalt von	15 fl.
1 Lieutenant	„ „ „ „	14 „
3 Korporäle, jeder	„ „ „ „	12 „
53 Gemeine,	„ „ „ „ „	6 „

Zusammen also 58 Mann.

Ausser der Rumorwache gab es zu dieser Zeit neuerdings eine Tag- und Nachtwache, bestehend aus 1 Wachtmeister mit monatl. Besoldung von 25 fl.

4 Rottmeister	der Tagwache,	jeder	16 fl. 40 Kr.
3 „	„ Nachtwache,	„	16 fl. 40 Kr.
60 Gemeine	„ Tagwache,	„	5 fl. 30 Kr.
60 „	„ Nachtwache,	„	5 fl. 30 Kr.

Zusammen 128 Mann.

Die Gesamtkosten für die Wachen betrugen 14216 fl. jährlich. Die Rumorwache und die Tag- und Nachtwache wurde im Jahre 1775 (October)[12]) durch die Polizeiwache ersetzt.

IV. Beutestücke und Trophäen.

Wir haben in der Sammlung teils von Wiener militärischen Organisationen Feinden abgenommene Waffen, teils der Stadt Wien als Geschenke überlassene Beutestücke der kaiserlichen Truppen, die der Stadt zur Belohnung für ihre patriotisch loyale Haltung in gefährlicher Zeit gegeben worden sind.

[10]) Suttinger: Consuetudines Austr. S. 735 und Oberk. R. 1655, Ausg. Fol. 160a. Nach dem Kaiserl. Dekrete wurde der Rumorwache einträchtiges Vorgehen mit der Stadtguardia anbefohlen.

[11]) Kommunalkalender 1867, l. c., S. 216. In der Sammlung befinden sich 8 Springstecken sub Kat. Nr. 1168 bis 1173, 1194 u. 1195.

[12]) Gensau, Gesch. Wiens, Bd. 4, S 449.

Die ältesten Trophäen dürften jene Setztartschen sein, die auf Ungarn weisen und zwar Kat. Nr. 20 mit dem Wappen Ungarns und dem des Königs Mathias Corvinus[13]) und eine zweite Kat. Nr. 467 mit dem Andreaskreuz.[14]) Eine dritte Ungar. Tartche, bezeichnet „der holzerne Schild des Königs Mathias, welcher mit dem Buchstaben M und über selbem mit der ebenfalls mit Gold gemalten Ungarischen Krone geziert ist“[15]), ging am 20. April 1848 als Geschenk der Stadt Wien an die Ungarische Nation nach Pesth. Szendrei hält die beiden ersten Schilde für solche der Leibwache des Königs Mathias Corvinus. Bekanntlich mussten sich nach dem Tode des Königs in Wien 1490, Ungarische Soldaten, die sich in die Burg in Wien zurückgezogen hatten, dem Römischen König Maximilian, der die Stadt zurückerobert hatte[16]), ergeben.

Drei Setztartschen mit dem Buchstaben M (Kat. Nr. 167, 468 und 623) gehen vielleicht auch auf König Mathias zurück.

Im Saale III der Sammlung sind an der Wand neben dem zweiten Fenster in den Seitenhof[17]), beginnend mit einer Kriegsgabel (Kat. Nr. 554) eine Anzahl Bauernwaffen, die der Verfasser der verdienstvollen Beschreibungen im Kataloge Quirin Leitner in das 16. Jahrhundert, zumeist in das Ende desselben verlegt.

Es scheint nun nicht unwahrscheinlich, dass diese von dem niederösterreichischen Bauernaufstande des Jahres 1597 herrühren.[18])

In einem Berichte[19]) des Geschäftsträgers des Welthauses Fugger in Augsburg, datiert aus Pulkau im ehemaligen Viertel unter dem Manhartsberg in Niederösterreich (heute Bezirkshauptm. Oberhollabrunn) schreibt dieser: „Es haben auch anjeczo bey uns alhie und in den umbligenden dörffern die schmidt, schlosser und messerschmidt tag und nacht zu arbeiten, den pauern waffen zu machen.“

Die Wiener Oberkammeramtsrechnung des Jahres 1597[20]) enthält folgende auf den Aufstand bezügliche Eintragungen:

[13]) Abgebildet in Szendrei, Ungar. kriegsg. Denkmäler S. 297, Nr. 1214 und zu Kutzlnigg, l. c., Tafel Nr. XV.

[14]) Abgebildet in Szendrei, l. c., S. 209, Nr. 658.

[15]) Akt im Wien. St.-A. 10/1848. Aus dem Testamente des Wiener Bürgers Stephan Auer vom 23. Aug. 1460 ergibt sich, dass er ein „guts tertschel“ von Hunyadi Jenusch (Joh. Huniady, Vat. d. Math. Corvinus) besessen habe, Uhlirz, Jahrb. Bd. XVII Reg. Nr. 15325.

[16]) Eine Darstellung des Einzugs Maximilians in Wien auf dem herrlichen Marmorrelief Nr. 6 von Alex. Colin (angefertigt in d. J. 1558–66) auf dem Grabmal K. Maxim. I. in der Hofkirche in Innsbruck.

[17]) Katalog S. 53 ff.

[18]) Eine vorzügliche Monogr. über denselben verdanken wir Friess in den Blättern d. Ver. f. L. v. N. Ö. N. F. Bd. XXXI. Das im Katalog Nr. 576 als Feueralarmzeichen bezeichnete Stück scheint eine Sturmkolbenwalze zu sein vgl. Hendel l. c. Bd. I S. 261.

[19]) Blätt. d. V. f. L. N. F. Bd. XXXIV, S. 440.

[20]) Im Wien. St.-A.

Ausgaben Fol. 25a: Den 15. apprill gab ich [der Oberkämmerer] dem Hannss Peghofer, burger und fuerman alhie fur ine und seine mitconsorten, wegen dass sy auf der furstl. durcblaucht Mathiae, erzherzogen zu Österreich, unsers genedigisten herrn bevelch und dann eines edlen, hochweisen stattraths gethonen verordnung zu fortfierung funf stükhel veldtgeschücz, welche wider die rebellischen und aufruererischen hawer[21]) umb Paden und Mödling herumb haben gebraucht werden sollen, sechs wagenross in der Rom. Khay. Majestät zeughauss den aindlifften dits monats stellen muessen und erst den 14. dito wider alher gelangt, also damit 3 tag lang zuegebracht, jedes tags auf ain ross 4 schilling lifergeldt und dann wegen dess eingefallnen bösen wetters zu ainer ergezlichait und verehrung oder trinckhgeldt 4 schilling, bringt alles zusamen vermug quittung benenntlichen fl. 9 sol. 4 den. Ausgaben Fol. 181a: Den 24. october gab ich dem Adam Erlinger, pfeiffer und Ulrich Ratleuttner trumblschlager, wegen dass sie sich neben iren mitconsorten, mit zwayen pfeiffern und dreyen trumblschlagern[22]), alss man anheut der aufruehrischen paurn obristen und andere bevelchsleuth, deren 4 gewest, alhie auf dem Hoff hingericht und burgerschafft in rüstungen aufziechen muessen, mit zwen spilln gebrauchen lassen, fur ine Erlinger 1 gulden, und weillen der ain pfeiffer noch ain knab 40 kreuzer, denen 3 trumblschlagern, jedem ain, bringt 4 fl. 5 sol. 10 den.[23])

In der Oberkammeramtsrechnung von 1598 findet sich unter Empfang auf Fol. 180a: Den lesten december vermeldt ich, dass noch verwichen 97 ist jars etliche geringe vabrnuss, welche die reitter vom paurnkhrieg herab gebracht und in bestehender plinderung vor dem neuen Thor, berein zu gemainer statt zeughauss auf bevelch gefuert worden, welches seithero unabgefordert verbliben, derowegen ich solches alles schaczen lassen und nach der schaczung selbst angenomen, bringt in geldt benennlichen 21 fl. 3 sol. 10 den."

Die Turkischen Trophäen der Sammlung gehören zwei Perioden an, der der Siege des Herzogs Karl von Lothringen und der der Siege Laudons, beginnend mit Kat. Nr. 1078 auf Seite 105.

Die türkischen Waffen sind anlässlich der Jubilaumsausstellung im Jahre 1883 von Professor Karabaček beschrieben worden, seine Ausführungen gingen in den Katalog des Jahres 1888 über vgl. S. 75ff. Unter den ausgestellten Objekten befindet sich als bekannte Kuriosität, jener Schädel eines Unbekannten, der seit 1696 bis in unsere Tage[24]) für den des Kara Mustapha, des Kommandanten der türkischen Belagerungstruppen im Jahre 1683 gehalten wurde. Das zweitälteste Inventar von 1701 beschreibt auf Fol. 6b diese Sehenswürdigkeit: „Ain mit weiss auf silberarth von mössing getribenes cästel mit vier glasstafeln und acht vergolten knopfen, darinnen dess gewesten grossvezirs Chara Mustapba sein haubt sambt einer carmesinfarbseidenen schnuer, mit welcher derselbe strangulirt worden."

Die französischen im Jahre 1809 von dem 4. Wiener Bataillon der Landwehr erbeuteten Fahnen (Kat. Nr. 1201) wurden schon erwähnt. Daselbst unter Nr. 1202 noch weitere Trophäen.

Am 6. Juni 1872 beschloss der Gemeinderat der Stadt Wien das bürgerl Zeughaus am Hof einer durchgreifenden Neugestaltung zu unterziehen. Die wissenschaftliche Richtung und Leitung der Neuaufstellung ubernahm der damalige Vorstand des kaiserlichen Waffenmuseums Quirin Leitner.[25])

Nun steht die Stadt Wien im Begriffe, für ihre Sammlungen ein neues Museum zu erbauen.

Dieser Umstand giebt Veranlassung, die bisherige Aufstellung und Katalogisierung einer Revision zu unterziehen.

Bei dieser macht sich, wenn wir von einzelnem absehen — als ein kardinaler Übelstand geltend, dass nicht die mit denselben Schmiedezeichen versehenen Objekte zu Gruppen vereinigt und nicht jedes einzelne Objekt mit einer eigenen Nummer versehen wurde.

Dadurch ist es unmöglich geworden, die mit denselben Zeichen versehenen, aus derselben Werkstätte stammenden Objekte, die in einer späteren Gruppe aufgestellt sind, genau auf jenes Objekt zu verweisen, auf dem das Zeichen zum ersten Male erscheint und abgebildet ist und es ist deshalb auch nicht möglich, den für die vergleichende Waffenkunde absolut notwendigen Index des Kataloges, der ohne solchen erschienen ist, herzustellen.

Nach dieser Richtung muss bei Übersiedlung und Neuaufstellung unbedingt Abhilfe geschaffen werden.

Es handelt sich im Momente der Neugestaltung des historischen Museums[26]) aber um die Entscheidung einer noch wichtigeren, grundsätzlichen Frage: Ob nämlich wie bisher das zur Ausstellung geeignete Material, getrennt nach Sammlungen oder ob dasselbe nacb politischen und Kulturperioden, für die kombiniert gewisse Zeitabschnitte zusammenzufassen wären, syncbronistisch, das in die einzelnen Zeitabscbnitte Gehörige vereinigt aufgestellt werden solle.

Nach der Aufgabe, die die städtischen historischen Sammlungen in erster Linie zu lösen haben, in Gegenstand und Bild dem Besucher die

[21]) Hauer: Bezeichnung der Weingartenarbeiter von ihrem Werkzeuge, der Haue.

[22]) Im ganzen 2 Pfeiffer und 3 Trommler, wie die Abrechnung ergiebt; die Chefs sind mitgezählt.

[23]) 5 sol. 10 den. = 160 den. = 40 kreuzer.

[24]) Noch in dem von Uhlirz verfassten letzten Kataloge des alten Zeughauses am Hof aus dem J. 1883, S. 52.

[25]) Lind in den Mitth. d. Central Comm. Jgg. XVIII S. 147.

[26]) Von der städtischen Kunstgalerie sehe ich hier natürlich ab.

aussere und innere Geschichte der Stadt zur Anschauung zu bringen, müssen wir uns bedingslos für eine synchronistische Gesamtausstellung aussprechen, in die auch das zu dieser Art Ausstellung geeignete Waffenmaterial einzubeziehen wäre.

Dazu gehören alle auf Wien bezüglichen Stücke in einzelnen typischen Exemplaren mit Ausscheidung der Doubletten, also insbesondere

a) datierte Waffen,

b) künstlerisch hervorragende Waffen,

c) urkundlich, als im Gebrauch befindlich gewesen, nachweisbare Waffen,

d) Trophäen.

Die Doubletten der Sammlung und auf Wien nicht bezügliche Stücke wären gesondert als allgemein zugängliches, geordnetes Waffendepot zu teilweise auch dekorativer Aufstellung zu bringen, wo es sich um Massen-Doupletten handelt wie z. B. bei den 342 sog. „Husarischen" Rüstungen, immer aber bei Festhaltung des Prinzips der Einzelnumerierung und des Zusammenfassens der mit denselben Schmiedezeichen versehenen Stücke in einzelne Gruppen.



Die Versteigerungen der Sammlungen Gimbel und Hefner.

Vom 30. Mai bis zum 3. Juni wurde in Berlin bei Lepke die Sammlung Gimbel, in der darauf folgenden Woche bei Helbing in München die Sammlung Hefner versteigert. Wer beide Auktionen besuchen konnte, wird aus dem, was zum Verkaufe dargeboten wurde, ein Bild beider Sammler gewonnen haben, das durch seine starken Gegensätze ihn besonders gefesselt haben mag. Denn während Gimbel durchaus als Systematiker seine Schätze zusammengetragen hatte, das Lehrhafte betonend, um so den Stoff zu einer Entwicklungsgeschichte der Waffen zu gewinnen, hatte Hefner die Freude an der Form zum Massstab seiner Erwerbungen genommen und von vornherein auf eine möglichst lückenlose Darstellung von Entwicklungsreihen verzichtet: der eine sammelte als Gelehrter, der andere als Künstler. Merkwürdig genug waren beide bei so verschiedenen Zielen in den gleichen Fehler verfallen. Sie hatten, Gimbel, um die Bedeutung des Gegenstandes voll zu erfassen, seine Verwendung zu erkennen und selbst mit der Hand zu erproben, Hefner, um im Genuss nicht das Störende des Torsos zu empfinden, Ergänzungen anfertigen lassen. Ich stehe, wie ich das schon einmal an dieser Stelle entwickelt habe[1]), auf dem Standpunkt, dass dies durchaus verwerflich ist, nicht nur für öffentliche, sondern auch für private Sammlungen. Kann es aber nicht umgangen werden, so ist dafür zu sorgen, dass die Ergänzung kenntlich gemacht wird, damit auch der weniger Erfahrene nicht Täuschungen unterliegt. Bei beiden Sammlungen gaben die Kataloge nun zwar Ergänzungen an, aber weder geschah dies überall, wo es notwendig gewesen wäre, noch wurden die Angaben mit genügender Präzision gemacht. Selbst wenn jedoch diese litterarischen Kennzeichnungen so ausreichend gewesen wären, wie man es bei der wissenschaftlichen Haltung, die sich die Kataloge zu geben suchten, erwarten durfte, sie würden auch dann noch nicht den Eingriff in das Alte entschuldigt haben. Das hätten nur Merkmale an den Stücken selbst einigermassen tun können. Hatte man in diesem Punkt bei beiden Sammlungen Enttäuschungen zu überwinden, so konnte man sich entschädigen, indem man dem eigentümlichen Reiz der ernsten Arbeit Gimbels nachgab, die auf jeden Eindruck machen musste, der selbst „strebend sich bemüht", und andererseits dem köstlichen Zauber sich überliess, der aus einer so künstlerischen Atmosphäre wie der der Hefnerschen Sammlung einem entgegenwehte. Hier wie dort half die Aufstellung dazu, den besonderen Charakter der Sammlung stark zu betonen. In Berlin war die systematische Anordnung der Gegenstände gewählt worden, die es gestattete, jeden leicht zu prüfen, in München hatte ein dekorativer Künstler ersten Ranges sie mit Aufbietung jener geschmackvollen Mittel, die für die Kunst dieser Stadt so bezeichnend sind, aufgestellt und damit ein durchaus befriedigendes Gesamtbild geschaffen. Leider war dabei aber die Prüfung der Einzelheiten erschwert, denn man entschloss sich nicht leichten Herzens, den freundlichen Diener zu bitten, irgend etwas aus seinem schönen Zusammenhange zeitweise zu lösen, um es mit nüchternem Blick aus seinem Zauberkreis in die kühle Wirklichkeit zurückzuziehen. —

Die mit gefälligem Geschmack hergestellten Kataloge haben ihrer zahlreichen, guten Abbildungen wegen das Anrecht auf einen Platz in der Bibliothek jedes Waffenforschers. Die Beigabe von Marken, die im Gimbelschen Katalog besonders befriedigt, steigern den Wert, und auch die ausführlichen Erklärungen wird man willkommen heissen, wenn man auch, sei es in der Terminologie,

[1]) Bd. II, S. 370.

die namentlich im Hefnerschen Katalog nicht genügend abgeklärt ist, sei es in der Chronologie, die besonders bei den mittelalterlichen Waffen der Sammlung Gimbel wenig gefestigt erscheint, oder in der Erklärung des Zwecks mit den Verfassern der Kataloge nicht immer zusammengehen kann und in der Beurteilung der Güte des Stückes und seiner Originalität sich oft mehr oder weniger weit von ihnen entfernen muss. Innerhalb der Litteratur der Auktionskataloge nehmen sie trotzdem einen bevorzugten Platz ein, denn der immer wieder und so auch hier empfundene Übelstand, vieles zwischen den Zeilen lesen und manches „sehen zu müssen, was nicht da ist", wird sich kaum aus der Welt schaffen lassen. Ein Auktionskatalog wird eben stets eine Parteischrift sein, sein Studium immer mehr auf die Erfahrung mit den Verhältnissen des Kunstmarktes, also auf geschärftem Aufmerken, als auf der Voraussetzung wissenschaftlicher Objektivität der Verfasser ruhen müssen. —

In Berlin waren die Käufer zumeist Händler. Aber auch namhafte Privatsammler des In- und Auslandes und einige Museen, das Berliner Zeughaus, das Breslauer Kunstgewerbe- und Altertums-Museum, das historische Museum zu Dresden, das Herzogliche Museum zu Gotha, das Germanische National-Museum beteiligten sich an der Versteigerung. Die guten Stücke wurden auch mit guten, manchmal infolge der regen Kauflust eines französischen Sammlers mit hohen Preisen bezahlt. Im ganzen wurden für die ersten sieben, also die wesentlichen Abteilungen — bei den orientalischen Waffen, den Militär-Waffen und denen wilder Völker war ich nicht mehr zugegen — rund 190000 M. gelöst. Nur weniges scheint zurückgekauft worden zu sein, darunter die aus Gimbels Werk bekannten Rekonstruktionen. Ursprünglich hatte sie ein Privatmann für 7550 M. erstanden, doch trat er, um den Erben eine günstigere Verwertung zu ermöglichen, gefälligerweise von dem Kaufe zurück. Es ist sehr zu wünschen, dass diese als Lehrmittel wertvolle Sammlung an einem der Öffentlichkeit leicht zugänglichen Orte zur Aufstellung und damit nicht zur Ruhe, sondern erst recht zum Leben kommen möge. Denn ich kann mir sehr wohl vorstellen, dass man bei einem Vortrag ferner Stehende über den fremden Gegenstand durch Auseinandernehmen und Zusammensetzen der einzelnen Teile in sehr anschaulicher Art zu belehren vermag, zumal wenn die bessernde Hand nicht müde wird, weiter an dem Gegebenen zu arbeiten. Das Ausland zeigt uns im Musée d'Artillerie, dass sich sehr wohl eine derartige Lehrmittelabteilung dem Organismus eines Museums ohne Störung einfügen lässt, wenn man nur so viel Einsicht besitzt, nicht mehr aus den Dingen machen zu wollen, als sie eben sind, und ihnen nicht Originale zu nächsten Nachbarn giebt. Während infolge des Rückkaufes noch einige Hoffnung vorhanden ist, die Rekonstruktionen als geschlossenes Ganze im öffentlichen Besitz zu erhalten, sind die rekonstruierten Harnischteile überallhin zerstreut worden. Nun befanden sich unter ihnen neben wenig geglückten einige recht tüchtige Arbeiten. Es wäre also kein Wunder, wenn sie sich im Laufe der nächsten Zukunft unter den Händen geschickter Leute zu „Originalen" umwandelten: mögen die Sammler sich vorsehen! Wie die Vermischung von Originalen und Nachbildungen die Begriffe übrigens jetzt schon etwas verwirrt hatte, bewies der Umstand, dass ein Stechhelm unter die Rekonstruktionen geraten war, der bei genauer Untersuchung sich als Original von ausgezeichneter Durchbildung, namentlich am Scheitelstück und am Nacken, erwies und, was Fälscher oder Nachbildner meist unbeachtet lassen, auch im Gewicht mit bekannten, gut beglaubigten Stücken übereinstimmte. Er ging für 720 M. in Privatbesitz über.

Es ist des Raumes wegen nicht möglich, alle Preise anzuführen. Deshalb wähle ich nur einige bemerkenswerte aus den verschiedenen Abschnitten aus. Auf die Preise der Harnische drückte der Umstand, dass gerade hierbei sehr viele Ergänzungen zu finden waren. Selbst ein gutes Stück wie Nr. 3 erzielte deshalb nur 5750 M., während Nr. 4, wohl nur des kannelierten Beinzeuges wegen, das aber meiner Ansicht nach neu war, mit 6000 M. bezahlt wurde. Das mir verdächtige Stechzeug Nr. 17 brachte 5000 M. Von den Helmen wurde die Hundsgugel Nr. 38 mit 3000 M., die Schaller Nr. 42 ebenso hoch, der geschlossene Helm Nr. 46 mit 1500, die merkwürdig leichte, getriebene Sturmhaube Nr. 60, deren Backenstücke wegen der schlechten Anpassung an das Übrige wohl mit Recht als Ergänzungen angesprochen wurden, mit 7800 M. bezahlt und der geätzte Birnenhelm Nr. 66 mit 1200 M. Dass manchmal recht kritiklos geboten wurde, bewies der Preis von 900 M. für den Dupsing Nr. 121, der als wertloses Phantasiestück auch dem Auge eines romantischen Schwärmers sich hätte enthüllen sollen. Hier sah man recht, dass ein gelehrter Mann wie Gimbel nicht unbedingt auch immer ein Kenner zu sein braucht und dass gerade bei solchen Sammlern sehr oft der Wunsch, ein Stück zu besitzen, der Vater des Glaubens an seine Echtheit ist. Von dem Maschenpanzerzeug kam das wissenschaftlich bedeutendste Stück, nämlich Nr. 130, mit der höchst seltenen Besitzermarke, für den billigen Preis von 125 M. in den Besitz unseres besten Kenners auf diesem Gebiete, in den des Herrn Regierungsrates Dr. Rose. Die wertvolle Renntartsche Nr. 149 wurde mit einem angemessenen Preise, nämlich 1700 M., der Deggendorfer Setzschild Nr. 153 trotz starker Übermalung mit 1000 M., der vortreffliche Freibergsche Schild Nr. 154 mit 1350 M. bezahlt. Der Pferdemaulkorb Nr. 169 erzielte 640 M., einen durch die Güte der Arbeit trotz der nicht allzu bedeutenden Erhaltung gerechtfertigten Preis. Nur darf der Besitzer nicht glauben, dass er damit wirklich ein Werk des älteren Wilhelm von Worms erworben hat, wie der Katalog aus der Marke schliesst, die natürlich einem Sporer, nicht einem Plattner zuzuweisen ist. Von dem wertvollsten Teil der Sammlung, den Blankwaffen, ist Nr. 327 mit 1500 M. hervorzuheben, Nr. 346 mit 1350 M., Nr. 367 mit 2500 M., Nr. 368, weit geringer und zusammengestoppelt, mit 1400 M., Nr. 427, obwohl nur Griff und Knauf echt, Parierstange mit Faustschutzbügel und Spangen aber wenn auch meisterhaft, ergänzt waren, mit 3500 M., der gute Glockendegen Nr. 428 mit 2000 M. Unter den Dolchen wurden die am meisten bemerkenswerten Stücke hoch bezahlt: Nr. 511 mit 1000, Nr. 516 mit 1000, Nr. 521 mit 4000, Nr. 548 mit 1450 M., und von den Ochsenzungen fand das ansehnlichste, mich aber von seiner Echtheit keineswegs überzeugende Stück einen Käufer, der 1970 M. aufwandte. Die Streitkolben erzielten bis auf ein Stück, welches seiner Verzierungen

wegen bis zu 600 M. getrieben wurde, ebenso wie die Streithämmer, Streitäxte und Stangenwaffen mässige Preise. Ob es gerechtfertigt war, bei einem zusammengesetzten Stück wie dem Reissspiess Nr. 834 diese vernünftigen Grenzen zu überschreiten — er brachte 300 M. —, lasse ich dahingestellt. Dem durchbrochen geschnittenen Radgehäuse der Winde hatte die sonst vielfach ergänzte Armbrust Nr. 888 den Preis von 720 M. zu danken, während ein einfaches, aber gutes Stück, Nr. 892, nur 270 M. brachte, Nr. 894 aber mit einer schönen, doch nicht aussergewöhnlich guten Säule wieder zu der übertriebenen Höhe von 2300 M. kam. Für die wenig bemerkenswerten Feuerwaffen konnten sich die Käufer nicht sonderlich erwärmen, und so wurde selbst das konstruktiv reizvolle Gewehr mit Radschloss und Repetier-Mechanismus auf Bocklafette nur mit 325 M. bezahlt. —

Der Name Hefner hatte eine grosse Schar von Käufern nach München geführt. Es waren wohl nicht ebensoviel Händler anwesend wie in Berlin, doch waren sie kaufkräftiger und beeinflussten die Preise sehr merkbar dadurch, dass sie sich zum Teil zu „Kippen" zusammengeschlossen hatten. Gegen diese Art des Wettbewerbes ist ja gesetzlich kaum etwas zu machen, da die Vereinbarungen natürlich mit grösster Vorsicht getroffen werden. Aber die Museen und die grossen Privatsammler, die ja allein als Abnehmer der von den Kippen künstlich hoch getriebenen Gegenstände in Frage kommen, sollten sich zusammenthun und nichts ankaufen, was auf diese Weise ihnen bei Versteigerungen entzogen wurde. Es ist dazu nichts weiter notwendig als — die Festigkeit, sich die Erfüllung von Wünschen versagen zu können, welche unverhältnismässig grosse Opfer fordern. Bei den Museen, deren Leiter für die ihnen anvertrauten öffentlichen Mittel verantwortlich sind, wird sie sich finden, ob aber auch bei den Sammlern grossen Stils, die sehr oft über weit bedeutendere Mittel verfügen und nur sich selbst Rechenschaft zu geben brauchen, das sei dahingestellt. Und so wird wohl das Unwesen der Kippen sobald nicht aus der Welt zu schaffen sein. Weit zahlreicher als in Berlin waren die Museen vertreten, so dass fast die unausgesprochene Absicht zu Tage zu treten schien, als wolle man dem weit bekannten Fachgenossen, dessen Schätze umworben wurden, eine Art letzter Ehrung erweisen. Rechnet man dazu die Aufträge, die offenbar zahlreich eingegangen waren, so ist es kein Wunder, dass auf diese Weise ganz aussergewöhnlich hohe Preise erzielt wurden selbst für Stücke, die, wären sie eben nicht in der Sammlung Hefner gewesen, sonst kaum grosser Beachtung sich erfreut hätten. Hier kann ich nur auf die 135 Nummern eingehen, welche die Waffenabteilung umfassten.

Der gotische Harnisch Nr. 1, der durchaus nicht als ein hervorragendes Beispiel dieser Gattung angesprochen werden darf, wurde für 21000 M. von Julius Böhler erworben, der ungarische, mit ganzem Krebs, Nr. 4, eine im Handel nur noch selten vorkommende Art, vom Mannheimer Altertumsverein für 6600 M. Sehr hoch war der Preis für den schwarzen Reiterharnisch Nr. 7, für den das städtische Museum in Frankfurt 2400 M. zahlen musste, um das ursprünglich Frankfurtische Stück wieder der Stadt zuzuführen. Derselben Sammlung ist es übrigens gelungen, auch die anderen Gegenstände, die Hefner seiner Zeit aus Frankfurtischem Besitz erworben hatte, der Heimat wieder zu verschaffen, was nur dadurch möglich war, dass die Stadt in nicht genug anzuerkennender Freigiebigkeit und in seltenem Verständnis ihrer Pflicht gegen die eigene Kultur die geforderte Summe nicht nur bewilligt, sondern sogar wesentlich erhöht hatte, damit nur ja die abgesandten Vertreter sich nicht eingeengt fühlten, sondern mit aller Energie zugriffen. Die übrigen Harnische, welche bis auf den ebenfalls von Frankfurt für 1500 M. erworbenen Halbharnisch Nr. 9 von der Schatullenverwaltung Se. Majestät des Kaisers für die Hohkönigsburg angekauft worden sind, brachten: Nr. 2: 5600, Nr. 3: 5900, Nr. 5: 1800, Nr. 6: 2000, Nr. 8: 700, Nr. 10: 860 M. Von den anderen Schutzwaffen seien die sehr gute Hundsgugel Nr. 12, die wohl nur von der auf der Veste Coburg befindlichen übertroffen wird, und der Eisenhut Nr. 13, eine sehr charakteristische, derbe Schmiedearbeit, hervorgehoben. Trotzdem beide Helme ganz gewiss für jeden Sammler ein besonders erstrebenswerter Besitz sind, so ist doch der dafür gezahlte Preis in keiner Hinsicht zu rechtfertigen und für etwa später auf dem Markt vorkommende ähnliche Stücke durchaus unmassgeblich. Die Hundsgugel, bei der doch immerhin zu bedenken bleibt, dass das alte Visier nicht ursprünglich gerade zu dieser Kesselhaube gehörte, sondern von einer anderen, allerdings wohl noch zur Zeit, wo diese Art Helme getragen wurde, herübergenommen worden ist, wurde auf 20100 M., der Eisenhut auf 18200 M. hinaufgetrieben. Als Ersteigerer wurden für den einen Goldschmidt in Paris, für den anderen Bachereau, ebenda, angegeben. Eine Stunde nach dem Kauf waren beide Gegenstände schon einem namhaften deutschen Museum angeboten, aber — mit Recht abgelehnt worden. Die in herrlicher Schmiedearbeit getriebene Ross-Stirn des Maximilianstypus Nr. 67, die an der Innenseite noch die alte Polsterung zeigte, kaufte das städtische Museum in Frankfurt für 5600 M. Die Preise der übrigen Waffen, die zu weiteren Bemerkungen keinen Anlass geben, soll der Bericht nicht zu weit ausgedehnt werden, waren folgende: Nr. 11: 920 M., 14: 2600 15: 3400, 16: 750, 17: 600, 18: 3000, 19: 215, 20: 370, 21: 55, 22: 450, 23: 280, 24: 1120, 25: 2000, 26: 600, 27: 700, 28: 650, 29: 150, 30: 43, 31: 56, 32: 46, 33: 165, 34: 145, 35: 12, 36: 95, 37: 135, 38: 31, 39: 32, 40: 120, 41: 22, 42: 25, 43: 80, 44: 150, 45: 150, 46: 220, 47: 235, 48: 110, 49: 155, 50: 120, 51: 145, 52: 50, 53: 46, 54: 40, 55: 180, 56: 40, 57: 195, 58: 22, 59: 200, 60: 40, 61: 150, 62: 40, 63: 11, 64: 300, 65: 50, 66: 58, 68: 1350, 69: 255, 70: 145, 71: 110, 72: 630, 73: 1250, 74: 800, 75: 850, 76: 1850, 77: 230, 78: 220, 79: 75, 80: 68, 81: 120, 82: 120, 83: 76, 84: 71, 85: 105, 86: 760, 87: 81, 88: 36, 89: 40, 90: 850, 91: 460, 92: 670, 93: 800, 94: 90, 95: 230, 96: 80, 97: 110, 98: 240, 99: 13, 100: 65, 101: 85, 102: 50, 103: 39, 104: 100, 105: 48, 106: 250, 107: 165, 108: 80, 109, 350, 110: 360, 111: 410, 112: 355, 113: 55, 114: 22, 115: 45, 116: 12, 117: 290, 118: 920, 119: 740, 120: 700, 121: 1710, 122: 435, 123: 280, 124: 1550, 125: 115, 126: 140, 127: 460, 128: 700, 129: 62, 130: 27, 131: 40, 132: 100, 133: 65, 134: 90, 135: 13 M. Im ganzen brachte diese Abteilung der Sammlung Hefner fast 138000 M. Unter den Eisenarbeiten wurde Nr. 210, ein sehr schöner Schwertknauf, der wohl von Ottomar



Fig. 1. Papiersoldaten der Sammlung Jules Sigel: Napoleon I. und sein Gefolge.



Fig. 3. Papiersoldaten der Sammlung Paul Schmid: Der Generalstab der Strassburger Nationalgarde von 1848. Alle Figuren Portraits.

Wetters Hand stammen könnte, für 4400 M. verkauft, unter den Emailarbeiten ein für die Pferdeausrüstung bestimmter Anhänger des 11. Jahrhunderts mit schönem Grubenschmelz, Nr. 214, für 360 M., unter dem Schmuck eine Jagdpfeife, Nr. 261, für 200, ein Pulver-, besser Zündkrauthörnchen, Nr. 262, für 510 M. und endlich unter den Kleidungsstücken ein Lederkoller für 205 M.

Karl Koetschau.

Von den Papiersoldaten der Strassburger Waffenausstellung. Ich habe in der vorletzten Nummer dieser Zeitschrift einer Besonderheit der Strassburger Ausstellung von Waffen und Militärkostümen von 1903, der dort ausgestellten Regimenter alter Papiersoldaten gedacht. Ich habe bereits hervorgehoben, dass diese Soldaten eine Spezialität der Strassburger Sammler darstellen und dass diese Papiersoldaten mit ungewöhnlicher Genauigkeit im Kostüm gearbeitet sind, ja sogar z. Tl. Porträtfiguren darstellen.

Nun hat die von Dr. Bucher geleitete vorzügliche „Illustrierte Elsässische Rundschau" aus der Feder von André Girodie unter dem Titel „L'exposition d'armes, d'uniformes et de documents militaires à Strasbourg" ein ebenso schönes wie reich illustriertes Referat über diese Ausstellung gebracht und bei diesem Anlass mehrere Reproduktionen eben solcher Papiersoldaten gegeben. Da mir während und nach der Ausstellung mehrere Mitglieder unseres Vereines grosses Interesse für eben diese Papiersoldaten bezeugten, gebe ich in Fig. 1—3 die Klichés der Revue Alsacienne illustrée, welche Papiersoldaten der Sammlungen Paul Schmid, Jules Sigel und Théodore Carl darstellen.

Fig. 1 zeigt uns Napoleon mit seinem Stab, Fig. 2 und 3 führen uns auf speziell Strassburger Gebiet und veranschaulichen Strassburger Militär des ersten Kaiserreiches und den Generalstab der Strassburger Nationalgarde von 1848. Die letzteren Figuren sind ebenso wie im Kostüm, so auch im Porträt und selbst in der Haltung und Stellung genaue Wiedergaben der betreffenden Persönlichkeiten! Wer das Bild genauer beobachtet, wird überrascht sein von der Schärfe der Beobachtung und der Naturtreue, die sich in diesen kleinen Meisterwerken wiederspiegelt.

R. Forrer.



Fig. 2. Papiersoldaten der Kollektion Théodore Carl: Strassburger Truppen der I. Empire: a) Soldat der Compagnie Départementale du Bas-Rhin von 1807. — b) und c) Grenadier und Jäger der Strassburger Nationalgarde von 1810. — d) Bannerträger der Strassburger Ehrengarde von 1805. — e) Fussartillerist von 1813. — f) Tiroillieur der Strassburger Nationalgarde von 1815.

Kurze Bemerkungen zu Potier: **Inventar der Rüstkammer der Stadt Emden,** Emden 1903:

Zu Nr. 320. Das abgebildete Zeichen ähnelt dem „Hommelsack" (Hummelsack), auch wohl „Dudelsack" genannt, das die im Jahre 1777 angelegte „Schwert-Schmits Handwercks Zeichens Rolle" als Eigentum des Joh. Wilhelm Hartkopf an der Wüstenstrasse nennt.

Zu Nr. 355. Im Jahre 1648 wird ein Clemens Tesche, der 76 Jahre alt war, als Zeuge erwähnt. 1666 starb ein Clemens Tesche. Vergl. die näheren Ausführungen in der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 1896 S. 220.

Zu Nr. 356. Peter Munichs Werkstätte bestand über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus. Monatsschrift des Berg. Gesch.-Ver. 1896, S. 186/87.

Zu Nr. 1540. H. & R. Böker (nicht Böcker) waren keine Klingenschmiede, sondern Kaufleute in Remscheid; sie werden die französischen Infanterie-Klingen in der Nachbarstadt Solingen haben anfertigen lassen.

Zu Nr. 1550. Als Schwertschmiede finden sich An-

gehörige der Familien Kirschbaum seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Solinger Handwerksrollen nicht mehr verzeichnet, wohl aber als Härter und Schleifer. Aus dieser Brüderschaft sind die Kaufleute und späteren Klingenfabrikanten Kirschbaum hervorgegangen.

Zu Nr. 1643/44. Die Firma Alexander Coppel (nicht Koppel) fertigt Waffen und Messerwaren an. Sie ist nicht dem Handwerk entsprossen und zählt zu den Fabrikanten, nicht aber zu den Klingenschmieden.

Albert Weyersborg, Solingen.

Fälschung. Ich mache aufmerksam, dass ein Wiener Fälscher, welcher besonders in Harnischen sehr Tüchtiges leistet, die Marke des Nürnberger Plattners Valentin Siebenbürger nachahmt. Von dem echten Plattnerzeichen (vergl. W. Boeheim, Handbuch der Waffenkunde, S. 652, v. Lenz in dem II. Bande dieser Zeitschrift, S. 157) dieses Meisters unterscheidet sich die



gefälschte Marke durch die plumpere Zeichnung des Helmes, ferner hauptsächlich dadurch, dass die drei Federn des Helmschmuckes hier in ein Kreuz abgeändert erscheinen, dessen Balken in Kugeln auslaufen. Auch fehlt an den mit dieser gefälschten Marke versehenen Objekten das Nürnberger Beschauzeichen. Derselbe Fälscher bringt übrigens in neuester Zeit Tartschen für das Realgestech in den Handel, deren Rautenfelder formvollendete Ätzungen zieren. Die geätzten Muster in den einzelnen Feldern weichen voneinander ab; in einem erscheint jedoch zwischen Rankenwerk das Bild der Sonne.

Dr. Potier.

Anfrage betr. ein Schwert Karls des Kühnen. Im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1903 bringt Dr. Kaiser eine interessante Notiz über die „Waffenschenkung eines Schweizers an Kaiser Maximilian". Eine Urkunde im K. K. Staatsarchiv, Rubrik Einsiedeln, besagt: „1494, 3. Mai: Albrecht von Bonstetten, Dechant zu Einsiedeln, schenket dem K. K. Maximilian das Schwert, welches Herzog Karl von Burgund im Streite zu Nancy, ferner ein Paar Sporen, die vor zweihundert Jahren ein Graf von Habsburg getragen."

Ist jenes Schwert in Wien noch vorhanden?

R. Forrer.

Zu **Münstereifel**, Rheinland, wurde im Brunnen des dortigen Schlosses ein schweres gotisches Kanonenrohr für Hinterladung gefunden. Dasselbe wiegt nahezu 100 Kilogramm und besteht aus Gusseisen. Seine Form deutet auf den Anfang des XV. Jahrhunderts und macht damit das Stück zu einem der ältesten Zeugen der mittelalterlichen Eisengiesserkunst.

Das Rohr hat 96 cm Länge, einen grössten Durchmesser von 20 cm und ein Kaliber von $10^1/_2$ cm. Die seltene Bombarde ist am Hinterteil verbreitert und der ganzen Länge nach durch mitgegossene Ringe verstärkt. Das Stück ist für die Forrer'sche Sammlung gotischer Feuergeschütze erworben worden. R. F.

Literaturberichte wurden wegen Raummangels für das nächste Heft zurückgestellt.



Einige Mitglieder wünschen Heft 3 des I. Bandes dieser Zeitschrift zu erwerben. Ist jemand geneigt es abzugeben und zu welchem Preise? Angebote werden an die Schriftleitung erbeten.

Die Nachrichten über die Züricher Versammlung können, da der Druck des Heftes zu weit vorgeschritten war, als sie stattfand, erst im Oktober-Heft veröffentlicht werden.

Berichtigungen:

Herr Bequin in Neuchâtel heisst Beguin.
„ Oberleutnant Dr. Hopfer heisst Hopfen.
„ Oberleutnant Beneke ist nach Leipzig zum 7. Inf. Rgt. No. 106 versetzt worden.
„ von Cederström in Stockholm ist Direktor der Kgl. Leibrustkammer.
„ Dr. Forrer, Strassburg wohnt Universitätsstr. 4.
„ Rittmeister a. D. von Gruben wohnt im Sommer auf Zabeltitz bei Grossenhain.
„ k. u. k. Oberst d. R. von Roskiewicz, Graz, jetzt Sparbersbachgasse 11.

Dem Verein neu beigetreten sind die Herren:

Boeddinghaus, jr., Paul, Leutnant d. R. des 2. Westfäl. Husaren-Regts. No. 11, Elberfeld, Platzhoffstr. 11.

Ouverleaux, Emile, Conservateur honoraire des manuscrits de la Bibliothèque royale de Belgique, Paris, 13 rue Cortambert.

Edgar de Prelle de la Nieppe, Conservateur du Musée d'Armes et le Armures de la Porte de Hall, Brüssel.

Reubell, Jacques, Paris, 23 rue de Marignan.

Schmidt, Peter, Durlach, Sofienstr. 5.

Werner, O. M. Hofjuwelier, Leutnant d. R., Berlin, Friedrichstr. 173.

White, Conrad, New-Castle, Kensington Terrace.

Kriegsarchiv, Kgl. sächs., Dresden, N., Marienallee 3.

Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau.



Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden
Druck von August Pries in Leipzig.

Der Hundertpfünder Asia.

Von Dr. **Franz Weinitz.**

Zur Erinnerung an den vor 200 Jahren erfolgten Guss.

Uff ehne ander Tagk ick ahb nock mehr beseh,
Ick keh hin an die Ort, da wo die Zeugk Auhß steh.
Das schöne Arsenal o das iss kraußam kroß.
Es mack so schon Parad all wie die kröste Schloß.
Kleick vor das Arsenal es iß postir allda,
Von alle kroß Canon die Madame Kroß Mama.
Ah! das iß ehn Canon daß man davor erstarr,
Wie ick ihn ahb keseh, ick steh da wie ehn Narr.
Die iß erschröcklick langk, und ock kanß kraußam kroß,
Die Ehrr Jacobi aht sie nock vor diß kekoß;
Das iß ehn Mehster-Stück, das muß all Leut kesteh,
So ehn kroß Orgkel-Feiff ick ahb nock nit keseh.

(Aus Jean Chrétien Toucements Schilderung Berlins v. J. 1730.)

Sehr wenig bekannt ist, meines Wissens, die in der Berliner Magistratsbibliothek befindliche handschriftliche Chronik der Stadt Berlin in drei Banden: die sogenannte Beckmannsche Chronik. Ihr Verfasser ist Bernhard Ludwig Beckmann (auch Bekmann, Becmann geschrieben), der seit dem Jahre 1726 am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin als Lehrer tätig war und als Konrektor desselben am 3. Dezember 1760 starb. Seine Chronik braucht nicht überschätzt zu werden. Indessen bringt sie viel und vielerlei, so dass sie nicht ohne Nutzen zur Ergänzung anderer geschichtlicher Darstellungen herangezogen wird. Beckmann scheint bei der Zusammenstellung seiner Chronik doch ganz gewissenhaft zu Werke gegangen zu sein. Für den Abschnitt, der das Berliner Zeughaus betrifft, können wir dies nachweisen. Aus einem eingehefteten Briefe des Majors von der Artillerie Dölle in Magdeburg an Beckmann vom 16. Juni 1759 ergiebt sich, dass der Konrektor ihm den Entwurf seines Kapitels über das Zeughaus mit dem Ersuchen um Nachprüfung zugesandt hatte. Dölle war verhindert dies selbst zu thun, doch übergab er ihn an einen Kameraden, den Zeugkapitän Berger, der auf zwanzig Folioseiten den Wunsch Beckmanns erfüllte. „Die Notata hat Hr. Zeug-Capit: Berger gemacht, welcher zu der Zeit wie daß Zeughauß gebauet und angeleget worden, Ein augenzeuge gewesen, indem Er anitzo etliche 80 Jahr alt, und sich alle die umbstände noch sehr guth entsinnen kann. Solten Sie noch einige Nachrichten verlangen, so wird Hr. Zeug-Capitain Linger [in Berlin] Ihnen solche wohl geben, und Ihm nur bedeuten, daß ich Ihnen bey Ihm gesendet hätte." So Dölle in dem Begleitschreiben zu den Notatis Bergers, die gleichfalls der Chronik beigeheftet sind und in jeder Beziehung einen ausgezeichneten Eindruck machen. Beckmann hat Bergers Mitteilungen ausgiebig benutzt. Deshalb glaube ich, dass es nichts verschlägt, wenn ich die Schilderung, die der Zeugkapitän von der grossen Kanone Asia und ihren Schicksalen giebt, in der Beckmannschen Darstellung, die immerhin abgerundeter ist, wiedergebe. Diese lautet wie folgt:

„An eben dieser ostlichen seite[1]) stund ehedem ein ungeheuer großes vollständiges Stük oder kanone von metal, welches S. K. M. Friedrich 1. durch den großen künstler Johann Jakobi[2]) verfertigen lassen, und ihm den namen Asia beigeleget, auch die Asiatische kamele darauf bilden und künstlich ausarbeiten lassen; weil das metal großentheils aus Türkischen stükken genommen war. A. 1704 am 31. Nov.[3]) geschahe der

---

1) Namlich des Zeughauses. Es ist die Seite nach der Spree zu.

2) Zur Vervollständigung des Materials für eine Arbeit über Jacobi und seine Werke erbitte ich die Beihilfe der Mitglieder des Vereins.

3) Das ist natürlich ein Irrtum. Küster in seinem Werke über das Alte und Neue Berlin III. S. 159, 160 giebt als Tag den 31. Oktober an.

guß, zu welchem 664 zentner metal war geschmolzen worden, damit ein starker sogenanter verlohrner kopf mitgegossen, und dadurch das metal an das kanon recht fest angedrukket werden könte, und keine gallen erfolgen möchten. Der guß geriet über alle maßen wohl und so bald als die seele nach ihrem gehörigen kaliber gebohret, und es ins rauhe aus-



Fig. 1.



Fig. 1 a.

gearbeitet war, wurde es auf walzen nach und hinter das alte lange Zeughaus und alda auf eine maschine gebracht, welche aus tüchtigen mit starken eisernen polzen zusammen gefugten balken war aufgerichtet worden, um stat eines gestelles oder affut zu dienen. Es solte nemlich von hier ein bogenschuß aus diesem stük zur probe gethan werden. Wie nun dazu der 8 Januar 1707 anberaumet war: so fanden S. K. M. und hohe Generalität nebst anderen vornehmen Offizieren an diesem ort sich ein; wie dann auch viel auswärtige sich dabei als einer höchst seltenen sache eingefunden.[4]) S. K. M. verlangten anfangs, daß die probe, wie sonst gewöhnlich, mit 3 schuß, mit einer halben, mit einer dreiviertel und ganzen kugel gemachet werden solte; der Ober-Inspector Jakobi aber versicherte S. K. M. daß das stük die ganze kugelprobe gewiß aushalten würde, und versprach dafür zu haften und ein anderes zu gießen, dafern es mislingen solte. S. K. M. nahmen dieses nun zwar nicht an, und erwiederten: Ja ja, das saget ihr wohl, aber ein so schöner guß, als dieser ist, ist sehr ungewiß. Nichts desto weniger weil überdem 3 schuß zuviel zeit würden weg genommen haben; und es Sr. K. M., denen es doch hauptsächlich um den lezten schuß zu thun war, zu langwierig würde gefallen sein; die witterung auch ungewiß ist: so ließen dieselbe auf vielfaltiges Zureden der Artillerie Stabsoffizier endlich doch geschehen, daß der völlige probeschuß gethan werden möchte. Damit man aber den flug und niederfallen der kugel desto leichter beobachten möchte: so wurden außerhalb der Friedrichsstat nach Tempelhof zu, wo das stük hin gerichtet war[5]), alle 4 oder 500 schrit feuerwerker gestellet; auch auf dem bastion ein Zwölfpfündiges stük scharf geladen, um durch dessen abfeurung die solchergestalt gestellete feuerwerker zur aufmerksamkeit auf den rechten schuß aufzufodern. Es ging aber hierbei ein kleiner fehler vor. Das große stük oder kanon muste zuvor mit bloßen pulver ausgeflammet werden. Dieses geschahe mit 10 // pulver, und obwohl kein vorschlag drauf war, dennoch mit einem so harten schlag, daß die ausgestellete artilleristen meineten, es wäre das stuk von 12 //, das sie zur aufmerksamkeit aufmuntern solte, und hielten das 12 pfündige geschoß für den großen schuß, in welcher meinung sie bestarket wurden, weil der rechte schuß wegen des rechten ladens und einbringung der 100 // pulvers und aufsetzung eines 16 pfündigen bombenzunders etwas lange ausblieb, und es schien als ob nun alles vorbei wäre. Die 12 pfündige kugel hatten sie nicht wahrnehmen können, und weil sie solchergestalt von weiterer aufmerksamkeit abgezogen wurden: so bemerkten sie die rechte 100 pfündige kugel auch nicht mit dem gesicht, ob sie selbige in der luft wohl hatten hören sausen. Man würde die kugel auch nicht gefunden haben: wann nicht ein schäfer

[4]) Der Zeitraum zwischen Guss und Probeschiessen erscheint recht gross: der Grund für diese Verzögerung ist unbekannt.

Das alte sog. lange Zeughaus stand in der ersten Bastion südlich vom Neuen Tore, das die Verbindung zwischen Friedrichswerder und Dorotheen(Neu-)stadt (zwischen dem Platze am Zeughause und dem am Opernhause nach jetziger Bezeichnung herstellte. Die Bastion befand sich am südlichen Ende des zum Prinzessinnen Palais gehörigen Gartens gegenüber der Hedwigskirche.

[5]) Das Rohr war also nach SSW gerichtet.

dichte vor Tempelhof[6]) seine schafe gehütet, und durch das auseinanderprellen der schafe wäre veranlasset worden sie, wie sie zwischen den schafen in einen morast niedergefallen, zu beobachten. Dieser hat sie angezeiget und man hat also befunden, daß das stük die 100 ℔dige kugel beinahe eine halbe meile geworfen. An der stelle, wo sie nieder gefallen, ist nachgehends eine steinerne pyramide aufgerichtet, und auf dieselbe die kugel gesetzet worden.[7]) Der knall von dieser kanone ist so heftig gewesen, daß dadurch die fenster am langen Zeughause und benachbarten häusern, selbst auch im großen Zeughause in stükken zersprungen, und die starke eiserne fast 2 zoll dikke bolzen, so in der maschine hinter der pfanne wieder den stoß gegen gesetzet waren, ganz krum gebogen worden: aus welchem allen dann die probe und tüchtigkeit stükweise, weil das portal zu enge war, in das Zeughaus gebracht, und hinter dem aufgemauerten fundament südwärts aufgerichtet, die hebe maschine aber zu den seiten des fundaments gesetzet, das stük auf walzen vor und in das Zeughaus gebracht, auf das gemauerte fundament geleget, vermittelst der maschine in die höhe gehoben, das gestelle oder lavette hinunter geschoben, und dann die kanone herab- und in ihre pfanne eingelassen, auch alles dazu gehörige in seine ordnung und an seinen ort gebracht, auch eine kleine treppe von etlichen stufen dabei gesetzet, damit fremde oder sonst liebhaber die mündung und saubere arbeit auch bei nahe betrachten könten.

Die Kanone ist nach der ausarbeitung zwar nicht wieder gewogen worden: man hat es aber doch 370 Zentner schwehr geschätzet. Die länge hielt 22 Fuß,

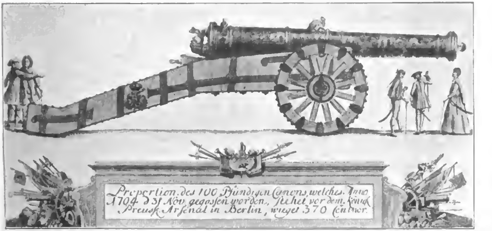


Fig. 2.

des geschützes oder großen kanons zu beurtheilen gewesen.

Nach dieser so wohlgerathenen probe wurde das stük wieder in das gießhaus gebracht und ins reine ausgearbeitet, inzwischen im zeughause auf der ostlichen seite zur linken beim eingang durch das mittelste portal ein starkes fundament von mauersteinen geleget, das gestelle oder lavette, wie auch eine maschine verfertiget, mit welcher man das kanon heben und auf das gestelle bringen konte. Als man mit allem fertig war, wurde das gestelle der durchmesser der mundung war nach der maße der 100 pfündigen kugel $8\frac{5}{6}$ zoll. Außerhalb war das stük außer dem Königl. namen FR und wapen auch mit allerhand sauber ausgearbeiteten figuren von menschen, adler, krohnen, fahnen pp. bestreuet: und die richtung ging zwischen zweien stat der delphinen angefertigten kamelen hin. Die lavette war 26 bis 27 fuß lang von sehr starken rädern, welche 6 fuß hoch von festen eichen holz verfertiget und mit eisen so stark beschlagen waren, daß ein rad 23 Zentner 43 ℔, ein radnagel 28 loht, eine radschine 1 C. 46 ℔, der ganze eiserne beschlag der lavette und räder 83 C. 93 ℔ wog. An ieder seite des gestelles war der Königl. name im zug FR in messingenes Blech getrieben stark vergüldet angeschlagen. Wann alles, was zu dieser kanone gebrauchet worden mit dem arbeitslohn und dem dem Ob. Insp. Jakobi gemachten geschenk a 1000 Rthlr.

[6]) „Dicht vor T." ist kaum richtig, da Tempelhof (nach Nicolai: Berlin und Potsdam III) eine Meile von Berlin entfernt liegt, gleich nachher aber gesagt wird, dass die Kugel „beinahe" eine halbe meile geflogen sei.

[7]) Diese Pyramide scheint bald wieder verschwunden zu sein; es ist von ihr später nirgendswo mehr die Rede.

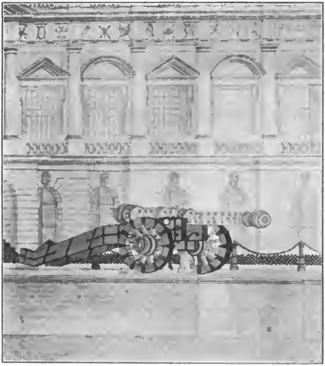


Fig. 3.

zusammen gerechnet wird: so komt es, das holz nicht mit gerechnet, auf 17828 Rthlr. zu stehen.[8])

Unstreitig war dieses Stuk der schönste und seltenste zierat vom Zeughause: und wer von fern kam, ging diese kanone so wenig, als Chf. Friedrich Wilhelms des Grossen aus metal gegossenes bildnüs vorbei.[9]) Und was für ein herrliches und recht Königl. ansehen würde es gehabt haben: wann noch drei dergl. kanonen, Europa, Afrika und Amerika in gleicher parade um das Zeughaus würden gestanden haben, wie des Hochsel. Königs, Friedrichs 1. vorsatz gewesen? welche Europa auch schon hatten gießen lassen. Dieser vorsatz aber ist nicht allein nicht ins werk gerichtet, sondern das schon gegossene, aber noch nicht ausgearbeitete Europa, selbst auch dieses herrliche kunststük sein auf die seite geschaffet worden. Des Hochsel. Königs Fr. Wilhelms Mt. zogen den nutzen der bloßen parade vor, und ließen gedachtes Europa, welches noch viel würde gekostet haben, in 3 stükke zersägen, schmelzen und in nutzbare kanonen verwandeln: hatten auch vor ein gleiches mit Asia vornehmen zu lassen. Allein die damahls in garnison stehende Stabs- und andere Offizier haben S K. M. beständig angelegen und gebeten, einer sache zu verschonen, die ihresgleichen nicht hätte, das einzige in der ganzen welt wäre, und von einem ieden der sache kundigen bewundert würde. Man erzeblet, S. K. M. hätten endlich den Herren Offizieren ibre bitte ohngefähr mit diesen worten zugestanden: Weil ihr dann so sehr um diese kanone bittet, so solt ihr sie auch so lange behalten, bis das gestelle und räder werden verstokt und verfaulet sein. Aber icb gebe auch nichts zur unterhaltung; will es auch nicht im Zeughause stehen baben. Wie es dann auch bald aus dem Zeughause heraus gebracht und auf sehr starken festen bohlen an den ort hingestellet worden, da wirs oben angetroffen: und hat gestanden bis das holzwerk angefangen zu verfaulen; da es dann A. 17..[10]) auf S. K. M. befehl in stükken zerschnitten, zerschmolzen und ebenfalls in nutzbare kanonen verwandelt worden.

Man erzehlet hiernähst, daß, als S. Czaarische Mt. Peter Alexewitz in Berlin gewesen, und dieses

8) Bergers Notata darüber lauten:

Dieses Canon hat gekostet:

Das Canon an sich selber nach der Angabe der schwere des metalles a 42 Rthlr. p. C.		15540 Rthlr.
Die 2 bohlen zu der Affuite . . .	50 Rthlr.	
Des Stellmachers Arbeiths Lohn fur Rader und Achse	21 „	
NB. Das Holtz darzu ist nicht mit angeschlagen.		
Des Affuiten machers Arbeiths Lohn	40 „	
Der Eiserne gantz Beschlag, zu Affuite und Rader	1131 „	
Der Mahler hat bekommen	20 „	
Die 2 Konigl. Nahmen im Zuge so in Messingen Blech getrieben und an den Seithen der Affuite angeschlagen worden, ohne das Vergulden	14 „	
Solche Blechche zu vergulden . . .	12 „	1288 „
Daß also dieses Canon solcher Gestalt gekostet hat Summa:		16828 Rthlr.
Wen nun darzu gerechnet wird das Present so Se. K. Maj. dem ober Inspector Jacobj wegen des Glucklichen Gusses gemachet haben welches bestanden in		1000 „
So hat dieses Canon in toto gekostet Summarum:		17828 Rthlr.

9) Gemeint ist das Denkmal des Grossen Kurfürsten von Schlüter auf der Kurfürsten-(Langen-)brücke.

10) Zu lesen ist 1744.

Stük bewundert und dero wohl gefallen daran bezeiget [11]), des Königs von Preußen Mt solches Sr. Czaarischen Mt. auf der stelle geschenket. Der Czaar aber, so die überbringungskosten wohl eingesehen, hätte sich für das schöne present gar sehr bedanket, und gesagt, er trüge bedenken dem herrlichen Zeugbause ein so schönes und kostbares stük zu entzieben, und wolte es hiermit Sr. K. M. wieder schenken; welcher gestalt es dann ein Czaarisches present geworden; und dieses wäre die ursach, warum es nicht schon damahls wäre zerschnitten worden".

Dies der Bericht Beckmanns über die Kanone Asia.

Für kriegerische Zwecke unbrauchbar, war sie nur ein Prunkstück „gleichsam ein Schau-Essen im Arsenal" wie der Ostfriesische Agent in Berlin in einem seiner Berichte sich damals (1714) ausdrückte. Wer nach der Residenz kam, musste sie sehen! Hohe Gäste führte der König persönlich hin: „Es haben die Könige von Dennemarck und Pohlen bey dero Anwesenheit in anno 1709 und nachhero der Czaar anno 1712 sich mit dem höchstseel. Könige darauf gesetzet, wie man dan vermittelst einer treppe hinauf steigen muß, und unter einander einer beständigen und Ewigen Freundschafft sich bey austrinkung eines großen Becher Weines verschworen." Wenn aber der Agent in einem späteren Berichte (vom 20. Febr. 1717) wegen der Abneigung Friedrich Wilhelms I. gegen das „große Canon" sagt: „ein successor in der Regierung wird demselben vermuhtlich wieder einen Platz im Arsenal gönnen," so irrte er sehr. Am 11. Februar 1744 erliess König Friedrich II. folgende Order: „Mein lieber General der Artillerie von Linger. Da Ich resolvirt bin, das vor dem Zeughause zu Berlin stehende große Kanon einnehmen und vergießen zu lassen: Als sollet Ihr die Veranstaltung machen, damit ermeldetes Kanon abgenommen, entzwei geschlagen und das Metall davon bei dem Zeughausbestande zum ferneren Vergießen in Einnahme gebracht werde. Welches dann auch wegen des an der Lafette befindlichen Eisens und was etwa an Holz davon noch brauchbar sein möchte, geschehen muß.

Das Todesurteil über die Kanone Asia war damit gesprochen: Ihre Grösse ward ihr zum Verderben!

* * *

Die getuschte Handzeichnung des Rohres (Fig. 1 und 1 a.) und die Darstellung der Kanone mit Staffage,



Fig. 4.

Kupferstich, (Fig. 2) sind Eigentum des Kgl. Zeughauses in Berlin, die farbige Handzeichnung der Kanone (vor dem Zeughause, Fig. 3) ist im Besitze der Magistratsbibliothek in Berlin; Joh. Jacobis Bildnis (Fig. 4) ist nach dem im Kunstantiquariate E. Frensdorff, Berlin, befindlichen Stiche J. G. Wolfgangs wiedergegeben.

Den Herren Generalleutnant v. Usedom, Exzellenz, Geheimrat Dr. v. Ubisch, Stadtarchivar

[11]) Dieser Besuch fand am 22. September 1717 statt.

Dr. Clauswitz, Verlagsbuchhändler E. Frensdorff, deren Entgegenkommen die Wiedergabe obiger Blätter ermöglichte, spreche ich hiermit den verbindlichsten Dank aus.

Benutzt wurden von mir hauptsächlich folgende Arbeiten: v. Schöning: Histor. biogr. Nachrichten z. Gesch. d. brand.-preussischen Artillerie, 3 Bde, 1844 und 45. — Schriften d. Vereins f. d. Gesch. Berlins: Holtze: Geschichte d. Befestigung von Berlin (Heft 10); Weinitz: Des Deutsch-Franzoß Jean Chrétien Toucements Schilderung Berlins a. d. J. 1730 (Heft 37); Friedländer: Berl. geschriebene Zeitungen 1713 bis 1717; 1735 (Heft 38) — G. G. Küster: Altes und neues Berlin, III, 1756. — Joseph: Friedrichs des Ersten Kanone Asia ein Werk von Andreas Schlüter und Joh. Jacobi, im „Sammler" XVII No. 6. Als Vermutung wird hier ausgesprochen, dass auf Schlüter der künstlerische Schmuck der Kanone zurückzuführen sei. Die Berger-Beckmannschen Manuskripte hat J. eingesehen.



Über die Behandlung alter Fahnen und Standarten.

Von Dr. **Wilhelm Erben,** Professor an der Universität Innsbruck.

Fast jede Waffensammlung birgt in ihren Beständen auch eine grossere oder geringere Zahl von Fahnen oder Standarten. Die museale Praxis, welche sonst vielfach Dinge die im praktischen Leben der Vorzeit zusammengehörten, nach Massgabe des Materials oder der jeweiligen Wertschätzung zu trennen pflegt, hat vor diesen von den eigentlichen Waffen so sehr verschiedenen Objekten Halt gemacht. Sie lässt allerorten die Feldzeichen, für die der Krieger gekämpft, oft auch die Trophäen, die er mit siegender Hand erbeutet, in denselben Räumen vereint mit den Waffen, die er getragen. Innere und äussere, museumstechnische Gründe sprechen dafür, diese Vereinigung beizubehalten. Den Museen aber erwachsen aus der Vereinigung zweier nach ihrem Material so verschiedenartiger Bestände auch recht verschiedenartige Pflichten und Rücksichten. Wer von der Freude am Waffenwesen ausgehend den Beruf des Museumsbeamten ergreift, der mag erstaunt wahrnehmen, welch ernste Fürsorge diese absonderliche Zutat der Waffensammlung erfordert, wie er gerade ihr in allen Fragen der Aufstellung mitbestimmende Einwirkung auf seine Entschlüsse gestatten muss und wie schwer es wird, zu übersichtlicher und sachgemässer Anordnung zu gelangen, wenn nicht schon bei der Wahl des Raumes oder dem Bau des Hauses die Zahl und Grösse der Fahnen gebührend in Rechnung gezogen wurde.

Bei diesem Sachverhalt ist es freudig zu begrussen, dass die Leitung dieser Zeitschrift, die sich immer mehr zu einem unschätzbaren Sammelpunkt für die Interessen der Waffenmuseen ausgestaltet, auch die Frage zweckmässiger Restaurierung der alten Fahnen in den Kreis ihrer Erörterungen einbezogen und dass sie auf diesem Gebiet einer in derartigen Arbeiten erfahrenen Kraft das Wort erteilt hat.[1] Denn hier ist richtige Restaurierung die Vorbedingung allen Fortschrittes. Fahnen, die einer solchen Wiederherstellung nicht unterzogen worden sind, lassen sich in der Mehrzahl der Fälle auch nicht richtig aufstellen. Ihre schadhaften Blätter mussen, um völliges Zerfallen zu verhindern, ganz oder teilweise um den Schaft gerollt werden, so dass dem Beschauer der charakteristische Teil des Objekts vorenthalten wird. Raumersparnis und die Unlust, diesen traurigen Zustand dem Publikum allzu deutlich vor Augen zu halten, verführen dann leicht dazu, so schwer zu behandelnde Patienten in irgend einem Winkel zu verstecken, oder aus ihnen hoch oben an den Decken und Wänden der Säle malerische Gruppen zu bilden, zu denen der Blick des Besuchers sich nur selten und mühsam erhebt. Dort bedeckt die ruhmreichen Zeichen der Vorzeit der Staub und die Vergessenheit, ja vielleicht findet sich gar der poetische Schwärmer, der all diese Spuren der Vernachlässigung als Zeugen ehrwürdigen Alters hinnimmt und glaubt, es müsste und sollte so sein.

[1] Siehe die Ausführungen von Fräulein Hermine Bach „Über die Erhaltung alter Fahnen" in dieser Zeitschrift 3, 158 ff.

Mit einem Schlage sind solche Zustände nicht zu beseitigen. Gut Ding braucht Weile. Aber ein sehr nennenswerter Fortschritt ist gemacht und die wohldurchdachten Worte, welche Frl. Bach der Frage gewidmet, werden das Ihre beitragen, die Erkenntnis weiter zu verbreiten. In diesem Sinne möchte auch ich an dieser Stelle der einschlägigen Erfahrungen gedenken, die ich während meiner zwölfjährigen Leitung des k. u. k. Heeresmuseums in Wien (1891 bis 1903) gemacht habe.

Unter den Museen Mitteleuropas dürfte kaum ein zweites einen so grossen Bestand an alten Feldzeichen besitzen, wie das Wiener Heeresmuseum. Bei Übernahme des Museums fand ich gegen 800 Fahnen und Standarten vor, während meiner Wirksamkeit sind, wenn man die der Blätter beraubten Fahnenstangen und Standartenstangen nicht mitrechnet, 178 Fahnen und 66 Standarten hinzugekommen. Die richtige Ordnung und Behandlung dieses enormen, an geschichtlichen Beziehungen ungemein reichen Bestandes an Feldzeichen hat von Beginn an eine der ernstesten Sorgen meines Amtes gebildet. Ein vollständiger Bruch mit der vorgefundenen dekorativen Aufstellungsweise der Fahnen und Standarten war in den gegebenen Räumlichkeiten nicht sofort durchführbar; um trotzdem jedem Besucher eine wirkliche Betrachtung und Auffindung des einzelnen Feldzeichens zu ermöglichen, musste ich einen doppelten Weg einschlagen: Zunächst wurden die an den Saalwänden angebrachten Fahnengruppen, welche vordem vorwiegend nach malerischen Gesichtspunkten hergestellt worden waren, in der Weise umgestaltet, dass jede Gruppe nur gleichartige Stücke enthielt und dass auch innerhalb jeder Gruppe eine die Auffindung erleichternde Ordnung nach den Truppenkörpern eintrat. Aus dieser verbesserten, dem Ideal einer guten Aufstellung aber doch noch lange nicht genügenden Ordnung der Gruppen wurde aber zweitens nach und nach eine immer wachsende Zahl hervorragender, geschichtlich oder typisch bedeutender Stücke ausgewählt und derart angebracht, dass die Schäfte horizontal liegen, die Blätter aber in voller Entfaltung sich dem Auge darbieten. Naturgemäss mussten die kleineren so behandelten Stücke, also vor allem die Standarten der Kavallerie mit ihren reichen Goldstickereien, um sie dem Besucher möglichst nahe rücken zu können, in Glaskästen untergebracht werden. In sechs Vitrinen von 3,8 (3,64) m Länge, 2,12 (1,81) m Höhe und 58 (48) cm Breite[2]) konnten 115 Standarten und 10 Fahnen in solcher Weise Platz finden, dass sie teils von beiden, teils wenigstens von einer Seite bequem besichtigt werden können und vor jeder Beschädigung bewahrt bleiben; eine einfache, verstellbare Vorrichtung im Innern der Kästen gibt den horizontal liegenden Schäften eine feste Unterlage. Bei Infanteriefahnen, deren Blätter noch ganz oder etwa zur Hälfte erhalten sind, verbot aber deren Grösse und der zur Verfügung stehende Raum eine Aufbewahrung hinter Glas; dieser Umstand und auch die Notwendigkeit, das Blatt von einiger Entfernung überblicken zu können, erforderten eine Aufstellung in grösserer Höhe. Zu solchem Zwecke wurden von Fall zu Fall besondere eiserne Fahnenhalter hergestellt: Träger von Rundeisen, die links und rechts neben den Fenstern sowie oberhalb derselben, teilweise auch an den Gewölbegurten in die Mauer eingeschlagen, und Ständer von Flacheisen, die auf die obere Decke der hohen Glaskästen paarweise angeschraubt wurden. In dieser Weise sind 77 Fahnen und Standarten vollständig freischwebend, also von beiden Seiten und in guter Beleuchtung sichtbar aufgestellt worden. Somit war nach mehr als zehnjähriger Arbeit für ungefähr den fünften Teil der im Heeresmuseum vorhandenen Feldzeichen (125 + 77 = 202) die Aufstellung mit horizontal liegender Stange erreicht.

Die verschiedenen Stadien dieser allmählich, bei stets fortdauerndem und stark zunehmendem Besuch der Anstalt durchgeführten Arbeit, kommen in den 1895, 1899 und 1903 ausgegebenen Auflagen des Kataloges sowohl in der Beschreibung der Säle als in den Registern zum Ausdruck, obwohl das eigentliche Ergebnis der inzwischen gepflogenen Forschungen über die Geschichte der Fahnen dort nur zum kleineren Teil verwertet und einer späteren Publikation vorbehalten ist.[3]) Die notwendige Vorbedingung aber für jene umfangreiche Änderung der Fahnenaufstellung war die Restaurierung der Fahnen und Standarten.

Sämtliche in horizontaler Schaftlage angebrachten Fahnen und Standarten sind, ehe sie diese neue Aufstellung fanden, einer sorgfältigen, die individuelle Beschaffenheit des Einzelfalls berücksichtigenden Restaurierung unterzogen worden, welche deren dauernde Erhaltung gewährleistet und die beiderseitige Besichtigung des Blattes ermöglicht. Werden dazu noch jene restaurierten Fahnen und Standarten, welche wegen Raummangel vorläufig in den Gruppen verbleiben mussten, sowie die kostbaren Fahnenbänder gerechnet, die vor ihrer Ausstellung in Glaskästen eine analoge Behandlung erfuhren, so sind weit über 250 Feld-

[2]) Die in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die Innenmaasse. Ich verdanke die Mitteilung der genauen Maassangaben meinem Nachfolger am Heeresmuseum, Herrn Konservator Dr. John.

[3]) Eine Reihe von praktischen Erfahrungen über die entsprechende Behandlung und Konservierung der bei den Truppen in Verwendung stehenden Fahnen, die sich im Zusammenhang dieser Arbeiten nebenbei ergaben, sind in dem „Entwurf zu einem Dienstbuch über die Fahnen der k. u. k. Armee" (Mitteilungen des Heeresmuseums, 2. Heft, S. XXVIII—XLIX) niedergelegt. Vgl. auch „Neue Freie Presse" vom 19. September 1903.

zeichen des Heeresmuseums im Laufe von zehn Jahren wiederhergestellt worden.

Die zu diesem Zweck seit 1893 am Museum angestellte Stickerin, Frau Louise Carlowitz, hat sich bei ihrer mühseligen Arbeit, die in der Museumskanzlei unter meiner Aufsicht vor sich ging, derjenigen Methode bedient, welche Fräulein Bach als Applikation durch die Kunst der Nadel bezeichnet. Sie schloss sich dabei an ein Muster an, das ich schon vor ihrem Eintritt (1893) durch einen der männlichen Museumsbediensteten (einen gewesenen Regimentssattler) hatte ausführen lassen. Gerade die Beschaffenheit der einer Restaurierung am dringendsten bedürfenden österreichischen Infanteriefahnen des 18. Jahrhunderts hatte mit Notwendigkeit zur Wahl dieser Arbeitsweise geführt.

Die Fahnen des kaiserlichen Fussvolkes zeigten nämlich wenigstens von 1711—1768 eine von den Gebräuchen anderer Armeen teilweise abweichende Herstellungsart: sie waren weder gestickt noch gemalt (nur diese beiden Gattungen berücksichtigt Frl. Bach), sondern ohne jede Bemalung ausschliesslich durch Zusammensetzung verschiedenfarbiger Seidenstucke erzeugt: eine Art von Seidenmosaik, bei welchem das Blatt zumeist einfach liegt und nur an gewissen Stellen doppelte Stofflagen vorkommen, z. B. seit 1745 in dem Brustschild des Doppeladlers, welcher einerseits die Wappen des Kaisers, andererseits jene seiner Gemahlin enthält. Indem nun im Laufe der Zeit die verschieden gefärbten Seidenstoffe in ungleichem Maasse gelitten hatten, dazwischen aber fast überall die starken Nähte, welche sie von Anfang an miteinander verbanden, erhalten geblieben waren, bot sich nach entsprechender Entwirrung der formlosen Knäuel und Fetzen, die an dem Schafte hingen, oftmals die überraschende Möglichkeit, grosse Teile des Blattes wieder in ihre ursprüngliche Ordnung zu bringen. Bei der höchst ungleichmässigen Erhaltung der Reste (neben den festen und breiten Nähten lagen in kleinste Partikel aufgelöste Seidenstückchen, dann wieder bessere Stoffe), war an Verwendung von Netzen nicht zu denken. Hier mussten Unterlagstoffe von etwas engerem Gewebe (Gazestoffe von Seide oder Leinenfaden) gewählt und sowohl diese als der zum Aufstoppen dienende Seidenfaden mussten Stuck für Stuck möglichst genau der Farbe jeder einzelnen Partie der echten Reste angepasst werden. Die bei der Arbeit des Aufnähens erforderliche Durchstechung des echten Stoffes an zahllosen Stellen ist ein Nachteil, der durch die auf diese Weise erreichbare Erhaltung des Ganzen hinreichend aufgewogen wird. Erkennbar bleibt der verwendete Unterlagstoff vermöge seiner grosseren Dichte allerdings auch von einer etwas grösseren Entfernung als dies bei farbengleichen Netzen der Fall ist; aber der Anblick des Blattes erleidet dadurch keinerlei Störung, er deckt sich zeichnerisch vollständig und im Hinblick auf die Farbe so genau als möglich mit jenem, den die betreffenden Teile des Blattes in unversehrtem Zustand bieten würden.

Diese im Heeresmuseum zunächst an den österreichischen Infanteriefahnen des 18. Jahrhunderts ausgebildete Methode wurde dann auch bei Fahnen und Standarten anderer Beschaffenheit mit entsprechenden Änderungen angewandt, und zwar nicht bloss bei den goldgestickten Standarten, sondern auch bei jenen beiderseits bemalten Fahnenblattern, von denen Frl. Bach mit Recht andeutet, dass sie der Restaurierung die grössten Schwierigkeiten bereiten. In beiden Fällen aber musste behufs Schonung der bestickten oder bemalten Teile stellenweise die Zuflucht zu einer anderen Technik genommen werden, welche die vorhandenen Reste ohne Unterlagstoff festzuhalten trachtet. Dass diese Bemühungen von Erfolg begleitet waren, beweisen unter anderen jene Emauser Stücke, deren Fräulein Bach gedenkt. Denn dies sind nicht, wie man nach ihren Worten annehmen könnte, einseitig bemalte Fahnen, sondern gerade sie gehörten zu jener Klasse, zu deren Erhaltung, wie Fräulein Bach irrigerweise anzunehmen scheint, alle bisher angewandten Methoden unzulänglich waren. Gerade hier gelang die Aufgabe, welche Frl. Bach mit den Worten bezeichnet: „ein dünnes Fahnenblatt, beiderseits, aber mit ungleichen Bildern bemalt, unvollständig, und an der Bildstelle in Partikel zerfallen, deren viele zwei Quadratzentimeter nicht überschreiten, derart herzustellen, dass es wieder ein Ganzes bildend seine beiden Bilder zeigt."[4])

Ich will nicht bestreiten, dass die von Frl. Bach vorgeschlagene Art ihre Vorteile besitzt, vermute aber, dass sie in praxi von jener, welche die Emauser Fahnen an den beiderseits bemalten Stellen aufweisen, nicht allzuweit abweichen dürfte. Dass man in die brüchigen und spröden Ränder der beiderseits bemalten Seide Stiche zu setzen gezwungen ist, das wird sich weder so noch so gänzlich vermeiden lassen und die Herstellung eines einfarbigen Netzes (wenn auch von möglichst neutraler Farbe) auf verschiedenfarbigem Grunde dürfte doch etwas störend wirken, vielleicht eben so sehr wie die Umrandung, welche Frl. Bach tadelt. Zudem wird dieses Netz wohl gerade auf jene Seite zu stehen kommen, deren Bemalung besser erhalten und daher der Schonung doppelt würdig ist; denn gerade diese besser erhaltene Seite muss man, um die richtige Ordnung der einzelnen Bruchstücke festzustellen, oben legen und von einem Wenden des so geordneten Blattes vor der Nah-

[4]) Es sind das, von einigen unbestimmbaren Resten abgesehen, acht verschiedene Fahnen- und Standartenblätter (eine schwedischen, vier französischen Ursprungs und drei von den Truppen der deutschen Protestanten herrührend), welche von den Kaiserlichen im 30jährigen Kriege erbeutet und von Ferdinand III. dem Stifte Emaus in Prag übergeben worden waren. Vgl. Katalog des Heeresmuseums, 4. Aufl. (1903) S. 96.

arbeit kann wenigstens dann, wenn die Fahne am Schaft bleiben soll, nicht die Rede sein.

Die an den Emauser Fahnen geleistete Arbeit richtig zu bewerten, ist allerdings nur der imstande, der dieselben noch im Kloster selbst oder unmittelbar nach ihrer Übernahme im Heeresmuseum gesehen. Da dies bei Frl. Bach nicht zutrifft und es vielleicht nicht nutzlos ist, sich neben den guten Herstellungsarten unserer Zeit auch die verfehlten Mittel einer älteren zu vergegenwärtigen (nicht zur Nachahmung, sondern als abschreckendes Beispiel), so will ich auch darüber hier berichten.

Die zerfallenden Reste jener ehrwürdigen Fahnen waren im Stifte Emaus (wann ist mir unbekannt) ohne Zweifel zum Zweck besserer Erhaltung auf starke quadratische Leinwandstucke aufgeklebt worden. Selbstverständlich wurden dadurch die Bemalung, die Inschriften und Jahreszahlen der einen Seite verdeckt, und da man sich nicht die Mühe nahm, die Fragmente in richtige Ordnung zu bringen, so schoben sich die einzelnen Teile bald über einander, bald wurden sie auseinander gezerrt, ja die Bestandteile verschiedener Fahnenblätter wurden vermengt. Solche Sorglosigkeit erklärt sich am besten, wenn man die Aufstellungsweise dieser Fahnen in der Kirche kennt: sie schwebten (bis August 1897) in einer Höhe von 15—20 Meter, also für den Beschauer völlig unkenntlich, im Chor der Kirche. Da mochte es genügend erscheinen, die bunten Reste irgendwie aufzupappen, die Leinwandblätter mit falschen Stangen und Spitzen zu versehen und — die freibleibenden Teile des Unterlagstoffes farbig anzustreichen! Ein hübsches Schulbeispiel jener Barbarei, denen geschichtlich bedeutsame Objekte am unrechten Platze mitunter ausgesetzt sind.[5]) Im Heeresmuseum von den Unterlagen abgelöst mussten die Reste nun erst in die richtige Lage gebracht werden; dieses zeitraubende „Geduldspiel", das auch mir manche Stunde gekostet, gestaltete sich um so schwieriger als es für die Wiederherstellung dieser Unica an brauchbaren Vorbildern fehlte. Erst wenn dieses Geschäft erledigt war, begann die mühselige Arbeit der Nadel, die sich bei der Sprödigkeit des bemalten Seidenstoffes und der strenge aufrecht erhaltenen Forderung, jedes kleinste Restchen richtig zu verwerten und beiderseits sichtbar zu machen, für Augen und Hände der geplagten Stickerin oftmals zu einem verzweifelten Problem gestaltet hat.

Wenn ich heute, aus der Ferne einer freieren Thätigkeit auf jene Erinnerungen aus meiner Museumszeit zurückblicke und sie hier vorzubringen mir herausnehme, so geschieht es in der Hoffnung, dass dadurch auch andere Museumsbeamten, nicht bloss die Leiter der grossen Anstalten, an denen ja zumeist schon in gleichem Sinne gearbeitet wird, sondern mehr und mehr auch die Hüter kleinerer Sammlungen auf die Notwendigkeit hingelenkt werden, den ihnen anvertrauten Fahnen ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Diese bilden den heikelsten und schwierigst zu behandelnden Bestand der Waffensammlungen, die Art ihrer Aufstellung und Konservierung bietet eines der untrüglichsten Unterscheidungszeichen, um zu erkennen, mit welchem Maass von Verständnis und Pflichtgefühl die Museumsleitung ihrer doppelten Aufgabe gerecht wird, das Vermächtnis der Vergangenheit zu erhalten und es zur Anregung und Belehrung dem Besucher sichtbar darzubieten.

[5]) Gerade die Aufbewahrung in den Kirchen hat nach meinen, in dieser Hinsicht sehr reichhaltigen Erfahrungen in den meisten Fällen schlechte Konservierung der Fahnen und Missachtung ihres historischen Wertes zur Folge. Deshalb kann ich Herrn Direktor v. Ubisch nicht zustimmen, wenn er (Kunstchronik N. F. 10, 449) es bedauert, dass der an sich gewiss sinnige Brauch, Fahnen in Kirchen zu deponieren, in Deutschland abgekommen sei. Dieses Abkommen hängt wohl damit zusammen, dass man in Deutschland oder wenigstens in Preussen früher als in Österreich den historischen Wert der Fahne erkannt hat. Und auch darin musste und muss ich meinem verehrten Berliner Kollegen stets widersprechen, dass er die Applizierung des Fahnentuchs auf feine Filetnetze als „die einzige zweckmässige Instandsetzung" desselben ansieht. So gut sich dieser Vorgang für bestimmte Zwecke eignen mag, so darf doch nie eine einzelne Methode als allein und überall tauglich hingestellt werden. In dieser Hinsicht stimme ich vielmehr vollkommen mit Frl. Bach überein, welche mit Recht individuelle Behandlung für jede einzelne Fahne fordert.



Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen.

Von **Rudolf Wegeli,** II. Assistenten am Schweizerischen Landesmuseum.

(1. Fortsetzung.)

Die Ingelredgruppe.

Hierher gehören die mit INGEL . . . beginnenden Inschriften des 11.—12. Jahrhunderts. Nach der Behauptung von Lorange[42]) sind sie zahlreicher als die Ulfberhtschwerter; doch führt er davon nur zwei Beispiele an. Wir fügen zwei weitere hinzu, von denen das eine namentlich in kulturgeschichtlicher Beziehung von hervorragender Wichtigkeit ist. Im Zusammenhange mit diesen vier Inschriften werden einige andere behandelt, wobei Ornament und Technik für die Gruppierung massgebend sind.



Fig. 4.

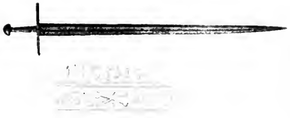


Fig. 5.

Allen gemeinsam ist die Schwertform. Diese macht im 10.—11. Jahrhundert eine entschiedene Wandlung durch, welche sich hauptsächlich auf die Gestaltung des Griffes bezieht. Der bei dem karolingischen Schwerte aus verschiedenen Teilen zusammengesetzte Knauf erscheint jetzt nur aus einem Stücke geschmiedet und erhält eine Form, die man hut-, pilz- oder linsenförmig nennen kann, je nachdem die untere Profillinie gerade oder konvex gebogen ist. Sein Hauptzweck ist, ein Gegengewicht gegen die Klinge zu bilden, erst in zweiter Linie dient er der Faust zur Stütze, um zu verhindern, dass das Schwert beim Hieb der führenden Hand entgleitet. Infolgedessen sind Umfang und Gewicht ziemlich bedeutend. Die scheibenförmig-runde Knaufform kommt erst im 12. Jahrhundert vor. Bis zum 10. Jahrhundert befand sich an der Übergangsstelle der Klinge zur Angel eine schmale, rechteckige Scheibe, welche auf beiden Seiten nur wenig über die Klinge hinausragte. Hieraus entwickelten sich die Parierstangen, die gewöhnlich quadratischen, selten kreisrunden Querschnitt besitzen und in der Regel senkrecht zur Klinge stehen. Der Klinge zugeneigte Parierstangen sind in dieser Periode sehr selten. Diese Entwickelung war wohl mit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts abgeschlossen.[43]) Boeheim schreibt sie orientalischem Einflusse zu und bringt sie direkt mit den ersten Kreuzzügen in Zusammenhang.[44]) Er widerlegt sich indessen selbst; denn die auf der nämlichen Seite abgebildeten Schwerter aus dem 11. Jahrhundert zeigen schon ausgebildete Parierstangen. (Vgl. Fig. 269 und 270h.)

Die wichtigste Inschrift, nach welcher die ganze Gruppe benannt ist, wurde schon auf Seite 183 erwähnt. Das in Fig. 4 wiedergegebene Schwert wurde im Isac, einem Nebenflusse der Vilaine, gefunden und ist gegenwärtig im Museum zu Nantes aufbewahrt.[45]) Der Name Ingelred befindet sich im Hohlschliff der einen Klingenseite. Auf der anderen steht Fit = fecit nach mittelalterlichem Sprachgebrauch. Wie schon bei der Betrachtung der Ulfberhtschwerter bemerkt wurde, liefert die Inschrift den Schlüssel für die Bedeutung dieser in die mittelalterlichen Klingen eingelegten Namen.

Nahe verwandt[46]) ist ein bei Upsala gefundenes Schwert im historischen Museum in Stockholm. (Fig. 5.) Dasselbe zeigt neben dem nicht mehr mit Sicherheit zu deutenden Namen INGEL . AII . ein in hohem Grade charakteristisches Ornament. Das liegende Andreaskreuz mit keulenförmig verstärkten Armen in der Mitte ist von

[42]) Lorange, a. a. O., Seite 15.

[43]) Dass gelegentlich Abweichungen in der Form vorkommen, braucht nicht besonders gesagt zu werden. So besitzt das bayerische Nationalmuseum in München ein Schwert aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dessen Knauf aus fünf Wulsten zusammengesetzt ist. Die vollständig ausgebildeten Parierstangen sind leicht der Klinge zugeneigt. — Gefl. Mitteilung von Herrn Regierungsrat Dr. W. Rose in Berlin.

[44]) Boeheim, a. a. O., Seite 237.

[45]) Lorange, a. a. O., Seite 15.

[46]) Lorange, a. a. O., Seite 16.

zwei E flankiert. An diese schliessen sich je drei kleine Keile an, und aussen steht jederseits ein O. Eigentümlich ist die anagrammatische Anordnung und die Vermischung von Buchstabe und Ornament. Letzteres ist auch bei verschiedenen anderen Inschriften zu beobachten, und es ist schwierig zu entscheiden, ob hier nicht den Buchstaben rein ornamentaler Charakter beizumessen sei. Ein auffallendes Beispiel hierfür ist das dem Cid zugeschriebene Schwert in der Armeria Real in Madrid, das in anderem Zusammenhange besprochen wird.

Von ähnlicher Ornamentik ist ein Schwert im Märkischen Provinzialmuseum in Berlin (IV, 2183). Es ist ein aus dem 11.—12. Jahrhundert stammendes Fundstück aus Alt-Ruppin von gleicher Form wie die angeführten Typen (Fig. 6).



Fig. 6.

Der Ingelred-Inschrift in Nantes nähern sich ein Schwert im Musée de St. Omer (Nr. 1504)[47] und ein solches im historischen Museum in Dresden.[48] Bei beiden Inschriften ist der Name gleichlautend; aber während auf dem Schwerte von St. Omer sich auf der Rückseite ornamentale Verzierungen,



Fig. 7.

mit Buchstaben vermischt, befinden, sind auf dem Dresdener Schwerte mit Sicherheit die Worte HOMODEI zu lesen. Dadurch erhält das Schwert eine direkte Beziehung zur Zeitgeschichte. Homines Dei, Gottesstreiter, wurden die Teilnehmer an den Kreuzzugen genannt.[49] Die Inschrift ist auf beiden Klingenseiten in gleicher Technik ausgeführt; doch ist der Schriftcharakter total verschieden. Der Waffenschmied hat seinen Namen in der grossen, selbstgefälligen Manier verewigt, die wir schon von den Ulfberhtschwertern her kennen. Das auf Bestellung gearbeitete Homo Dei, das die Beziehung zum Träger der Waffe ausdrückt, ist kleiner und die Buchstaben sind kräftiger, sicherer (Fig. 7).

Zwei andere Schwerter im historischen Museum in Dresden zeigen ausser spärlichen Buchstabenresten eine Kreuzform, welche sonst nirgends nachzuweisen ist. Es handelt sich um die Nummern 10 und 12 des Führers von 1899 (Seite 5 und 6). Nr. 10 (Ende 12. Jahrhundert) besitzt auf der einen Klingenseite die Buchstaben NAN, auf der andern zwei Kreuze. (Fig. 8.) Bei Nr. 12 schliessen zwei Kreuze mit durchgehenden Balken ein N ein. (Fig. 9.) Das Schwert ist etwas jünger, stammt aber immerhin noch aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.



Fig. 8.

Bei Mewe wurde im Jahre 1898 in der Weichsel ein Schwert gefunden, welches in einen Schwarzpappelstamm eingewachsen war. Die Schwertform gehört dem 13. Jahrhundert an. Auf der Klinge befindet sich die in Fig. 10 wiedergegebene Inschrift, die der Deutung spottet.[50])

Die vorgeführten Inschriften dieser Gruppe zeigen gegenüber den Ulfberhtschwertern in Bezug



Fig. 9.

auf den Schriftcharakter eine wesentliche Änderung. Die Buchstaben stehen gerade, der Duktus ist regelmässiger. Ligaturen und verschlungene Buchstabenformen kommen nicht mehr vor. Einen entschiedenen Anklang an die erste Gruppe finden wir in der Inschrift eines Fundstücks von Alt-Ruppin (IV, 2184) im Markischen Provinzialmuseum

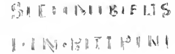


Fig. 10.

in Berlin. Sie gehört dem 11.—12. Jahrhundert an. Charakteristisch ist das schiefe L. Beim H ist der Verbindungsstrich schräge und trifft in zwei Fällen das obere Ende des zweiten Vertikalstriches. Unklar ist die Bedeutung des letzten Buchstabens der oberen Reihe. Zu bemerken ist, dass der letzte Buchstabe der unteren Reihe verkehrt steht, was auf die ungeschickte Verwendung einer Schablone hindeutet. (Fig. 11.) Das gleiche dürfte bei dem N auf Schwert Nr. 10 in Dresden der Fall sein, und

[47]) Gütige Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.

[48]) Die Illustrationen der Dresdener Inschriften sind nach von Herrn G. Petzsch gütigst angefertigten Zeichnungen hergestellt.

[49]) Nach 1. Timotheus 6, 12. Tu autem, o homo Dei u. s. w.

[50]) Gefl. Mitteilung von Herrn Geh. Baurat Steinbrecht (Marienburg) an die Königl. Zeughausverwaltung in Berlin.

wir werden später noch reichlich Gelegenheit haben, ähnliche Beispiele anzuführen.

Bezüglich der Technik bemerkt Lorange[51]), dass die Buchstaben der Inschrift Ingelred in gleicher Weise eingelegt sind, wie der Name Ulfberht der vorigen Gruppe. Bei den Schwertern im Kgl. historischen Museum in Dresden bestätigte eine dort vorgenommene genaue Untersuchung die Verwendung der Eisentausia, und diese ist auch für die übrigen dieser Gruppe zugeteilten Inschriften anzunehmen, solange nicht für die breiten, tief



Fig. 11.

ausgefressenen Narben eine andere Erklärung gefunden wird.

Die Ingelredschwerter sind nicht wie die Ulfberhtklingen in einer Werkstätte gefertigt worden, und es ist daher nicht möglich, ihre Herkunft zu präzisieren. Für die Wortbildung Ingelred führt Lorange folgende Analogien an[52]): Ingelri, Ingelfast, Ingelgar, Ingeldus, Ingelheim, Ingelmünster, Ingolstadt, Ingueville, Engelbrecht, Engelram (Enguerrand).

Entwickelung der Schwertform im späteren Mittelalter. Schwertmarken.

In der Schwertform macht sich seit dem 12. Jahrhundert eine stete Entwickelung dahin geltend, dass der Griff länger wird. Um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts sind Griff und Parierstangen gleichlang, nachher verschiebt sich das Verhältnis zu Ungunsten der letzteren. Der Griff dehnt sich allmählich so in die Länge, dass die Zügelhand zur Führung des Schwertes mithelfen muss. Die Reihe findet ihr Ende in dem Zweihänder des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Form des Knaufes wird immer mannigfaltiger. Der linsen-, pilz- oder hutförmige Knauf verschwindet im 13. Jahrhundert und macht der scheibenförmig-runden Form mit abgeschrägten Kanten und glatten oder vertieften Flächen Platz. Daneben kommen sechs- und achteckige Formen vor, und endlich erscheint im ausgehenden 14. Jahrhundert der kugelige und birnförmige Knauf.[53]) Die Parierstangen von kreisrundem, quadratischem oder achteckigem Querschnitt stehen in der Regel senkrecht zur Klinge; selten sind sie im spitzen Winkel oder im flachen Bogen der Klinge zugeneigt. Die Angel ist über dem Knaufe in einem kleinen pyramidenförmigen Nietkopfe vermuttert. Die Klinge behält bis ins 14. Jahrhundert ihre bisherige Gestalt. Die breite Blutrinne erstreckt sich über die Parierstangen hinaus bis in die Angel.

Bereits im 14. Jahrhundert tritt neben der zweischneidigen Hiebwaffe das Stossschwert mit steifer, spitzer Klinge auf. Diese Neubildung und die allmähliche Umgestaltung des bisherigen Schwertes zur Hieb- und Stichwaffe steht in Wechselwirkung mit der Ausbildung des Plattenharnisches, welche um das Jahr 1420 als vollendet betrachtet werden kann.[54]) Die Klinge bekommt kolbigen Querschnitt oder einen zu den Schneiden dachförmig abfallenden, steilen Mittelgrat. Die breite Blutrinne verschwindet und mit ihr die Klingeninschriften, die im 15. Jahrhundert nur noch vereinzelt vorkommen.

Die Schwert- oder Klingenmarken, welchen wir schon bei La Tène und Nydam begegnet sind, verschwinden im Verlaufe des Mittelalters zwar nie ganz, doch gab es nur wenige Meister, welche aus ihrer Anonymität heraustraten und die von ihnen gefertigten Stücke mit Marken versahen. Im scharfen Gegensatze zu der Gepflogenheit bei den Ulfberht- oder Ingelredklingen, wo der Name, wie gezeigt, einen grossen Teil der Klinge einnimmt, werden die Marken jetzt auf der durch das Griffholz verdeckten Angel angebracht. Die Beschreibung und Bearbeitung der Meistermarken bildet leider ein noch unbebautes Gebiet. Eine erschöpfende, sorgfältige Zusammenstellung fehlt bis zur Stunde; sie würde manche Lücke in unserer noch ausserordentlich beschränkten Kenntnis der mittelalterlichen Waffenfabrikation ausfüllen.

In der Form haben diese Marken unverkennbare Anklänge an La Tène und Nydam. Der Schmied hat immer einfache, leicht herzustellende und dabei gut erkennbare Figuren gewählt, so Blattrosetten, Einhiebe in Gestalt von Andreaskreuzen oder in der Bedeutung römischer Zahlen.[55]) Die Kreuze finden sich schon bei Nydam.[56]) Mit dem Erstarken des Innungswesens tritt eine neue Erscheinung auf, das sind die offiziellen Beschauzeichen, über deren Verbreitung im Mittelalter wir gleichfalls noch wenig wissen.

In manchen Fällen ist die Unterscheidung zwischen Marke im eigentlichen Sinne und blosser ornamentaler Verzierung sehr schwierig. Namentlich ist dies der Fall bei den in geringen Variationen häufig vorkommenden kreisförmigen Figuren, welche sich, in gelber Metallkomposition eingelegt, bis ins 16. Jahrhundert hinein auf breiten Klingen vorfinden.[57]) Das Kgl. Zeughaus in Berlin besitzt

[51]) Lorange, a. a. O., Seite 15.

[52]) Lorange, a. a. O., Seite 16.

[53]) Die Schwerter der bei Sempach (1386) gefallenen österreichischen Ritter zeigen diese Form.

[54]) Boeheim, a. a. O., Seite 145.

[55]) Die Fachlitteratur kennt wenige Beispiele dieser Art. Sie wird durch den in Vorbereitung befindlichen Katalog des Berliner Zeughauses eine erhebliche Bereicherung erfahren.

Vgl. auch Archaeologia or Miscellaneous tracts relating to Antiquity, published by the society of antiquaries of London. Bd. XXVII, Seite 435.

[56]) Engelhard: Denmark in the early iron age Taf. VII, Fig. 19.

[57]) Hier mag die Verzierung eines dem 15. Jahrhundert angehörenden Schwertes im Städtischen Museum in Braun-

mehrere derartig verzierte Klingen von Anderthalbhändern des 15. und 16. Jahrhunderts.

Religiöse Inschriften.

Während die beiden ersten Inschriftengruppen die Bedeutung von Fabrikmarken besitzen, erscheinen vom 13. Jahrhundert an Inschriften religiösen Charakters, im allgemeinen ohne direkt ausgesprochene Beziehung zum Träger des Schwertes. Sie sind der Ausfluss der streng kirchlichen Gesinnung des christlichen Rittertums. Dekorative Wirkung ist sicher beabsichtigt; doch ist sie nicht Selbstzweck; die wesentliche Bedeutung dieser Inschriften besteht vielmehr in ihrer Eigenschaft als Schwertsegen.[58]) Ihr Inhalt sollte den Träger der Waffe an seine Verpflichtung für die Sache, in deren Dienst er sich gestellt, erinnern, und ausserdem glaubte man, durch derartige Sprüche dem Schwerte besondere mystische Kräfte verleihen zu können. Dadurch wurden sie allmählich zur Zauberformel, und wir werden im Verlaufe dieses Kapitels sehen, dass im 14. und 15. Jahrhundert eigentliche Zauber- und Beschwörungsformeln auf den Klingen angebracht wurden. Die mystische Wirkung wird durch das nie fehlende Anfangs- und Schlusskreuz erhöht. (Vgl. Seite 12.)

Die Inschrift findet sich gewöhnlich im Hohlschliff beider Klingenseiten. In seltenen Fällen sind auf der einen Seite nur ornamentale Verzierungen, wie fortlaufende Ranken, Zickzacklinien u. s. w. angebracht. Das Einlagematerial ist vom 12. Jahrhundert an Silber, Kupfer oder Messing. Eisen ist selten. Am häufigsten ist eine durch die Farbe an das Gold erinnernde und daher auch öfters mit ihm verwechselte gelbe Metallkomposition.

Bezeichnend ist das Vorkommen symbolischer Darstellungen. Strenge genommen, gehören sie nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinein; doch ist es aus verschiedenen Gründen gerechtfertigt, ihrer Beschreibung hier Raum zu gewähren. Was die Inschrift sonst mit wenigen Worten sagt, wird hier durch Symbolik ausgedrückt. Das Geheimnisvolle des Schwertsegens wird gesteigert, indem bei der Auslegung und Deutung der symbolischen Figuren, deren tiefer Sinn nicht oberflächlich zu Tage tritt, der Phantasie freier Spielraum gegeben ist. Hier tritt zudem das dekorative Motiv stärker hervor.

Die religiösen Inschriften lassen sich in folgende Gruppen einteilen: 1. Symbolische Darstellungen. 2. Anrufungen von Gott und Christus. 3. Inschriften mit Beziehung zu dem Marienkultus. 4. Bibelsprüche im vollen Wortlaut oder abgekürzt als Initialinschriften. 5. Mystisch-kabbalistische Inschriften. 6. Sprüche religiös-didaktischen Inhalts.

1. Symbolische Darstellungen.[59])

Ein schönes Beispiel einer symbolischen Darstellung liefert das in Fig. 12 abgebildete Schwert aus dem 12. Jahrhundert im Besitze von Herrn Dr. H. Angst in Zürich. Es ist ein Fundstück aus Yverdon (Kanton Waadt).

Infolge der Raumverhältnisse ist die Komposition auseinander gerissen, und die einzelnen Glieder derselben nehmen fast die ganze Länge der Klinge in Anspruch. Zunächst den Parierstangen ist die schematische Zeichnung eines Gebäudes sichtbar, das mit einem rundbogigen Tor geöffnet und mit einem schlanken Dachreiter verziert ist. Eine Halbpalmette bildet den Schmuck des Tores. Drei Vögel streben hastig auf dasselbe zu. Sie fliehen vor einer grossen, geringelten Schlange und vor einem unsichtbaren Feinde, als dessen Werkzeuge der zweimal wiederkehrende Pfeil, Messer und Axt erscheinen. Eine mit üppigem Blattwerk bekleidete Ranke ist zwischen die Vögel eingeschoben. Den ornamentalen Abschluss der Darstellung bildet eine fortlaufende Ranke. Kleine Kreise und Doppelkreise sind scheinbar regellos über die Klinge zerstreut.

Die Psalterillustrationen und kirchlichen Skulpturen des Mittelalters zeigen den Weg für die Erklärung der Darstellung, welche wie die ganze mittelalterliche Symbolik auf den Kampf des Guten mit dem Bösen und den endlichen Sieg des Guten hinausgeht. Das schlanke Gebäude stellt die Kirche dar. Palme und Vögel spielen in den Psalterillustrationen eine große Rolle.[60]) Die Palme gilt für das Sinnbild der Gerechten[61]), und daher wird die Justitia zuweilen mit einem Palmzweige dargestellt, wie an dem Dome zu Amiens. Sie ist aber auch das Sinnbild des Aufenthaltsortes der Gerechten, des Paradieses. An ihre Stelle

schweig Erwähnung finden. Auf jeder Klingenseite sind in vertauschter Anordnung drei Doppelkreise eingelegt, welche Rad- und Krückenkreuze einschliessen. Das Rad als Attribut der heiligen Katharina ist möglicherweise der Ausdruck einer Beziehung zu dieser Heiligen, in welcher ein ganzer Stadtteil von Braunschweig (der Hagenmarkt) seine Patronin erblickte. Bemerkenswert ist die Herkunft. Als vor etwa 10 Jahren die Andreaskirche einer Restauration unterzogen wurde, fand man an einer Giebeldarstellung (Bethlehemitischer Kindermord) in der Hand eines steinernen Kriegers dieses Originalschwert, welches dann durch eine Kopie ersetzt wurde und seinen Platz im Städtischen Museum erhielt. (Gefl. Mitteilung von Herrn Apothekenbesitzer R. Bohlmann in Braunschweig.)

[58]) San Marte, Seite 146ff., versteht unter Schwertsegen 1. den Weih- und Segensspruch, welcher bei Erteilung der Ritterwürde über den jungen Ritter, dem dabei das Schwert feierlich umgürtet wurde und über sein Schwert aus geistlichem Munde oder von dem, welcher diese Würde verlieh, gesprochen wurde. 2. Den auf der Klinge oder am Griffe eingegrabenen oder in Goldschrift angebrachten Segensspruch. 3. Die Beschwörungsformel, welche den Besprochenen gegen Verletzungen durch das Schwert sicherstellen soll.

[59]) Dieses Kapitel ist abgedruckt im „Anzeiger f. schweiz. Altertumskde, Bd. V, Heft 1.

[60]) A. Goldschmidt: Der Albanipsalter in Hildesheim und seine Beziehung zur symbolischen Kirchenskulptur des 12. Jahrhunderts. Berlin 1895. Seite 58.

[61]) Psalm 91, 13, justus ut palma florebit.

tritt oft ein anderer Baum oder auch eine Ranke. Die Vögel, welche auf den Bäumen sitzen oder die Ranken beleben, sind die Seelen der Gläubigen. Der Vergleich kehrt mehrfach wieder und ist direkt ausgesprochen in Psalm 123,7.[62]) Die Pfeile sind die Werkzeuge des Bösen. Der Psalmist sieht sich bedroht von den Pfeilen der Sünder[63]), und deshalb sind in diesen Illustrationen so häufig die Bogenschützen zu finden. Auch das Beil erscheint als die Waffe des Bösen, so an einem Kapitell zu St. Sernin bei Toulouse.[64]) Deutlich ausgesprochen ist die Personifikation des Bösen in der Schlange. Die kleinen Kreise und Doppelkreise sind für die Erklärung belanglos.

Die Seelen der Gläubigen, von den Werkzeugen des Teufels verfolgt, fliehen in den Schutz der Kirche und die Gemeinschaft der Seeligen ist somit das Thema der Darstellung. Eine inhaltliche Beziehung zu dem Schwerte ist nach Analogie der Schwertinschriften nicht notwendig.[65]) Sie kann jedoch ohne Mühe aus der Eigenschaft des Schwertes als todbringender (d. h. Seelen frei machender) Waffe konstruiert werden.

Die andere Klingenseite besaß, wie die spärlichen Fragmente von Ranken zeigen, ornamentalen Schmuck. Hier wie dort ist die Verzierung in einer gelben, in der Farbe dem Golde ähnlichen Metallkomposition in die Blutrinne eingelegt.

Tauschierte Vögel auf Schwertklingen des 12.—13. Jahrhunderts sind nicht selten. Im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich wird ein Schwert mit der in Fig. 13 wiedergegebenen Verzierung aufbewahrt (Geschenk von Herrn Direktor Dr. H. Angst), welche in gelber Metallkomposition eingelegt ist. Die beiden Vögel scheinen die nämliche Bedeutung zu haben, wie bei dem Schwerte von Yverdon. R ist vielleicht abgekürzt für redemisti = du hast (mich) erlöst.[66])



Fig. 12.



Fig. 13.

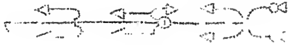


Fig. 14.



Fig. 15.

[62]) Anima nostra sicut passer erepta est de laqueo venantium.

[63]) Psalm 10, 3. Quoniam, ecce, peccatores intenderunt arcum, paraverant sagittas suas in pharetra ut sagittent in obscuro rectos corde.

Psalm 63, 4—5. Quia exacuerunt ut gladium linguas suas, intenderunt arcum rem amaram ut sagittent in occultis immaculatum.

Psalm 119, 4 werden die falschen Zungen verglichen mit sagittae potentis acutae.

[64]) Goldschmidt, a. a. O., Seite 56.

[65]) Bei der großen Zahl mittelalterlicher Klingeninschriften, welche Verfasser zu untersuchen Gelegenheit hatte, ist ein solcher Zusammenhang nur ein einziges Mal nachzuweisen.

[66]) Psalm 30, 6. Redemisti me, Domine Deus veritatis.

Das pfeilartige, auf der Gegenseite angebrachte Ornament lässt auch in dieser Hinsicht eine gewisse Verwandtschaft der beiden Schwerter erkennen, (Fig. 14) welche allerdings in der äusseren Form der Waffe nicht zur Geltung kommt.

Auf einer Klinge des 11.—13. Jahrhunderts in der Armeria Real in Madrid kommen die Vögel in Verbindung mit einer Initialinschrift vor. Fig. 15 stammt aus dem Kataloge der genannten Sammlung, herausgegeben vom Grafen von Valencia.[67]) Die verkehrte Stellung des ersten Buchstabens verrät den ungeschickten Gebrauch eines Stempels oder einer Schablone. Die Figuren sind angeblich in Goldtausia ausgeführt.

Es mag eine Erinnerung an diese symbolischen Darstellungen sein, wenn in den späteren Jahr-



Fig. 16.



Fig. 17.

hunderten einzelne Tierfiguren auf den Schwertklingen angebracht wurden, sofern sie nicht als bekannte Klingenmarken, wie zum Beispiel der Wolf, oder als Wappentiere zu betrachten sind. So erscheint der Pelikan, auf einem Schwerte aus der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts im Märkischen Provinzialmuseum in Berlin (IV, 331, gefunden in Erkner bei Berlin) (Fig. 16).

Ähnlich verhält es sich mit dem Einhorn, welches zusammen mit dem Bischofstabe auf einer Klinge des 14.—15. Jahrhunderts vorkommt. Das Schwert, dessen Fassung aus dem 16. Jahrhundert stammt, wurde bei Fürstenwalde in der Spree gefunden und wird ebenfalls im Märkischen Provinzialmuseum aufbewahrt (IV, 2794). Ob diese Tierfigur (Fig. 17) wirklich als Einhorn aufzufassen ist, oder ob sie nur eine Abweichung der Wolfsmarke darstellt, soll hier nicht näher untersucht werden. Auffallend ist freilich, dass beide, Wolf und Einhorn, gemeinsam auf einem Zweihänder im Zeughause zu Frankfurt am Main erscheinen (X, 6523).

2. Anrufungen von Gott und Christus.

Die Gruppe ist durch mehrere Beispiele vertreten.

Im Kgl. Zeughause in Berlin befindet sich ein in Schleswig-Holstein gefundenes Schwert aus dem 12.—13. Jahrhundert (98, 252). Nach Form, Schriftcharakter und Technik der Inschrift gehört es noch zu der Ingelredgruppe. Im Hohlschliffe der einen Klingenseite stehen die stark vernarbten Zeichen

✢ IE II MIE ✢

Die andere Seite hat leider durch Korrosion so stark gelitten, dass die Inschrift nicht mehr lesbar ist. Durch Auflösung der einfachen Siglen (Jesus Maria Jesus) kennzeichnet sich die Inschrift als eine Anrufung von Christus und Maria. Die Vertikalstriche zwischen E und M und vor dem Schlusskreuze sind blosse Trennungsstriche.

Nicht ganz so leicht gestaltet sich die Auflösung bei der Inschrift eines Prachtschwertes im Berliner Zeughause (AB 7354). Dasselbe wurde auf dem Grunde der Peene bei Wolkow in der Nähe von Demmin (Pommern) gefunden und ist von ähnlicher Form wie das oben beschriebene Schwert von Yverdon. Die in gelber Metallkomposition eingelegte Inschrift hebt sich von der patinierten Klinge in wundervoller Weise ab (Fig. 18) und ist äusserst sorgfältig ausgeführt. In regelmässigen Abständen finden sich sehr feine Querstriche, welche dem eingelegten Metall festen Halt gewähren sollen. Die Inschrift findet sich nur auf der einen Klingenseite, die andere besitzt einen ornamentalen Schmuck in Gestalt einer fortlaufenden Ranke (Fig. 19). Bei der Auflösung der Inschrift ist zunächst erforderlich, die beiden Gruppen S(E)S am Anfange und am Schlusse zu eliminieren. Betrachtet man dann die Schnörkel an den übrig bleibenden Buchstaben als indifferente Anhängsel, so bleibt noch

M E NCR,

wobei die letzten drei Buchstaben NCR zusammengezogen sind. Wird nun M als Maria, CR als Christus (Cristus) gedeutet, so ist für EN die Erklärung eripe nos = errette uns, naheliegend. Der imperativ eripe kehrt im Psalter sehr häufig wieder.[68]) Ausser den in der Anmerkung citierten Stellen liessen sich noch mehrere andere anführen.

Die Inschrift enthält somit eine Anrufung von Christus und Maria um Hilfe und Beistand im Kampfe.

SOS kann man o sancta lesen. In gleicher Zusammenstellung kommen die Buchstaben auf einem Schwerte des 13.—14. Jahrhunderts in der Ermitage zu Petersburg vor. Dasselbe wurde in Russland gefunden (Näheres unbekannt) und gelangte aus dem Arsenal von Zarskoje-Selo in die Ermitage. Die Klinge trägt einerseits die Inschrift SOS, anderseits, in verstellter Reihenfolge, OSO. Aus der Form des S scheint hervorzugehen, dass

[67]) Catálogo histórico-descriptivo de la Real Armería de Madrid por El Conde V.do De Valencia Don Juan. Madrid 1898, S. 234/5. Abgebildet ferner in Gelli, Guida del raccoglitore e dell' amatore di armi antichi. Manuali Hoepli. Milano 1900. Tavola II, Nr. 67.

[68]) Psalm 6, 5. 63, 2. eripe animam meam. Psalm 16, 13. eripe animam meam ab impio. Psalm 30, 16. eripe me de manu inimicorum meorum. Psalm 58, 2. 142, 9. eripe me de inimicis meis. Psalm 70, 2. libera me et eripe me. Psalm 70, 4. eripe me de manu peccatorum. Psalm 143, 7. eripe me et libera me. Psalm 143, 11. eripe me et erue me.

dasselbe mittels einer Punze eingeschlagen und aus zwei halbkreisförmigen Bogen zusammengesetzt ist. Die Gruppe erscheint ferner auf einem Torso in der Berliner Zeughaussammlung.[69])

Auch das O mit eingezeichnetem S ist nicht jedoch ist die Übereinstimmung zwischen dem beschriebenen Schwerte aus der Peene und einer Klinge mit späterer Fassung in der Armeria Real in Madrid[70]), welche neuerdings dem Cid zugeschrieben wird (Fig. 21).



Fig. 18.

selten. Auf einem Fundstücke aus dem Bielersee, aufbewahrt im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich (Nr. 1464), ist als Rest einer grösseren, ur-



Fig. 19.

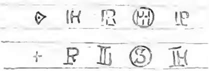


Fig. 20.

sprünglich eingelegten Inschrift nur noch kenntlich (S). Das Schwert stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Etwas jünger ist ein Schwert im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg mit der auf Fig. 20 verzeichneten Inschrift.

Einfacher ist die Form der Ranke bei einem Schwerte im Märkischen Provinzialmuseum (IV, 149). Hier tritt zudem ein anderes Motiv zum ersten Male auf: die Zickzacklinie. Das abschliessende Lilienornament zeigt mit den erwähnten Rankenabzweigungen eine gewisse Verwandtschaft. Das



Fig. 21.

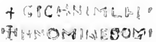


Fig. 22.

Motiv trägt nordischen Charakter. Ein ähnliches Zickzackmuster findet sich in Gold (?), an einigen Stellen auch in Silber eingelegt, auf einem Schwerte in der Ermitage in Petersburg, gefunden in Polen (B 609), einem Schwerte des Herrn von Neumann-

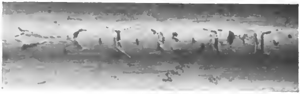


Fig. 23.

Die Ranke ist ein beliebtes Motiv für die Verzierung der Schwertklingen. Wir haben sie schon bei dem Schwerte von Yverdon als ornamentalen Abschluss der symbolischen Darstellung gefunden. Auch dort zweigen von der wellenförmig geschlangelten Hauptlinie je drei Blättchen ab. Deutlicher

Cosel, Hauptmann im 2. Garderegiment zu Fuss in Berlin und einem Torso im dortigen Zeughause.

[69]) Siehe weiter unten.

[70]) Abgebildet in: La Armeria Real ou Collection des principales pièces de la Galérie d'armes anciennes de Madrid. Dessin de Mr. Gaspard Sensi, Texte de Mr. Achille Jubinal. Paris. Tafel X, 2. Teil. Hier wird das Schwert Philipp II. zugeeignet.

Vgl. dagegen Catálogo histórico-descriptivo, Seite 196—202 sowie Gelli, a. a. O. Tavola II, Nr. 44.

Das dritte Beispiel einer Anrufung zeigt die ausgesprochene Form der Invocatio. Es ist eine Inschrift auf einem in der Mark gefundenen Schwertfragment des 14. Jahrhunderts (00,196) im Berliner Zeughause. Auf der einen Klingenseite ist deutlich erkennbar: in nomine Domi(ni) (Fig. 22). Das l des Wortes „in" ist im ersten Vertikalstrich des N zu suchen. Es gelang leider nicht, die andere Seite zu entziffern.

Hierber gehört auch die Abkürzung INRI (Jesus Nazarenus rex Judaeorum)[71] auf einer Klinge des 15. Jahrhunderts (PC 8129) im Berliner Zeughause (Fig. 23).

Teils in dieser Abkürzung, teils in der noch mehr modifizierten Form des Monogramms, selten ganz ausgeschrieben, findet sich die Anrufung Cbristi bis ins 17. Jahrhundert. Zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges ist sie, allein oder zusammen, mit dem nicbt verkürzten Namen Maria bäufig auf Scbwertern von katholischen Truppenteilen[72]) und Führern, wahrend die Protestanten, vielleicht ebensowenig frei von mystischen Anschauungen und abergläubiscben Vorstellungen wie ibre konfessionellen Gegner, möglicherweise aber auch in bewusstem Gegensatze zu diesen, ihre Klingen mit moralisierenden Sinnsprüchen und Devotionsinschriften zu versehen pflegten, welche sicb indessen nicht auf einen bestimmten Kult bezogen, sondern allgemein religiöse Gedanken zum Ausdruck brachten, z. B. die Abhängigkeit der Menschen von Gott oder die Macht des göttlichen Wortes.[73])

[71]) Ev. Joh. 19, 19.

[72]) Besonders häufig kehren die drei Anfangsbuchstahen des griechischen Wortes *ΙΗΣΟΥΣ* wieder, welche verschiedene Deutung erfuhren. Gewöhnlich löste man sie auf mit: „In hoc signo" (vinces) oder man erklärte sie mit Jesus Hominum Salvator, was der heute noch im katholischen Volke üblichen Auslegung: „Jesus Heiland Seligmacher" entspricht.

[73]) „Al mein Hab ist Gottes Gab" steht auf einem 1583 in Neustadt angefertigten Schwerte im Berliner Zeughause (PC 7466). In Sachsen und für sächsische Besteller verwandte man gerne die Devise Friedrichs des Weisen: „Verbum Domini manet in aeternum." Sie ist auch als Glockeninschrift und sonst noch häufig zu finden, oft in seltsam korrumpierter Form. Ein aus der Werkstätte des Ulrich Piefstetter in München stammender Zweihänder vom Jahre 1570 trägt die Worte: „Verbum Dominum manet in atherum." (AD 3418 im Berliner Zeughause.)

The Wallace Collection of Arms and Armour

by **Robert Coltman Clephan**, F. S. A., F. S. A. Scot.
A Vice-President of the Society of Antiquaries of Newcastle upon Tyne.

In this room are seven cap-a-pie and twelve demi-suits.

The most conspicuous object on entering is the mounted harness No. 1198 with the year, 1532, inscribed on the pommel plate. The armour for both man and borse would appear to be made up of pieces from two separate panoplies, of tbe same style and period.

No. 908 is a specially fine armour, dating from near the middle of te sixteenth century.

In No. 1164 you have a pageant harness, russeted and enriched most elegantly and elaborately by embossing, damascening and gilding; in a style representing the most luxurious period of ornamentation of the renaissance.

The suits in this room tolerably well cover the armour period from early in the second quarter of the sixteenth century to the time when all beauty of outline had disappeared; and when body armour bad ceased to be an important factor in warfare; or even to be used in jousting. The gradual decadence of the armourers craft is obvious to anyone examining the suits here exhibited.

The swords and daggers in this room are very numerous and important; comprising examples by Pedro Del Toro; Sebastian and Johanas Hernandes, Frederich Munich, Antonio and Frederico Piccinino, Pietro Caino, Clemens Koller, Tomas de Aiala, Solida Korasai, Jobannes Wersberger, Clemens Horn, Heinrich Paether, and many others. The great majority of these weapons date in the first half of the seventeenth century. The rapiers are very numerous, among them many choice specimens richly decorated. There are headsman's swords; foining estocs; scimitars; falchions; and a couple of examples of the sword and pistol in combination, an ill-balanced weapon never effective in either count of attack or defence. There is a good collection of powder flasks and primers; a few handguns; and some remarkable pistols, several by Lazzarino Cominazzo (died 1696); staffweapons; crossbows, war saddles; stirrups, commander's batons; and many isolated pieces of armour of great beauty; besides other objects too

numerous to mention. The rondaches are very handsome, and form quite a special feature in the room.

Number 1198.

This remarkable mounted suit, placed so as to make any exhaustive examination well nigh impossible, is stated to have been removed from the armoury at Munich by the emperor Napoleon. It is massive and of imposing porportions. At first sight it looks homogeneous, but a closer examination reveals the fact, or great probability, that it is made up of two suits similar in size, period and style of ornamentation; though the themes of enrichment and their treatment are somewhat different; and apparently not by the same band.

The pommel-plate (vordere Sattelbogen) bears the date 1532.

The armour is banded with figures etched on a dark dotted ground and gilded — the decoration on some of tbe plates is ribbed and fluted, while on others it is not.

The suit is strikingly similar in character, proportions and enrichment to a mounted harness in the Musée d'Artillerie, Paris, catalogued G 40, on which the date 1533 is inscribed, one year later than that on the suit under discussion; but the Paris example, besides being holed for jousting plates, which the other is not, is more complete and in much better condition. It bears the arms, a lion rampant on a shield, the mark attributed to Kunz Lochner of Nuremberg, 1510—1567; and this master could be no more than 23 years old when the suit was made — his father, also Kunz an armoursmith, is believed to have died in 1527, that is before the date of this armour; so we may perbaps assume that the younger Kunz carried on his father's business; and he used the same mark. The massive form and general character of both suits is suggestive of their having been made by the same smith and for the same person; and the shields on the chamfrons on hoth are charged with the arms of Bavaria. I did not notice any special difference in the enrichment on the several plates of the Paris example, but I was unable to examine it closely owing to the dull day — it would be interesting to ascertain if there has possihly been any interchange of pieces between the suits at Paris and London?

Armour For Tbe Man.

The crownpiece (Scheitelstück) of the close helmet has a low comb; and there is a deep and pointed umbril over tbe holes for vision. The visor is in two plates; the chin-piece opening at the sides; and there is a collar of two broad plates. The breastplate is globose and gussetted round the armpits. A figure of the virgin and child is etched in the centre and gilt. The backplate is connected with the breastplate by straps of steel, fitting over staples, and secured by linchpins. The tassets curve round the fronts of the thighs in eleven narrow laminar plates, whicb terminate in a roped bordering. There is an arrangement for shortening the tassets to six plates, by means of turning rivets and books and eyes. The shoulder pieces are in five plates; and they are holed for uprigbt neck-guards, which are absent. Such pieces, of very large dimensions, are present on the Paris suit. The coudes are beart-shaped and large; gauntlets of the miton type. The cuissards are eacb in a single plate, and short; the knee-pieces bave heart-shaped wings. Broadtoed sollerets (Bärenfüsse), and spurs of eight points.

Armour For The Horse.

The bard is incomplete. The chamfron bears a spiked shield in the centre; it is charged with the arms of Bavaria, and binged to the testera. It is enricbed with trophies and a bordering of clover leaves, pierced and etcbed. The crinet is in eleven plates, and the peytral, bordered with a tbick roping, in seven plates. The crupper and flanchers are missing. The bridle is in three plates on each side, hinged together. The saddle (Krippensattel) itself is modern work, but the plates are original. The trapper also is modern.

The harness is illustrated on Figures I and II.

Number 908.

This elegantly formed armour is an excellent example of the best work of about the middle of the sixteenth century, with its characteristic breastplate. Only one upright neck-guard is present, but the other shoulder piece is holed for a fellow. Tbe pointed tassets, in three plates, are ornamented with a series of bold clover leaves, etched over; and tbe coudes, which have large heart-shaped wings, are similarly decorated. The vambraces are flanged over the junction with the coudes. The bordering is a scale design and gilded scrollwork. Tbe workmanship of the suit is singularly fine; indeed the armour is a masterpiece of all time.

Number 864.

Is a russet armour; an effect produced by a process of oxidisation or firing to a russet colour. This surface is much more easily kept clean than that of white armour. The suit was made in England, probably near the year 1580 — it is of fine workmanship and most elaborate and perfect in all its details. The scheme of ornamentation consists mainly of a sinuous bordering, with a line running tbrough it; and broad bands, with a design of continuous and intersecting spiked curves, gilded on a dark dotted ground through which runs a regular zigzag line. The helmet, primarily a burgonet (Sturmhaube), has a face-guard of triple bars;

hinged earpieces; and a broad pointed umbril, also hinged, over the space for vision — the bars connect the umbril portion with a small chin-piece. There is a reinforcing visor and buffe, which fastens on to the cheek-pieces of the burgonet by books and eyes. On this being attached the head piece becomes a close helmet (Geschlossene Sturmhaube mit Absteckvisier). The breastplate is of the peascod form; and it attaches to the backplate by straps of steel, fastened by staples and linchpins. A combined piece of a single tace and tassets of four lames fasten on to the rim of the breastplate by hooks and eyes. The pauldrons are comprehensive; and the fingers of the gauntlets are



Fig. 1.

articulated. Sollerets round-toed. With the suit is a reinforcing placcate for jousting.

This armour is one of the 29 suits, scheduled in a MS. „An Elizabethan Armourer's Album", now at South Kensington, and was forged by Jacobe, the master armourer at Greenwich during part of the reign of Queen Elizabeth. We are indebted to Viscount Dillon, P. S. A., for the identification of several of the suits given in the Album; and much accurate and painstaking research, which has proved most valuable and helpful to all students of armour.

This harness answers in all particulars to a suit which was formerly part of the collection at Goodrich Court. It is illustrated in Skelton's book, on Plate XXIX, Vol. 1; and there stated to have come from a chateau in Brie, formerly a possession of the Ducs de Longueville.

It seems all but certain that this Jacobe is identical with Jacob Topf, Hofplattner, of Innsbruck, 1575—1587; and as such the successor of the celebrated Jorg Seusenhofer; but there remains some difficulties as to dates, for some of the suits mentioned in the album would appear to have been made some years after Jacob Topf was undoubtedly working at Innsbruck, and had been appointed Hofplattner there. Boeheim, in his work Meister der Waffenschmiedekunst, states that Topf passed many years of his life abroad; and this circumstance taken together with a statement in



Fig. 2.

the Album that one of the suits mentioned therein, and also pieces of at least one of the others, had been made abroad lends colour to the surmise. Jacob Topf's Innsbruck work bears no makers marks; but one, perhaps two armours at Vienna have been identified as being his handiwork, and a comparison between these and the work of Jacobe in England ought to go far to decide the question — the shapely character of the armour is very distinctive, and it bears unmistakable traces of Italian influence. It is stated that Jacobe drew bis supplies of raw iron for the suits make in England from Innsbruck (Isebrook). William Pickering succeeded him as master armourer at Greenwich, and it would seem, continued his style and methods with success. The harness of Henry Prince of Wales, now in

Windsor Castle, is probably Pickering's work, but great uncertainty prevails concerning harness making in England at this time, when the use of armour was rapidly on the decline.

Most of the fine armour left to us is of German or Italian origin; and it is strange that so few suits can be traced to the workshops of France and Spain.

This interesting suit is illustrated on Fig. III.

Number 1164.

This richly embossed demi-suit was acquired from the Meyrick Collection; and is figured in Skelton, Vol. 1, Plate XXXIII. It is stated in that work to have belonged to Alfonso II, the celebrated Duke of Ferrara (1533—1597), but on what grounds is not stated.


Fig. 3.


Fig. 4.


Fig. 5.


Fig. 6.

The peaked rimmed cabasset now with the suit is wrought in the same style of repoussé work as the rest of the harness, though the scheme of ornamentation is different. The surface of the armour is russetted and banded; the details of ornamentation being damascened in gold and silver. The scheme of enrichment strongly recalls some of the designs of Guilio Romano. A fine figure of Mars, holding a long-shaft weapon in the left hand, occupies the centre of the middle band on the breastplate. The figure stands in an alcove, below which is a pair of fawns or satyrs, back to back. Seated on the recess are two nude figures, captives, bound together in the same position as the satyrs below; and this band is crowned with a gorgon's head, flanked on either side by allegorical figures with trumpets. The two bands on each side of the central one on the breastplate are embellished with allegorical figures and satyrs. Festoons of flowers and fruit, with masks and cornucopiae garnish and connect the intervening spaces between the bands. The backplate is banded like the breastplate; and the recess in the centre contains the figure of Hercules and the Nemaean lion, surmounted by the grotesque head of a satyr. The other plates of the suit, excepting the cabasset, are enriched in a similar manner.

The scheme of enrichment and its treatment are very similar to those on the beautiful armour at Vienna which is believed to have belonged to Alexander Farnese, Duke of Parma (born 1544 died 1592), made about 1570; and it differs from the Wallace suit practically only in a few details. Both armours are banded in the same manner; the central figure that occupies the alcove on the breastplate of the suit at Vienna represents David, with the sword of Goliath in his right hand and a sling in the other; and above it is a grotesque head of a satyr. The design on the backplate of both suits is nearly the same. One cannot be wrong in attributing both armours to the same master — the celebrated Lucio Piccinino of Milan.

With the Wallace suit was probably a close helmet, similar to that with the harness at Vienna, on the comb of which a winged harpy is poised; and with the Vienna suit is also an open burgonet (Sturmhaube). It was customary at the period

to provide each armour of this class with a close and an open helmet; the latter often a cabasset.

The suit (No. 1164) is illustrated on Fig. IV.

Number 1119.

Is a finely made harness forged probably towards the end of the sixteenth century. The helmet is especially interesting. The visor is supported when raised by a flat narrow strip of steel, working on a screw and fitting into serrations notched along the visor rim for holding it up, and regulating the width of the opening at pleasure. The breastplate is of the peasecod type and the Augsburg guild stamp appears several times on the armour.



Fig. 7.

Number 1183.

Is another russet demi-suit from the Meyrick collection. The armour is holed for the attachment of reinforcing pieces — it is decorated in repoussé work and gilded. The suit stands too high up on the wall to be closely examined without a ladder — it is illustrated in Skelton, Vol. 1, Plate XXXI.

No. 1098 is a similar armour by the same Augsburg smith.

No. 1119 is illustrated on Fig. V.

Number 474.

On the top of the breastplate is a border of classic figures and animals; the harness, generally, is banded boldly in strapwork on a gilt ground. There is an extra plate over the left breast and shoulder; and another rises from the thigh to the centre of the breastplate on that side. The breastplate, of the peasecod type, is flanged over the right shoulder; and the lance-rest is small and folds up. This harness is for Freiturnier (Free Course), in which a large garde-de-bras (Stechmäusel) was used in place of the manteau d'armes and the pasgarde[1]) of Welsches Gestech. The pasgarde is not present, but the coude is holed for it.

The difference between welsches Gestech and Freitournier lay in the circumstance that the latter was run in the open field or lists, without a tilt between the jousters. Freiturnier, like Rennen and Stechen, required more skill and initiative than did welsches Gestech. The lance and horse furniture were of the same kind in both cases, and the body armour of the jousters very similar; but subject to the interchange of reinforcing pieces. A suit in the Dresden collection, labelled v. Holtzendorff is for Freiturnier; as also is that of Karl Schurff von Schonwert (died 1628). Boeheim gives an illustration of the last named harness in his Waffenkunde as being for das neue welsche Gestech über das Dill, but I believe this is not so.

By the commencement of the seventeenth century all the older forms of jousting had fallen into disuse, with the exception of Freiturnier; and a sort of skirmish, troop against troop, called Scharmutzel. Ringelrennen (running at the ring) also prevailed greatly, but this game cannot be classed as belonging to the tourney.

Number 958.

This suit is without any very special features beyond the fact that each part is stamped in numbers, a circumstance suggestive of its having formed one of a series of armours made to the same pattern, and possibly of the same size.

A contributing cause to the gradual disuse of armour was the increasing badness of the fit; and one sometimes reads of contemporary complaints made more especially perhaps after the first half of the sixteenth century, of the frequency of badly fitting plates; which caused great suffering to the wearers by reason of the chafing into sores. No wonder that armour was sometimes thrown away in a campaign in spite of regulations.

I have illustrated this harness here, more especially, with a view of giving on these pages as full a representation as space will allow of the various styles and periods covered by the collection as a whole. The suit dates probably in the second quarter of the seventeenth century; and rows of brass-headed rivets follow the lines of the bordering. The helmet is umbrilled and the breastplate is short and slightly ridged. It bears the dent of a musket ball, probably a test mark. Tassets of twelve plates are attached to the rim of the breastplate by screws and nuts, the last five plates being removable at pleasure. The greaves and sollerets do not belong to the harness.



Fig. 8.

This suit is illustrated on Fig VI.

Number 1146.

This interesting armour marks nearly the latest stage of an industry that may well be classed among the fine arts; and on which a wealth of skill and ingenuity as well as fine taste and artistic feeling of the very highest order has been so profusely lavished. The genius of the renaissance found in the armourer's craft, and in those of the cognate artists the decorator and embellisher, a field of expression perhaps as fascinating and inspiring as that afforded by the painter's brush or even the sculptors chisel. The enrichment of armour of later mediaeval times, and of the earlier

[1]) This is the real pasgarde (Stechmäuschen); the word is often used as a designation for an upright neck guard, but erroneously.

renaissance, ran on simple and truthful lines; it culminated in a wealth of luxurious though tasteful ornamentation, but with a steadily growing tendency towards redundancy; sinking at length in poverty of design, under the weight of a mass of undigested details and inferiority of workmanship — how history repeats itself!

The style of enrichment of No. 1146 is poor and spiritless, though the general effect is pleasing enough. The colouring is rich, and the entire surface of the armour is etched over and gilt in continuous squares or chequers, in which are enclosed trophies and badges.

The helmet is clumsy, and the pose of the suit squat and inelegant. The breastplate is short and slightly ridged; the long tassets of fifteen laminar plates are hinged to the rim and riveted to the kneecaps — boots were worn. The garde-reins is large, comprising as many as seven plates; and the inside of the elbowjoint is protected by fourteen narrow splints.

The harness is illustrated on Fig. VII.

No. 1283, in Case II, is a casque of antique form and singular beauty. On the sides of the high serrated comb are medallions with figures of Leda and the Swan, and Venus and Cupid. The panels on the crownpiece depict Horatius defending the bridge against Lars Porsenna; and on the reverse Mettus Curtius is seen leaping into the swamp. The other parts of the helmet are freely decorated with allegorical figures and trophies, finely embossed and enriched with gold and silver.

In the oval shield, in Case II, numbered 1308, you have a repoussé piece of workmanship, in high relief, of the very highest order and finish. The theme of enrichment is of a kind so dear to the artists of the renaissance, inspired as they were by the idea of a continuity of the glories of Ancient Rome, as applied to their own times. On the one side you have a figure of Scipio Africanus and his victorious legionaries; and on the other an allegorical figure of a female heading a long winding procession, part of which is still issuing from the gate of the city of Carthage. She is in the act of handing over the keys of the vanquished city to the Roman general; while some of the notables of her train bear propitiatory offerings. Towards the centre of the shield stands a large figure of Fame, with her trumpet. The grouping is bold, and the details are worked out in a masterly manner.

The shield, which is slightly convex, is illustrated on Fig. VIII.

Entwickelung und Gebrauch der Handfeuerwaffen.

Von k. u. k. Oberst **P. Sixl.**

A. Mehrläufige Feuerwaffen in den Handschriften und Waffen-Inventarien.

Wiederholt wurde schon hervorgehoben, dass durch die gleichzeitige Bereitstellung mehrerer schussfertiger Feuerwaffen die Möglichkeit einer erhöhten Feuerkraft geschaffen werden konnte. Das Bewusstsein, über diese vergrösserte Feuerkraft im Momente der Gefahr oder des Bedarfes verfügen zu können, musste sowohl beim Einzelkämpfer, als auch in der Schützen-Abteilung die Energie beim Angriffe oder den Widerstand in der Verteidigung verstärken und dadurch die Gefechtsleistung derselben vergrössern.

Die praktischen Versuche zur Erreichung dieser erhöhten Feuerkraft reichen zurück bis zur Münchener Handschrift Nr. 600, in welcher Feuerwaffen abgebildet sind, die in einfachster Weise durch Nebeneinanderlegen mehrerer Läufe den erwähnten Zweck erreichen sollten. Spätere Handschriften haben diese Konstruktionen übernommen, durch Zusammenfassen mehrerer Läufe zu einer Feuerwaffe weiter ausgebildet und nach den Forderungen des Krieges verbessert.

Eine besondere kriegsmässige Bedeutung konnten jedoch diese Konstruktionen nicht erlangen, da die Rücksicht auf Fortbringung und Beweglichkeit die Anzahl der Läufe beschränken musste; überdies war bei kleinem Laufkaliber und grösserer Anzahl von Läufen der Mechanismus für den Feldgebrauch nicht genügend einfach und ein wiederholtes Abfeuern bei der Umständlichkeit der Ladung nahezu ausgeschlossen; erst der vollendeten Technik unserer Tage blieb es vorbehalten, dieses Konstruktions-Prinzip als Mitrailleuse zur kriegsbrauchbaren Reife zu bringen.

Als erste Stufe mehrläufiger Feuerwaffen ist jene anzusehen, bei welcher zwei geladene Läufe

bereitgestellt und zu einer Feuerwaffe vereinigt wurden.

Eine solche zweiläufige Feuerwaffe ist in der Münchener Handschrift und eine ähnliche Konstruktion im Cod. ms. 51 der kunsthist. Sammlg.

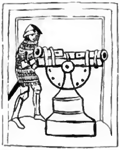


Fig. 92 a. Zweiläufige Feuerwaffe aus dem Cod. Germ. 600 der Hof- und Staats-Bibliothek zu München.

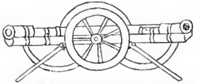


Fig. 92 b. Zweiläufige Feuerwaffe aus dem Cod. Nr. 51 der kunsthist. Sammlungen des Ah. Kaiserhauses zu Wien.

d. Ah. Kaiserhauses zu Wien abgebildet. (Fig. 92a und b.)[1])

Bei diesen Konstruktionen sind die beiden Läufe an einen Holzbalken mittelst Eisenbändern befestigt, jedoch mit der Mündung nach entgegengesetzter Richtung, so dass der zweite Lauf durch Umwenden der Waffe in die Schussrichtung gebracht werden musste; aus der Abbildung Fig. 92a geht auch hervor, dass die Handhabung dieser Feuerwaffe durch einen Mann gedacht war; die Feuerwaffe der Wiener Handschrift ist der grösseren Beweglichkeit und der leichteren Fortbringung wegen mit zwei Rädern versehen und fahrbar gemacht.

Es ist anzunehmen, dass um dieselbe Zeit nebst dieser Anordnung der Läufe auch Konstruktionen vorhanden waren, bei welchen die Läufe neben einander, mit der Mündung in der Schussrichtung, gelegt waren. Eine derartige Feuerwaffe ist im Cod. Germ. 599 der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München abgebildet (Fig. 93). Es ist eine zweiläufige Bockbüchse, bei welcher die Läufe neben einander auf einem Holzbalken befestigt sind.

Ferner wäre aus den Zeugsbüchern des Kaisers Maximilian I. — Bd. I, Bl. 86, — die Abbildung eines Geschützes zu nennen, bei welchen die eisernen in ihrer Richtung etwas divergierenden Rohre in einer schweren Blocklafette ruhen. (Fig. 94.)

In der Legende wird gesagt, dass beide Rohre zugleich geladen werden sollten, damit bei grösserer Schusszahl die Gefahr des Erhitzens für das einzelne Rohr sich vermindere.

Dass zweiläufige Feuerwaffen allgemein thatsächlich im Gebrauche waren, wurde schon mehrfach urkundlich nachgewiesen; so z. B. enthält das Inventar von Bologna v. J. 1397 folgende Angaben: „1 telerium cum duobus cannonis“; — „1 telerium cum duobus sclopis“. (Favée, Etudes, I, 364.)

Weiteres wäre aus einem Waffen-Inventare der Stadt Nürnberg aus den Jahren 1449—1462 folgende Eintragung anzuführen: „Ein Rennkarren, darauf 2 Bleibüchsen mit dem a (Windsbacherin), schiesst 7½ Loth Blei.“[2])

Die nächste Weiterbildung dieses Konstruktions-Prinzips gelangte zu den dreiläufigen Feuerwaffen, von welchen verschiedene Darstellungen in der Münchener Handschrift 600, in Konrad

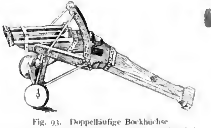


Fig. 93. Doppelläufige Bockbüchse aus Cod. Germ. 599 der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (1470—1480).



Fig. 94. Doppel-Falkonet aus den Zeugsbüchern des Kaisers Maximilian I. Bd. I. (1498—1519).

[1]) Vgl. Quellen T. A. IX, LVI.

[2]) Baader J., Nürnbergs Stadtviertel hinsichtlich ihrer

Kyesers „Bellifortis" und im Cod. Germ. 734 des germanischen National-Museums zu Nürnberg enthalten sind. (Fig. 95a, b und c.)[3])

In der Münchener Handschrift — Fig. 95a — sind die drei Läufe auf einem breiten massiven Balken neben einander befestigt, mit der Mündung in der Schussrichtung. Der Balken ist um einen Querstift drehbar und konnte mittelst einer Drehschraube in die nötige Elevation gebracht werden. Die Zeichnung lässt auch entnehmen, dass die

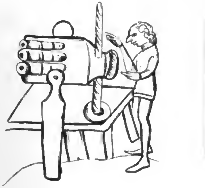


Fig. 95 a.

In beiden Handschriften ist dieser Abbildung folgende Erklärung beigefügt:

„Est hoc instrumentum pixidum trium ita fabricatum, Emissa prima, sequitur bina quoque trina."

Bei der zweiten Abbildung einer dreiläufigen Feuerwaffe in Kyesers „Bellifortis" sind die einzelnen Läufe ohne Holzunterlage unmittelbar im Laufmaterial mit einander verbunden. Fig. 95b. Der mittlere Lauf hat ein grösseres Kaliber, die beiden äusseren Läufe sind von gleichem, jedoch kleinerem Kaliber. Diese Ungleichheit im Kaliber hatte offenbar den Zweck, den Wirkungsbereich dieser Feuerwaffen auf eine grössere Strecke auszubreiten.

Die dreiläufige Feuerwaffe im Cod. Germ. 734 der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu Munchen — Fig. 95c — hat noch eine erklärende Aufschrift über Zweck und Verwendung derselben beigefügt; diese lautet: „Das heisst ein streitkarrn, als wann man unter folck schiessen will, und die mittel scheusst ein lib bleys und die an den ortern yettliche ein halb lib." Es war somit die Bestimmung dieser Feuerwaffe für den Feldkrieg gedacht; der grösseren Beweglichkeit wegen wurde dieselbe auch als Streitkarren eingerichtet.

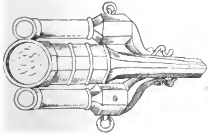


Fig. 95 b.

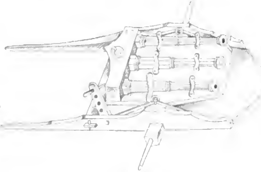


Fig. 95 c.

Dreiläufige Feuerwaffen. a) Aus dem Cod. 600 der Kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München. b) Aus Cod. ms. 93 (Konrad Kyesers „Bellifori s") der kgl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen. c) Aus Cod. Germ. 734 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

Waffe auf einem hölzernen Unterbau aufgerichtet war und dass für die Bedienung ein Mann genügte.

In Konrad Kyesers „Bellifortis" und auch im Cod. ms. 50 der kunsthist. Sammlg. d. Ah. Kaiserhauses zu Wien ist dieselbe Konstruktion enthalten, jedoch ohne Richtschraube; der Balken endigt nach rückwärts in eine Handhabe, mittelst welcher der Schütze die Feuerwaffe in eine bestimmte Elevation einstellen konnte.

Auch im Cod. Germ. 599 derselben Bibliothek sind Streitkarren nach dieser Konstruktion und mit genauen Einzelheiten abgebildet, was zu dem Schluss berechtigt, dass derartige Feuerwaffen allgemein bekannt und im Gebrauche waren.

Weitere Nachrichten über derartige Feuerwaffen sind enthalten in den Angaben für die Ausrüstung und Aufstellung des Heeres in Nürnberg v. 11. Januar 1388. „Beim ander sturm" ist eingetheilt: „Item ein karrn mit drein hantpüchsen, 1 pfert."[4])

Festungswerke und deren Verteidigung und Bewaffnung. 32. Jahresbericht d. hist. Vereines in Mittelfranken. Ansbach, 1864.

[3]) Vgl. Quellen T. A. IX, XII a. und XLI.

[4]) Die Chronik der fränk. Städte. Nürnberg, Bd. I., 178.

Wenn man bedenkt, wie schwer damals die Handbüchsen waren, so erscheint die Ausrüstung als Karren gerechtfertigt.

Das Inventar des deutschen Ritterordens v. J. 1428 aus Messig (Ossek) bringt folgende Eintragung: „4 lotbüchsen der sint drey an derander." (Toeppen 64).

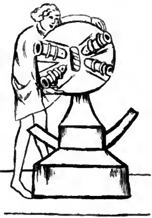


Fig. 96 a.

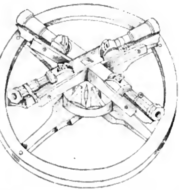


Fig. 96 b.

Vierlaufige Feuerwaffen. a) Auf horizontaler massiver Drehscheibe aus Cod. 600. Munchen, kgl. Hof- und Staatsbibliothek b) Auf horizontal drebbarem Holzkranze mit kreisförmigen Untergestell aus Cod. Germ. 734. Munchen, kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

Das oben genannte Nürnberger-Inventar v. J. 1449—1462 enthält folgende Angaben:

„Ein Karren mit hohen Rädern, darauf eine Schirmbüchse mit einem halben Strahl, die Steudin genannt, schoss eine Bleikugel von 1 Pfund und 3 Loth schwer und 2 Kammerbüchsen mit dem c schossen Bleikugeln 2½ Loth schwer." Hier sind die kleineren Läufe mit Hinterladung versehen.

„8 Streitkarren mit feuerschiessenden Zinken, auf jedem 3 eiserne Buchsen mit b und c, b schoss 3½, c 10 Loth."

„1 Wagen, die Hell genannt, mit einer Steinbüchse, mit einem Kreuz, schoss einen Stein 4 Pfund schwer und mit 2 Kammerbüchsen daneben, mit dem c bezeichnet, schossen eine Bleikugel von 2½ Loth."

Hier ist eine Steinbüchse mit zwei Bleibüchsen verbunden, so wie dies oben in Fig. 95b dargestellt ist.

„Ein Rennkarren mit hohen Rädern, darauf eine Steinbüchse mit einem halben Kreuz und daneben 2 Kammerbüchsen mit dem c, die Bleikugeln von 2½ Loth schossen; die Steinbüchse schoss einen Stein 2 Pfund schwer."

Nach den Angaben im Cod. ms. 10824 der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Bl. 290 (Anfang des 16. Jahrhunderts), waren beim „zewg in der Newenstadt in der purgk" „drei Karnpüxen yede mit 11 j. rörn all Kupferin."

Die weitere praktische Ausgestaltung dieses Konstruktions-Prinzips brachte die vierläufigen Feuerwaffen, bei welchen die vier Läufe neben einander oder auch radial auf einem Gestelle befestigt waren.

Schon das Inventar von Bologna aus dem Jahre 1397 enthält eine hierher gehörige Angabe: „4 sclopos pizolas in uno telerio." (Favée, Etudes).

Abbildungen von vierläufigen Feuerwaffen enthalten die Bilderhandschrift 600 der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München und der Cod. Germ. 734 derselben Bibliothek. (Fig. 96a und b.)[5]

Bei Fig. 96a sind die Rohre augenscheinlich von kleinerem Kaliber und auf einer horizontal drehbaren massiven Holzscheibe radial befestigt; zur Handhabung war nur ein Mann notwendig.

Bei der vierläufigen Feuerwaffe im Cod. Germ. 734 — Fig. 96b — ist die Anordnung der Läufe ebenfalls radial auf einem drehbaren Holzkreuze mit kreisförmigem Untergestell; eine beigefügte Erklärung giebt über Zweck und Verwendbarkeit dieser Feuerwaffen nähern Aufschluss; dieselbe lautet:

„Das gerust gehört in einen sinweln turn, in einer statt oder vesten, vnd die 4 büchsen sollen eine als swer sein als die ander, also dass jede buchs ein zenttn hab."

Es war demnach der beschränkte Raum im Thurme, in welchem eine grössere Feuerwirkung entwickelt werden sollte, die zwingende Ursache für diese Konstruktion, da es nur auf diese Weise möglich war, die einzelnen schussfertigen Läufe schnell vor das schmale Schussloch zu bringen.

Der Cod. Germ. 599 der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München bringt endlich die Abbildung einer vierläufigen Feuerwaffe, bei welcher die vier Läufe neben einander auf einer Holzunterlage be-

[5]) Vgl. Quellen T. A.

festigt und das Untergestell als Karren mit zwei hohen Radern ausgerüstet erscheint. (Fig. 97.) Diese Feuerwaffen waren offenbar für den Feldkrieg bestimmt, während die beiden Konstruktionen Fig. 96a und b bei der Vertheidigung fester Plätze Verwendung finden sollten.

Weitere Nachrichten über derartige Feuerwaffen enthalt ein Inventar der Stadt Augsburg v. J. 1462, zusammengestellt von Hans Gossenprott und Stefan Wigii, „ain frum büchsenmaister", in welchem auf Seite 3 folgende Angaben eingetragen sind;

„Item 4 rigelbüchs vf aim karren, ir zaichen ach 1 vnd sint nit gewogen."

„Item me 4 of aim karren ach vngewogen, zaichen 1."[6])

Im Cod. ms. 10,824 der k. k. Hofbibliothek zu Wien, ist auf Blatt 290 unter dem „Zeug in der Newenstadt in der purgk" nebst andern Feuerwaffen folgende Eintragung zu finden: „Ain kupferin Karnpüchsen mit vier rörn."

Die oben beschriebene Konstruktion mit der borizontalen, massiven, runden Drehscheibe ist auch im Cod. ms. 50 der kunsthist. Sammlg. d. Ah. Kaiserhauses zu Wien und in Konrad Kyesers „Bellifortis" enthalten, jedoch ist die Zahl der Läufe auf 6 erweitert. Ferner ist die Scheibe nicbt nur borizotal drebbar, sondern kann auch, wie eine Richtschraube vermuten lasst, in eine beliebige Elevation eingestellt worden, wodurch naturgemäss die Brauchbarkeit dieser Konstruktion vergrössert wurde. In der letzteren Handschrift giebt die beigefügte Erklärung einigen Aufschluss über den Effekt, welchen man von der Wirkung dieser Waffe erwartete. Dieselbe lautet:

„Haec rota movetur per circumferentiam istam Pixis sic post pixidem statim emittit lapidem Hostis sic decipitur per hoc atque fallitur."

[6]) Die genaue Abschrift dieses Inventars erhielten wir durch gefällige Vermittelung des Direktors des Stadtarchivs zu Augsburg, Herrn Dr. V. Dirr, wofür wir an dieser Stelle den verbindlichsten Dank sagen.

Dieselbe Göttinger Handschrift bringt noch eine zweite Konstruktion einer sechsläufigen Feuerwaffe, welcbe in ihrer ursprünglichen Form noch bis heute Verwertung findet. Fig. 98.

Dieselbe hat einen massiven Holzcylinder als Hauptbestandteil, an dessen äusserer Mantelfläche sechs Läufe mittelst Eisenbänder befestigt sind. Wollte man nun diese sechs Läufe abfeuern, so musste der Holzcylinder um seine Längenachse drehbar sein. Durcb diese Drehung konnte jeder Lauf nach oben gebracht werden, denn nur in dieser Lage war es möglich, auf das Zundloch das Zündpulver aufzustreuen und die Büchse abzufeuern. Auf diese Weise ergab sich die Grundidee für den späteren Drehling und für den Revolver, dessen lateinische Bezeichnung in der beigesetzten Legende ebenfalls enthalten ist. Diese lautet:

„Contus ille magnus pixidum sex stat revolvendus Emissa prima, redit altera demum secuta Dicipiuntur hostes, post primam non timent ullam."

Ähnliche Konstruktion zeigen Darstellungen aus dem Cod. ms. 51 der kunsthist. Sammlg. d. Ab.

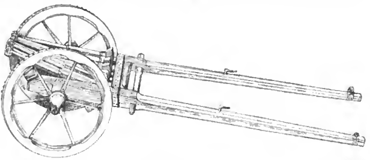


Fig. 97. Vierläufige Feuerwaffe als Renn- und Streitkarren aus Cod. Germ. 599 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu Munchen (1470—1480).

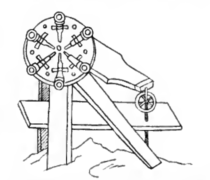


Fig. 98. Sechslaufige Feuerwaffe mit horizontaler Drehscheibe und Richtschraube aus Cod. phil. 63 der kgl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

Kaiserhauses zu Wien und die Münchener Handschrift 600; denselben ist zu entnehmen, dass ein Mann zur Handhabung genügte.

Wie sehr derartige Feuerwaffen schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vervollkommnet waren, kann einer Abbildung aus Cod. Germ. 599 der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München, Fig. 99, entnommen werden, auf welcher eine zehnläufige Feuerwaffe als Renn- oder Streitkarren ausgerustet erscheint. Von den 10 Läufen sind 8 von gleichem Kaliber und vorne an der Mantelfläche eines Holzcylinders befestigt, während zwei grössere Läufe seitwärts angebracht sind.

Von 6- und mehrläufigen Feuerwaffen ist in dem oben erwähnten Nürnberger Inventar nur folgende Angabe enthalten: „1 Rennkarren, darauf eine Bleibuchse mit b, schoss eine Bleikugel $3\frac{1}{2}$ Loth schwer,

Die beiden letzteren Hauptgruppen waren in ihrer weiteren Entwickelung insofern beschränkt als die Grösse der drehbaren Scheibe oder der Umfang des Holzcylinders die Zahl der Läufe begrenzte.

Die Grösse der Scheibe war durch den Aufstellungsplatz bedingt; je weniger Raum zur Verfügung stand, um so kleiner musste die Scheibe sein. Nach den Abbildungen in den Handschriften war bei diesen Scheiben-Konstruktionen die Zahl der Läufe zumeist vier, auch sechs, höchstens acht.

Die Konstruktionen mit dem massiven Holzcylinder waren nach den Abbildungen in den Handschriften mehr für kleinere Kaliber gedacht; bei diesen Konstruktionen musste eine Drehung des Holzcylinders um die Längsachse vorgenommen werden, um die unterhalb befindlichen Läufe schuss-

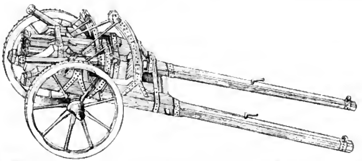


Fig 99. Zehnläufige Feuerwaffe als Renn- oder Streitkarren aus Cod. Germ. 599 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (1470—1480).

daneben 6 Büchsen mit dem c, schossen Bleikugeln $2\frac{1}{2}$ Loth schwer." Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass handschriftliche Abbildungen 6- oder mehrläufiger Feuerwaffen nur Entwürfe darstellen, welche in ihrer Grundidee sich den vorhandenen Konstruktionen anschliessen.

Aus den bisher besprochenen Abbildungen mehrläufiger Feuerwaffen können drei Hauptrichtungen hervorgehoben werden; und zwar:

a) Feuerwaffen, bei welchen die Läufe auf einer brettartigen massiven Unterlage neben einander gelegt wurden;

b) Feuerwaffen, bei welchen die Läufe auf einer massiven horizontal drehbaren runden Scheibe radial befestigt wurden und

c) endlich Feuerwaffen, bei welchen die Läufe an der Mantelfläche eines um seine Längsachse drehbaren Holzcylinders angebracht waren.

fertig machen zu können; auch diese Konstruktion machte es möglich, in einem beschränkten Raume eine gewisse Anzahl geladener Läufe zum Abfeuern bereit zu stellen.

Die erste Hauptgruppe hingegen konnte in der Entwickelung noch bedeutend gesteigert werden. Wohl war auch beim Nebeneinanderlegen der Läufe die Zahl derselben durch die Breite der Unterlage begrenzt, welche die Breite der üblichen Fahrzeuge und Streitkarren nicht übersteigen durfte; allein man konnte die Zahl der Läufe verdoppeln oder vervielfachen, wenn man die Läufe in zwei oder mehrere Reihen übereinander legte. Das Kaliber der Läufe konnte umso grösser sein, je geringer die Anzahl der Läufe war, welche man zu einer Waffe vereinigte; bei fahrbaren Feuerwaffen konnte die Zahl der Läufe grösser sein, als bei tragbaren.



Berichtigung der Druckfehler

im Aufsatz „Die Handfeuerwaffen der Sächs. Armee".

Heft VII:

Seite 191 Zeile 17 von oben: statt Thouverein lies Thouvenin.

„ 197 Zeile 20 von unten: statt Herrn Hohenbruck lies Baron.

„ 197 Anmerkung, Zeile 4 von unten: statt Kenka lies Krnka.

„ 197 zweite Spalte, Zeile 23 von oben: statt Kauf lies Verkauf.

„ 198 Zeile 7 von unten: statt minderwichtig lies vorderwichtig.

Heft VI:

Seite 165, 2. Spalte, Zeile 12 von oben: statt Kochlinski lies Kochlizki.

„ 165, 1. Spalte, Zeile 2 von unten: statt Becken lies Backen.

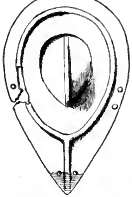


Fig. 1. (1/2)



Fig. 3.

Mittelalterlicher Schildbuckel. Schildbuckel aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit sind — wenn auch nicht zahlreich — so doch in vielen Museen und Privatsammlungen vorhanden, aus dem eigentlichen Mittelalter dürften nur wenige erhalten sein. Ich besitze einen mandelförmigen Schildbuckel, leider unbekannten Fundorts, von dem ich nebenstehend Abbildung in Originalgrösse nebst Querschnitt an der breitesten Stelle gebe. Seiner ganzen Form nach dürfte er dem 12. Jahrhundert angehören. Viollet-le-Duc, mobilier français, giebt Bd. V S. 98 nach einer illustrierten Handschrift allerdings noch aus dem Ende des 13. Jahrhunderts einen Schild mit ähnlichem Buckel (nebenstehend Fig. 3). Bemerkt sei, dass die Stelle des Gedichtes, welche durch die bezügliche Darstellung illustriert wird, eine Aufzählung von Waffen enthält und dabei den Schild als „targe" (Tartsche) bezeichnet, ein Beweis, wie unbestimmt dieser Begriff schon damals war. Vgl. Zeitschr. f. hist. Waffenkunde Bd. II S. 216. Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, dass mir inzwischen ein weiterer Originalschild des 14. Jahrhunderts mit umlaufender Randschrift in Majuskeln bekannt geworden ist. Es ist eine rechteckige Tartsche der Sammlung Bardini. (Nr. 168 des Christieschen Auktionskatalogs von 1899.) Die der beigegebenen Abbildung entsprechende Beschreibung lautet: Grande targe, en bois couvert en cuir, peint aux armes de la famille Buonamici. Elle est decorée d'une demi-figure représentant le Bien-heureux Buonamici chef de la famille. Sur les bords de la targe on lit l'inscription suivante: „Come consorto delle mie radici I' porto el Capo di noi Buonamici." Florence, 14 sc. H. 1,37 m. Die Buchstaben sind durchweg Majuskeln. Die ganze Fläche der Tartsche wird von einem Vollwappen ausgefüllt, dessen Helm einen wachsenden Mann trägt, der heraldische Schild ist eine Renntartsche mit Speereinschnitt. Doch zurück zu unserem Schildbuckel. Derselbe hat zweifellos auf einem seiner eigenen Form entsprechenden mandelförmigen Schilde gesessen. Freiherr v. Mansberg, wâfen unde wîcgewaete, giebt Taf. II Fig. 6 die Abbildung eines Sattelbogens aus dem Ende des 13. Jahrh., auf welchem ein Krieger gleichfalls mit mandelförmigem — jedoch im Verhältnis zur Länge breiteren — Schilde mit entsprechendem Buckel dargestellt ist. Der Buckel nimmt hier 1/4, bei Viollet-le-Duc 1/3 der Schildlänge ein; jedoch können daraus sichere Schlüsse auf die Wirklichkeit nicht gezogen werden.



Fig. 2. Querschnitt.

Der Buckel ist ringsum auf seiner Rückseite eben, es lässt sich daher annehmen, dass der Schild keine weiteren Metallverstärkungen (Buckelreiser) gehabt hat, wohl aber mag ein metallener Schildrand vorhanden gewesen sein. Der — natürlich hölzerne — Schild war mit grober Leinewand bezogen, wovon noch Reste auf der Rückseite des Buckels haften. Diese Leinwand war sicher mit bunt getünchtem Kreideanstrich versehen. Der Buckel besteht aus Kupfer oder sehr stark kupferhaltiger Bronze und ist beiderseits dick patiniert. Während die Patina auf der Vorderseite nur grün ist, ist sie auf der Rückseite stellenweise auch blau. Die starke Oxydierung lässt auch nicht erkennen, ob der Buckel gegossen oder getrieben ist. Bis auf ein kleines ausgebrochenes Stück an der einen Seite und die fehlende Spitze (in der Zeichnung durch Strichelung kenntlich gemacht) ist der Buckel gut erhalten. Sein Gewicht beträgt 90 gr. Seine Befestigung erfolgte durch sechs Nägel, wie die vorhandenen Löcher erweisen.

Engel-Gnesen.



Sir Ralph Payne-Gallwey, Bt. The crossbow, mediaeval and modern, military and sporting. Its construction, history and management, with a treatise on the Balista and Catapult of the ancients. 220 illustrations. Longmans, Green and Co. London 1903.

Wenn der Verfasser dieser, mit echt englischer Vornehmheit in Papier und Druck ausgestatteten Monographie über die Armbrust auch in seinem Vorwort mit Recht feststellt, dass diese eigenartige Fernwaffe eine selbständige Würdigung in der Litteratur noch nicht erfahren habe, so wird das Urteil doppelt bedauerlich: auch seine Bemühungen haben noch nicht zu einem Erfolg geführt, der als eine abschliessende Behandlung des Themas bezeichnet werden kann. Das Werk trägt in seiner ganzen Anlage die Kennzeichen einer Arbeitsweise, die in erster Linie von der Waffe als einem technisch-praktischen Erzeugnis, einem Instrument ausgeht. Der Verfasser ist Sammler und Konstrukteur; die Abbildungen sind hauptsächlich nach Stücken seiner eigenen Sammlung angefertigt. So erklärt es sich, dass der 2. Hauptteil des Werkes, Konstruktion und Handhabung der mittelalterlichen Armbrust, nicht nur den grössten Raum ausfüllt, sondern unserer bisherigen Kenntnis des Gegenstandes die wertvollsten Erweiterungen schafft. Er schildert hier zuerst die primitive Form des Hornbogens, der mit der Hand, und des aus Holz oder Holz und Horn gearbeiteten Bogens, der mit dem Gürtelhaken oder der am Gurtel befestigten Schnur und Rolle gespannt wurde. Die Verankerung des Bogens, die Lage des Bolzens werden durch eingehende schriftliche und bildliche Darstellungen erläutert. Noch ausführlicher gehen die Kapitel vor, die den Spannmechanismen (Schraube und Handgriff, Geissfuss, englische und deutsche Winde, Saulenhebel, Wippe) gewidmet sind. Wer die Absicht hat, eine halbe Rüstung im Typus der „von etwa 1370—1490 zur Jagd gebrauchten" zu rekonstruieren, wird in den Kapiteln 19 bis 28 auch nicht das geringste Detail der mechanischen Herstellung vermissen. Manche dieser Erörterungen freilich werden durch die äusserst sorgfältig gezeichneten Bilder überflüssig gemacht; indes mag man solche Weitschweifigkeiten wohl dem Enthusiasmus des „Bastlers" zu gute halten, der sich stets auf eine lange Reihe wohl oft recht geduldiger und kostspieliger praktischer Versuche berufen kann. Ein längeres Kapitel gilt weiter der spanischen Armbrust des 16. und 17. Jahrhunderts, wobei die „Arte de Ballesteria y Monteria" des Alonzo Martinez del Espinar, 1644, ausgiebig citiert, über den Gebrauch bei der Jagd und besonders über die Verwendung giftiger Bolzen wertvollen Aufschluss giebt. Den Schluss dieses Abschnittes bilden die Kapitel über die Ballestern mit verbessertem Abzugmechanismus. Im 3. Hauptteil werden die Arten der Verwendung, die der Armbrust für rein sportliche Zwecke heute noch in England, Belgien und Deutschland geblieben sind, beschrieben. Auch diese Kapitel lesen sich, als ob ein Büchsenmeister, nicht ein Historiker sie geschrieben habe. Die Konstruktion steht durchaus im Mittelpunkt der Darlegungen, die geschichtliche Entwicklung des Schützenwesens wird, unter oft recht oberflächlicher Benutzung der Quellen, nur eben gestreift. Freilich füllt Delaunay, dem auch verschiedene Abbildungen entnommen sind, hier die grössten Lücken aus. Bei der Beschreibung des Dresdner Vogelschiessens wird irrtümlich die Ballester mit Wippenspannung als Hauptschiesszeug genannt. Die Angaben über Grösse und Entfernung des Vogels (im Einzelnen verschiedentlich ungenau) hätten dem Verfasser lehren müssen, dass hier allein die halbe mit der Winde gespannte Rüstung in Frage kommen kann. Am interessantesten bleibt das Schlusskapitel über die chinesische Repetierarmbrust (vergl. Jähns, Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen, S. 333). Ein Versuch, diese Waffe historisch auf ihren Ursprung zurückzuführen, wird allerdings nicht gemacht. Auch das Kapitel über das Pfeilschleudern in Yorkshire bleibt aus diesem Grunde unbefriedigend.

Über den Rest des Werkes können wir uns kurz fassen. Was der Verf. im 1. Teil eine Geschichte der Armbrust nennt, ist im Grunde nichts als eine Kompilation von Quellen, die weder als Ganzes in einen inneren Zusammenhang gebracht noch im Einzelnen genauer kritischer Sonderung unterworfen ist. Membra disjecta jeder Art, Citate, Angaben über persönliche Versuche, Masse und Tragweiten, historische Exkurse über einzelne Überlieferungen (z. B. den englischen Bericht von 1795 über das türkische Bogenschiessen) lösen einander ab; von einer klaren Gliederung des Stoffes kann nicht gesprochen werden. So ist eine Orientierung auch durch die Fülle der Kapitel sehr erschwert, und Wiederholungen sind bei dieser Art der Bearbeitung unausbleiblich. Was man wohl im Beginn erwarten mochte, eine Auseinandersetzung mit der vorhandenen Litteratur bei Jähns, Boheim (auch in dem Aufsatz dieser Zeitschrift I, 133, 161), Coltman Clephan, wird nicht einmal versucht. Und die künstlerische Seite der Waffe, von der im Vorwort gesprochen wird, erfährt leider in dem Buche selbst gar keine weitere Erwähnung.

So kann auch der 4. Teil, der die antiken und mittelalterlichen Belagerungsmaschinen (Katapult, Balista und Trebuchet) behandelt, keinen Anspruch darauf machen, als eine wirklich erschöpfende Darstellung dieser schwierigen Materie bezeichnet zu werden. Was Max Jähns (Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens S. 634 ff.) hierüber giebt, wiegt zehnfach schwerer als diese 70 Seiten. So hoch auch des Verfassers praktische Erfahrung im Rekonstruieren eingeschätzt werden darf, so wenig wird man gerade hier auf eine gründliche Untersuchung der oft sehr schwer verständlichen Schriftquellen verzichten können. Der Dank für die ausgezeichneten Abbildungen überhebt uns nicht des Vorwurfes, dass auch an dieser Stelle, verlangt man mehr als eine Aneinanderreihung von Zitaten, ein grosser Aufschwand schmählich verthan sei.

Das Wort „Dilettantismus", das schon lange zwischen den Zeilen unseres Urteils lauert, kann, am Schluss dieser Darlegungen, nicht unausgesprochen bleiben. Das äusserlich so prächtige, mit so viel offenkundigem Fleiss und warmer Liebe zum Gegenstand unternommene Werk wird als technischer Berater stets am Platze sein; die Waffenkunde, eine historische Wissenschaft, die der Waffe als einem Kulturfaktor gerecht zu werden strebt, kann ihm nur einen Platz in dem Vorhof ihres geistigen Arsenals zubilligen. Haenel.



Bericht über die 5. Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde in Zürich.

29. Juni bis 2. Juli 1904.

Am 29. Juni abends fand die Begrüssung der von auswärts erschienenen Mitglieder durch die Schweizer Mitglieder in der Tonhalle statt.

Vorstandssitzung am 30. Juni 1904.

Anwesend: Generalleutnant v. Usedom, Major a. D. v. Ehrenthal, Oberst a. D. Thierbach, R. Coltman-Clephan, Dr. F. Weinitz, Dr. Wegeli als Protokollführer. Der 2. Schrift-

führer verliest den Geschäftsbericht des am Erscheinen behinderten 1. Schriftführers. Die Austrittserklärung des Herrn C. A. Ossbahr in Stockholm wird unter allgemeinem Bedauern zur Kenntnis genommen. Major v. Ehrenthal erbietet sich, Schritte zu thun, um einen so hervorragenden Fachmann wie Ossbahr, dem Verein als Mitglied zu erhalten. Die satzungsgemäss ausscheidenden Vorstandsmitglieder: Generalleutnant v. Usedom, Freiherr v. Lipperheide, Dr. Kekule v. Stradonitz, v. Cranach, Dr. Koetschau, Fürst Odescalchi und Graf Wilczek sollen samtlich der Versammlung zur Wiederwahl in Vorschlag gebracht, als neue Vorstandsmitglieder die Herren Graf Rambaldi-München und Dr. Camillo List, Custos der Kaiserl. Waffensammlung in Wien, empfohlen werden. Da Freiherr v. Lipperheide bedauerlicherweise erklärt hatte, sein Amt als 2. Vorsitzender des Vereins niederlegen zu wollen, beschliesst man, dieses Ehrenamt auf Herrn Schlosshauptmann v. Cranach-Wartburg zu übertragen. Als Pfleger für Schweden wird Freiherr Rudolf Cederström ernannt.

Es folgt nun eine Beratung über die beantragten Satzungsänderungen (vergl. Tageseinteilung in Heft 6, S. 176). Nachdem die Ortsgruppe Heidelberg ihren Antrag I zurückgezogen und Herr Oberst Thierbach erklärt hatte, dass er mit 56 Vollmachten versehen, gegen eine jede Änderung der Satzungen stimmen werde, einigt man sich auf Vorschlag des Major v. Ehrenthal dahin, die Hauptversammlung zu bitten, von der auf der Tagesordnung stehenden Satzungsänderung abzusehen, dahingegen aber den Vorstand zu ermächtigen, künftighin nach den Anträgen I des geschäftsführenden Ausschusses und II der Ortsgruppe Heidelberg zu verfahren. Als Vorort für die Hauptversammlung 1906 soll Nürnberg in Vorschlag gebracht werden, nachdem sich für Koburg, das seitens des geschäftsführenden Ausschusses zunächst ins Auge gefasst war, in letzter Stunde noch Hindernisse eingestellt hatten.

Schliesslich regt der 2. Schriftführer an, dem 1. Schriftführer Herrn Dr. Kekule v. Stradonitz, sowie dem Schriftleiter der Vereinszeitschrift, Herrn Dr. Koetschau für ihre aufopfernde und erspriessliche Thätigkeit zum Nutzen des Vereins telegraphisch den wärmsten Dank und dem verdienten Mitgliede, Herrn Kommerzienrat Max Hirsch, der infolge schwerer Erkrankung an der Teilnahme an der Hauptversammlung verhindert sei, herzliche Wünsche für baldige Genesung auszusprechen.

Erste Hauptversammlung am 30. Juni 1904.

Anwesend 11 Mitglieder und 4 Gäste. 60 Mitglieder sind durch Vollmachten vertreten.

1. Generalleutnant v. Usedom begrüsst die Versammlung.

2. Der Geschäftsbericht des (abwesenden) 1. Schriftführers wird durch den 2. Schriftführer verlesen.

Das Andenken an die Verstorbenen, unter denen sich bedeutende Fachleute, wie das Ehrenmitglied des Vereins Geheimer Rat Dr. v. Hefner-Alteneck und Oberst v. Orelli befinden, wird durch Erheben von den Plätzen geehrt.

3. Es gelangt nunmehr der Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters zur Verlesung:

Einnahme:

Kassebestand am 25. Juni 1902	Mk	3292,15
Mitgliedsbeiträge	„	7031,19
Gründerbeittage (welche bei der Dresdner Sparkasse angelegt sind)	„	500,—
Verkauf der Zeitschrift durch den Verlag und Erlös für einzelne Hefte	„	1455,30
Vereinnahmte Zinsen	„	56,85
Summe der Einnahmen	Mk.	12335,49

Ausgabe:

Rückzahlung der aufgenommenen Schuld (1750 Mk.) nebst Zinsen	Mk.	1784,47
Kosten der Zeitschrift und des Mitgliederverzeichnisses	„	5646,06
Porti und Verläge	„	1015,39
Sonstige Unkosten, Drucksachen etc.	„	544,63
Summe der Ausgaben	Mk.	8990,55

Zusammenstellung:

Summe der Einnahmen	Mk.	12335,49
Summe der Ausgaben	„	8990,55
Kassebestand am 20. Juni 1904	Mk.	3344,94

4. Dem Schatzmeister wird von der Versammlung Decharge erteilt. Hieran anschliessend werden als Revisoren wiedergewählt die Herren Freiherr v. Lipperheide und Michelly, Berlin; als deren Stellvertreter die Herren Oberst a. D. Thierbach und Max v. Dieskau, Dresden.

5. Die satzungsmässig ausscheidenden Vorstandsmitglieder (vergl. Referat über die 1. Vorstandssitzung) werden einstimmig wiedergewählt. Neugewählt werden in den Vorstand: Graf Rambaldi, München und Dr. Camillo List, Kustos der Kaiserl. Waffensammlung, Wien.

Hierauf folgt der mit Beifall aufgenommene treffliche Vortrag des Herrn Vizedirektor Dr. Zemp über schweizerische Bilderchroniken und ihre Bedeutung für die Waffenkunde.

Zweite Vorstandssitzung am 2. Juli 1904.

Anwesend: Dieselben Herren wie am 30. Juni, überdies noch Herr Notar Charles Buttin aus Rumilly, Pfleger für Frankreich.

Als Pfleger werden, ausser dem Freiherrn Cederström in Stockholm, noch Herr Dr. Doer in Zürich für die Schweiz und Herr Edgar du Prelle de la Nieppe in Brüssel für Belgien erwählt. Von Herrn Schlosshauptmann v. Cranach ist inzwischen die Nachricht eingegangen, dass er die Wahl zum 2. Vorsitzenden des Vereins dankend annehme.

Zweite Hauptversammlung am 2. Juli 1904.

Anwesend: 15 Mitglieder und 2 Gäste. 60 Mitglieder sind durch Vollmachten vertreten.

1. Bekanntgabe der Ämterverteilung. Die bisherige Besetzung bleibt, mit Ausnahme des Amtes als 2. Vorsitzender, das infolge Rücktrittes des Freiherrn v. Lipperheide dem Schlosshauptmann v. Cranach übertragen wird. Diese Wahl, sowie die Namen der neuernannten Pfleger werden der Versammlung mitgeteilt.

2. Betreffs der ursprünglich ins Auge gefassten Satzungsänderungen wird das vom Vorstand in der Sitzung vom 30. Juni getroffene Übereinkommen bekannt gegeben und von der Versammlung einstimmig beschlossen, von einer Ergänzung der Satzungen Abstand zu nehmen, dahingegen den geschäftsführenden Ausschuss zu ermächtigen, künftighin Personen, die aus dem Handel mit Altertümern ein Gewerbe machen, nicht mehr als Mitglieder aufzunehmen und ferner, das Ausscheiden der Pfleger gemäss den Bestimmungen des § 7 Abs. 2 der Satzungen zu regeln; letztere Einrichtung soll bei der nächsten Hauptversammlung 1906 in Kraft treten.

3. Oberst Thierbach schlägt der Versammlung vor, den Freiherrn v. Lipperheide in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um den Verein zum Ehrenmitglied des Vorstandes zu erwählen, was einstimmig erfolgt.

Auf Anregung des 1. Vorsitzenden, Generalleutnant v. Usedom, wird ferner beschlossen, bei einem Neudruck des Mitglieder-Verzeichnisses diesem ein alphabetisches Namensregister anzufügen.

4. Als Ort für die Hauptversammlung 1906 wird unter allgemeiner Zustimmung Nürnberg erwählt.

Es gelangen darauf Telegramme des Schlosshauptmann v. Cranach, des Major z. D. Lossnitzer, des Kommerzienrat Max Hirsch und des Dr. Koetschau zur Verlesung.

5. Herr Assistent Dr. Wegeli hält zum Schluss einen mit vielem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Das Solothurner Zeughaus“.

Hierauf spricht Herr Generalleutnant v. Usedom den Schweizer Mitgliedern den wärmsten Dank für die den auswärtigen Mitgliedern bewiesene Gastfreundschaft aus und schliesst die Versammlung mit dem Wunsche gesunden Wiedersehens 1906 in Nürnberg.

Ausserer Verlauf der Hauptversammlung.

In dankenswerter Weise hatten die Züricher Mitglieder, insbesondere Herr Direktor Angst und Herr Dr. Doer sich um die Inszenierung der Versammlung bemüht. Für die Sitzungen waren dem Verein Räumlichkeiten innerhalb des Schweizer Landesmuseums vom Direktor, Herrn Dr. Lehmann, zur Verfügung gestellt worden. Die aus Deutschland, England und Frankreich herbeigekommenen Mitglieder wurden durch die Herren Beamten, Direktor Dr. Lehmann, Vizedirektor Dr. Zemp, Dr. Doer und Assistent Dr. Wegeli in freundlichster Weise durch das Museum, dessen vortreffliche Einrichtungen neben den kulturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Schätzen allseitige Anerkennung fanden, geleitet. Nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen am 30. Juni folgten die Mitglieder einer Einladung des Herrn Rüetschi von Aarau zur Besichtigung des Schützenhauses bei dem Albisgütli nahe Zürich. Am 1. Juli hatte Herr Major Bleuler in Zürich dem Verein einen Dampfer zur Fahrt nach Rapperswyl zur Verfügung gestellt, von den Herren Direktor Angst und Dr. Doer waren die Mitglieder zum Mittagessen im Hôtel du lac daselbst freundlichst eingeladen werden. Für den Abend folgte der Verein der Einladung einer ebenso liebenswürdigen als kunstsinnigen Dame, der Frau Fanny Moser geb. Freiin von Sulzer-Wart, nach ihrer idyllisch gelegenen Besitzung auf der Halbinsel Au.

So verlief die Hauptversammlung in Zürich in einer, wohl für alle Teilnehmer unvergesslichen Weise.

M. v. Ehrenthal.

Veränderungen:

Herr Hauptmann Meyer ist Adjutant der 2. Infanterie-Brigade Nr. 46 und wohnt Dresden-N., Tieckstr. 25 I, Herr Oberleutnant d. L. Kuhr ist Dr. jur utr. und nach Wiesbaden, Walluferstr. 1 verzogen, Herr Dr. H. A. Krüger, Dresden, ist nach Beilstr. 31, Herr Dr. Haenel, Dresden, nach Striesenplatz 13 II verzogen.

Dem Verein neu beigetreten sind die Herren:

Boissonas, Charles, architecte, Genève, 23 rue Lefort.

Galopin, Conservateur de la salle des Armures, Genève.

Paul de Pury, Conservateur du musée historique, Neuchâtel.

Roman Abt, Ingenieur, Luzern.

Rüetschi, H., Eigentümer einer Glocken- und Geschütz-Giesserei, Aarau.



Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.



Ansicbt von der Sudostseite.

Aus dem Zeughause der Veste Hohenwerfen.

Von Dr. **Otmar Baron Potier.**

Nach der trotzigen Veste Hohensalzburg galt das südlich des Passes Lueg liegende Hochschloss Werfen als das stärkste Bollwerk des Landes Salzburg. Auf steilem Felskegel thronend, beherrschte es vollständig die uralte aus Baiern nach Kärnten und Steiermark einerseits, nach Tirol andererseits führende Heerstrasse.

Es war natürlich, dass die geistlichen Landesfürsten, welche mit sicherem militärischem Blick eine so ausgedehnte Veste gerade an einem Punkte anlegten, welchen schon die Natur zu einer Thalsperre wie geschaffen hatte, bedacht waren, dieses Felsenschloss mit Wehr und Waffen reichlich zu versehen. Nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes im Jahre 1525 wurden nach Werfen unter dem Erzbischofe Matthäus Lang v. Wellenburg Geschütze und andere Kriegsbedürfnisse geschafft. Der vom 7. August 1526 datierte „Vermerkht was Wilhalbm Diethenhaymer als dy Zeit Haubtman des schloss Werffenn In seinem abschaiden (Abschied), Herren Blasienn v. Kewtzschach pfleger vnd brobst zw Werffenn, für gschütz vnd weer so zum schloss gehört vbergeantwurt hatt" gibt ein anschauliches Bild von dem Inhalte des alten Zeughauses im Schlosse.

„Erstlich eingeantwurtt zway Falkhenetl zuegehörig Herren Cristoffen graffenn pfleger zw Radstadt, sambt ainem modl vnd Ladung.

„Item zwen eisnen Topl Hackenn dabey ain modl, ain pulfer flaschenn vnd tzwainzig kugl, Pulver centen ain vnd zwaintzig ℔.

„Item mehr dreizehn eisnen Hackenn dabey fünf pulfer flaschenn, ain modl sambt vierhundert funf vnd virtzig eisnen kugl.

„Mer zehen messing Hackenn dabey vir pulfer flaschenn, ain modl, sehs vnd dreissig eysnen chugl, ain gieslöfl.

„Item vier messing Hant-Ror, funf eysnen Hant-Rör dabei acht pulfer flaschenn, zwen mödl, ain guslöfl vnd virtzig chugl.

„Mer Syben Helmparten, Mer ainhundert vnd sechs lang spiess.

„Item Sechs all Spies (Ahlspiesse).

„Item was speis vberbelibenn ist, ain centen Tigen (?) Rosvleisch, ain centen Schmaltz, Sechs schaff mel saltzburgermass, Schweinen Vleisch drithalben Pachenn (= ein halbes gemästetes Schwein), acht pfundt vnausgelassen Vnslit, Newn pfundt ausgelassen Vnslit, Scholten sechs pfundt, Kertzen drew pfundt. Geschniten Kraut vngeuar ain halben Kesl, Semel mel ain halh mutl (1 mut = 1 Scheffel, 2 Viertel) werfner mass, Saltz vir fueder.

„Item wein anderhalben stärtin (= 90,5 Liter) zwo Lagl (1 Lagel = 77 Liter).

„Diser obgeschribenn einantwurtung hat yeder tail an span zetl gleichlauttent. Geben zw Werffen auf dem schloss am erchtag vor lawrenti Anno dni etc. XVC. Im XXVI."

In einem wenige Monate später aufgenommenen „Vermerkht wie viel mein Herr, Herr Blasy v. Kewtzschach, Ritter, Zeug vnd weer dem Steffan Wishew auf beuelich meines genedigisten Herrn von Salzburg etc. Im schloss, so dy pawrn hinzue haben bracht, vbergeantwurt hatt an montag nach vnser Frawen enpfanknustag (am 10. Dezember) 1526" werden folgende Gegenstände aufgezählt:

„Erstlich Hant Ror 36; Stächlpogen 40; hürnen armbst 56; Helmparten 8; Pernspies (Bärenspiesse) 18, Pantzer 6;

Winten 3; Chrapen (Krampen — Erdhauen) 8; Vordertail 54; Eisenhuet vnd Hauben 12; Plechhantschuech 9; Schlachtschwert 3; Ander schwert 3; Gamhsnetz 4; Truml 1; Vandl 1."[1])

Nach einer anderen, jedoch gleichzeitigen Aufzeichnung waren ausserdem im Schlosse vorhanden:

„Sweinspiess 6; Lannmspiess 2; Thierspiess 9; Persnetz (Bärennetze) 3."

Aus diesen Listen ersieht man ferner, dass der Mundvorrat für den Unterhalt der reisigen Knechte bis auf den Wein ziemlich karg bemessen war.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts mussten auch die Schlösser der benachbarten Gerichte im Gebirge eine Menge wertvoller Geschütze und Waffen nach Werfen abliefern. Besonders grossartig scheint das um 1596 hierhergebrachte Zeughaus der am Eingang ins Gasteiner Thal begüterten Herren von Goldegg gewesen zu sein. Diese Vermehrung des Waffenvorrats bedingte die Verwendung des 1565 erbauten Getreidekastens als Zeughaus; auch andere Räume im Schlosse wurden als Waffenmagazine hergerichtet.

Zeugwart — im Jahre 1565 wird auch ein Plattner im Schlosse angestellt — und die Mannschaft.

Die allgemeine Erschöpfung, welche die Wirren des Dreissigjährigen Krieges nach sich zogen, hatten zur Folge, dass die Veste immer mehr den Charakter einer Strafanstalt annahm. Waren schon während der Bauernaufstände und der Protestantenbewegung im Lande die traurigen Arrestantenzellen des Hochschlosses mit Edlen und Bauern dicht besetzt, so hatten nunmehr vorzugsweise alle zu lebenslanger Haft Verurteilten ihre Tage in Hohenwerfen zu verbringen.

Hatte man in Salzburg durch mehrere Menschenalter hindurch den Krieg nur vom Hörensagen gekannt, so pochte am Ende des 18. Jahrhunderts die Kriegsfurie vornehmlich genug an die Pforte dieses Ländchens. Weil die Fortschritte der Waffentechnik, der Kriegskunst, dem Hochschlosse Werfen jeden militärischen Wert als Sperre genommen hatten, so brachte die österreichische Besatzung, welche seit 1797 auf Grund eines Übereinkommens mit dem Erzbischof Hieronymus Grafen Colloredo



Fig. 1.

Diese stete Sorge für die Wehrhaftigkeit des festen Platzes äusserte sich auch in baulichen Veränderungen verschiedener Natur, wie in der Vermehrung der Besatzung, welche niemals unter 8 bis 10 Mann betragen haben dürfte; im Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts lagen durchschnittlich 50 bis 80 Knechte im Hochschlosse. Seit 1581 wurde dieses Kriegsvolk auf einen besonderen Artikelbrief vereidigt, welcher unter anderem bestimmte, dass kein Soldat das Schloss eigenmächtig verlassen, oder sich „überweinen" dürfe, sobald er einen Posten beziehen musse; der Briefwechsel unterlag der Kontrolle seitens des Wachtmeisters; die Verletzung eines Kameraden im Streit büsste der Jähzornige mit dem Verluste der Rechten.[2]) Der Schlosshauptmann führte im Gegensatz zu dem Kommandanten der Veste Hohensalzburg den Titel Vizekommandant; unter ihm standen der Wachtmeister, der

in Zeiten der Gefahr in die Veste gelegt worden war, am 27. Dezember 1800 alle Geschütze nach Passau und von da nach der Tillysburg bei Enns, während die brauchbaren Flinten unter die Truppen verteilt wurden. Nach einer „Konsignation über die im Schloss Werfen aufbewahrten Armaturen, Munition und Materiale" waren damals im Zeughaus vorhanden:

2 siebenpfundige Kanonen von Flossen (?);
52 Poller von Flossen;
86 Kurze Gewehre;
12 Schlachtschwerter;
76 Bauernsabel;
423 Harnische;
33 Deutsche Gewehre auf Doppelhaken Art;
2900 Kugeln von Flossen;
128 Kartätschbuchsen;
252 ungefüllte Haubitzgranaten;
169 „ Rollgranaten;
48 Handgranaten;
2000 Bleykugeln;
521 Bleykugeln von Flossen.

Als vier Jahre später die Veste von der Besatzung gänzlich geräumt wurde, wanderte der Rest

[1]) Mitteilungen der Gesellschaft für Salzb. Landeskunde, XXXI. Bd.

[2]) M. Mayr, Veste Hohenwerfen, Innsbruck 1903.

der noch vorhandenen Waffen — 11 vergoldete Ringkragen, Doppelhaken, Musketen, Schlachtschwerter, Morgensterne, Stangenwaffen aller Art, 25 Fahnen und 1 Standarte — nach Salzburg.[3]) Doch konnte 1809 Haspinger einen beim Stegenwaldwirtshause errichteten Verhau noch immer mit 2 dem Schlosse Werfen entnommenen Schlangen bestücken.[4]) Seit dem Frankfurter Vertrag, welcher Salzburg an Bayern brachte, führte in Werfen ein bayrischer Sergeant die Aufsicht. Vor dem Abzuge der Bayern im Jahre 1816 aus dem Lande wurde alles, was nur den Namen Waffe irgendwie verdiente, darunter allein 600 Zentner Luntenstricke aus Werfen in das Hauptzeughaus nach München überführt.[5]) Dieser noch immer verblüffend reiche Vorrat an Kriegsmaterial erklärt sich daraus, dass man auch in Salzburg am Ende des 16. Jahrhunderts an die Errichtung einer Landesdefension, also

dass es alles, was nicht niet- und nagelfest war, um ein Spottgeld an den Meistbietenden verschleuderte. Erst im Jahre 1823 rettete ein kaiserliches Reskript das ehrwürdige Schloss vor der Gefahr, ganz zur Ruine zu werden: Hohenwerfen wurde dem Militär-Ärar übergeben und seit 1824 mit einem Genieoffizier, einem Schanzkorporal und einer kleinen Abteilung Geniesoldaten belegt, welche eifrig bemüht waren, die Schäden, welche die Zeit, die rasch wechselnde Staatszugehörigkeit und pietätloser, nur auf das Praktische gerichteter Unverstand angerichtet hatten, nach Kräften auszubessern. Infolge der Einführung weittragender Geschütze militärisch wertlos geworden, verlor die Veste im Laufe der Jahre auch diese kleine Besatzung und wurde endlich, als das Reichsbefestigungssystem auf ganz neuer Grundlage aufgebaut worden war, im Herbste des Jahres 1876 der Finanz-

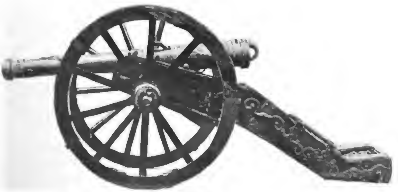


Fig. 2.

nach modernem Sprachgebrauche eines Landsturmes, geschritten war. Erzbischof Wolf Dietrich, dieser merkwürdige Mann, legte nämlich der Bevölkerung eine Steuer militärischen Charakters, das Rüstgeld, auf. Die für dieses Rüstgeld angeschafften Waffen wurden in den festen Plätzen des Landes, also in Hohensalzburg und Hohenwerfen, aufbewahrt, und erst im Bedarfsfalle die aufgebotenen Landstürmer damit beteilt. War die Gefahr vorüber, so wanderten die Musketen und Spiesse wieder in die Zeughäuser zurück.[6])

Das k. k. Ärar, unter dessen Obhut die Veste gekommen war, leitete seine Herrschaft damit ein,

verwaltung übergeben, von welcher sie nach 16 Jahren Graf Oswald Thun-Salm durch Kauf erwarb.

Mit dem Monat August des Jahres 1898 als dieses „ehrwürdige und pittoreske Altertum" in den Besitz Sr. kaiserlichen und königlichen Hoheit des hochwürdig-durchlauchtigsten Herrn Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Eugen überging, beginnt für das Hochschloss Werfen und für das in demselben untergebrachte Zeughaus ein neuer Abschnitt. Mit gewissenhafter Schonung des Bestehenden wird die Veste ausgebaut und nach Möglichkeit so ausgestattet, wie die Überlieferung dies lehrt.

Das erneuerte Zeughaus, ich folge der von M. Mayr gegebenen Beschreibung, befindet sich in dem mächtigen Bau des Getreidekastens. Über einem von einer dicken Säule aus Stein gestützten Kellergewölbe erhebt sich der erste Kasten, das Mehlgewölbe oder die spätere Büchsenkammer,

[3]) M. Mayr, Ebenda.

[4]) Horrer, J., Orts-Chronik des Marktes Werfen im Pongau, 1879.

[5]) M. Mayr, Ebenda.

[6]) Erben, Kriegsartikel und Reglements als Quellen zur Geschichte der k. u. k. Armee. Mitteilungen des Heeresmuseums, Wien 1902.

welche von dem unteren Teile der langen, ungedeckten Weinstiege aus zugänglich ist. Über eine hölzerne Stiege gelangt man in das zweite Geschoss. Zwei weitere Geschosse sind in gleicher Weise angeordnet; auch sie verbinden hölzerne Stiegen und tragen in der Mitte je einen Holzpfeiler. Das dritte Geschoss war im 17. Jahrhundert zur Musketen- oder Flintenkammer, das vierte zur Harnischkammer umgewandelt worden. Unter dem Dache befand sich die Kotzenkammer, wo Wachtpelze, Filzstiefel, Decken aufbewahrt wurden. Die Fussböden wie die Decken waren in all diesen Kammern von jeher aus Holz, die beiden Zugangsthüren, aus dem vierten Kasten führt eine zweite Thür in den westlichen Wehrgang des oberen Schlosses, von aussen mit starken Eisenplatten bekleidet. Die Fensteröffnungen sind zum Teil vergittert und mit rot-weiss-rot bemalten Holzläden versehen.

Den Stock der in diesen weiten und hohen Räumen aufgestellten Sammlung von Waffen bildet das Kriegsgeräte, welches aus der alten Rüstkammer des freiherrlich Geusauschen Schlosses Engelstein bei Weitra in Niederösterreich herrührt.[1] Um



Fig. 3.



Fig. 4.

diesen Stamm gruppieren sich die Erwerbungen, welche im Laufe der Jahre an anderen Orten gemacht worden waren.

Von diesem Materiale fanden die Geschütze, sowie deren Zugehör in dem von der Weinstiege zugänglichen Gewölbe, der Kanonenhalle, ihren Platz, während das nächste Geschoss Waffen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, das darüber liegende gangartige Gelaß Piken und Luntenmusketen birgt. In dem letzten Raum endlich wurden Jagdgeräte, Musikwerkzeuge und Kuriositäten aufgestellt.

Der räumliche Umfang des Zeughauses im Verhältnisse zu dem vorhandenen recht verschieden gearteten Waffenvorrat, der Umstand, daß das Zeughaus dem allgemeinen Besuche zugänglich gemacht werden sollte, verbot von selbst ein blosses Magazinieren der Waffen, wie dieses ja in einer Rüstkammer eigentlich am Platze wäre, und drängte das dekorative Moment vielleicht mehr, als dieses in einem Zeughause billig ist, in den Vordergrund.

Der Verfasser dieser Skizze, welcher die Aufstellung — nicht den Ankauf — der in Hohenwerfen befindlichen Waffen zum grössten Teile besorgte, hielt sich bei seiner Aufgabe zwar möglichst an die Angaben der Zeugbücher des Kaisers Max,

[1]) Zeitschr. f. hist. Waffenkunde, I, 213.

doch veranlassten ihn besonders die beträchtliche Höhe der zwei wichtigsten Räume des Zeughauses, die Sorge für die persönliche Sicherheit der Besucher, welche beispielsweise durch an den Fensterpfeilern hervorragende Spitzen von Stangenwaffen gefährdet worden wäre, zu mancherlei Abweichungen von den Grundsätzen Maximilians, wie ja auch die verschiedene Höhenlage der Schiessscharten ein vorschriftsmässiges Aufstellen der österreichischen leichten 15 cm-Granatkanonen M. 59 hinderte, obwohl das erforderliche Bettungsmaterial zu Gebote stand. Alle diese Mängel aber wird der einsichtige Fachmann gewiß um so milder beurteilen, als ja der Charakter eines reinen Waffendepots, zu welchem prinzipiell blos die dort Beschäftigten Zutritt haben, sich nur schwer mit einer allen zugänglichen Bildungsstätte in vollsten Einklang bringen lässt.

Und nun seien die Freunde dieser Zeitschrift zu einem kurzen Rundgange durch das Zeughaus der Veste Hohenwerfen eingeladen.

Den Typus des im 16. Jahrhunderte gebräuchlichen Feldgeschützes verkörpert eine Schlange in originaler Lafette, deren 136 cm langes Rohr aus Bronze bei einem Kaliber von 33 mm das Wappen und den Namen des alten böhmischen Geschlechtes derer von Prag aufweist (Fig. 1). Angehörige dieser Familie wanderten nach Kärnten, Steiermark und später nach Oberösterreich ein, wo Friedrich III. von Prager die Würde eines Landeshauptmannes bekleidete und die Herrschaft Windhag im Mühlviertel erwarb, von welcher Besitzung sich seine Nachkommen den freiherrlichen Titel beilegten.[5])

Nur um wenige Jahre jünger ist eine zweite Feldschlange (Fig. 2), deren schön reliefiertes Rohr eine Schlange und das Stammwappen des alten fränkischen in Nürnberg und Kempten eingesessenen Geschlechtes Reitsperger neben der Legende

HANS : REISCHPERGER : VO . S : ROM . KAY . MI : ZEVEWART . ZV . WIEN : . 1595 .

enthält, während die Lafettierung jüngeren Datums ist. Gesprächiger als die Akten des Wiener Adelsarchivs über jenen Friedrich von Prag sind diejenigen des k. u. k. Reichsfinanzministeriums, der ehemaligen Hofkammer, über unseren Hans Reischperger. Im Mai des Jahres 1595 wird er nämlich mit einem Jahresgehalte von 30 Gulden für sich und einen Schreiber als kaiserlicher Zeugwart zu Wien angestellt. Die Vermutung unseres verehrten Vereinsmitgliedes, des Herrn A. Schönberg-Diener in Dresden, welchem ich für seine äusserst wertvolle mir in selbstlosester Weise gewährte Hilfe bei der mühevollen Lösung heraldischer und genealogischer Rätsel auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank ausspreche, Reischperger sei auf der Donau aus Bayern nach Österreich gekommen, wird durch einen an den „Mautner in Linz" gerichteten Befehl, er möge die „Musqueten, so Hans Reichsperger, kaiserlicher Zeugwart allhier, bei ihm hinterleget habe" schleunigst nach Wien senden, gestützt. Vom 15. November ist eine „Supplikation des Zeugwartes um Bezahlung eines Zehrungspartikulares von 18 Gulden, 5 Schock Pfennigen" datiert, die Reischperger gelegentlich einer Dienstesreise nach Neuhaus und Falkenstein in Oberösterreich liquidiert hatte. Am 20. Februar 1596 aber bittet in einer Eingabe die „Magdalena Reichbergerin, Witib des seligen Zeugwartes", man möge ihr das ausständige Gehalt ihres „jüngst verstorbenen Ehewirtes" ausbezahlen. Darnach dürfte Reischperger im Januar 1596 gestorben sein. Am 8. Juni 1596 erhält Frau Magdalena die 18 Gulden, welche ihr Gatte am 15. November des vorhergehenden Jahres begehrt hatte, muss sich jedoch den Abzug der 5 Schock Pfennige gefallen lassen. Und nun ergeht an die Witwe ein „Ratschlag" um den anderen, sie möge endlich einmal Rechnung legen; aber die Reichbergerin stellt sich recht schwerhörig: Sie lässt alle Mahnungen der Hofkammer einfach unbeantwortet. Da Reischperger also nur höchstens neun Monate kaiserlicher Zeugwart gewesen sein kann, mithin die Zahl der während seiner Amtsführung gegossenen Kanonenrohre eine ganz geringe gewesen sein dürfte, so erhöht dieser Umstand den Wert dieses prächtig ciselierten Rohres.


Fig. 5.

Ein kurzes Falkonet (Fig. 3) trägt das Wappen, die Initialen des Gundakar Freiherrn von Diet-

[5]) E. H. Kneschke, Neues allgemeines deutsches Adelslexikon, Leipzig 1867.

richstein (geboren 1623, in den Reichsfürstenstand erhoben 1684, gestorben zu Augsburg am 25. Jänner 1690[9]) und die Jahreszahl 1644. Ein anderes mit der Jahreszahl 1688 versehenes Rohr zeichnet sich durch das Wappen des 1780 erloschenen bayrischen Adelsgeschlechtes von Altmannshausen aus, während die Jahreszahl 1690 und die Initialen auf einem gusseisernen Schemelmörser auf Kaiser Leopold hinweisen.

Unter den noch vorhandenen Geschützen verdient endlich eine eingehendere Beschreibung ein 318 cm langes schön patiniertes Bronzerohr spanischer Herkunft, welches den Namen EL ASIANO, der Asiate, führt und in einer der Rheinmündungen in geladenem Zustande gefunden worden ist. Auf den das spanische Staatswappen umgebenden Spruchbändern liesst man: VIOLATI FVLMINA REGIS und CAROLVS III. D. G. HISPAN. ET. INDIA . REX. Das von Akanthusblättern bedeckte Bodenstück verrät uns den Namen des Giessers — SOLANO. FECIT. HISPALI. ANNO. 1762 — dieses zwei Geschossaufschläge aufweisenden Rohres von 11,5 cm Kaliber. Don José Solano wird am 6. Juni 1744 als Adjunkt der Geschützgiesserei zu Sevilla genannt.[10]) Ausser drei Lafetten, von welchen die eine mit „Lade und Bank" zu einer Haufnitze aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhundertes gehörte, ist noch die bedeutende Zahl. 62 Bündel, von Luntenstricken bemerkenswert, von denen ein jeder Bund 20 bis 30 Meter enthält.

Im nächsten Stockwerk lenkt unter den Schlachtschwertern ein Flamberg unsere Aufmerksamkeit auf sich, dessen Klinge das Wappen des Erzbischofs Marcus Sitticus Grafen von Hohenems schmückt. Der auf der Parierstange eingeschlagene Eigentumsstempel des Münchener Zeughauses bildet aber zugleich einen Beweis dafür, wie gründlich seinerzeit die Entwaffnung des Landes durchgeführt worden war. An die nun seit einem Jahrhundert verklungene Herrlichkeit der kunstsinnigen geistlichen Landesherren Salzburgs erinnert die Reihe der mit prächtiger Ätzmalerei bedeckten Stangenwaffen, mit welchen einst die Trabanten der Erzbischöfe bei kirchlichen und höfischen Feierlichkeiten paradierten. Diese Helmbarten, Cousen und Partisanen finden in glücklichster Weise in neun schönen niederländischen Helmbarten ihr Gegenstück.

Fast genau mit der im zweiten Bande dieser Zeitschrift abgebildeten (S. 319, Fig. 77) Hakenbüchse stimmt einer der drei in Werfen vorhandenen Buchsenläufe aus Bronze uberein, wahrend unter den eisernen Büchsenläufen die auf Seite 269, Fig. 70, 2 und 3 dargestellten Formen auftreten.

Von besonderem Interesse jedoch sind drei in eigentümlich gestaltete Böcke gebettete Büchsenläufe, von welchen einer hier kurz gewürdigt werden soll (Fig. 4). Der 14,5 Kilogramm schwere Lauf aus Schmiedeeisen misst in der Länge 98 cm, bei einem Kaliber von 28 mm. Ein 11 cm hoher, 6,5 cm an seiner Basis langer Haken befindet sich 31 cm von der ringartig verstärkten Mündung entfernt. In das senkrecht gebohrte, kreisrunde, mässig trichterförmige Zündloch wurde ein Piston zum Aufsetzen von Zündhütchen eingeschraubt, welche entweder von einer roh geschmiedeten Schlagfeder oder einem langgestielten Hammer entzündet werden. Hebt man den Lauf aus seinem derzeitigen Lager heraus, so gewahrt man, dass eine Hülse das Hineinstecken eines Stangenschaftes in den Lauf ermöglichte und dieser einst mit roter und schwarzer Farbe bemalt worden war. Sowie andere nun in Werfen aufgestellte Büchsenläufe sich einst die Verwendung als Wasserleitungsröhren hatten gefallen lassen müssen, ebenso beweist die kunstlose Zündvorrichtung und der gewichtige Bock, dass diese Büchse, gleich ihren beiden Schwestern, vor gar nicht so langer Zeit ihre Stimme bei Festen galizischer Bauern erschallen liess. Wohl nur den Wert eines Kuriosums besitzen drei aus Engelstein stammende Orgelgeschütze (Fig. 5). Weil Schüsse aus diesen fächerförmig in Winkeln von 56 bis zu 73 Graden angeordneten Läufen, vermöge des bedeutenden Streukegels auch auf kurze Entfernung wenig Schaden unter dem Gegner anrichten werden; die vier Schildzapfen des eisernen Rahmens auch nicht den Läufen die geringste Elevation zu erteilen erlauben. so dürften diese Schiessvorrichtungen für den praktischen Kriegsgebrauch wenig Wert besessen haben. und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir in ihnen lediglich Projekte zu Orgelgeschützen erblicken.

Die achtundvierzig Musketen mit Luntenschlossern weisen auf den Läufen teils die Beschaustempel von Suhl, teils den gekrönten Namenszug der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. auf. Dr. Erben schreibt wohl mit Recht diese Stempel der Wiener-Neustädter Armaturgewerkschaft zu.[11]) Zur Belebung der heimischen Industrie liess nämlich Kaiser Ferdinand im Jahre 1656 aus Holland 17 Meister und 36 Gesellen der ins Gewehrwesen einschlagenden Gewerbe nach Österreich kommen und siedelte dieselben in Neustadt an.[12]) An einem Wallgewehr ist es auffallend, dass der Hakenbüchsenlauf den Stempel Leopolds, das französische Flintenschloss dagegen die Bezeichnung Potzdam Magaz. S. A. D. trägt.

[9]) C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich.

[10]) José Gestoso y Perez, Ensayo de un Diccionario de los Artificis que Florecieron en Sevilla, 1899, I.

[11]) W. Erben und W. John, Katalog des k. u. k. Heeresmuseums, Wien 1903.

[12]) A. Dolleczek, Monographie der k. u. k. öst.-ung. blanken und Handfeuerwaffen, Wien 1896.

Die im Zeughaus vorhandenen Musikinstrumente sind zum Teil aus den Werkstätten namhafter Trompeten- und Waldhornmacher hervorgegangen; es treten die Namen Ehe und Kodisch in Nürnberg, Dominik Leicher in Augsburg, Franz Leicham-Schneider (1759), Anton und Ignatz Kerner (1760), Jarovsky in Wien auf.

Eine kleine Gruppe morgenländischen Kriegsgerätes, überragt von einer bei Belgrad erbeuteten türkischen Fahne,[13]) erinnert schliesslich an die Thatsache, dass im Jahre 1603 mit den kaiserlichen Kriegsvölkern auch drei Fähnlein Salzburgischer Knechte nach den damals von türkischen Paschas beherrschten Gegenden Ungarns gezogen waren, um gegen den Erbfeind der Christenheit zu streiten, und dass 114 Jahre später Prinz Eugen, der edle Ritter, in sieghaftem Stürmen den Halbmond von Belgrads Zinnen riss, dafür aufpflanzend des Reiches Panier, das Sinnbild damals blühender abendländischer Kultur. Von einer solchen kündet auch das Zeughaus in Hohenwerfen. Neu erstanden durch eines Prinzen Eugen kunstverständige und pietätvolle Würdigung der Geschichte vergangener Tage, lehrt es uns eindringlich, dass zu allen Zeiten Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst, somit Kultur und Wohlstand nur keimen und gedeihen können unter dem Schutze guter Waffen zu kräftiger Wehr.

[13]) Ein auf das Fahnenblatt geheftetes Chronogramm, dessen Majuskeln die Jahreszahl 1717 ergeben, weist darauf hin:

trIVMphaLIa
Ista InsIgnIa
A tVrCIs
Bel. (gra) Do
atpo (rt) ata.



Der Dresdner Münzpallasch.

Von Professor Dr. **B. Pick**, Vorstand des Herzoglichen Münzkabinets zu Gotha.

Der Pallasch des Königl. Historischen Museums zu Dresden[1]), dessen Gefäss hier in halber Grösse von beiden Seiten abgebildet ist, muss durch seinen ungewöhnlichen Schmuck ebensosehr die Aufmerksamkeit des Münzfreundes wie die des Waffenkundigen erregen. Ich habe es daher auf Wunsch der Direktion gern übernommen, die Münzen, mit denen das Gefäss besetzt ist, hier zu beschreiben, — um so lieber, als der einstige Besitzer des Pallaschs, der diesen eigenartigen Schmuck daran anbringen liess, jedenfalls auch ein Liebhaber der antiken Münzen gewesen ist. Ob der Rittmeister Heinrich Ludwig von Trotha, der das schöne Stück im Jahre 1607 dem Kurfürsten Christian II. geschenkt hat, selbst Münzsammler gewesen ist, konnte ich nicht feststellen; es ist wohl möglich, doch könnte er den Pallasch auch schon mit diesem Schmuck erworben haben. Jedenfalls zeigt die Auswahl und Anordnung der Münzen, dass der Mann, der das Gefäss so ausschmücken liess, es mit ebensoviel Geschmack wie Verständnis gethan hat. Es sind dabei im ganzen 48 silberne Münzen zur Verwendung gekommen: 10 am Knauf, 26 an der Parierstange und 12 am Griffbügel. Die meisten sind römische Denare, fast alle aus der Zeit der Republik; aber an den hervorragendsten Stellen sind grösstenteils griechische Münzen angebracht und — einige Fälschungen. Die Römer scheinen alle echt zu sein, soweit die Vergoldung nicht die Entscheidung unmöglich macht, ob sie nicht gegossen sind; doch ist das unwahrscheinlich. Auch die Griechen sind mit zwei Ausnahmen antik. Aber die beiden Stücke, die die Parierstange links unten abschliessen, der Kopf des Themistokles (!) und eine sitzende Frauengestalt, sind Erfindungen, wie sie von italienischen und holländischen Künstlern der Renaissancezeit in Menge hergestellt worden sind; es giebt in dieser Art ganz unglaubliche Schöpfungen, Münzen von Priamos, Agamemnon, Dido, Aristoteles, Hannibal u. s. w. In der Zeit um 1600 wurden solche Stücke vielfach auch für echt gehalten, und in allen alten

[1]) Vgl. M. v. Ehrenthal, Führer durch das Königl. Historische Museum zu Dresden, 3. Aufl., S. 183 Nr. 69.

Münzsammlungen sind sie in grosser Zahl vorhanden, wenn auch natürlich von den echten getrennt. Noch weniger auffallend ist das Vorhandensein der beiden anderen falschen Stücke; denn das eine (I B) ist nach einem echten gemacht, das andere (III A 1) ein sehr guter silberner Abguss von einem goldenen Original. Der gute Geschmack des alten Besitzers zeigt sich — ausser in dem Besitz einiger besonders schöner Münzen — in der Anordnung der Stücke. Auf der einen Seite des Gefässes erscheinen nur Köpfe, auf der anderen nur andere



Vorderseite.

Bilder, so dass die Vorderseite des Pallaschs also fast nur Vorderseiten von Münzen zeigt und die Rückseite fast nur Rückseiten (Ausnahmen siehe unten II A 10, II B 9 und III B 1). Umgekehrt sind am Rande des Knaufes die vier Köpfe hinten und die vier Rückseiten (lauter Tiere) vorn angebracht; diese acht Stücke scheinen auch etwas beschnitten zu sein, weil sie zu gross waren, während alle andern wohl ihren richtigen Umfang behalten haben. Die Vorderseite des Knaufes ist mit der schönsten aller Münzen, einem der berühmten syrakusanischen Dekadrachmen, geschmückt; die Rückseite dagegen nimmt ein Stück aus falschem Stempel ein, dessen Wahl vielleicht durch das militärische Bild, den siegreichen Kaiser an der Kriegstrophäe, bestimmt worden ist. Die beiden nächstgrössten Stücke zieren die Mitte der Parierstange, auf der Klinge; es sind Vorder- und Rückseite von zwei gleichartigen Tetradrachmen. Und während die übrigen Münzen an der Parierstange gewöhnliche Denare sind, erscheinen an den beiden Enden sowie an der Stelle, wo der Griffbügel ansetzt, grössere Stücke; die letzteren sind überdies so gedreht, dass sie besser von dem einen Teil zum andern hinüberleiten. Auch den oberen Abschluss des Griffsbügels bilden zwei solche grössere Münzen. Und endlich sei darauf hingewiesen, dass die Köpfe an der Parierstange alle nach der Mitte zu sehen: die auf der linken Seite sind (ebenso wie die am Griffbügel) rechtshin, die auf der rechten Seite linkshin gewendet.

Die Bestimmung der Münzen — d. h. die Feststellung, von wem jedes einzelne Stück geprägt ist — war dadurch erschwert, dass immer nur eine Seite sichtbar ist, während die andere durch die Befestigung am Pallasch unzugänglich geworden ist. Die früher einmal von anderer Seite ausgesprochene Vermutung, dass die Münzen zerschnitten und die zusammengehörigen Hälften einander gegenüber angebracht wären, war irrig; thatsächlich sind die sich entsprechenden Stücke in keinem einzigen Falle Vorder- und Rückseite derselben Münze, und es wäre überhaupt nicht möglich gewesen, die grösstenteils nur 2 mm starken Denare sauber zu spalten. Wir haben lauter ganze Münzen vor uns, und in den meisten Fällen ist es auch so möglich gewesen, sie auf Grund der sichtbaren Seite genau zu bestimmen; wo Unsicherheit besteht, ist das ausdrücklich gesagt; unbestimmbar sind nur zwei Stücke geblieben (II A 3 und II B 1). — Die Reihenfolge der Münzen in dem folgenden Verzeichnis ist die, dass zuerst der Knauf (I), dann die Parierstange (II), zuletzt der Griffbügel (III) beschrieben wird, und zwar überall zunächst die Vorderseite mit den Köpfen (A) und darauf die Rückseite mit den Bildern (B). Die Beschreibungen sind so gehalten, dass für die sichtbaren Seiten Bild und Schrift genauer angegeben sind, während dahinter in eckigen Klammern von der nicht sichtbaren Seite nur das Bild kurz angedeutet ist. Erklärungen der Typen habe ich im allgemeinen nicht hinzugefügt, weil das zuviel Platz eingenommen hätte. Dagegen schien es nützlich, Datierungen und Citate beizufügen, letzteres um gegebenen Falles die Münzen in den massgebenden Werken aufsuchen zu können. Für die meisten Münzen am Pallasch war das Werk von E. Babelon, Déscription historique et chronologique des monnaies de la République romaine (Paris 1885/86), zu citieren; die auf diesen Münzen erscheinenden Namen sind die der Münzmeister oder anderer mit der Prägung beauftragten Beamten; die für diese Serien gebräuchliche Bezeichnung „Familienmünzen" führt irre und sollte lieber vermieden werden. Die Citate für die wenigen anderen Stücke sind an ihrem Ort deutlich angegeben. Die Abkürzungen Vs. und Rs. bedeuten Vorderseite und Rückseite, l. und r. = links-

hin und rechtshin vom Standpunkt des Beschauers, wie es in der Numismatik üblich ist, also nicht so wie in der Heraldik, deren Brauch den meisten Lesern dieser Zeitschrift wahrscheinlich geläufiger ist.

I. Der Knauf.

A. Vorderseite: Dekadrachmon von Syrakus (um 400 v. Chr.). Kopf der Nymphe Arethusa mit Schilfkranz, Ohrgehänge und Halsband l., umgeben von vier Delphinen; hinter dem Halse eine Muschel; oben und hinten Reste der Inschrift *ΣΤΡΑΚΟΣΙΩΝ*.

[Rs.: Viergespann l. fahrend, darüber Nike r. schwebend, um den Wagenlenker zu kränzen; im Abschnitt Waffen.]

Abgebildet bei Arthur J. Evans, Syracusan „medallions" and their engravers (London 1892) pl. V, 10 (vgl. British Museum Cat. Sicily p. 172, 186).

Die Münze gehört zu jener Reihe der Zehndrachmenstücke von Syrakus, die mit Recht als die schönsten Münzen des Altertums angesehen werden und einst auch Goethes höchste Bewunderung erregten; es ist eine der früheren Arbeiten des berühmten Stempelschneiders Enainetos, dessen Name allerdings auf diesem Stempel nicht angegeben ist. Nachahmungen der Dekadrachmen wurden in der Renaissancezeit schon hergestellt; aber das vorliegende Exemplar ist nicht aus einem falschen Stempel. Allenfalls könnte es ein Abguss nach einem Original sein; die Fassung und die Vergoldung machen ein sicheres Urteil unmöglich; aber es scheint doch eher ein echtes geprägtes Stück zu sein.

B. Rückseite: Falscher Medaillon der Stadt Elaia in Aiolis. *ΕΠΙ ΣΤΡΑΤΗΓΟΥ ΛΙΡΡΙΟΥ* . . . . und im Abschnitt *ΕΛΑΙΤΩΝ*. Der Kaiser zu Pferde mit erhobener Rechten im Schritt r., vor ihm eine Trophäe, an deren Fuss ein Barbar mit auf dem Rücken gebundenen Händen l. sitzt.

Es scheint echte Münzen dieser Art von der Stadt Elaia zu geben, die um 200 n. Chr. geprägt sind, teils mit dem Bilde des Kaisers Septimius Severus (in Arolsen, beschrieben von Eckhel 2, 495 = Mionnet 3, 19, 112, vgl. auch 113, und im British Museum, Cat. Aeolis 131, 51), teils mit den Bildern seiner Söhne Caracalla und Geta auf der Vorderseite (in Paris, beschrieben von Mionnet 3, 19, 114; vgl. auch Suppl. 6, 33, 217). Aber das Exemplar am Pallasch ist sicher falsch, und zwar nicht gegossen, sondern aus einem Stempel des XVI. Jahrh.; auch das Gothaer Münzkabinett besitzt ein geprägtes Exemplar dieser Fälschung in Bronze, mit Caracalla und Geta, und ausserdem einen Abguss davon. Die Aufschrift ist zu lesen *ἐπὶ στρατηγοῦ Λ. Ἱρρίου [Ζήνωνος]* und *Ἐλαιτῶν*, d. h. unter dem Strategen Lucius Hirrius [Zeno] (Münze) der Elaeer."

C. Am Rande, rechts vom Knopf: vier römische Denare (Vorderseiten),

1. ACISCVLVS Kopf des Sol mit Strahlenkrone r., dahinter ein Beil. [Rs. Diana im Zweigespann.]

Denar des L. Valerius Acisculus (46/5 v. Chr.), Babelon 2, 520, 20.

2. Kopf des Sol wie vorher r. — [Rs. Mondsichel und sieben Sterne.]

Denar des L. Lucretius Trio (um 74 v. Chr.), Bab. 2, 153, 3.

3. CESTIANVS Kopf der Kybele mit Mauerkrone r. — [Rs. Curulischer Sessel.]

Denar des M. Plaetorius Cestianus (Aedil 89 v. Chr.), Bab. 2, 312, 3.

4. Kopf der Juno Lanuvina mit dem Ziegenfell bedeckt r., dahinter eine Keule. — [Rs. Greif; s. unten D 3.]



Rückseite.

Denar des L. Papius (um 79 v. Chr.), Bab. 2, 280, 1 (sonst immer mit gezahntem Rand).

D. Am Rande, links vom Kopf: vier römische Denare (Rückseiten).

1. L. THORIVS BALBVS Stier r. springend, oben B (?). — [Vs. Kopf des Juno Lanuvina, ähnlich C. 4.]

Denar des L. Thorius Balbus (um 94 v. Chr.), Bab. 2, 488, 1.

2. AVGVSTVS Kuh r. stehend. — [Vs. Kopf des Kaisers.]

Denar des ersten Kaisers (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.), Cohen, médailles impériales 1^2, 66, 28.

3. L. PAPI Greif r. springend, darunter eine Sphinx (?). — [Vs. Kopf der Juno Lanuvina, = C 4.]

Denar des L. Papius (um 79 v. Chr.), Bab. 2, 280, 1. 4. = 1, aber oben X.

II. Die Parierstange.

Die Parierstange ist auf jeder Seite mit dreizehn Münzen besetzt, von denen je sechs links und rechts verteilt sind, während die Mitte, unmittelbar unter der Handhabe, mit je einem viel grösseren Stück geschmückt ist. Ich beschreibe, der bequemeren Zählung wegen, die dreizehn Münzen in einer Reihe, für die Vorderseite von links nach rechts, für die Rückseite aber, damit die einander entsprechenden Stücke gleiche Nummern haben, von rechts nach links.

A. Vorderseite.

1. *ΘΕΜΙΣΤΟΚΛΗΣ ΑΘΗΝΑΙΟΣ* Bärtiger Kopf des Themistokles r. — [Rs. wahrscheinlich ein Schiffsvorderteil auf Wellen, darauf die Siegesgöttin, mit der Umschrift *κατὰ Περσῶν* „gegen die Perser".]

Dieses Stück ist keine antike Münze, sondern eine Erfindung des XVI. Jahrhunderts, wie deren in grosser Menge mit den Bildnissen berühmter Personen, geschichtlicher und sagenhafter, Männer und Frauen, hergestellt worden sind. Von Themistokles sind verschiedene Stücke dieser Art bekannt; die angegebene Rückseite findet sich auf einem Exemplar des Herzogl. Münzkabinetts in Gotha, dessen Vorderseite genau gleich der vorliegenden ist.

2. Brustbild der Pietas r., davor ein Storch. — [Rs. entweder Elephant, oder Priestergeräte.]

Denar des Q. Caecilius Metellus Pius (um 79 v. Chr.), Bab. 1, 274, 43 oder 44.

3. Kopf der Roma mit geflügeltem Helm r.

Dieser Kopf kommt auf so vielen Denaren der römischen Republik vor, dass sich die Münze ohne Kenntnis der Rückseite nicht bestimmen lässt.

4. Kopf des Neptun mit Kranz r., dahinter der Dreizack. — [Rs. Amor auf Delphin reitend.]

Denar des L. Lucretius Trio (um 74 v. Chr.; vgl. oben I C 2), Bab. 2, 153, 3.

5. Kopf der Roma mit geflügeltem Helm r., dahinter PV (= publice ?), das Ganze in einem Lorbeerkranz. — [Rs. Victoria im Zweigespann, s. unten III B 5.]

Denar des M. Lucilius Rufus (um 89 v. Chr.), Bab. 2, 150, 1.

Dieser grössere Denar ist darum gewählt, weil hier der Griffbügel ansetzt.

6. C. MEMMIVS. C. F. Kopf des Quirinus (Romulus) mit langem Bart r., dahinter QVIRINVS. — [Rs. Sitzende Ceres, s. unten B 2.)

Denar des C. Memmius (um 60 v. Chr.), Bab 2, 218, 9.

7. (unter dem Griff): Lysimachos-Tetradrachmon.

Kopf „Alexanders des Grossen" mit Widderhorn am Diadem r.

Münzen dieser Art, in Gold und Silber, sind zuerst von dem thrakischen König Lysimachos, einem der Diadochen (300—281 v. Chr.) geprägt worden: auf ihrer Rückseite erscheint die sitzende Pallas Nikephoros mit Namen und Titel des Königs, wie es das Exemplar auf der anderen Seite des Pallaschs (B 7) zeigt. Solche Münzen mit Bildern und Inschriften des Lysimachos sind aber bis ins I. Jahrhundert v. Chr. immer noch von vielen Städten nachgeprägt worden, und die beiden Exemplare am Pallasch gehören zu diesen späteren Nachahmungen; sie mögen um das Jahr 100 geprägt sein. Der Kopf zeigt demgemäss hier auch nicht die Züge Alexanders wie die ältesten, sondern den eines unbestimmten Königs, — wenn es überhaupt ein Porträt sein soll.

8. ROMA Brustbild der Roma mit geflügeltem Helm, Schild und Speer l., im Felde Mondsichel und das Wertzeichen X (= 10). — [Rs. Drei Bürger bei der Abstimmung.]

Denar des P. Licinius Nerva (um 110 v. Chr.), Bab. 2, 129, 7.

9. Kopf der Roma mit geflügeltem Helm, Ohrring und Halsband l. — [Rs. Victoria im Zweigespann.]

Denar, wahrscheinlich des C. Coilius Caldus (um 94 v. Chr.), Bab. 1, 369, 2 oder 3. (Ganz sicher ist diese Bestimmung nicht; es könnte allenfalls auch ein Denar des L. Appuleius Saturninus aus derselben Zeit, mit Saturn im Viergespann auf der Rückseite, sein; dieser ist bei Bab. 1, 208, 1 beschrieben.)

10. L. CASSI. Q. F. Kopf der Libera mit Epheukranz l. — [Vs. Kopf des Liber r.]

Denar des L. Cassius Q. f. (um 79 v. Chr.), Bab. 1, 329, 6. (Hier handelt es sich ausnahmsweise um die Rückseite einer Münze, die auf beiden Seiten einen Kopf als Bild hat: die Vorderseite zeigt die dritte Münze am Griffbügel, unten III A 3.)

11. SABVLA Geflügelter Kopf der Medusa l. — [Rs. Bellerophon auf dem Pegasus.]

Denar des L. Cossutius Sabula (um 54 v. Chr.), Bab. 1, 437, 1.

12. Kopf des Mars mit Feder am Helme l. — [Rs. Zwei kämpfende Krieger, zwischen ihnen ein Gefallener, wie II B 11.]

Denar des Q. Minucius Thermus (um 90 v. Chr.), Bab. 2, 235, 19.

13. Brustbild des Apollo Vejovis, vom Rücken gesehen, l., in der Rechten das Blitzbündel; im Felde ein Monogramm. — [Rs. Die Laren r. sitzend.]

Denar des L. Caesius (um 104 v. Chr.), Bab. 1, 281, 1.

B. Rückseite. (Reihenfolge der Beschreibungen: von rechts nach links.)

1. *ΕΥΜΑΘΗΣ* (?) *ΑΣΦΑΛΕΙΑ* Langgekleidete Frau r. sitzend, den rechten Arm auf die Lehne gestützt, in der erhobenen Linken ein Szepter.

Dieses Stück gehört zu derselben Reihe von Erfindungen, wie der Themistokles auf der anderen Seite (oben II A 1). Die zugehörige Vorderseite konnte ich leider nicht feststellen. Das Bild ist das der römischen Personifikation der Sicherheit, SECVRITAS, die zuerst auf den Münzen des Nero in gleicher Darstellung erscheint (bei Cohen méd. imp. 1^2, 300, 321 ff.) Das zweite Wort der Inschrift, *'Ασφάλεια*, ist die griechische Übersetzung von Securitas; die Lesung des ersten Wortes ist nicht ganz sicher.

2. MEMMIVS AED CERIALIA PREIMVS FECIT Ceres mit Ähren und Fackel r. sitzend, vor ihr eine Schlange. — [Vs. Kopf des Quirinus = II A 6.]

Denar des C. Memmius (um 60 v. Chr.), Bab. 2, 218, 10.

3. COS ITER ET TER DESIG Priestergeräte. — [Vs. Kopf des Octavianus.]

Denar des Octavianus (37 36 v. Chr.), Bab. 2, 59, 140.

4. TER oben [PAVLLVS unten abgeschnitten]. L. Aemilius Paullus, der Sieger von Pydna (168 v. Chr.), vor einer Trophäe stehend; ihm gegenüber auf der anderen Seite der besiegte makedonische König Perseus und seine beiden Söhne mit auf dem Rücken gebundenen Händen. — [Vs. Brustbild der Concordia.]

Denar des Paullus Aemilius Lepidus (um 54 v. Chr.), Bab 1, 122, 10.

5. Nackter Reiter r. sprengend, in der erhobenen Rechten den Speer; die Beizeichen sind nicht erkennbar. — [Rs. Taras auf dem Delphin.]

Silberstater der Stadt Tarent in Calabrien aus dem IV. Jahrh. v. Chr. Genauere Bestimmung ist nicht möglich, weil die Beizeichen im Felde der Münze undeutlich sind. Es giebt unzählige verschiedene Reiterdarstellungen von Tarent, die in einer besonderen Arbeit von Arthur J. Evans (the „horseman" of Tarentum, London 1889) behandelt worden sind. Zwei weitere Stater von Tarent am Pallasch s. unten II B 13 (Rückseite) und III B 6 (Vorderseite).

6. TI. SEMPRON . GRACCVS III VIR Feldzeichen, Legionsadler, Pflug. — [Vs. Kopf des Octavianus.]

Denar des Ti. Sempronius Gracchus unter Octavianus (um 37 v. Chr.), Bab. 2, 433, 13.

7. ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΛΥΣΙΜΑΧΟΥ Pallas l. sitzend, auf der vorgestreckten Rechten eine kleine Siegesgöttin, den l. Arm auf den Schild gestützt; im Felde vor ihr eine Trophäe (?), am Rande l. der Buchstabe Π, im Abschnitt eine Mondsichel. — [Vs. Kopf Alexanders des Grossen, wie II A 7.]

Lysimachos-Tetradrachmon von derselben Art wie das an der Vorderseite. Es giebt ähnliche Stücke aus falschem Stempel, das vorliegende scheint aber echt zu sein. Eine Rückseite mit denselben Beizeichen findet sich in dem Werk von L. Müller, Die Münzen des thrakischen Königs Lysimachos (Kopenhagen 1858), unter Nr. 289; der Prägeort ist unsicher.

8. FELIX Sulla auf einer Estrade l. sitzend, vor ihm König Bocchus von Mauretanien r. knieend und einen Ölzweig überreichend, neben Sulla am Boden Jugurtha mit auf den Rücken gebundenen Händen l. knieend. — [Vs. Br. der Diana.]

Denar des Faustus Cornelius Sulla, Sohnes des Diktators (53 v. Chr.), Bab. 1, 421, 59.

9. Q. THERM. M. F. (TH und MF verbunden). Zwei kämpfende Krieger, zwischen ihnen ein Gefallener. — [Vs. Kopf des Mars, wie II A 12.]

Denar des Q. Minucius Thermus (um 90 v. Chr.), Bab. 2, 235, 19.

10. IMPER. ITERVM Opferkanne und Augurstab zwischen zwei Trophäen. — [Vs. Kopf der Venus und stehender Cupido.]

Denar des L. Cornelius Sulla (87 v. Chr.), Bab. 1, 406, 29.

11. Victoria mit Kranz und Palmzweig l. stehend, das Ganze von einem Lorbeerkranz umgeben. — [Vs. Kopf des Antonius.]

Denar des M. Antonius (31 v. Chr.), Bab. 1, 205, 147.

12. M. SERGI SILVS Q Reiter im Galopp l., in der erhobenen Linken das Schwert, dahinter ein Kopf. — [Vs. Kopf der Roma.]

Denar des Quaestors M. Sergius Silus (um 104 v. Chr.), Bab. 2, 442.

13. ΤΑΡΑΣ Taras, der mythische Stadtgründer von Tarent, auf einem Delphin l. reitend, die Rechte vorgestreckt, im l. Arm den Spinnrocken; unten ein Schiffsvorderteil. — [Rs. Reiter, ähnlich II B 5.]

Silberstater von Tarent wie oben II B 5; ähnliche Stücke im Katalog des Berliner Münzkabinetts S. 246, 123 ff.

III. Der Griffbügel.

Der Griffbügel ist auf jeder Seite mit sechs Münzen besetzt, und zwar mit je fünf römischen Denaren und am Ende mit einer grösseren Münze von Tarent. Ich beschreibe beide Seiten von oben nach unten, die Münzen der Vorderseite also von links nach rechts, die der Rückseite von rechts nach links.

A. Vorderseite.

1. ΤΑΡΑΣ Kopf der Demeter (oder der Persephone) mit Stephane und durchsichtigem Schleier, Ohrgehänge und Perlenhalsband r., vor dem Kinn ein kleiner Delphin.

Silbermünzen von Tarent mit diesem schönen Kopf sind unbekannt; dagegen findet er sich auf Goldmünzen, die um 340 v. Chr. geprägt sind. Auf der Rückseite ist entweder der sitzende Poseidon mit dem kleinen Taras spielend dargestellt oder der Reiter; so z. B. Berliner Katalog S. 224, 1 bezw. 2 und 3, vgl. auch Evans a. a. O., Seite 66 ff. Da die Münze am Pallasch nicht aus einem falschen Stempel ist, dürfte sie also ein silberner Abguss eines echten Goldstaters sein.

2. L. PORCI LICI Kopf der Roma mit geflügeltem Helm r., dahinter das Wertzeichen X (= 10). — [Rs. Ein Gallier im Zweigespann.]

Denar des L. Porcius Licinus (um 92 v. Chr.), Bab. 2, 373, 8.

3. Kopf des Liber (Bacchus) mit Epheukranz r., dahinter der Thyrsus. — [Rs. Kopf der Libera, s. oben II A 10.]

Denar des L. Cassius (um 79 v. Chr.), Bab. 1, 320, 6.

4. Kopf des Apollo mit Lorbeerkranz r. (die Schrift PANSA ist fortgefallen). — [Rs. Minerva im Viergespann.]

Denar des C. Vibius Pansa (um 90 v. Chr.), Bab. 2, 539, 2.

5. ANCVS Kopf des Königs Ancus Marcius mit Diadem r. — [Rs. Reiterstatue des Marcius Rex auf den Bögen der Aqua Marcia.]

Denar des Q. Marcius Philippus (um 60 v. Chr.), Bab. 2, 197, 28.

6. Kopf eines Galliers r., dahinter Schild. — [Rs. Gallischer Wagenkämpfer.]

Denar des L. Hostilius Saserna (unter Caesar, 46 v. Chr.), Bab. 1, 552, 2.

B. Rückseite. (Reihenfolge der Beschreibungen von rechts nach links.)

1. Nackter Reiter, in der erhobenen Rechten einen Speer, in der Linken den Schild und noch zwei Speere, r. sprengend, unten die Buchstaben ΣΑ. — [Rs. Taras auf dem Delphin.]

Silberstater der Stadt Tarent aus dem IV. Jahrh. wie oben II B 5 und 13; ähnliche Stücke mit ΣΑ im Berliner Katalog S. 246, 117 ff.

2. L TORQVAT Q EX SC Reiter mit eingelegtem Speer und Schild im Galopp l. — [Rs. Kopf der Roma, von einer Halskette umgeben.]

Denar des Quästors L. Manlius Torquatus (um 104 v. Chr.), Bab. 2, 176, 2.

3. PACI AVGVSTAE Die Friedensgöttin Pax (im Typus der Nemesis) r. stehend, mit der Rechten das Gewand über der Brust lüftend, in der gesenkten Linken den Heroldsstab, vor ihr eine Schlange. — [Vs. Kopf des Claudius.]

Denar des Kaisers Claudius (41—54), Cohen méd. imp. 1², 255, 50—68. Das Jahr der Prägung ist nicht festzustellen, weil die Vorderseite nicht zu sehen ist, auf der die Titulatur des Kaisers steht; das Bild ist in den Jahren 41, 43, 45 und 48—51 nachweisbar.

4. CN . LEN . Q. Erdkugel zwischen Lorbeerkranz und Szepter (l.) und Steuerruder (r.) — [Vs. Brustbild des Genius populi Romani.]

Denar des Quästors Cn. Cornelius Lentulus (um 74 v. Chr.), Bab. 1, 417, 51.

5. M. LVCILI RVF. Victoria im Zweigespann r. — [Vs. Kopf der Roma im Lorbeerkranz, s. oben II A 5.]

Denar des M. Lucilius Rufus (um 89 v. Chr.), Bab. 2, 150, 1.

6. P. CREPVSI Reiter im Galopp r., in der erhobenen Rechten den Speer, oben l. eine Zahl. — [Vs. Kopf des Apollo.]

Denar des P. Crepusius (um 84 v. Chr.), Bab. 1, 441, 1.

Überblicken wir die hier beschriebenen Münzen noch einmal, so erkennen wir, dass der Bestand der kleinen Sammlung auf italienischen Ursprung weist; mit Ausnahme der beiden Lysimachos-Tetradrachmen sind auch die griechischen Münzen, die echten wie die falschen, in Italien entstanden. Von bedeutendem Wert ist nur die schöne syrakusanische Münze am Knauf; wenn diese, wie es scheint, echt ist, so hätte sie heut einen sehr hohen Preis. Vielleicht hat der ursprüngliche Besitzer aber noch mehr Münzen besessen und nur für den besonderen Zweck eine Auswahl getroffen, in der Reiter, Viktorien, Trophäen und andere militärische Typen einen begreiflichen und beachtenswerten Vorzug genossen haben.

Der Schwerttanz der deutschen Handwerker.

Von G. Liebe.

Zu den beliebtesten Unterhaltungen von Völkern wenig vorgeschrittener Kultur gehört von je die mimische Darstellung der Vorgänge des täglichen Lebens, wobei zur Regelung der Massenbewegung der Rythmus herangezogen wird, wie wir es noch heute bei den Kinderspielen gewahren. Die Bedeutung der Waffe unter einfacheren Lebensbedingungen, der magische Reiz, den der Glanz des Metalls auf das Auge, der Klang auf das Ohr ausübt, hat vor allen den Waffentänzen eine besondere Weihe verliehen, die sich in ihrer häufigen Verwendung zu Kultuszwecken erkennen lässt. Die Antike hat, was zuerst im lärmenden Getöse kretischer Kybelepriester, der Kureten, und dem feierlichen Tanzschritt der dem Mars geweihten römischen Salier auftrat, zu dem glanzvollen Schauspiel der Pyrrhiche entwickelt, die in Sparta und Athen von der Blüte der Jugend an den Götterfesten aufgeführt wurde. Sie bot die dramatisch durchgeführte Darstellung eines Gefechts von zwei Reihen Schwergerüsteter.

Einfacher war die nach Tacitus Überlieferung (Germania cap. 24) von den germanischen Völkern gepflegte Sitte, das einzige Schauspiel, das ihnen — im Gegensatz zu der verwöhnten römischen Vergnügungssucht — bei Zusammenkünften, welcher Art sie sein mochten, geboten wurde. Auch hier waren die Darsteller junge Männer, die nicht des Lohnes halber, sondern zum Vergnügen der Zuschauer ihre Kühnheit sehen liessen. Nach germanischer Kampfessitte mit entblösstem Oberkörper bewegten sie sich, das Schwert oder die Framea gezückt — also ohne Schild — in Sprüngen. Die damit verbundene Gefahr setzt bestimmt geregelte Bewegungen der Teilnehmer voraus, denen wahrscheinlich eine nicht erwähnte musikalische Begleitung als Anhalt diente, sei es dass sie durch einfache Instrumente oder Stimmen der Zuschauer hervorgebracht wurde. Auf sorgfältige Vorbereitung lassen auch die Worte des Tacitus schliessen: Übung hat die Kunst erzeugt, Kunst die Schönheit.

Nach diesem frühen Zeugnis verschwindet die Sitte des Schwerttanzes völlig aus der historischen Überlieferung, um erst im fünfzehnten Jahrhundert wieder aufzutauchen und bis ins siebzehnte örtlich und zeitlich zusammenhanglose Erwähnung zu finden. Seinen Schauplatz bilden jetzt die Stätten, an denen die altgermanische Wehrhaftigkeit zum

ersten Male wieder als Pflicht der Gesamtheit Anerkennung gefunden hat, die Städte. Die Darsteller sind Handwerksgesellen, als Zweck ist, soweit die spärlichen Nachrichten einen Schluss zulassen, die Waffenübung gänzlich ausgeschlossen: es handelt sich nur noch um ein heiteres Schauspiel mit der je später desto deutlicher hervortretenden Absicht, die Zuschauer zu Beiträgen zum Festschmause zu veranlassen. Das unvermittelte Auftreten des Brauches, dem mancherlei altertümliche Züge anhaften, musste den Wunsch nahelegen, das Fortbestehen einer Tradition nachweisen zu können, indessen hat sich davon bisher auch nicht die geringste Spur finden lassen. Schaer[1]) hat anlässlich seiner ausführlichen Behandlung der städtischen Fechtergilden die Vermutung aufgestellt, diese Lücke könnte sich durch die von den städtischen Handwerkern eifrig gepflegten Fechtschulen, die öffentlichen Schaustellungen ihrer Fechtkünste, ausfüllen lassen. Er verweist zur Begründung auf den nahen Zusammenhang zwischen beiden, wie die vorzugsweise Beteiligung gewisser Zünfte und die Leitung eines Schwerttanzes zu Ulm 1551 durch zwei Handwerksgesellen, die Meister vom Schwert sind.

Dagegen lässt sich indessen mancherlei einwenden. Allerdings handelt es sich auch in den Fechtschulen um rein sportmässige Übungen, denn die dort gebrauchten Waffen, vorzugsweise Langschwert und Dussak (ein kurzer Säbel), waren keine im Ernstfall von den Bürgern geführten, aber der Tanz trägt einen altertümlichen Charakter und es ist nicht abzusehen, wie er sich aus der Fechtschule hätte entwickeln sollen. Dass den Schwerttanz gewisse Gewerke wie Schwertfeger und Schmiede besonders pflegen, erklärt sich leicht: ihnen war das Schwert das höchste Erzeugnis ihrer Arbeit und Symbol des Berufs, auch hatten sie am ehesten die nötige Zahl zur Verfügung. An den Fechtschulen beteiligten sich aber gerade alle Handwerke, wie sie z. B. die Nürnberger Fechtschul-Reime von 1579 nacheinander paarweise auftreten lassen, auch die Ulmer Fechtmeister 1551 sind ein Nestler und ein Schreiner. Wenn der Schwerttanz im frühern Mittelalter nicht erwähnt wird, so muss man sich erinnern, wie wenig wir aus diesen Zeiten erst wilder Verwirrung, dann einzig ritterlicher Kultur überhaupt vom Leben des Volkes wissen. Wie unklar ist selbst die früheste Entwicklung des Turniers! Für volkstümliche Waffenspiele aber bestand kein Interesse in Zeiten, wo die Beschränkung des allgemeinen Waffenrechts und selbst die Auffassung des Schwertes als einer nur dem Ritter zustehenden Waffe sich geltend macht. Erst mit dem Erstarken des Bürgertums und dem Erwachen der städtischen Historiographie wendet sich die Teilnahme dem alten, vielleicht halbvergessenen Brauche des Waffentanzes wieder mehr zu.

[1]) Altdeutsche Fechter und Spielleute. 1901.

Die früheste Nachricht stammt aus Braunschweig vom Jahre 1446. Damals wollten nach dem Bericht des Schichtbuches die Schmiede- und Schuhknechte „den swertreygen treden tosamede". Da aber die Gefahr einer Störung durch die ihnen feindlich gesinnten Beckenschläger- und Pelzerknechte vorlag, liess der Rat sie bitten, von ihrem Vorhaben abzustehen. Die erste Erwähnung in Köln 1487 ist ebenfalls ein Verbot, dass niemand „allein oder in Gesellschaft mit Schwerten oder Reifen zu tanzen oder sonst umgehe." In Nürnberg wurde zwar die Sitte auf Verleihung Kaiser Karls IV. für die 1349 seitens der Schmiede dem Rate gegen Aufrührer bewiesene Treue zurückgeführt, aber die erste Nachricht stammt doch erst von 1490. In den Rechnungen der kleinen Stadt Butzbach in der Wetterau findet sich eine Notiz über eine Aufführung durch Bürgerssöhne zum Jahre 1495.

Dies sind die ältesten erhaltenen Zeugnisse.[2]) Nach den späteren fand die Aufführung sehr unregelmässig statt, in Nürnberg 1497, 1511, 1516, 1518, 1537, 1539, 1540, 1546, 1558, 1560, 1561, 1570, 1600. In Köln geschieht ihrer 1590 mit Hinweis auf eine neunzehnjährige Pause Erwähnung, in Butzbach 1560.[3]) Wie vielen andern schönen und fröhlichen Volksbräuchen scheint die Sintflut des grossen Krieges auch diesem ein Ende bereitet zu haben, wenigstens reichen wenig Nachrichten über ihn hinaus. Die letzten sind 1611 aus Köln, 1615 aus Braunschweig erhalten. In Hessen wurde noch einmal 1651 ein Schwerttanz vor Landgraf Ludwig in Lollar veranstaltet. Nur aus dem entlegenen Dithmarschen berichtet der Chronist Viethen aus dem Jahre 1747 von einem solchen als Augenzeuge. Von einigen späten in andrer Form erhaltenen Resten wird weiter unten zu reden sein.[4]) Ebenso zerstreut wie in zeitlicher sind die Zeugnisse in örtlicher Hinsicht; zu den bisher genannten Städten kommen noch Hildesheim, Wernigerode, Frankfurt a. M.

Aufgeführt wurde der Schwerttanz naturgemäss meistens von den Schmiedeknechten, doch richten die Kölner, die sich desselben „wegen betrübter Zeit einige Jahre enthalten", 1611 an den Rat das Gesuch, ihn auch den Soldaten abzuschlagen, was auch bewilligt wird mit Widerspruch, „dass sie eine Gerechtigkeit daraus machen wollen". Wie 1446 in Braunschweig die Schuhknechte als Genossen der Schmiede auftreten,

[2]) Deutsche Städtechroniken. Braunschweig ed. Hänselmann II, S. 339; Müllenhoff in Haupt's Zeitschr. 18, S. 9; Siebenkees Materialien zur Nürnbergischen Geschichte III (1794); Otto, Volksleben der Stadt Butzbach (Archiv f. Hess. Geschichte 1894).

[3]) Siebenkees a. a. O.; Müllenhoff in Haupt's Zeitschr. 20, S. 17; Otto a. a. O.

[4]) Zeitschr. für deutsche Kulturgeschichte, N. F. 1874, S. 324; Hänselmann a. a. O.; Müllenhoff, Über den Schwerttanz 1871 (Festgaben für Homeyer).

scheinen sie auch 1560 in Butzbach die Darsteller gewesen zu sein. Als Jahreszeit der Aufführung findet sich häufig Fastnacht genannt, die früher für Turniere, später für dramatische Schauspiele jeder Art beliebte Festzeit. So gestattet noch 1615 der Rat zu Braunschweig „den Buttigern ihren Bugel- und den Messerschmieden ihren Schwerttanz auf den Gassen, doch ohne Vermummen und Trommelschlag, gebieten, dass ein jeder sich aller Mummerei, Fastelabendlaufens, ungebührlichen Geschreis und ungeheuern Getöns strack enthalte". Gelegentlich diente der Tanz auch der Verherrlichung anderer Feste, so 1605 vor dem Grafen zu Stolberg auf dem Schlosse zu Wernigerode, 1651 zu Lollar in Hessen bei der Heimholung der Gemahlin Landgraf Ludwigs.[5] Als Örtlichkeit erscheint in der Regel ein freier Platz oder die Strasse, von dem in Lollar heisst es: „Das einfallende Schneewetter verkürzete den hochansehnlichen begierigen Anschauern die Lust". Ausnahmsweise wird 1590 zu Köln das Gaffel-(Zunft-)Haus genannt und 1604 bitten zu Hildesheim die Grobschmiede um Erlaubnis, „dass wir den Schwerttanz, welches dann ein sonderlich exercitium und gebrauch unter uns Knechten unsers Handwerks ist und unser etzliche dasselbe an andern Orten bereits gebraucht, auch solches unsern mitgesellen und Bürgerssöhnen allhier, so dazu sonderliche Lust und Liebe gehabt, angewiesen und gelehret haben, auf dem Wand- (Gewandschneider-) Haus, auch hin und wieder in Klöstern und Pfaffenhöfen vor denjenigen so dazu ein Gefallen haben möchten gebrauchen und spielen, auch deswegen uns des übermässigen saufens, so sonsten leider zu geschehen pflegt, enthalten, auch andre Leute Jung und Alt in der Fastelabends-Zeit etwas anzuschauen haben mögen".[6]

Über die Art der Ausführung des Tanzes fehlt es gänzlich an eingehenden Schilderungen, indessen geht aus Andeutungen soviel hervor, dass die Leidenschaftlichkeit der ältesten Gestaltung, wie sie auch aus Tacitus' Worten hervorblickt, längst gemessener Bewegung gewichen war. Offenbar war das Wesentliche die Bildung künstlicher Figuren durch die taktmässige Bewegung der Tänzer und ihrer Waffen. Ein sorgfältiges Einstudieren erhellt aus den Worten der eben angeführten Hildesheimer Quelle: „dass wir uns etzliche Wochen nach einander zu behuf des Schwerttanzens, welches dann sonderlich ein fein lustiges Spiel gleichwie an andern Orten auch vormals allhie in Hildesheim gebräuchlich gewesen, exerciret und geschickt gemacht, auch deswegen viel mühe und unkostunge aufgewandt haben". Es liegt nahe, hier an einen andern Handwerkstanz zu denken, auf den die Quellen selbst anspielen, wenn sie 1487 in Köln vom Tanzen mit Schwertern oder Reifen sprechen, 1615 in Braunschweig vom Bügeltanz der Böttcher. Es ist der Schäfflertanz, der sich in München bis in die Neuzeit erhalten hat, vor alters aber gleich dem Schwerttanz in Städten der verschiedensten Landschaften gepflegt wurde. Bei ihm bilden die regelmässigen Schwingungen der verzierten Fassreifen einen wesentlichen Zug. Wenn die Volksmeinung ihn auf die Freude über eine überwundene Pest zurückführt, so ist Sepp geneigt, ein altes Winzerfest in ihm zu sehen.[7]

Für den Schwerttanz steht soviel fest, dass die Zahl der Teilnehmer immer eine grössere war; die Angaben bewegen sich meist zwischen 14—24. Leicht verständlich ist die stete Angabe leichter Kleidung, häufig weisser Hemden oder Wämser, die auch auf dem einzigen erhaltenen Bilde — aus Nürnberg 1600 — sichtbar sind. Die Notwendigkeit genauen Zusammenspiels erforderte einen oder zwei Anführer, die durch farbige Kleidung ausgezeichnet die einzelnen Figuren leiteten. Überliefert ist von diesen durch Beschreibungen wie durch das Nürnberger Bild nur die den Schluss und Glanzpunkt bildende: Die Teilnehmer verschränkten ihre auf den Boden gelegten Schwerter so, dass sie den Anführer darauf stehend in die Höhe zu heben vermochten. Bei einer grösseren Anzahl erscheint durch die Verteilung der Last ein solcher Ausdruck des Triumphes über das gelungene Schauspiel nicht unmöglich.[8]

Wie bei derartigen öffentlichen Aufführungen es nahe lag, fand gelegentlich eine dramatische Ausgestaltung des Tanzes statt. Eine solche war es, wenn 1549 zu Fastnacht die Schuhmacher zu Frankfurt a. M. in Verbindung mit dem Schwerttanz die Geschichte vom verlornen Sohn aufführten,[9] wahrscheinlich als Festakt bei der Feier der Rückkehr. Den natürlichen Ausgangspunkt für eine solche dramatische Fortbildung boten die gewöhnlich in der Zweizahl auftretenden Narren, die bei keiner Volkslustbarkeit fehlen durften. Sie erscheinen z. B. beim Münchener Schäfflertanz als Hansl und Gretl in der Butten. Auch das Gesuch der Hildesheimer Schmiede 1604 erwähnt vorsichtig ihrer zwei, „so niemand zuwider noch leid thun sollen". Ihre Spässe und die z. B. aus Hessen überlieferten poetischen Ansprachen der Anführer mochten sich leicht zu einer kunstlosen dramatischen Wechselrede gestalten, wie sie in England aus alter Überlieferung erhalten ist, bei uns nur in moderner Form, für die aber alte Vorgänge anzunehmen sind. Derartige Spiele haben sich bis ins neunzehnte Jahrhundert zwei erhalten, das eine in der Harzer Bergmannsstadt Clausthal, das andre allerdings nur in Aufzeichnung — in Lübeck.[10]

[5]) Zeitschr. des Harzvereins 1885, S. 490; Müllenhoff, Festgaben.

[6]) Zeitschr. des Harzvereins 1895, S. 751.

[7]) Der Schäfflertanz und sein unvordenkliches Alter. 1893.

[8]) Müllenhoff, Festgaben.

[9]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter I, S. 441.

[10]) Müllenhoff, Festgaben, und Haupt's Zeitschr. Bd. 20.

Hier lässt Kaiser Karl durch seinen Diener Klas, der das komische Element vertritt, nacheinander Josua, Hektor, David, Alexander, Judas Makkabäus, also einen Teil der sog. neun guten Helden, zum Kampfe aufrufen; alle weigern sich bis auf den Dänen Sterkader, der unterliegt. Denken wir daran, dass in Lübeck die Schlacht bei Hemmingstedt in Fastnachtsspielen dargestellt wurde, so liegt es nahe, an eine Reaktion des deutschen Nationalgefühls gegen Dänemark zu denken. In dem Harzer Spiel ist das Fechten ganz zurück- und die Komik in den Vordergrund getreten. Hier lässt der König von England nacheinander durch seinen Diener Hans mit stereotypen derbkomischen Redensarten vier andre sagenhafte Könige hereinrufen, zuletzt den Tölpel Schnortison, ursprünglich jedenfalls ein feindlicher Riese oder dgl. Jetzt aber tritt er nur in der praktischen Bedeutung des Kassierers auf, der, weil er das Vermögen der Gesellschaft durchgebracht hat, hingerichtet wird. Es ist das Herabsteigen des waffentüchtigen und waffenfrohen Bürgertums zum unkriegerischen Stadtsoldaten, das sich in dieser Entwicklung eines feierlichen Schauspiels zur niedrigen Komödie darstellt.

Alte Fahnen und ihre Erhaltung.

Von **E. v. Ubisch.**

In Band III Heft 6 und 8 dieser Zeitschrift haben sich Frl. Hermine Bach und Herr Prof. Dr. Erben zu dieser Sache geäussert und die von ihnen angewendeten Methoden beschrieben. Soweit es sich dabei um die eigentliche Erhaltung alter Fahnentücher handelt, fühle ich mich im Interesse dieser die wertvollsten vaterländischen Andenken berührenden Sache veranlasst, einer von mir wegen ihres segensreichen Wirkens hochgeschätzten Frau sowie meinem früheren Kollegen Dr. Erben, mit dem ich stets in treuer, nie getrübter Kameradschaft gelebt habe, sachlich diametral entgegenzutreten, was mir ganz ausserordentlich schwer wird. Da indes in beiden Artikeln das im Zeughause zu Berlin angewendete Verfahren, welches ich in der Kunstchronik 1898 Heft 22 als einzig zweckmässiges hingestellt habe, schematisch und nicht immer genügend genannt wird, so erscheint die Klärung der Frage um so notwendiger, als sich gegenwärtig immer grössere Interessentenkreise, auch des Auslandes, damit zu beschäftigen anfangen. Zu den Artikeln meiner Vorarbeiter und den folgenden Darlegungen bleibt nun aber eins vorauszuschicken, dass nämlich alle diese hier beschriebenen Erhaltungsmethoden den Interessenten nie und nimmer der Notwendigkeit überheben dürfen, diese verschiedenen Methoden dort persönlich zu prüfen, wo sie bereits angewandt sind. Alle schriftlichen Darlegungen Bachs, Erbens und meiner Wenigkeit somit zur Orientierung — für die eigenen schwerwiegenden Entschlusse aber Selbstsehen und Prüfen!

Fräulein Bach und Herr Erben betonen wohl den Andenkenwert der Fahnen, haben aber nach diesseitiger Auffassung bei ihren Erhaltungsarbeiten immer nur die Instandsetzung hinfälliger Stoffe und Stickereien im Auge, wie sie heute noch in manchen Kunstgewerbemuseen betrieben werden. Dass historische Andenken dieser Art unter allen Umständen unverändert erhalten werden müssen, davon ist nichts zu bemerken. Man urteile: Bei hinfälligen gestickten Fahnen werden die Stickereien ausgeschnitten und auf neuen Stoff gebracht (Bach); gemalte Fahnenteilchen werden umrändert (Erben) oder siebartig mit sogen. unsichtbaren Seidenstichen bedeckt (Bach); Fahnen aus zusammengesetzten farbigen Stoffen werden durch Unterlegen von gleichfarbigen feinen Stoffen auf ihr ursprüngliches Aussehen rekonstruiert (Erben). Auf das alles wird später einzugehen sein, da aber Arbeiten wie die eben genannten ganz zweifellos eine mehr oder weniger grosse „Änderung" des Originals bedeuten, so muss es hier schon ausgesprochen werden, dass bei diesem Verfahren von einer Erhaltung der Fahnen in ihrem alten Zustande nicht mehr die Rede sein kann, vielmehr muss das, was Erben und Bach machen, als ein fundamentaler, diesen ehrwürdigen Stücken höchst verhängnisvoller Fehler bezeichnet werden. Unter allen Umständen muss ein altes Feldzeichen so bleiben, wie es in der Schlacht gewonnen, vom Regiment abgegeben oder in einer Kirche oder sonstwo aufgefunden wurde. Werden daran im

Interesse der Erhaltung des Tuches Arbeiten erforderlich, so müssen diese als solche nicht nur unbedingt erkennbar, sondern auch in ihrer Arbeitstechnik und Farbe der Fahne selbst so entgegengesetzt sein, dass sie für jedes Auge, bei jedem Licht und in jeder Aufstellung als Erhaltungsmassnahme erkennbar, somit von dem alten Originalstoff völlig zu unterscheiden sind und diesen auch in seinen Farben nicht verändern. Dem alten Fahnentuch Zusätze zu geben, sogar solche, die „schmückend wirken" oder solche, die dem Beschauer ein Bild davon geben wollen, wie die Fahne einst in „unversehrtem Zustand" ausgesehen hat, sind einfach verwerflich.

Wie steht die Frage der Erhaltung denn eigentlich bei Fahnen, welche noch von Truppen geführt werden? In Preussen ist darüber in dem vom Kriegsministerium herausgegebenen Fahnenbuche bestimmt, dass an der Stange keine „Änderung", d. h. kein Zusatz angebracht werden darf. Wo dies zur Erhaltung notwendig ist, wird es vom Kriegsministerium befohlen, das in gewissen Fällen observanzmässig die Allerhöchste Entscheidung herbeiführt. Das Fahnentuch selbst bleibt völlig unangetastet, und das ist so selbstverständlich, dass die Behandlung des Tuches zum Zwecke der besseren Erhaltung gar nicht mal erwähnt wird. Muss für dessen Erhaltung in Kriegs- oder anderen Notfällen etwas geschehen, so gebietet die Not allein, und deshalb hat man sich wohlweislich gehütet, dafür Vorschriften zu geben. Was dem Tuch dann hinzugefügt wird, ein Band, ein grober Flicken oder dergl., das gilt von nun ab als dauernder Bestandteil der Fahne. Es giebt im Zeughause Standarten, die von der Friedrizianischen Zeit bis nach 1870/71 gedient haben, welche in solcher primitiven Weise geflickt worden sind, um den abfallenden Namenszug des Königs oder sonst ein Hoheitszeichen auf dem Fahnentuch festzuhalten. Freilich, trifft der von Erben verfasste, in seinem Fahnenaufsatz erwähnte „Entwurf zu einem Dienstbuch über die Fahnen der K. u. K. Armee" in allen Punkten die Ansicht der massgebenden österreichischen Kreise, so hätte man dort allerdings abweichende Ansichten. Erben erklärt z. B. die „Fahnenstange und . . . . bei der Weihe eingeschlagene Nägel" als die Hauptsache, denn sie, Stange und Nägel, „bilden das Zeichen des Fortbestandes des Regiments." Bei uns sind Nagelung und Weihe verschiedene Vorgänge, die räumlich und häufig auch zeitlich ganz getrennt vorkommen. Im übrigen gilt sonst doch allgemein das Tuch der Fahne als Hauptsache. Wo in Geschichte und Poesie von Rettung der Fahne die Rede ist, wird immer das Tuch genannt. In der preussischen Armee ist das Fahnentuch das „eigentliche Palladium", so hat es Wilhelm I. einmal genannt, und soviel ich bis jetzt geglaubt habe, gilt diese Auffassung bei allen Armeen. Die Kriegsflagge der Marine hat überhaupt keine Stange.

Wird nun auf die Unverletzlichkeit der noch im Gebrauche befindlichen Feldzeichen solcher Wert gelegt, wieviel strenger muss da bei Stücken verfahren werden, die in die geheiligte Unverletzlichkeit vaterländischer Andenken gerückt sind! Glaubt man diese Stücke, weil sie nicht mehr im Gebrauch sind, einer Änderung unterziehen zu dürfen, so ist das ein höchst verhängnisvoller Irrtum. Der Fundamentalsatz für alle mit alten Fahnen vorzunehmenden Erhaltungsarbeiten ist vielmehr der, dass an dem Original keine Änderung vorgenommen werden darf. Wie die Fahne vom Regiment kommt und von jedem Soldaten gekannt ist, so muss er sie wiederfinden und seinen Kindern zeigen können. Erträgt ein Fahnenrest solche Erhaltungsmassregeln nicht mehr, so ist nichts zu machen; er muss unter Glas oder in den Schrank. Aus der Fahne ist dann eine Reliquie geworden.

Diesem Fundamentalsatz entsprechend sind die Fahnen im Zeughause zu Berlin, die vorher leider auf Netze geklebt waren, seit 1896 zu ihrer Erhaltung auf ein feines Filetnetz von grauen, zu diesem Zwecke besonders hergestellten, weichen und sehr festen Fäden appliziert worden, wie es in der Kunstchronik des Näheren nachgelesen werden kann. Ein so bearbeitetes Fahnentuch zeigt auf jeder Seite ein klares Fadennetz, zwischen dem das Originaltuch vollständig mit seinen Löchern, Rissen und Partikelchen sichtbar liegt. Das Netz verdeckt absolut nichts und ist andererseits als eine fremde Auflage zum Zwecke der Erhaltung auch für das ungeübteste Auge bei jedem Licht erkennbar, weil eben jeder, der je eine Fahne gesehen hat, weiss, dass solches Netzwerk daran nie vorkommt; auch mit keinem der technischen Herstellungsmittel der Fahnen selbst, sei sie gestickt, gemalt oder mosaikartig aus Stoff zusammengesetzt, hat das Netzwerk etwas Gemeinsames: die Verwechselung von Altem und Neuem ist unmöglich, das Alte ist unverfälscht erkennbar.

Nach diesem Verfahren werden im Zeughause ausnahmslos alle Feldzeichen zu ihrer Erhaltung behandelt. „Individualisiert" — das moderne Schlagwort brauche ich, weil Bach wie Erben es mit Nachdruck verwenden —, also individualisiert d. h. vernunftig gearbeitet wird dabei auch und zwar insofern, als das Filetnetz je nach dem mehr oder minder hinfälligen Zustande des Fahnentuchs eine dichtere oder weitere Maschenweite bekommt, sowie dass die Arbeiterin an Stellen, wo der Stoff völlig ausgefranzt oder widerstandslos geworden ist, das Filetnetz durch Zwischenziehen von Fäden verdichten muss. Frl. Bach nennt das Verfahren etwas schablonenhaft, hält es auch häufig für nicht ausreichend. Dr. Erben sagt, „der Vorgang mag sich für bestimmte Zwecke eignen," hält es aber lange nicht

für ausreichend und will überhaupt von einer einzelnen Methode nichts wissen.

Was macht nun Herr Dr. Erben? Bei Fahnen aus zusammengesetzten Seidenstoffen nimmt er einen gazeartigen Stoff von Seide oder Leinen, schneidet Stück für Stück das Muster der ursprünglichen Fahne nach, jedes Stück genau in der Farbe des Grundstoffs, des daraufliegenden Wappens, des Adlers, Namenszugs oder sonstigen Belags und rekonstruiert auf diese Art die Fahne, wie sie einst war. Hier hinein setzt er dann an den ihnen zukommenden Stellen die alten Fahnenreste. „Der Anblick deckt sich zeichnerisch vollständig und im Hinblick auf die Farbe so genau als möglich mit jenem, den der betreffende Teil des Blattes in unversehrtem Zustande bieten würde." Ist das nun noch das alte unverfälschte Fahnentuch, welches ihm zur Erhaltung anvertraut wurde? Man denke sich eine alte, vielfach zerstörte österreichische Fahne von 1745: Grünseidenes Grundtuch, ein grün, rosa und weiss geflammter breiter Rand, rosa geflammte Ecken, ein vielfarbiges grosses Barockwappen, rote, gelb gebügelte Kaiserkrone, gelbe Namenszüge Maria Theresias und Franz I. — ein reiches, vom Alter in den Farben abgetöntes, wunderbar schönes Stück. Das wird nun aus gleichfarbigen Stoffen rekonstruiert, worauf dann die Originalreste eingefügt werden. Darf man Echtes und Unechtes bei Andenken so vermischen, nun gar bei Andenken von dieser geschichtlichen Bedeutung? Was geschieht dann, wenn diese alten Fahnen geschichtlich nachweisbar in einzelne Fetzen zerschossen sind? Werden diese Wunden auch mit Gaze gefüllt? So muss es doch sein, denn wie sollen Altersverletzungen von in der Schlacht erhaltenen Wunden zu unterscheiden sein? Und weiter! Wie lange halten diese feinen Gazestoffe, und wie werden sie aussehen, wenn ihre ausnahmslos unechten Farben einmal verfleckt sind? Moderne Farben verflecken bekanntlich schnell und sehr hässlich. Hier liegt gar keine Erhaltung der alten Fahnen vor, sondern eine Rekonstruktion, die nimmermehr das alte Original unverfälscht zur Erscheinung bringt. Zuzugeben ist ja, dass bei günstigen Licht- und Aufstellungsverhältnissen ein geübtes Auge die Gazeteile als Zuthat, die dichten Stoffteile als das alte Original erkennen wird, für die überwiegende Zahl der Besucher unserer Armeemuseen ist das aber durchaus zu bezweifeln, namentlich, wenn das Licht ungünstig ist und die Fahne vor einem dunklen Hintergrund hängt. Kein Museum der Welt hat aber den Raum, die 1044 Feldzeichen des Wiener Heeresmuseums insgesamt günstig belichtet aufzustellen. Nun befinden sich im Zeughause zu Berlin nahezu alle jene Fahnen, welche historisch nachweisbar 1870/71 von Schüssen getroffen wurden, nämlich 165 Stück. Wenn diese Feldzeichen, die grösstenteils auch aus verschiedenfarbigem Stoff zusammengesetzt sind, hier nach dem Erbenschen Verfahren behandelt worden wären, was hätten unsere Offiziere und Soldaten zu dieser Änderung ihrer Fahnen gesagt, von denen sie sich so schwer getrennt haben und was die militärischen Vorgesetzten des Zeughauses! Man denke sich Moltke, der jahrelang fast allwöchentlich das Zeughaus besuchte und dort nach seiner Art still und ungestört herumging, wenn er die Friederizianischen Fahnen, die der Freiheitskriege und was aus der Periode Wilhelms I. da war, so rekonstruiert und verändert gefunden hätte! Warum geben denn die Militärs ihre alten Fahnen so ungern gegen neue ab? Weil so ein alter Fetzen eben etwas Grosses erzählt, nämlich vaterländische Geschichte und zwar Geschichte, die eindringlicher ist als viele Geschichtsstunden in der Schule oder Instruktion. Das wird jeder Lehrer und jeder Rekrutenoffizier bestätigen! Werden nun, so muss man fragen, in Österreich die ausgedienten Fahnen, soweit sie bei ihren Regimentern aufbewahrt sind, auch nach diesen Erbenschen Systemen behandelt? Wenn dies, wie wir vorläufig glauben, ganz und gar nicht der Fall sein kann, so ist nicht zu verstehen, warum man mit den Fahnen im Heeresmuseum anders und soviel schlechter verfährt als beim Truppenteil. Die Fahnen gehören doch hier wie dort der Truppe!

Weiter schildert Erben den Anfang einer anderen von ihm mit „grösstem Erfolg" angewandten Methode: Fahnen, die beiderseits mit ungleichen Bildern bemalt sind — auf der einen Seite sei es beispielsweise die heilige Jungfrau, auf der anderen das kaiserliche Wappen — kann er nicht, wie im vorhergegangenen Falle mit gleichfarbigen Stoffen unterlegen. Statt dessen nimmt er die einzelnen Fahnenteilchen, die oft nur 2 qcm gross sind, und lässt sie mit gleichfarbiger Seide umschürzen, mit Stichen also, die, wie wir von Frl. Bach erfahren, mindestens 3 mm breit sein müssen. Hier bricht Erbens Beschreibung dieser Methode ab, aber schon jetzt kann gefragt werden, wie denn diese die einzelnen Fahnenteilchen umschürzenden Seidenfäden dem Original gleichfarbig sein können, wenn die eine Seite etwa rot, die andere grün bemalt ist? Und hat das Original durch dies Benähen der Ränder nicht einen Zusatz erhalten, somit eine thatsächliche Änderung erfahren? Bei solchen Erhaltungsmassregeln kann auch Frl. Bach, die in der Behandlung alter Textilien und Nadelarbeiten Vielerfahrene, nicht mehr mit und giebt ihr Urteil dahin ab, „obwohl diese Einfassungen beinahe schmückend wirken, ist doch der mindestens 3 mm breite Rand dem ursprünglichen Aussehen bemalter Stoffe keineswegs konform," sowie weiter: „es lässt sich doch nicht leugnen, dass diese Manier einen ins Auge fallenden Nachteil besitzt: Die Notwendigkeit der Umrandung". Damit hat Frl. Bach das Erbensche Verfahren gerichtet, ist aber dann selbst in grösstem Irrtum, wenn sie glaubt, dass ein

altes Fahnentuch zu seiner Erhaltung schmückende Zuthaten erhalten darf.

Was nun diese in Museumskreisen als Bahnbrecherin zur Wiederbelebung der alten Nadelkünste vielgeehrte Dame über die Erhaltungsarbeiten alter Fahnen sagt, wäre richtig, wenn man in ihrem ganzen Artikel das Wort „Fahne" streichen und statt dessen „alte Gewebe und Stickereien" setzen würde. Frl. Bach vergisst, dass alte Fahnen unverletzlich sind, und nie und nimmer geändert werden dürfen — sie verwechselt ein kunstgewerbliches Dokument mit einem historischen Dokument. Dafür ist die obige Bemerkung von den beinahe schmückenden Einfassungen ein Beweis, und andere Beweise folgen. Bei gestickten Fahnen meint sie, „alte Stickereien von völlig zerfallenem Grundstoff auf andere zu übertragen, ist ein in vielen Fällen gebotenes kunstvolles Mittel", wodurch sie also die alte Fahne durch Ausschneiden des zerfallenen Tuches direkt zerstört. Weiter hat sie zwar bei Fahnen von zerstörtem Damast und Brokat gegen eine Verwendung von Unterlagen nichts einzuwenden, hält aber gegenüber dem Erbenschen Verfahren des Umrandens der Fahnenteilchen das Aufkleben auf Netze für besser, wenn sie dies auch andererseits wegen des „unvermeidlichen Eindringens des Klebemittels in die alten Gewebe" wieder für viel weniger empfehlenswert ansieht. Das Aufkleben hat andere Übelstände, ja, es ist der Ruin der Fahne, aber Klebemittel, die in den Stoff nicht eindringen, sind vielfach vorhanden. Da braucht sich Frl. Bach doch nur der Spitzen im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie zu erinnern, die wenigstens früher teilweise aufgeklebt waren.

Für die Erhaltung beiderseitig gemalter Fahnen hat Frl. Bach nun eine neue Methode erfunden, weil sie dafür alle anderen Methoden als „unzulänglich" ansieht, worin ihr wieder, diesmal im Einverständnis mit Erben, widersprochen werden muss. Sie nimmt die einzelnen Reste des Fahnentuchs und setzt sie auf einem Reissbrett zusammen; darauf überspannt sie das ganze Reissbrett in Abständen von 6 mm mit parallelen Fäden von dünnster der „Malerei genau angepasster Seide"; dieselben Fäden zieht sie dann nach der entgegengesetzten Seite, wodurch also ein quadratisches Netz entsteht, welches von oben mit „schürzenden Stichen" mit den unten liegenden Fahnentuchresten verbunden ist. Wo Fahnenstücke fehlen, steht das genähte Netz allein. Ist die Arbeit getan, so wird auf der einen Seite des Fahnentuchs das feine Netz von jener der Fahnenmalerei genau gleichfarbigen Seide sichtbar, auf der anderen Seite regelmässig von 6 zu 6 mm über das ganze Tuch verteilte sogen. unsichtbare Stiche derselben Seide. Ein solcher unsichtbarer Stich, da er in dem brüchigen bemalten Stoff nicht ausreissen darf, muss mindestens 1 mm gross sein; und dann — wenn die eine Seite der Fahne den blauen Mantel der Himmelskönigin, die andere die rot gefüllte Kaiserkrone zeigt, wie sollen die durchgehenden Stiche auf jeder Seite genau diesen Farben entsprechen? Möge man sich ferner die eine Seite des gemalten Farbentuchs siebartig mit kleinsten Stichen bedeckt denken; selbst wenn der Seidenfaden sich in der Farbe der Malerei immer anschliesst, was unmöglich ist, so glänzt farbige Seide ja ganz anders wie eine alte, verbrauchte Öl- oder Wasserfarbenmalerei. Deshalb muss doch bei diesen regelmässig und in so nahen Abständen aufgesetzten Seidenstichen das Fahnentuch ebenso eine neue Farbentönung bekommen, wie Frl. Bach dies bei dem Erbenschen Umrandungsverfahren festgestellt hat. Das Netzwerk auf der Vorderseite wäre durchaus annehmbar, wenn nicht die „angepasste Färbung" auf Täuschung berechnet wäre, diese Stiche auf der anderen Seite sind hingegen ein irreführender Zusatz, der deshalb zu verwerfen ist, weil er den Farbenton der alten Fahne ändert, weil ferner die Stiche nach der eigenen Mitteilung des Frl. Bach bereits auf geringer Entfernung als solche überhaupt nicht mehr erkennbar sind. **Man muss aber immer sehen können, was an der Fahne neu gemacht und was Original ist.** Nun erscheint es ferner durchaus zweifelhaft, ob diese Methode irgendwie dauerhaft sein kann. Alte gemalte Stofffahnen sind brüchig und spröde, die Stiche sind so klein als möglich und die eingenähte Seide sehr fein und somit scharf; kommt eine so behandelte Fahne einmal in Bewegung, hakt sie beim Abstauben oder aus Versehen einmal einseitig irgendwo fest und wird dann angezogen, so tritt die Gefahr ein, dass das Tuch geradeso herunterreisst, wie das bei dem auf Netze geklebten, dazwischen auch noch mit Fäden festgestochenen Fahnen im Zeughause wiederholt vorgekommen ist; dann hätte das Fahnentuch an jeder Stelle, wo ein Seidenstich sass, also von 6 zu 6 mm, ein kleines Loch bekommen.

Zu allen diesen von Bach und Erben angewandten Verfahren resümiere ich, dass sie sämtlich die alten Fahnen nicht erhalten, sondern durch Zusätze und zwar teilweise bis zur völligen Rekonstruktion verändern, ein Fehler, der leider auch in der städtischen Sammlung des Wiener Rathauses gemacht wird. Wie ist man nur in Wien zu diesen Methoden gekommen, die vom Erhaltungsstandpunkte, um den es sich doch allein handelt, so unbedingt zu verwerfen sind? Offenbar dadurch, dass man bewusst oder unbewusst zu sehr die Fahnen als reparaturbedürftige Museumsobjekte angesehen hat, die hernach dekorativ wirken sollten, und dass man infolge dessen den Andenkencharakter dieser geschichtlichen Stücke nicht genügend beachtete. Erwägungen, wie sie hier im Eingange auf Grund militärischer Vorschriften und Auffassungen abgeleitet wurden, dass die Fahne

nämlich unverändert bleiben musse, sind in Wien zurückgetreten gegen das innige Streben, etwas sehr Schönes zu machen, und dies ist, wenn man die Arbeiten der Frau Carlowitz im Wiener Heeresmuseum gesehen hat, auch ausgezeichnet gelungen. Nur sind diese Kunstarbeiten keine Erhaltung! Bei den ersten Entschlussen durfte in Wien die Stickerin eine zu grosse Rolle gespielt haben. Die Stickerin ist, um Frl. Bachs ganz zutreffendes Bild, dass die alten Fahnen nämlich Kranken zu vergleichen seien, fortzusetzen, aus der Krankenpflegerin, die sie nur sein darf, zur Ärztin geworden und das soll auch in der Medizin allemal vom Übel sein. Systeme, nicht der Fahnenerhaltung, sondern der Fahnenänderung sind dort entstanden. Merkwürdig, dass es gerade in Wien ist, wo man nach Ausweis der Pariser Weltausstellung von 1900 fast allein in der Welt vornehme moderne Spitzen macht und schönere Handarbeiten als irgendwo anders. Dort hat das „kunst- und nadelliebende Frauenzimmer", wie die ehrwürdige Rosina Fürstinn vor fast 250 Jahren sagte, durch ihre Arbeitsfreude und Leistungsfähigkeit die alten Fahnen verdorben, ist noch stark dabei und macht sogar an einem grossen Museum Süddeutschlands Schule. Wie thun einem die preussischen Fahnen im Wiener Heeresmuseum leid, welche die Österreicher einst den Grenadieren Friedrichs des Grossen abgerungen haben. Hier sind wir Preussen doch einmal bessere Menschen: Was 1760 die Russen und 1806 die Franzosen von österreichischen Fahnen versehentlich dem Zeughause gelassen haben, diese kleinen Überbleibsel einer ungeheuren Zahl von Trophäen — bei Hohenfriedberg eroberte das Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth, heutiges Regiment Königin-Kurassiere allein 66 Fahnen und Standarten — werden bei uns nach der heutigen Erhaltungsmethode, so wie sie sind, also völlig unverändert erhalten. Und was hätte mein Kollege Erben selbst gesagt, wenn er damals, als er die Photographien unserer österreichischen Fahnen einforderte, Photographien von nach seinem System rekonstruierten Fahnen bekommen hätte! Hätten diese Photos ihm ein Bild jener ruhmvollen alten Feldzeichen geben können? Ausserdem wissen die katholischen Österreicher doch ganz genau, wie die Kirche und ihre Gläubigen ihre Reliquien von allen Zuthaten reinhalten. Niemand wird es einfallen, das Gewandstück eines Heiligen zu rekonstruieren; den Schädel eines Märtyrers bewahrt man in Holz, Silber oder Gold, ein Partikel vom heil. Kreuz wird in ein Diamantkreuz gesetzt usw. Diese kirchlichen Heiligtümer kann man durchaus mit den vaterländischen Heiligtümern unter den hier in Betracht kommenden Gesichtspunkten vergleichen.

Nach den oben besprochenen Methoden soll hier auch eine andere erwähnt werden, die, an manchen Stellen angewandt, weit über allen Methoden des Dr. Erben und Frl. Bach steht. Sie besteht einfach darin, dass man das ganze Fahnentuch auf einen feinen weitmaschigen Stoff aufnäht, Tüll, Gaze oder dergl. Das ist für das alte Fahnentuch wirklich konservierend, und wurde diese Behandlung daher bei Beginn der Fahnenarbeiten auch im Zeughaus angewandt. Besonders sprach sie deshalb an, weil die Knötchen, die beim Filetnetz an den Kreuzungspunkten der Fäden entstehen, zuerst bedenklich erschienen. Diese Knötchen, so war zu befürchten, könnten das alte Fahnentuch scheuern, der weiche Webestoff schien als Unterlage günstiger; da sich indes die Befürchtung wegen der Knötchen nicht bestätigte und zuverlässige fremde Erfahrungen mit Filet verwertet werden konnten, so wurden die Filetnetze hier doch endgültig angenommen, weil alle diese feinen Unterlagstoffe lange nicht so haltbar sind, als gute Filetnetze, und weil die Fahne beim Belegen mit solchen Webestoffen auf einer oder beiden Seiten naturgemäss wie mit einem mehr oder weniger dichten Schleier bedeckt erscheint, namentlich in schlecht belichtetem Raume. Endlich hat die so behandelte Fahne durch die stoffliche Einkapselung viel von ihrer Beweglichkeit, die ihr so charakteristisch ist, verloren. Das sind zwar Mängel, aber doch nicht von der Art, dass man sich deshalb entschieden gegen diese Methode wenden müsste, wie gegen die Wiener Arbeiten. Warum man nur dort (wenn es keine Filetnetze sein sollten) nicht diese einfache, billige und zuverlässige Methode gewählt hat statt höchst komplizierter, kostspieliger und entstellender Methoden!

Filetnetze bleiben immer das beste, aber man möge prüfen; da gerade jetzt eins der grössten historischen Museen des Auslandes, sowie die an Fahnen reichste Kirche Norddeutschlands ihre Fahnen für die fernere Erhaltung instand setzen wollen, so habe ich meine von dort eingeforderten Ratschläge zwar selbstredend für das Zeughausverfahren abgegeben, aber zugleich darauf hingewiesen, was hier eingangs über das Lesen und Selbstprüfen gesagt worden ist.

Welche Methode man aber auch wählen möge, eine Vorbedingung ist geboten, die ich bereits 1898 ausgesprochen habe und die Erben in seinem Aufsatze auch unbedingt fordert: die Fahne muss an horizontal aufgestellter Fahnenstange glatt und breit herabhängen. Ist das nicht zu ermöglichen, so muss die Fahne aufgewickelt werden. Bezüglich des Näheren über Aufstellung der Fahnen muss ich wieder auf den Aufsatz in der Kunstchronik verweisen.

Dort ist nun auch die Ansicht ausgesprochen worden, dass viele Fahnen besser in Kirchen hätten bleiben sollen, wo sie dem täglichen Getriebe, dem grellen Licht, Temperaturwechsel usw. weniger ausgesetzt sind, als in Museen und öffentlichen Gebäuden. Hierzu meint Erben, dass Fahnen in den Kirchen schlecht konserviert und nach ihrem historischen

Werte missachtet werden. So liegt bei uns die Sache nicht, dazu haben wir einen Generalkonservator und Provinzialkonservatoren der Altertümer, welche schon aufpassen. Hapert es aber einmal in einer Kirche — und diese Fälle kommen vor — so bleibt, von einzelnen grossen Sammlungen abgesehen, die Kirche trotzdem im allgemeinen den kleineren Sammlungen, Rathäusern oder sonstigen öffentlichen Gebäuden vorzuziehen, wenn dort, wie gewöhnlich, die sachverständigen Verwalter des Fahnenschatzes fehlen. Die Heiligkeit des Ortes und Andenkens stimmen so gut zusammen, auch sind die Fahnen in den Kirchen zumeist gefahrloser untergebracht. Indes gebe ich zu, dass das seine Grenze hat, wenn auch nicht aus den Gründen, die Erben anführt. In einer Kirche z. B., wo stark geheizt wird, und die Übergänge von kalt zu heiss sehr stark sind, wo vor allem abends viel Andacht, Konzerte, Missionsversammlungen usw. stattfinden und wo somit viel und oft Gas brennt, da sind die Fahnen im höchsten Grade gefährdet, namentlich wenn sie über den Gaswandleuchtern hängen. In solchen Fällen wird die Fahne allmählich gedörrt und muss wie verkohlter Zunder zerfallen. Hingegen sind moderne öffentliche Gebäude denkbar, mit hohen Räumen und elektrischem Licht, wo die Fahnen viel besser wie in Kirchen untergebracht sein würden. Indes, das sind Ideale, ich kenne solche öffentliche Gebäude für Fahnen nicht. Man soll deshalb da, wo heute noch Fahnen in Kirchen sind, diese im Allgemeinen dort belassen. Grosse Sammlungen sind auch gefährlich, nicht bloss deshalb, weil die Fahnen auch dort ungünstig aufgestellt und behandelt werden können, sondern vor allem, weil es eine Erfahrung ist, unter der jeder alte Museumsbeamte leidet, dass nämlich die Museumsobjekte trotz aller Schutzvorrichtungen und der liebevollsten Pflege unter Temperatur- und Lichtwechsel, Luftheizung, Ausdünstung, Staub und Bazillen, starkem Besuch und Einflussen lokaler Art allmählich sehr leiden. Wozu denn überhaupt alles in Museen vereinigen, die allmählich so gross werden, dass sie den Besucher durch die Masse erdrücken? Je kleiner und feiner ein Museum, desto besser! — —

Herr Dr. Erben giebt schliesslich an, dass im Heeresmuseum zu Wien 1044 Fahnen sind, wovon er in 10 Jahren uber 250 Stuck instand gesetzt hat. Er meint, das Wiener Heeresmuseum dürfte nach dieser Beziehung das reichste Mitteleuropas sein. Darin irrt er. Im Zeughause zu Berlin befinden sich ausser den Fahnenstangen, Fahnenspitzen und einigen Hundert Fahnenbändern 1739 Fahnen und Standarten. Davon sind in 8 Jahren 1542 Stück für die weitere Erhaltung instand gesetzt und neu aufgestellt worden.

Nachwort der Schriftleitung.[1]

Die Frage, wie alte Fahnen am besten zu erhalten sind, bedarf dringend der Entscheidung. **Denn es handelt sich um wichtigen nationalen Besitz.** An dieser Stelle haben drei Persönlichkeiten, von denen jede den Anspruch erheben darf, aufmerksam gehört zu werden, darüber gesprochen, aber selbst in den Grundfragen gehen ihre Ansichten weit auseinander.

„Der Worte sind genug gewechselt." Ich will sie nicht, wie ich ursprünglich beabsichtigte, noch durch Darlegung des Dresdner Verfahrens vermehren. Dazu sähe ich mich erst gezwungen, wenn der Vorschlag, den ich auf eine Anregung E. von

[1]) Herr Erben, dem ich den Aufsatz des von Herrn v. Ubisch vorzulegen mich fur verpflichtet hielt, hat mir die folgende kurze Erwiderung geschickt, zu der ich persönlich, um als Schriftleiter unparteiisch zu bleiben, keine Stellung nehme. Es muss den Lesern, die beide Aufsätze genau lesen mögen, uberlassen bleiben, sich ihren Standpunkt in den Auseinandersetzungen, unbeeinflusst von einem dritten, selbst zu suchen.

Das abfällige Urteil, welches E. v. Ubisch hier uber die zur Zeit meiner Amtsfuhrung im Wiener Heeresmuseum durchgeführten Fahnenrestaurierungen ausspricht, nehme ich beruhigten Herzens auf, in der Überzeugung, dass, wie er es selbst mit Recht anregt, sachkundige Männer sich nicht mit dem Lesen seiner Worte begnügen, sondern mit eigenen Augen den Erfolg hier und dort betrachten werden. Ich hatte schon 1897 Gelegenheit, sein Verfahren an Ort und Stelle zu studieren und fand nach eingehender Überlegung und Vergleichung keinen Anlass, ihm zuliebe irgendwie die von mir am Heeresmuseum eingeführte Methode zu ändern, über deren Entstehung ich im vorigen Hefte (S. 216) eingehend berichtete. Dennoch halte ich gegenuber v. Ubisch eine thatsächliche Berichtigung fur dringend notig. Man hat im Heeresmuseum niemals „Stück fur Stück das Muster der ursprünglichen Fahne" in gazeartigem Stoffe nachgeschnitten, um dann in die so rekonstruierte „Fahne" (wenn man eine solche Imitation so nennen dürfte) „an den ihnen zukommenden Stellen die alten Fahnenreste" einzusetzen (wie v. Ubisch zu glauben scheint), sondern man hat grundsätzlich nur jene Teile des Fahnenblattes, die um ihrer Konsistenz willen eines Unterlagstoffs bedurften, mit einem solchen versehen und zwar mit einem Stoff, der, wo er allein liegt, vermöge seiner Durchsichtigkeit bei jeder Beleuchtung, bei der man das Museum uberhaupt öffnet, von den echten Bestandteilen fur jedermann vollkommen unterscheidbar ist, wo er aber echte Teile bedeckt, den Farbeneindruck derselben möglichst wenig verändert. Mit der Unterlage über die äusseren, von der Stange abgekehrten Ränder der echten Bruchteile hinauszugehen wurde thunlichst vermieden; nur wenn sich zwischen den echten Mittelteilen und der Stange leere Stellen ergaben, die bei horizontalliegender Stange ein schädliches Herabfallen oder Zusammenrollen der Mittelteile zur Folge gehabt hätten, wurden auch diese Zwischenräume mit solchem Unterlagstoff in einfacher, nur die Hauptzüge der verlorenen Originalteile nachahmender Zeichnung ausgefüllt. Sowie ich also den Vorwurf, die von mir am Heeresmuseum veranlasste Arbeitsweise sei von dem Streben nach dekorativen Wirkungen beeinflusst, entschieden zurückweisen muss, so kann ich auch weder das (oft recht drollige) Verfahren mit den kirchlichen Reliquien, noch die naturgemäss sehr verschiedenartige Behandlung, welche die Fahne im Dienst erfährt, als die für den Museumsbeamten massgebende Richtschnur anerkennen. Die Aufgaben einer wissenschaftlichen Anstalt schliessen den höchsten Grad der Pietät in sich ein, gehen aber uber die Ziele einer wenn auch noch so pietätvollen Praxis weit hinaus.

Innsbruck. Prof. Dr. Erben.

Ubischs hin hier vorlege, zu keinem Ergebnis führte. Er geht dahin, dass Sachverständige die bisber geübten Verfahren begutachten.

Das denke ich mir so: alle diejenigen Museen, von denen mir nennenswerte Arbeiten auf diesem Gebiete bekannt geworden sind, werde ich bitten, mehrere Exemplare an das Historische Museum in Dresden einzusenden. Eine Anzahl geladener Herren mag die aus diesem Material zu veranstaltende Ausstellung besichtigen und sich darüber aussprechen. Die Ergebnisse sollen als „Grundsätze zur Erbaltung und Aufstellung alter Fahnen" gedruckt und allen in Betracht kommenden Stellen leicbt zugänglich gemacht werden.

Ich kann jetzt — kurz vor Redaktionsschluss — noch keine Namen der einzuladenden Museen und der Sachverständigen nennen, möcbte aber, was die letzteren angeht, bemerken, dass sie sein sollen: 1. Museumsleiter, die ja die Angelegenheit zunächst angeht, 2. Militärs, die hier unbedingt zu bören sind, 3. Provinzialkonservatoren, deren Tätigkeit oft genug auch Fabnen in Kirchen, Ratbäusern u. s. w. zu gute kommen kann. Die Leiter der ausstellenden Museen müssen dafür sorgen, dass ihr Verfahren mündlich erläutert wird.

Sobald ich Bestimmtes mitzuteilen vermag — ich werde sofort daran gehen, den Plan zu verwirklichen —, werde ich es an dieser Stelle thun.

Koetscbau.

Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen.

Von **Rudolf Wegeli**, II. Assistenten am Schweizerischen Landesmuseum.

(2. Fortsetzung.)

3. Inschriften mit Beziehung zu dem Marienkultus.

Auch die Schwertinschriften hat der im Mittelalter üppig blühende Marienkultus beeinflusst. Immerhin sind die so verzierten Klingen selten, und die Behauptung San Martes [74]), dass als Inschrift häufig Ave Maria, oft in seltsam verzierten Zügen, vorkomme, ist vermutlich nur darin begründet, dass eben aus diesen schwer oder gar nicht zu lesenden Inschriften mit vieler Phantasie der englischе Gruss konstruiert worden ist.



Fig. 24.

Ein Schwert des 14. Jahrhunderts [75]) aus der Sammlung des Prinzen Carl von Preussen (PC 7374), welche seit 1883 mit den Beständen der Berliner Zeughaussammlung vereinigt ist, trägt die in Fig. 24 und 25 [76]) wiedergegebene Inschrift. Sie ist in fein gezogenen Linien in Silber eingelegt. Nach Ausscheidung der ornamentalen Verzierungen und sonstigen Einschiebsel ergiebt sich der Wortlaut: ir ehr ich ner ich nehr ich ner ich (Fig. 26), d. h. mit Weglassung der Wiederholungen bedeutet ir ehr ich ner = ich schütze ihre Ehre. Zwischen ich ner ist jedesmal ein Monogramm eingeschoben (Fig. 27), welches als Jesus Christus aufzulösen ist. Die Inschrift ist von einem Ornament eingeschlossen, welches sich ohne Mühe auf das Initial- und Schlusskreuz zurückführen lässt. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen. Ein ähnliches Ornament trennt die Inschrift in der Mitte.

Es ist dies das erste und früheste Beispiel einer in deutscher Sprache abgefassten Inschrift, wenn wir von den Namen Ulfberht und Ingelred absehen. Das Schwanken in der Verwendung des

[74]) San Marte, a. a. O., Seite 145.

[75]) Beschrieben bei Hiltl: Die Waffensammlung des Prinzen Carl von Preussen. 1876. Seite 44, Nr. 256.

[76]) Das Blattornament am Ende des Hohlschliffes ist bei Fig. 25 weggelassen worden.

Debnungs-H spricht dafür, dass sie in einer Zeit entstanden ist, wo dies erst vereinzelt vorkommt.[77]) Die Worte ich ner sind aus Raumüberfluss mehrfach wiederholt. Die andere Klingenseite trägt reichen ornamentalen Schmuck, wobei eine in Tierköpfe auslaufende Spirale bemerkenswert ist. Über



Fig. 25.

dem Hohlschliff sind beiderseits eine Rosette, sowie ein messingtauschiertes Pflanzenornament angebracht.

Der Griff dieses merkwürdigen Schwertes ist später aptiert, wie auch die Angel nachträglich ge-



Fig. 26.

streckt worden ist. Auf dem scheibenförmig-runden Knauf ist jederseits ein Kreuz eingeschlagen.

Das bereits charakterisierte, in Fig. 25 abgebildete Ornament findet sich noch zweimal, zunächst auf einem Schwerte des 13. Jahrhunderts im Markischen Provinzialmuseum (IV, 3096). Dasselbe wurde im Stadtgraben von Perleberg gefunden und zeigt, auf die beiden Klingenseiten verteilt, eine Inschrift (Fig. 28) mit äusserst fein gezogenen und mit Silber ausgelegten Linien.



Fig. 27.

langgezogene Buchstabenform der deutschen Inschrift steht in eigentümlichem Gegensatze zu derhier vorliegenden plumpen romaniscben Majuskel. Die Bedeutung des Ornaments für die nähere Bestimmung des Schwertes tritt hier in auffallender Weise bervor.

Zum dritten Male kehrt das Ornament wieder bei einer später zu behandelnden Initialinschrift im Berliner Zeughause (00, 221).

Ein Schwert des 14. Jahrhunderts im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich (AG 2462), gefunden im Linth-Kanal bei Weesen, trägt als Rest einer ursprünglich tauschierten Inschrift die Buchstaben OA einerseits, RIA anderseits.

Im 15. Jahrhundert werden die Anrufungen der Gottesmutter häufiger, besonders in der Form des englischen Grusses.[78]) Beispiele dafür finden sich im Berliner Zeughause und in der Armeria Real in Madrid. Ein Dolch des 15. Jahrhunderts in der Berliner Sammlung (95, 49) trägt auf dem messingverkleideten oberen Klingenteile die Inschrift:



Fig. 29.

Der Anfang des englischen Grusses steht auf einem Hiebmesser aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts (PC 8372) in der nämlichen Sammlung.

Ein ähnliches Beispiel verzeichnet der Katalog des Grafen von Valencia[79]), die Espada de armas del Gran Capitán Gonzalo Fernandez de Córdoba (1435—1515), trägt auf der Klinge in vergoldeten gotischen Buchstaben die Worte: AVE MARIA GRATIA . . . MATER GRATIA M.

Ferner besitzt Herr Dr. R. Forrer in Strassburg einen Dolch aus dem 15. Jahrbundert mit der

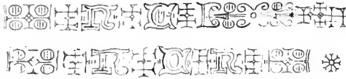


Fig. 28.

So übereinstimmend das Ornament, so verschieden ist der Schriftcharakter. Die schlanke,

eingravierten Inschrift:[80]) + AVE GRACIA AVE GLORIA AVE + REGINA +

Eine sehr umfangreiche Inschrift (Fig. 30), welche zugleich die Überleitung zu der folgenden Gruppe bildet, ist auf einem Stossschwerte des 15. Jahrhunderts in Madrid angebracht.[81])

[77]) Über das Dehnungs-H schreibt M. Heyne in Grimms Deutschem Worterbuch IV, 2. 4f.: „seit den ältesten hochdeutschen Zeiten kommt es bisweilen vor, dass Schreiber einem Worte ein h einfugen, welches keine etymologische Berechtigung hat. Manchmal steht es ganz ohne ersichtlichen Grund, teils nach einem unzweifelhaft kurzen Vokale, wie in magahthem kiduhlt (Weinhold, alem. gram. 199) teils sogar zwischen zwei Konsonanten, z. B. in Liutmunht fur Liutmunt (Verbruderungsbuch von St. Peter 48, 3); ofter erkennt man die Absicht, durch den Hauchlaut die Dehnung eines Vokals anzuzeigen: deohmuati, hûhs (Weinhold, a. a. O). Dieses überflüssige h ist bis zum 14. und 15. Jahrhundert noch nicht haufig, erst im 16. wird es sehr gewöhnlich in der Absicht verwendet, die Länge des Vokals dadurch anzuzeigen. Die Stellung des h ist hierbei oft willkurlich."

[78]) Lukas 1, 28: Ave Maria gratia plena dominus tecum. Benedicta tu in mulieribus.

[79]) Catálogo histórico-descriptivo de la Real Armeria. S. 211.

[80]) Gefl. Mitteilung von Herrn Dr. R. Forrer.

[81]) Catálogo histórico-descriptivo, a. a. O., Seite 205–208. Armeria Real de Madrid, Tafel 14.

Dominus michi adjutor et non timebo qui faciat michi omo et ego despiciam inimicos meos prevalens atversus eos[52]) ist auf die beiden Klingenseiten derart verteilt, dass die Inschrift auf der einen Seite mit michi abschliesst und auf der anderen mit omo ihre Fortsetzung findet. Die Zeilen sind genau gleich lang. Ein kleiner Raumüberfluss am Ende wird durch unscheinbare Ornamente ausgeglichen. Bei Raummangel hilft sich der Zeichner durch Zusammenziehung von Buchstaben und durch Ligaturen und Abbreviaturen. Bei dem zweiten michi ist das H, bei inimicos das O in die Rundung des C gelegt. Das S bei eos ist von dem O eingeschlossen. prevalens und atversus sind stark abgekürzt. Das E der Endsilbe ens ist irrtümlicherweise durch ein R ersetzt.



Fig. 30.

Der übrige Teil der Inschrift verteilt sich auf drei konzentrische Doppelkreise. Von innen nach aussen gelesen, enthält sie einerseits: Virgo Maria. Jesus autem transit per.[53]) Si ergo me querite sinite eos abire[54]); anderseits: Jesus Christus. Virgo Maria carissima mater. Beata du dignare me laudare te.[55]) Für Jesus Christus und Maria Virgo stehen in den innersten Kreisen die entsprechenden Monogramme beziehungsweise Abkurzungen. Auch bei Jesus autem transit per steht für Jesus das Monogramm. per ist durch die gewöhnliche Abkürzung wiedergegeben. Bei sinite eos fehlt das eine E. Maria carissima mater ist stark abgekurzt.

52) Nach Psalm 117, 6—7: Dominus mihi adjutor, non timebo quid faciat mihi homo Dominus mihi adjutor et ego despiciam inimicos meos. Vgl. auch Hebr. 13, 6.

53) Lukas IV, 30. Über die Bedeutung des Spruches siehe weiter unten.

54) Joh. Ev. XVIII, 8.

55) Parte de la Antffona de la Purificación de Nuestra Sellora. (Catálogo histórico-descriptivo a. a. O.)

4. Bibelsprüche und Initialinschriften.

Bibelcitate im vollen Wortlaute sind unter den mittelalterlichen Inschriften sehr selten vertreten. Ausser dem beschriebenen Madrider Schwerte und den Dolchklingen mit dem englischen Grusse lässt sich nur ein einziges früheres Beispiel anführen. Die Inschrift Benedictus Deus meus[56]) befindet sich auf einem Schwerte des 14. Jahrhunderts in der Bibliothek des Städtischen Rathauses in Leipzig.[57])

Sehr häufig sind dagegen Abkürzungen, welche mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Bibelsprüche oder Variationen von solchen zurückzuführen sind, derart, dass von jedem Worte nur der erste Buchstabe genannt ist. Ihren Ursprung haben diese Abkürzungen in der Kreuzinschrift INRI. Die praktische Bedeutung besteht darin, dass auf beschränktem Raume eine sehr lange Inschrift Platz finden kann. Durch drei- und mehrfaches Wiederholen der ganzen Inschrift oder einzelner Teile derselben scheint eine besondere mystische Wirkung bezweckt worden zu sein.

Solcher Initialinschriften ist eine grosse Zahl auf uns gekommen. Sie tauchen im 13. Jahrhundert auf und verschwinden eigentlich nie ganz. Soweit wir sehen, scheinen sie namentlich um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts beliebt gewesen zu sein, vielleicht im Zusammenhange mit dem kurzen Wiederaufblühen des deutschen Rittertums unter den ersten Habsburgern. Später kommen sie nur noch vereinzelt vor. Sie setzen der Erklärung grossen Widerstand entgegen, der noch dadurch gesteigert wird, dass man auf Schritt und Tritt mit Fehlern und Verwechslungen zu rechnen hat. Wir müssen uns darauf beschränken, die Inschriften nach bestimmten Gruppen zu ordnen, wobei äussere Gründe, wie Schwertform, Technik und Schriftcharakter nur eine untergeordnete Rolle spielen, dagegen die Anordnung der Buchstaben und das Vorkommen bestimmter, sich mehrfach wiederholender Komplexe massgebend sind. So gelangen wir zu folgender Einteilung:

a) Anagrammatische Anordnung der Buchstaben.
b) Periodisches Auftreten eines einzelnen Buchstabens innerhalb einer Inschrift.
c) Buchstabenkomplexe.
   α) Die NED = Gruppe.
   β) Die DIC = Gruppe.
d) Inschriften, die sich nicht unter a—c einreihen lassen.

a) Anagrammatische Anordnung der Buchstaben.

Unter Anagramm versteht man ein Wort, welches von vorwärts oder rückwärts gelesen, gleich

56) Psalm 17, 47.

57) Abgebildet bei Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Geratschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen. Frankfurt a. M. Bd. II, 120.

lautet, z. B. Anna, Otto. Eine derartige Anordnung von Buchstaben und Ornamenten haben wir schon bei der Ingelredgruppe hervorgehoben. Ein schönes Beispiel einer anagrammatischen Inschrift liefert ein aus dem 13.—14. Jahrhundert stammendes Schwert mit Bronzeknauf (HA 21) im Schweizerischen Landes-



Fig. 31.

museum. Auf der einen Klingenseite steht, in Eisen eingelegt, das Wort AINANIA (Fig. 31). Entweder aus Versehen, oder um die Mitte des Wortes zu markieren, ist das zweite A auf den Kopf gestellt. Die Inschrift der anderen Klingenseite ist nachträglich absichtlich herausgemeisselt worden.

hang beschrieben. Wir stellen der Behandlung der einzelnen Inschriften eine schematische Zusammenstellung voran, welche das Übereinstimmende zum Ausdrucke bringen soll.

Die mit 3 bezeichnete, sehr lange Inschrift (Fig. 32) befindet sich auf einem Schwerte in St. Omer (Nr. 568). Sie ist auf beiden Klingenseiten in Silber eingelegt.[59])

Bei der Analyse ergiebt sich die vier-, beziehungsweise fünfmalige Wiederholung der Buchstabengruppe DRI mit verschiedenen wenig variierenden Annexen.

Die Schrift zeigt die gotische Majuskel in ihrer vollen Ausbildung. Hervorzuheben sind die Buchstaben F mit dem tief gestellten unteren Horizontalbalken und das geschwungene N. Letzteres ist merkwürdigerweise immer verkehrt gestellt. Auch

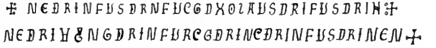


Fig. 32.

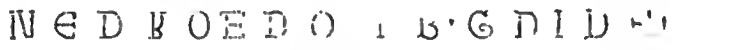


Fig. 33.

b) Periodisches Auftreten eines einzelnen Buchstabens innerhalb einer Inschrift.

Im Musée de St. Omer befindet sich die in Silber eingelegte Inschrift[58]) NEDEHEREKEDENI. Auf der Ruckseite des Schwertes (Nr. 2486) sind einige Kreuze sichtbar. — Jeder zweite Buchstabe ist ein E, und zwar wurde, um eine Eintönigkeit in der Form zu vermeiden, abwechselnd Unciale und Kapitale verwendet.

In dieser uns unverstandlichen Inschrift NEDEHEREMEDENI ist die Zusammenstellung + EMEDE + enthalten, welche auf einem Schwerte im Nationalmuseum in Kopenhagen eingelegt ist.[59]) Das Schwert (D 2089) mag dem 12.—13. Jahrhundert angehören.

c) Buchstabenkomplexe.

α. Die NED-Gruppe.

Hiervon haben wir die Inschrift

NEDEHEREMEDENI

bereits herausgegriffen und in anderem Zusammen-

verschiedene andere Buchstaben sind um 180° gedreht. Das X der oberen Reihe dürfte wohl als Abkürzung für Christus gelesen werden; vielleicht sind, analog dem in Fig. 27 abgebildeten Monogramm die beiden Buchstaben D und O dazu zu nehmen, woraus dann Dominus Christus resultieren würde.

Die grösste Ähnlichkeit mit dieser Inschrift zeigt die unter 4. verzeichnete. Sie findet sich, in Silber eingelegt, auf einem bei Gottlieben im Rheine gefundenen Schwerte des 13. Jahrhunderts im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich (Nr. 2257). Anfangs- und Schlusskreuz stimmen nicht überein. Das R ist auf den Kopf gestellt, das erste I unsicher. (Fig. 33.)

Nr. 5 ist ein Torso auf einem Schwertfragment (Nr. 2776) des 14. Jahrhunderts im Märkischen Provinzialmuseum, gefunden in der Spree. (Fig. 34.) Anfangs- und Schlusskreuz haben verlängerte Horizontalbalken. Über das X ist das nämliche zu bemerken wie bei der Inschrift von St. Omer.

1)	**N E D**EHEREMEDENI	St. Omer.
2)	EMEDE	Kopenhagen.
3)	**N E D**RINFXSDRNFXCGDXOSANSDRIFXSDRIH	St. Omer.
	N E DRIATXGDRINFXRCGDRINCDRINFXSDRINEN	
4)	**N E D**ROEDOIBCDID	Zürich.
5)	**N E D** . . . . A . . . . . XCHERE .	Berlin.

[58]) Gefl. Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.

[59]) Gefl. Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.



Fig. 34.

β. Die DIC-Gruppe.

Abweichend von der NED-Gruppe, welche wir nach den übereinstimmenden drei ersten Buchstaben gebildet haben, ist hier die im Verlaufe der Inschrift ein- oder mehrmals wiederkehrende Buchstabenzusammenstellung DIC für die Gruppierung verwendet worden. Die hierher gehörenden Inschriften sind zahlreich und stammen alle aus dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Über ihre Verbreitung giebt die nachfolgende schematische Zusammenstellung Aufschluss.

1)	NNS**DIC**NRCAES**DIC**NES**DIC**NNDIEDIE	Berlin.
	NES**DIC**NNNES**DIC**OSNS**DIG**SNCNNLACN	
2)	**DIC**NACNSN	Berlin.
	NAGN**DIG**OE	
3)	NN **DIC**OTACNNSDIEMD	Berlin.
	MNS**DIC**VANNNSG	
4)	NN **DIC**NDI	Berlin.
	INS **DIC**I	
5)	RCANS**DIC**AN	Berlin.
	RCANS**DIC**ANS	
6)	**DIC**NLAC**DIC**NLA	Stettin.
	DICNLAC**DIC**LAE	
7)	NN **DIC**	Kopenhagen.
8)	NPATERFNFI**DIC** A TVIS	Rouen.
9)	NS **DIC**OLTNNS**DIC**I . .	Münster i. Westf.

Nr. 1 ist auf einem Prachtschwerte im Märkischen Provinzialmuseum in gelber Metallkomposition eingelegt (IV, 1114). Es wurde bei dem Sakrow-Paretzer Kanalbau gefunden. Auf der Angel ist eine Marke tief eingeschlagen, und auf dem scheibenförmigen Knaufe ist einerseits eine Lilie, anderseits ein Malteserkreuz eingelegt. Ein eigentümliches Ornament vertritt die Stelle des Initialkreuzes. Am Ende des Hohlschliffs ist eine blattartige Verzierung und als Bekrönung ein Vogel angebracht. NESDIC kehrt dreimal, DIC allein sechsmal, DIE zweimal wieder. Wie bei den übrigen Inschriften dieser Gruppe ist das C in seltenen Fällen durch ein G ersetzt. (Fig. 35.)

Nr. 2 stammt ebenfalls aus dem Märkischen Provinzialmuseum. Die Inschrift ist in gelber Metallkomposition im Hohlschliff der schmalen Klinge eingelegt, deren Angel markiert ist. Das Schwert (IV, 3192) mit achtkantigem Knauf und langem Griff gehört bereits dem 14. Jahrhundert an und ist ein Fundstück aus Lauske (Kreis Ost-Prignitz). Die Buchstaben NACNSN, welche auf der einen Klingenseite den Annex bilden, kehren auf der anderen als Praefix wieder, wobei nur die beiden letzten Buchstaben weggelassen sind. Das Anfangskreuz ist schräge gestellt, das Schlusskreuz fehlt. Dafür findet sich ein einfaches Blattornament (Lilienmotiv) und eine achtblättrige Rosette. (Fig. 36.)

Das 3. Beispiel liefert das Schwert AD 7370 im Kgl. Zeughause in Berlin. Die Buchstaben waren erst mit Silber ausgelegt und dann im Feuer vergoldet. Durch Abnutzung ist das Gold an einigen Stellen verschwunden, und das darunter liegende Silber tritt zu Tage. Merkwürdige Buchstabenformen sind ein auf den Kopf gestelltes T und U in der Bedeutung von V. Auf die Abwechslung bei der Verwendung des gleichen Buchstabens haben wir schon bei einer früheren Gelegenheit aufmerksam gemacht. Die drei aufeinander folgenden N sind hierfür ein schönes Beispiel. (Fig. 37.)

Die 4. Inschrift wurde schon bei der Besprechung des einleitenden Ornaments auf Seite 22 erwähnt. Das dem 14. Jahrhundert angehörende Schwert (00, 221) ist aus drei Bruchstucken zusammengesetzt und befindet sich im Kgl. Zeughause in Berlin. Die Inschrift ist silbertauschiert und nur teilweise erhalten. Die ornamentale Übereinstimmung mit der in Fig. 28 abgebildeten Inschrift ist einleuchtend. Die zwischen die Buchstaben eingeschobenen Verzierungen sind mit den trennenden Kreuzen bei jener Inschrift zu vergleichen. (Fig. 38.)

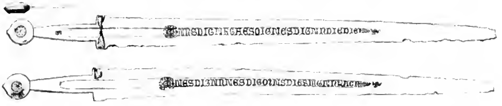


Fig. 35.



Fig. 36.

Nr. 5 zeigt die gotische Majuskel in prachtvoller Ausbildung. Fig. 39. Das im Berliner Zeughause befindliche, markierte Schwert (AB 7373) wurde beim Baggern in der Jeetzel, einem linken Nebenflusse der Elbe im preussischen Regierungsbezirke Magdeburg gefunden. Auf dem Knaufe ist in messingtauschiertem Kreise ein Treffelkreuz in

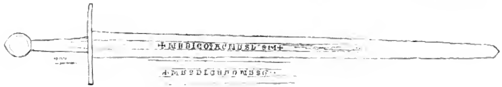


Fig. 37.

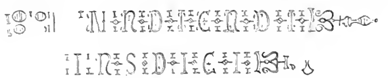


Fig. 38.

gleichem Metall eingelegt. Die Buchstaben sind silbertauschiert. Das A steht verkehrt. Der obere Bogen des C besitzt einen grossen Querstrich, so dass der Buchstabe die Form eines um 90° gedrehten T erhält. Die Inschrift lautet auf beiden Seiten gleich; doch fehlt einerseits das letzte S. Die Verbindung CAN kommt, wenn auch in anderer Buchstabenstellung, bei den unter 1, 2 und 3 beschriebenen Inschriften vor. Das Schwert gehört dem 13.—14. Jahrhundert an.

Nr. 6 auf Fig. 40 und 41 ist eine Inschrift aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts im Museum für Pommersche Altertumskunde in Stettin. Sie ist in gelber Metallkomposition eingelegt und prachtvoll erhalten. Beide Klingenseiten sind gleichlautend; nur die drei letzten Buchstaben sind etwas abweichend. Vor der Inschrift ist einerseits ein steigender Leopard, anderseits ein Adler mit hängenden Flügen angebracht. Beide Tiere stehen auf-

recht in der Richtung der Klinge. Das die Inschrift abschliessende Lilienmotiv ist uns in ähnlicher Form schon mehrfach begegnet.

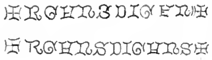


Fig. 39.

Nr. 7, auf beiden Seiten gleichlautend[90]), steht auf einem Schwerte des 14. Jahrhunderts (Nr. 16163) im Nationalmuseum in Kopenhagen.[91]) Die Inschrift + NNDIC + ist in gelber Metallkomposition eingelegt. Die Buchstaben sind in weiten Abständen gesetzt. Anfangs- und Schlusskreuz fehlen auf der einen Klingenseite.

Nr. 8 (Fig. 42) nimmt eine eigentümliche Stellung innerhalb der Gruppe ein. Die beiden Schlussworte a tuis sind durch zwei kreisförmige Punkte scharf von einander und von den vorausgehenden Initialen getrennt. Wir haben es demnach nicht mehr mit einer eigentlichen Initialschrift zu tun; doch ist freilich durch diese beiden Worte für die Deutung nichts gewonnen. Die Bildung des Wortes pater am Anfange der Inschrift ist wohl eine zufällige; es handelt sich in der Tat um Initialen, wie die Gruppe DIC beweist. Die silbertausehierte Inschrift befindet sich auf der einen Klingenseite eines Schwertes im Museum von Rouen.[92]) Die andere Seite zeigt ornamentalen Schmuck mit dem Lilienmotiv.

Nr. 9 (Fig. 43) zeigt eine Inschrift aus dem Besitze des Herrn Rittmeisters a. D. E. von zur Muhlen in Haus Offer genannt Ruhr bei Münster in Westfalen.[93]) Das Schwert hat spätere Fassung, die Klinge selbst gehört dem 13.—14. Jahrhundert an. Die Inschrift war auf der einen Seite eingelegt und ist nicht mehr ganz zu entziffern. Zum ersten Male begegnen uns hier die von Kreisen eingeschlossenen Kreuze. Die beiden letzten Buchstaben sind unkenntlich.[94])

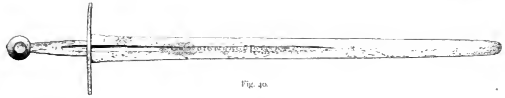


Fig. 40.

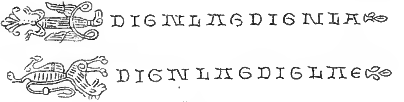


Fig. 41.

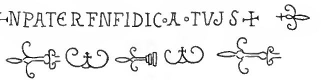


Fig. 42.

[90]) Gefl. Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.

[91]) Abgebildet in Worsaae, a. a. O., Seite 164, Nr. 573.

[92]) Wir verdanken die Zeichnung der Güte des Herrn Direktors Le Breton in Rouen.

[93]) Herr E. von zur Mühlen hatte die Freundlichkeit, einige Gipsabgüsse der Inschrift, sowie eine Photographie des Schwertes anfertigen zu lassen.

[94]) Das Schwert war auf der Ausstellung in Düsseldorf (Katalog Nr. 2785). Die Inschrift ist angeführt als „S. Svitgebertus vicite“!

Im Zusammenhange mit diesen neun Inschriften sind drei weitere anzuführen, welche ähnliche Buchstabengruppierungen, jedoch ohne das charakteristische DIC besitzen.

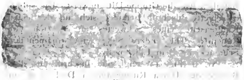


Fig. 43.

Die in Fig. 44 abgebildete Inschrift war auf einem im Neuenburger See gefundenen Schwerte (HA 11 im Schweizerischen Landesmuseum) aus „Schwert des 12. Jahrhunderts, im Rheine gefunden. Es wurde wegen der gefälschten Inschrift ACN . HA als Schwert des Kaisers Adolph † 1298 ausgegeben."

Nach dem Vorhergegangenen wird man die Inschrift[97]) nicht mehr als gefälscht bezeichnen können; dagegen ist natürlich an eine daraus zu folgernde Beziehung des Schwertes zu König Adolf nicht zu denken. Die von Rossel[98]) aufgestellte Hypothese ist nicht stichhaltig (Fig. 46.)

Wie wir gesehen haben, ist die Gruppe DIC, so oft sie bei den oben beschriebenen acht Inschriften wiederkehrt, stets von anderen Buchstabengruppierungen begleitet. Daraus folgt, dass es sich nicht um eine stehende Formel oder einen bestimmten Bibelspruch handeln kann; eher lässt

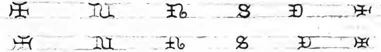


Fig. 44

dem Ende des 14. Jahrhunderts eingelegt. Es sind die Anfangsbuchstaben der unter 4 gegebenen Inschrift des Markischen Schwertes.

M U D N +

Fig. 45.

Fig. 45 in Silbertausia auf einem Schwerte im Musée von St. Omer[95]) lasst sich mit dem dritten Beispiel vergleichen.

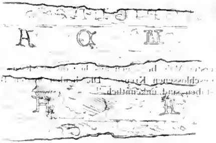


Fig. 46.

Deutliche Anklänge an Nr. 1, 2, 3, 5 zeigt die fragmentarische Inschrift eines Schwertes des 12. Jahrhunderts im Altertumsmuseum von Wiesbalden. Cohausen[96]) beschreibt dasselbe:

sich an eine Anrufung denken, welche eine gewisse Freiheit in der Wahl der Buchstaben, beziehungsweise Worte lasst. Leider befinden wir uns in dieser Frage völlig im Ungewissen, und nur ein glücklicher Zufall kann die Lösung des Rätsels verschaffen.[99]) Wir enthalten uns durchaus, eine bestimmte Erklärung zu geben, um nicht Gefahr zu laufen, die Verwirrung nur noch zu vergrössern. Gerade der Umstand, dass es sich nicht um eine stereotype Formel handelt, macht die Deutung wesentlich schwieriger, als dies beispielsweise bei den getriebenen Messingtaufschüsseln der Fall ist, deren Minuskelinschriften nun in befriedigender Weise gelesen werden. Kleinwächter[100]) schlägt die Leseart vor: „n. x. bene. in e." = nomen Christi benedictum in eternum.

[95]) Gefl. Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.

[96]) Antiquarisch-Technischer Führer durch das Altertums-Museum zu Wiesbaden. Von A. von Cohausen, Wiesbaden 1888, Seite 196.

[97]) Herrn Museumsdirektor Dr. E. Ritterling verdanken wir die in zuvorkommender Weise angefertigte Zeichnung.

[98]) Rossel: Erinnerungen an den deutschen König Adolf von Nassau. In: Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Bd. 6, Seite 369 ff.

[99]) Man könnte die in der Vulgata gebräuchlichen Ausdrücke Dominus Jesus Christus und Dominus in coelo heranziehen. Auffällig ist, dass bei der Leipziger Inschrift Benedictus Deus meus sowohl das NED als das DIC im ersten Worte enthalten ist. Es wäre jedoch ein zu bequemer Ausweg, wenn man beide Gruppen als durch Korruption entstanden erklären wollte.

[100]) Kleinwachter: Die Inschrift einer Posener Messingtaufschüssel. In: Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Bd. 12, Seite 323 ff.

Entwickelung und Gebrauch der Handfeuerwaffen.

Von k. u. k. Oberst **P. Sixl.**

(1. Fortsetzung.)

Von den Bilderhandschriften, welche die Weiterentwickelung der ersten Hauptgruppe in der angedeuteten Weise zur Darstellung bringen, waren zu nennen:

A. Eine Bilderhandschrift, welche im Besitze von Fr. von Leber sich befand. Dieselbe war, nach Lebers Angaben, um 1480 dem Anschein nach in Bayern gemalt und enthielt u. a. folgende Abbildungen: „a) Orgelbüchsen auf Karren. b) Ebendieselben auf Kreuzfeuer eingerichtet. c) Eine Feldschlange auf einem Karren, zu beiden Seiten ein Paar kleinere, abgesondert bewegliche Buchsen, und rückwärts, ober dem Raume, welchen bei uns die Traube einnimmt, eine Orgel-Triangel mit 21 Pfeifen, sieben auf jeder Seite. d) Eine Haufnitz, auf obige Art zugerüstet, nur mit dem Unterschiede, dass hier die Totenorgel 32 Pfeifen enthält, welche, in vier Reihen vorwärts steigend, übereinander liegen." (Wien's kaiserliches Zeughaus II, 485.)

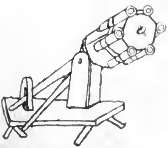


Fig. 99. Sechslaufige Feuerwaffe mit drehbaren Holzcylinder aus Cod. phil. 63 der kgl. Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

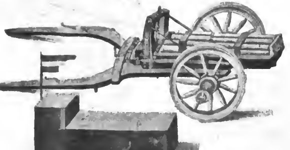


Fig. 101. Sechslaufiger zweireihiger Streitkarren aus Cod. 10816 k. k. Hofbibliothek zu Wien.

B. Die illustrierten Waffen-Inventarien des Kaisers Maximilian I.

Diese wurden über Anregung des Kaisers in den Jahren 1493—1519 angelegt und geben eine ausführliche bildliche Darstellung, Beschreibung und Aufzählung der vom Kaiser Friedrich III. und vom Erzherzog Sigismund übernommenen Waffenbestände; sie schildern überdies in Wort und Bild die Waffenvorräte der Zeughäuser von Innsbruck, Sigmundskron, Verona, Wien, Osterwitz in Kärnten, Graz, Görz, Breisach und Lindau und beschreiben endlich die Ausrüstung der Städte und festen Plätze von Ober- und Niederösterreich, Tirol, Kärnten, Steiermark, Krain, des Littorale, der österreichischen Vorlande und im westlichen Ungarn.

Diese Waffen-Inventarien sind:

a) Cod. icon. 222 der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek zu München;

b) die „Zeugbücher" Inventar Nr. 40 der kunsthistorischen Sammlungen des Ah. Kaiserhauses zu Wien;

c) Cod. ms. 10824 der k. k. Hofbibliothek zu Wien;

d) Cod. ms. 10815 und 10816 derselben Bibliothek; und endlich

e) das „Inventar des Zeughauses zu Innsbruck v. J. 1515 von Michl Ott und Hans Kugler" im Ferdinandeum zu Innsbruck.

Die Grossartigkeit der Anlage, die fachmännische Genauigkeit in der Durchführung und die Reichhaltigkeit der gebotenen Abbildungen verleihen diesen Quellen einen hervorragenden Platz in der Entwickelungsgeschichte der Feuerwaffen überhaupt und ganz besonders für die zweite Hälfte des 15. und für das erste Viertel des 16. Jahrhunderts.

Einzelne Darstellungen aus Cod. icon. 222 und aus den Zeugsbüchern hat Essenwein in den „Quellen" veröffentlicht; W. Boeheim hat die genannten Codices im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Ah. Kaiserhauses, Bd. XIII und XIV und in den Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien eingehend beschrieben und besprochen und

Berichtigung. 1. Seite 235, 1. Spalte, 12. Zeile von unten ist nach „erweitert" einzuschalten: (Fig. 98.)

Seite 235, 2. Spalte, 4. Zeile von oben ist anstatt Fig. 98 zu setzen: Fig. 99. (Vgl. S. 268.)

Seite 236 ist anstatt (Fig. 99.) zu setzen: (Fig. 100.)

der ersten Arbeit auch zahlreiche Abbildungen aus den genannten Handschriften beigefügt.

Zu der oben aufgeworfenen Frage der Weiterentwicklung mehrläufiger Feuerwaffen seien hier zwei Abbildungen angeführt, welche in den Zeugsbüchern, im Cod. icon. 222 und Cod. 10816 enthalten sind und welche in klarer deutlicher Weise den Fortschritt der ersten Hauptgruppe veranschaulichen.

Die erste Abbildung — Fig. 101 — bringt einen Streitkarren zur Darstellung, welcher mit sechs Läufen in zwei Reihen, zu je drei übereinander, ausgerüstet ist. Die Läufe, von der Grösse einer mittleren Hakenbüchse, sind mittels breiter Metallbänder auf einem hölzernen Untergestell befestigt, welches, wie eine Richtschraube andeutet, in die nötige Elevation eingestellt werden konnte. Nach der Darstellung im Cod. 10816 sind die oberen drei Läufe kürzer; nach Cod. icon. 222 hat jeder nes Drittel, welches andeutet, dass zum Transport nur ein Pferd und zwar direkt an die Orgel ohne Protze eingespannt wurde; links unten befindet sich eine hölzerne Kiste für Munition; vorn ist der Bindenschild mit dem Erzherzoghute sichtbar. Es kann der Abbildung nicht entnommen werden, ob, die Vorderladung vorausgesetzt, eine gemeinschaftliche Entzündungsvorrichtung vorhanden war und in welcher Weise die geladenen Läufe abgeschossen wurden.

Im Bande II der Zeugsbücher ist auf Blatt 102, bei der Beschreibung des Zeughauses der Stadt Wien, dieselbe Abbildung gegeben; die Überschrift sagt: „Hagelgeschütz" und der erklärende Schrifttext lautet:

„Ein „hagelgeschutz" man uns nennt,
Manchen Haufen han wir zertrennt.
Ob schon ein schuss neben hin gat,
So sein gleich ander an der stat."

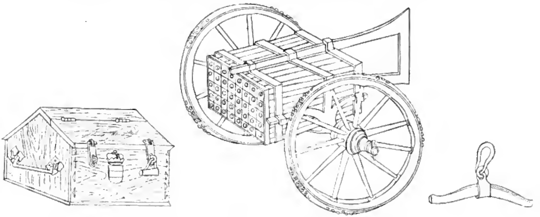


Fig. 102. „Orgel" aus Cod. 10816 k. k. Hofbibliotek zu Wien.

Lauf ein mit einem Deckel verschliessbares Zündloch. Der Streitkarren hatte zwei hohe Räder und eine Gabeldeichsel für ein Pferd; ein hölzernes Gehäuse, welches Läufe und Richtmaschine während des Marsches oder im Lager bedecken sollte, liegt abgehoben daneben.

Die zweite Abbildung — Fig. 102 — zeigt eine sogenannte „Orgel", bei welcher in fünf gleichgrossen Reihen 40 eiserne Läufe von der Grösse einer Handbüchse aufgeschlichtet sind. Man vermag weiter der Zeichnung zu entnehmen, dass die Läufe durch drei breite Metallbänder zusammengehalten werden und auf der breiten Achse der zwei hohen Räder aufliegen; ein von rückwärts durch die drei Metallbänder eingeschobener rechteckiger eiserner Bügel hatte augenscheinlich die Bestimmung, die Orgel in der gewünschten Elevation erhalten zu können. Rechts unten liegt ein hölzer-

Im „Inventari des zewghaus zu Insprugg 1515" von Michl Ott und Hans Kugler sind 6 Orgeln mit 6—15 Läufen eingetragen.

Es wäre hier der Ausdruck „Hagelgeschütz" aufzuklären. Nach einer Abbildung im Cod. Nr. 51 der kunsthist. Sammlung des Ah. Kaiserhauses (Fig. 103) ist der Hagelschuss die ursprüngliche Form des späteren Kartätsch-Schusses. Das Geschutz bestand, dem Anfange des 15. Jahrhunderts entsprechend, aus einer langen, schmalen Pulverkammer mit Zündloch und einem trichterformigen Fluge. Die erklärende Überschrift sagt: „Darnach ler ich dich ainen Hagelschuss, nym ain puckchsen wie du wild vnd lad die." Das Feuerwerksbuch enthält auf die Frage: „Wie man Hagel schiessen soll?" folgende Antwort: „Mache einen harten Klotz, halb so kurz als er breit ist und lade ihn gleich in die Büchse; lade vier Steine an den Klotz

so, dass sie ihn nicht anrühren und schlage „wolgeberten" Leim dazu, der mit porrx, mit Viol, mit Salz und mit Pupillensaft wol gebert ist, und stoss dann viele Steine in Grösse der Eier hinein, dass die Büchse voll werde, und mache sie mit dem obigen Leim zu und schlag alles mit einem Treiber fest aufeinander."

Ähnlich war das Igel-Schiessen. „Einen Igel zu schiessen, lade die Büchse stark mit einem Klotz und lass dir ein Eisenblech vor dem Klotz machen, von gleicher Breite mit ihm; dann nimm so viele Eisenstücke, als du verschiessen willst und lade sie hart an das Blech, das vor dem Klotze ist."

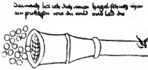


Fig. 103. Hagelschuss nach Cod 51 der kunsth. Sammlung des Ah. Kaiserhauses zu Wien.

Nach einer Angabe des Codex Nr. 52 der kunsth. Sammlung des Ah. Kaiserhauses zu Wien wurde zum „Ygel"-Schiessen ein irdener oder eiserner „chnoph" verwendet, welcher mit trägem Pulver und „eisernen Schiffern" gefüllt war.

Man konnte demnach aus jeder Steinbüchse einen „Hagel" oder „Igel" schiessen; die Steine oder die Eisenstücke wurden später in einen Sack eingenäht zum Laden vorbereitet; noch später wurde der Sack durch eine Blechhülse ersetzt, bis endlich die Kartatsche als Artillerie-Geschoss entstand.

Der „Ygel" oder „Hagelschuss" waren demnach eine Geschossart, die „Orgel" eine Feuerwaffe von bestimmter Konstruktion.

An dieser Unterscheidung hat man noch im 16. Jahrhundert festgehalten und nur im übertragenen Sinne die Orgel, weil die vielen Geschosse ähnlich wie beim Hagelschuss gestreut wurden, auch Hagel-Geschütz genannt.

Lienhard Frönsperger schreibt in dem Werke: „Vom Geschütz und Feuerwerk" wie folgt:

„Noch ist ein Geschlecht des Geschütz, das man auch auf der Achs führt und scheust, das nennt man Orgel-Geschütz, umb desswillen, dieweil es viel Rohr- und Nachbüchsen hat, zugleich wie eine Orgel viel Pfeiffen hat, man nennts auch Geschrey-Geschütz, der Ursach, das es viel Schuss thut, nachdem es viel Rohr hat, dieselbigen Schuss zerstreut es hin und her, so nennt mans auch Hagel-Geschütz, dieweil es viel Kugel scheusset, wie ein Hagel viel Stein wirft."

Das wiederholt citierte Nürnberger Inventar aus der Zeit 1449—1462 enthält die genaue Bezeichnung „Orgel" für mehrläufige Feuerwaffen, bei welchen die Läufe in zwei oder mehreren Reihen auf ein fahrbares Untergestell aufgesetzt wurden. „2 Streitkarren, die Orgel genannt, auf dem einen Karren 29 Bleibüchsen mit dem d und c, auf dem andern 27; die Büchsen mit d schossen Kugeln 2 Loth und $^1/_2$ Quintlein schwer, die mit e schossen 1 Loth und 1 Quintlein."

Nach der angegebenen Bezeichnung waren die Läufe teils von der Grösse kleinerer Hakenbüchsen, teils von der Grösse „simbel" Handbüchsen.

Hatte man mit den mehrläufigen Feuerwaffen eine erhöhte Feuerkraft für den Moment der Gefahr angestrebt, so war diese, die sichere Funktionierung der Entzündnugsvorrichtung vorausgesetzt, in den nach handschriftlichen Abbildungen vorgeführten Konstruktionen offenbar erreicht worden.



Zur Geschichte der Windbüchse. Von F. M. Feldhaus, Ingenieur in Heidelberg. Obschon die Windbüchse wohl nur in den Freiheitskämpfen der Tiroler gegen Napoleon I. eine Rolle im Kriege gespielt hat, dürfte ihre Geschichte hier interessieren.

Was ich von ihrer Geschichte weiss, will ich hier zusammentragen. Viel ist's nicht gerade. Ich fand das Material bei den Arbeiten zur 2. Auflage meines „Lexikons der Erfindungen".[1])

Meist liest man, die Windbüchse sei 1430 von Gester oder Guter in Nürnberg oder 1560 von Hans Lobsinger aus Nürnberg erfunden worden.

Den Guter nennt anscheinend zuerst J. C. Vollbeding's Archiv der nützlichen Erfindungen, Leipzig 1792, Seite 518. Auffallend ist, dass die beiden tüchtigen Nürnberger Chronisten von Murr[2]) und Siebenkees[3]) nichts von diesem Erfinder wissen. In dem Werke des letzteren wird zwar gemeldet, dass man 1429 mit Büchsen nach dem Ziele geschossen habe, doch, dass dies mit Windbüchsen geschehen, wird nicht vermerkt.

Eine Windbüchse vom Jahre 1474 findet man erwähnt bei Musschenbroek in Introductio ad philosophiam natural, (T. II, § 2111). Sie habe sich in der Gewehrkammer des Herrn von Schmettau in Deutschland gefunden, sei aber sehr unvollkommen gewesen. Zunächst sind derartige Urteile nach Datierungen an

[1]) 1. Aufl. Heidelberg 1903. Karl Winter's Universitätsbuchhandlung.

[2]) Beschreibung der Merkwürdigkeiten in Nürnberg, 1801.

[3]) Kleine Chronik Nürnbergs, 1790.

Apparaten immer sehr vorsichtig aufzunehmen, dann aber finde ich weder Zeit noch Ort, wo die besagte Gewehrkammer war.

Um das Jahr 1550 überreichte der vorgenannte Nürnberger Mechaniker Hans Lobsinger dem Magistrat ein Verzeichnis der von ihm angefertigten Kunstwerke; gedruckt wurde es nicht, nur Doppelmayr gibt in seinen Historischen Nachrichten von Nürnberger Mathematikern und Künstler (Nürnberg 1730, Anm. XX) Nachricht davon. Dieser Lobsinger soll gemäss einer Nachricht in der Kleinen Chronik Nürnbergs, 1790, S. 68 die Windbüchse um 1560 erfunden haben. Da hier Zeit, Ort und Person genau angegeben werden, so kann man dieser Angabe vor allen anderen die grössere Wahrscheinlichkeit geben.

Prinz Robert von der Pfalz, geboren 1619, der als Erfinder der Windbüchse genannt wird, kann ebensowenig als solcher anerkannt werden, wie ein gewisser Douson. Dass diesen die Ehre zukomme, will eine Schrift behaupten, die 1704 in Hamburg unter dem Titel „Curieuse Nachrichten von Erfindern und Erfindungen"[4]) von Paul Jacob Marperger im 3. Bande von „Der geöffnete Ritter-Platz" erschien.

Wieder einen anderen Erfinder nennt Fabricius 1752 in seiner „Allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit".[5]) Dieser zweifelhafte Erfinder soll ein Deutscher namens Paul Weber sein.

Die Franzosen[6]) nennen einen Bürger aus Lisieux in der Normandie, namens Marin, der für König Heinrich IV., (1589—1610) eine Windbüchse angefertigt habe.

Die Niederländer haben den Amsterdamer Mechaniker Barth. Koes, um 1600 lebend, als Erfinder der Windbüchse aufgestellt.[7])

Im Jahre 1607 beschreibt Bartolomeo Crescentio in seinem Werke „Nautica mediterranea" (Rom 1607) die Windbüchse.[8])

Otto von Guericke, der durch seine Versuche über den luftleeren Raum berühmte Magdeburger Bürgermeister, konstruierte die sogenannte Magdeburger Windbüchse, die sich nach seinem berühmten Werke in Ostwald's Klassikern[9]) wiedergegeben findet.

Denis Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, beschreibt 1680 eine Windbüchse in den Philosophical Transactions.[10]) Diese und eine bessere Konstruktion von ihm aus dem Jahre 1074 findet man reproduziert bei Gerland u. Traumüller, Geschichte der physikalischen Experimentierkunst, Leipzig 1899.[11])

Nürnberger Künstler fertigten „Windkanonen", aus denen man 4pfündige Kugeln 400 Schritte weit durch ein 2zölliges Brett schiessen konnte.[12])

[4]) Seite 162.

[5]) Band I, S. 226.

[6]) M. Mersenne, phaenomena pneumatica, prop. 32, in Cogitata phys.-math., Paris 1644.

[7]) Zedlers Universal-Lexikon, Bd. IV, unter „Büchse".

[8]) Vgl. v. Romocki, Geschichte der Explosivstoffe, I, 372, I.

[9]) Band 59, S. 82—83.

[10]) Band XV, Nr. 179, S. 21.

[11]) Seite 205, 206.

[12]) Gehler, Physikal. Wörterbuch IV., S. 769—70.

Weitere Verbesserungen oder, besser gesagt, Änderungen an Windbüchsen durch Lieberkühn,[13]) Matthey,[14]) Gropp[15]) und Mayer[16]) werden beschrieben in: Busch, Handbuch der Erfindungen, 4. Aufl., Bd. XII, 1822, S. 374.

Das wären die Angaben, die ich als Technologe den Waffenkundigen hier bieten kann. Meines Erachtens muss man der Entstehung eines einigermassen brauchbaren Luftgewehres eine längere Zeit einräumen. Man kann sie nicht ohne weitere Beweise einem Einzelnen zuschieben, auch nicht einmal dem Hans Lobsinger. Man könnte sich sonst auch den Alexandriner Ktesibios[17]) mit einem geschulterten Gewehr vorstellen, denn auch er wird als Erfinder der Windbüchse genannt, aus der man Steine schleudern konnte.[18])

Ich hoffe, dass die hier beigebrachten Daten Veranlassung geben, dass man an dieser Stelle einmal die ältesten bekannten Daten über vorhandene Luftgewehre veröffentlicht, um daraus die Zeit festzustellen, wann sie als handliche Waffen anzusetzen sind.

[13]) Jacobson, Technolog. Wörterbuch IV, S. 618.

[14]) Mémoires de l'académie Paris 1757, S. 405.

[15]) Reichs-Anzeiger 1793, S. 60, Nr. 8.

[16]) Ebenda 1796, S. 252, Nr. 25.

[17]) Zwischen 250 und 125 v. Chr. lebend; oft von Vitruv (De Architectura) als Mechaniker genannt.

[18]) Nach der Überlieferung des Philon von Byzanz; vgl. Bibliotheca Mathematica, Leipzig 1901, S. 382—83.



Berichtigung.

In dem Referat über die Hauptversammlung des Vereins in Zürich ist ein bedauerliches Versehen vorgekommen. Bei Besprechung des äusseren Verlaufes der Versammlung, Bd. III, Heft 8, S. 240 muss es heissen: „Am 1. Juli hatte Herr Major Dr. A. Tobler, Professor am eidgen. Polytechnikum in Zürich, dem Verein einen Dampfer zur Fahrt nach Rapperswyl zur Verfügung gestellt." Denjenigen Mitgliedern, welche an der Seefahrt teilgenommen und das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Major Tobler in dankbarer Erinnerung bewahrt haben, ist die Namensverwechslung, wie aus mehreren Zuschriften hervorgeht, zwar sofort aufgefallen; für die Abwesenden aber möge an dieser Stelle eine Berichtigung erfolgen. M. v. Ehrenthal.

Dem Verein neu beigetreten sind:

v. Bakhméteff, Georg, Russisch-diplomatischer Agent in Bulgarien, Kaiserl. russischer Kammerherr und Wirkl. Staatsrat, Excellenz, Sophia.

Etlin, Eduard, Dr. med., Arzt in Sarnen, Kanton Unterwalden.

v. Hortstein, Otto, Foča, Bosnien.

Poehon, Adolf, Goldschmied, Bern.

Robinson, Sir Charles, C. B., F. S. A. Newton Manor, Swanage.

Forstassessor Uhlmann ist von Dresden nach Marienberg i. S. versetzt worden.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

Das Ringelstechen von Sinj in Dalmatien (Die Halka)

Von v. Preradović, k. und k. Fregatten-Kapitän

Unter allen nationalen Festen nicht religiösen Charakters, an denen es Dalmatien sicherlich nicht mangelt, verdient das Ringelstechen von Sinj[1], die Halka[2], weitaus als das hervorragendste genannt zu werden, indem es nicht nur der Erinnerung an eine glorreiche lokale Waffenthat pietätvoll gewidmet ist, sondern weil es auch durch Äusserlichkeiten interessant und anregend wirkt, die dieses ritterliche Spiel trotz Zeit, Sturm, Drang und der alles gleichmachenden Modernen sich unverkümmert in die Gegenwart zu retten vermochte.

Auch andere volkstümliche Feierlichkeiten, wie die dem heiligen Blasius in Ragusa und dem Schutzpatron Triphon von Cattaro daselbst zu Ehren stattfindenden, verdanken Waffen- oder politischen Erfolgen ihren Ursprung, aber sie haben schon seit langem, durch Verschmelzung mit kirchlichen Elementen und die Einflussnahme anderer Faktoren, die ursprünglichen Beweggründe zu ihrer Entstehung fast vergessen gemacht.

Das Ringelstechen von Sinj ist nun gegenwärtig das einzige Volksfest Dalmatiens, das sich noch heutigentags einen kriegerischen Charakter zu erhalten gewusst hat, konform jenem heroischen und energischem Sinne, der seit jeher beim weit grössten Teile der ländlichen Bevölkerung jener Gegend vorherrschte und sich in ihr wacherhielt, was sich auch gelegentlich der Besetzung von Bosnien (1878) kundgab. Das Ringelstechen von Sinj ist auf Geschehnisse des Jahres 1715 zurückzuführen.

In diesem Jahre wütete zwischen der Pforte und Venedig der blutige Krieg um Dalmatien. Eine Phase dieses Krieges ist auch die Belagerung Sinjs durch die Türken, die vom 23. Juli bis 15. August genannten Jahres währte und die Stadt fast zum Fallen gebracht hätte, trotz der heldenmütigen Verteidigung seiner Bewohner und der kleinen venezianischen Besatzung.

In der höchsten Bedrängnis kam die rettende Hilfe. Der Provveditore von Dalmatien, Angelo Emo, hatte die Besatzungen sämtlicher Städte und festen Plätze an sich gezogen und sich mit den Kroaten, die für den Kampf wider den Erbfeind begeistert waren, vereinigt. Dadurch kam eine Streitmacht von etwa 15000 Mann zusammen. An der Spitze des Volksaufgebotes standen einige Hundert Ordensgeistliche; die obersten Führer waren der Erzbischof von Spalato und der Bischof von Makarska.

Dieses Heer fiel der türkischen Belagerungsarmee gerade zu dem Zeitpunkte (15. August) in den Rücken, als sie sich zum letzten entscheidenden Sturm gegen Sinj anschickte. Die Türken befanden sich nun zwischen zwei Feuern und trachteten, obwohl numerisch beiden christlichen Gegnern überlegen, zu entkommen, was ihnen jedoch sehr schlecht bekam, da sie an 20000 Mann, sämtliche Kanonen, die Munition und ungeheuere Lebensmittelvorräte am Schlachtfelde zurücklassen mussten.

Zur immerwährenden Erinnerung an diesen an das Wundersame grenzenden Entsatz ihrer Stadt und um den dabei bethätigten ritterlichen Geist ihrer Bewohner zu erhalten, zu heben und dazu fürderhin anzueifern, wurde, wie schon oben angedeutet, das alljährlich wiederkehrende Ringelstechen, die Halka, vom Jahre 1717 ab, ins Leben gerufen.

Die Serenissima in ihrer bekannten Staatsklugheit von dem Nutzen und der Zweckmässigkeit dieser Institution vollauf durchdrungen und um auch die Sinjaner in eigensten Interesse der Republik anzuspornen, verbielt ihre Provveditoren und die Stabsoffiziere der Territorial-Miliz, alljährlich Preise für das Ringelstechen auszusetzen.

Der Preis der Provveditoren bestand aus vier Ellen feinsten scharlachroten Tuches; ausserdem wurden die Halkaren in der Behausung dieses Würdenträgers nach dem Spiele bewirtet. Der

[1]) Sinj ist ein nicht unbedeutender Handelsort (Markt) Dalmatiens, mit etwa 3000 Einwohnern (1887) und ist weiteren Kreisen durch das Erdbeben von 1898 und dessen verheerenden Wirkungen bekannt geworden. Seine Bewohner zeichnen sich durch kriegerischen Sinn aus und sind gute Reiter. Der Staat unterhält in Sinj ein Gestüt.

[2]) Halka ist arabischen Ursprungs (halaka, türkisch halka) und bedeutet „eiserner Ring". Halkar, der Halkare, ist der Ringelstecher.

Oberst der Territorial-Miliz, die beiden Serdare und der Vice-Serdar spendeten und zwar jener zwei und diese je eine Elle des gleichen Tuches als Preise ihrerseits.

Mit dem Ende der Republik Venedig und Übernahme deren Erbschaft seitens der österreichischen Monarchie, wurden von der neuen Regierung für die Anschaffung des Preises jährlich 800 dalmatinische Lire flüssig gemacht.

Von diesem Betrage hatten vier Ellen scharlachfarbenen Tuches als öffentlicher Preis angekauft zu werden, ausser den von den Stabsoffizieren der Territorial-Miliz zu beschaffenden, während der erübrigte Rest von den Halkaren zur Bestreitung eines Gastmahles, nach althergebrachtem Brauche Verwendung zu finden hatte.

Als im Jahre 1805 Dalmatien an Frankreich fiel, verweigerte nach zwei Jahren die neue Verwaltung jegliche Beisteuer zur Anschaffung des Preises, was zur leicht begreiflichen Folge hatte, dass die Sinjaner ihrem alten kriegerischen Spiele gegenüber bei dieser, seitens der Franzosen für die Halka an den Tag gelegten Teilnahmslosigkeit sehr erkalteten und das Spiel, sich in die neuen verhassten Verhältnisse gezwungenermassen fügend, fallen liessen.

Gegenwärtig werden die Kosten für das schon erwähnte Gastmahl, sowie für die vier Ellen scharlachfarbenen Tuches als Preis für den Sieger, aus einer ursprünglich (1820) 100 Gulden betragenden, seit dem Jahre 1850 auf 200 Gulden erhöhten, von Sr. Majestät dem Kaiser jährlich zu diesem Zweck gespendeten Summe bestritten. Von der Episode der französischen Invasion rührt auch der Beschluss der Stabsoffiziere der Territorial-Miliz her, zu Preisen für das Rennen nicht weiter mehr beizutragen und, da der Sitz des Obersten dieser Truppen damals nach einem anderen Orte verlegt wurde, hörte auch dessen traditionelle Bekleidung des Ehrenamtes eines Turnierwartes (vojvoda halkarski, mastro di campo) ein für allemal auf. Erst im Jahre 1818, also drei Jahre nach endgültiger Inbesitznahme Dalmatiens durch Österreich, lebte das Ringelstechen in Sinj in altem Glanze wieder auf, wozu die Anwesenheit Sr. Majestät Kaiser Franz I. (15. Mai) den solennen Anlass bot.

Das Spiel selbst wurde anfänglich am Jahrestage des Entsatzes abgehalten, nach einer anderen, jedoch nicht beglaubigten Version, am letzten Karnevalstage. Von 1820, also schon unter österreichischer Herrschaft, ab wurde es zur Regel erhoben, das Ringelstechen alljährlich am Geburtstage des jeweiligen regierenden Kaisers vor sich gehen zu lassen. Somit während der Regierung Kaiser Franz I. am 12. Februar; unter Kaiser Ferdinand I. am 19. April; gegenwärtig wird es am 18. August gefeiert.

Schon im Laufe der Jahre war man vielfach von den alten Spielregeln abgewichen und hauptsächlich infolge der durch die Franzosen-Herrschaft eingetretenen Pause im Ringelstechen war gar manches diesbetreffende in Vergessenheit geraten und, da die Sinjaner von der Absicht beseelt waren, den Spuren ihrer tapferen Vorfahren nach wie vor unverändert nachzustreben und ihre Sitten und Gebräuche zu erhalten, je einfacher, je ehrwürdiger, wurde an die Wiederherstellung der einstens in Übung gewesenen Regeln geschritten.

Zu diesem Zwecke wurde die mündliche und schriftliche Überlieferung gesammelt und am 12. Februar 1833 als neue ‚Satzungen für das Ringelstechen in Sinj, wiederhergestellt, nach althergebrachter Ordnung und Weise im Jahre 1833' zusammengefasst und hierfür die behördliche Bestätigung erlangt.

Es erscheint durch Wiedergabe dieser Satzungen den sich hierfür interessierenden Lesern vielleicht besser gedient zu werden, als durch die Vorführung eines aus diesen Regeln auf dem Papier erst zu rekonstruierenden Festspieles. [3])

Kapitel I.

Beschreibung der Rennbahn und des Ringes.

1. Das Ringelstechen findet, wie seit altersher, ausserhalb des Marktes auf der breiten, geraden Strasse, die nach Spalato führt, statt.

2. Hier, an den Rändern (Strassenseiten) der Rennbahn, werden in den Boden zwei Pfosten senkrecht eingerammt.

Jeder dieser Pfosten trägt an seinem oberen Ende eine Durchbohrung, durch welche eine starke entsprechend befestigte Leine horizontal gezogen ist.

3. Von der Mitte der gespannten Leine hängt ein Stück viereckig geformten Holzes herunter, mit einer seichten Vertiefung nach aussen und unten zu versehen, welche zur Aufnahme des elastischen und beweglichen Befestigungsringes des eigentlichen Ringes dient.

4. Die Leine kann vom rechten Pfosten aus beliebig gelockert und wieder gestreckt werden.

5. Beim linken Pflocke befindet sich eine mit einem gegen das Ende zu krummgebogenen Stocke versehene Person, mit welchem im Bedarfsfalle der Ring in seine ursprüngliche Lage wieder zurückgebracht werden kann.

6. Der Ring ist aus Eisen verfertigt und durch zwei konzentrische Kreise gebildet, die durch vom inneren Umfange des grösseren Kreises gegen die Peripherie des kleineren führenden Stege zueinander gehalten werden. Der äussere Kreis wird dadurch in drei gleichgrosse Felder geteilt.

Die Kreise haben eine Stärke von 1/4 Wiener Zoll; der Durchmesser des grösseren Kreises beträgt 5, der des kleineren 1 1/3 Wiener Zoll lichte Weite. Letzterer ist nach innen zu nicht abgeteilt.

[3]) Für die in diesen „Satzungen" vorkommenden Masse entspricht die Wiener Klafter = 6 Fuss = 1m.9 1 qm.

Dem Halkaren, der ihn mit der Lanze in der Mitte trifft, werden drei Punkte gut geschrieben. Das Treffen des oberen Drittels des grösseren Kreises verschafft dem Halkaren drei Punkte; während das Stechen in eines der beiden unteren Felder, da sie leichter zu treffen sind, nur je einen Punkt einbringt.

7. Der Ring ist unter der Leine derart befestigt, dass sein Mittelpunkt vom Boden $10^{1}/_{2}$ Wiener Fuss entfernt ist.

8. Rechts von der Rennbahn ist eine Tribüne (Loge) für die Schiedsrichter und den Turnierwart errichtet; links von der Rennbahn, zwei Klafter gegen den Punkt, von dem aus gestartet wird, erhebt sich die Tribüne (Loge) für die Spitzen der Civil- und Militär-Behörden. Beide Tribünen stehen auf einer drei Fuss hohen Erhöhung vom Boden.

9. Am Tage des Ringelstechens sind sowohl die Tribünen als auch die Pforten zu schmücken und zwar diese mit Bändern und Blumen, jene mit Teppichen.

10. In der Schiedsrichter-Loge hat ein Tischchen mit Schreibzeug vorhanden zu sein; in beiden Logen ausserdem eine ausreichende Anzahl von Stühlen.

11. Das Rennen beginnt auf eine Entfernung von 90 Wiener Klaftern vom Ringe und endet auf 30 Wiener Klafter hinter diesem.

Kapitel II.

Rechte und Ausnahmen.

12. Jeglichem Manne, stamme er nun aus dem Markte selbst, oder aus dessen ehemaligem alten Territorium versehen mit den erforderlichen Eigenschaften und nicht betroffen von Ausnahmsbestimmungen, steht das Recht zu, sich für die Beteiligung an dem Ringelstechen anzumelden.

13. Die Angehörigen der Familie de Caralipeo, als Besitzer der Grundstücke, auf denen die Halka abgehalten wird, und da sie seit unvordenklichen Zeiten gar oft Aufenthalt in Sinj nehmen, geniessen betreffend die Beteiligung die gleichen Rechte wie die Einheimischen. [4]

14. Die Familie Lović [5] geniesst das Privilegium der Würde des Alaj-Čauš. [6]

15. Ausgeschlossen von einer Beteiligung sind Zigeuner, Fleischer und Schankwirte, ferner alle Individuen von notorischer Sittenlosigkeit, sowie auch jene, die wegen eines verübten Verbrechens gerichtlich vorbestraft wurden.

16. Ausgeschlossen sind ferner, die ein ununterbrochenes zwanzigjähriges Domizil im Markte nicht nachzuweisen imstande sind oder jene, die seit einem Jahr ständig nach einer anderen Gemeinde übersiedelt wären; ferner diejenigen, die ein Alter von 18 Jahren noch nicht erreicht oder das 60. Lebensalter überschritten haben und schliesslich alle jene, die die Lanze mit der rechten Hand nicht gebrauchen können oder die zu Pferde sich missgestaltet zeigen oder ungeschickt erweisen.

Kapitel III.

Regeln für das Verhalten am Rennplatze.

17. Der Halkare muss Ernst an den Tag legen; es ist ihm verboten zu streiten, zu lachen und irgendeine Gebärde zu machen, die mit der eigenen Würde und der eines gerüsteten der Kritik des ihn beobachtenden Publikums ausgesetzten Ritters unvereinbar ist; es wird ihm Gehorsam dem Turnierwarte, Respekt den Schiedsrichtern und kluges Benehmen allen gegenüber zur Pflicht gemacht. Während des Rennens ist ihm das Schreien oder Rufen, sei es aus Freude oder Missbehagen, untersagt.

Wird am Turnierwarte, an den Schiedsrichtern und Spitzen der Behörden vorbeigeritten, so darf der Halkare auch flüsternd mit niemand sprechen, vielmehr bescheiden nur den Kopf grüssend gegen jenen, dann gegen diese neigen.

Wer sich auch nur gegen eine dieser Pflichten vergehen sollte, wird vom Turnierwarte entweder öffentlich oder insgeheim, je nach der Natur des Verstosses verwiesen. Rückfällige sind vom Rennen auszuschliessen.

18. Die Halkaren rennen nacheinander dem Alter nach, wobei zwischen Bewohnern des Marktes und jenen der Umgebung keinerlei Unterschied gemacht wird.

19. Wer, bevor er den Ring getroffen hatte, irgendwas fallen liesse oder Entfallenes aufheben wollte, was zu seiner oder seines Pferdes Zurüstung gehört, hat keinen Anspruch darauf, dass ihm irgendein Punkt gutgeschrieben wird oder dass er das Stechen wiederholen dürfe. Er hat vielmehr, ohne nach dem Ringe zu zielen, dem Rennen nur mit senkrecht gehaltener Lanze beizuwohnen. Sollte einem der Teilnehmer dies während des zweiten Rittes widerfahren, so ist ihm das aktive Ringelstechen beim nächstfolgenden letzten Rennen verwehrt, jedoch folgert dies nicht die Ausschliessung von der Beteiligung an den Umzugen als solchen.

20. Während des Rennens muss das Pferd der schnellsten Gangart überlassen sein. Wer jedoch boshafterweise oder wegen einer Caprice seines Pferdes eine Verlangsamung in der Gangart eintreten liesse, wird von denselben im vorhergehenden Punkte angeführten Beschränkungen betroffen.

[4]) Zufolge Cirkular-Dekretes vom 19. Januar 1850 können sich auch andere Persönlichkeiten, die im Bezirke von Sinj begütert sind und sich daselbst öfters aufhalten, als Teilnehmer am Ringelstechen anmelden.

[5]) Demselben Dekrete zufolge ist in Hinkunft bei Wahl des Alaj-Čauš auch auf andere alte und um das Ringelstechen verdiente Familien gebührende Rücksicht zu nehmen.

[6]) Aus den türkischen Wörtern âlây — geordnete Heeresabteilung, Schar von Menschen, Viehherde; nach der Heeresabteilung wurde auch ihre Fahne so benannt, und čauš — Leibwächter, Anführer über eine Anzahl von Soldaten, gebildet. Somit durfte Alaj-Čauš den Führer einer mit einer Fahne versehenen Abteilung bedeuten.

Kapitel IV.

Das Ringelstechen mit oder ohne Sekundanten.

21. Wird ein Ringelstechen bei Zuziehung von Sekundanten veranstaltet, so wird jedem Halkaren ein solcher für die Austragung von Differenzen und mit seiner Verteidigung betraut, zugeteilt. Der Sekundant begleitet den Ringelstecher zu Pferde und reitet zu seiner Linken.

22. Ein Ringelstechen ohne Sekundanten wird ein gewöhnliches genannt.



Ein Halkare mit seinem Sekundanten

23. Kein Rennen kann statthaben, ohne dass die Teilnahme von mindestens 16 Lanzen daran gesichert erscheint.

Kapitel V.

Vorbereitende Übungen.

24. Mindestens 20 Tage vor dem Stattfinden eines geplanten Ringelstechens beginnen die vorbereitenden Übungen hierzu, die im Gebrauche der Lanze und dem Zureiten der Pferde für die üblichen Rennen-Gangarten bestehen. Die Rennteilnehmer scheiden sich in zwei Gruppen oder Parteien und kämpfen um den Preis von Erfrischungen. An diesen Übungen konnen auch auswärtige Personen, Zigeuner und Fleischhauer ausgenommen, teilnehmen.

Kapitel VI.

Wahl der Chargen. — Bedienungspersonal. — Musikinstrumente.

25. Einige Zeit vor dem eigentlichen Ringelstechen versammeln sich die Konkurrenten mit dem Alaj-Čauš an der Spitze zur Wahl des Turnierwartes unter den hervorragendsten und verdientesten Notablen des Marktes.

26. Ist diese Wahl getroffen, so wählen die Halkaren aus ihrer Mitte vier intelligentere Personen als Subkomitee, denen es zukommt, mit den beiden Chargen an allen Besprechungen,[1] die das Rennen betreffen, teilzunehmen, sowie die gebräuchlichen Einladungen zum Turnier ergehen zu lassen usw.

27. Der Turnierwart, der Alaj-Čauš und die vier Personen des Sub-Komitees ernennen drei ehrenwerte Einheimische zu Schiedsrichtern.

28. Der Turnierwart wählt sich seine Adjutanten und den Fahnenträger; die Schiedsrichter ihren Schriftführer.

29. Dem Turnierwart gebühren zwei Stalljunker und zwar ein berittener, der des Turnierwartes Pferd begleitet und ein zweiter zu Fuss, der das Beipferd am Zügel hält; ferner ein Schildträger und zwei Streitkolbenträger.

30. Jeder Halkare und dessen Sekundant, der Adjutant, der Fahnenträger haben je einen Stalljunker.

31. Ein Trompeter und zwei Paukenschläger vervollständigen das Personal.

Kapitel VII.

Bekleidung — Waffen — Pferde.

32. Jeder der Halkaren hat zum Rennen in der altherkömmlichen kroatischen Tracht gekleidet zu erscheinen, wobei thunlichst Pracht zu entfalten ist. Die Kleidung besteht aus dem hohen Kalpak, dem langen verschnürten Rocke und Beinkleider von gleicher Farbe, Reiterstiefeln mit Sporen; die Bewaffnung aus der Lanze, dem Schleppsäbel und zwei Pistolen im Halfter.

33. Der Kalpak ist aus Marderfell, cylindrisch geformt und nur zwei Zoll höher als sein Durchmesser; er ist mit einem Reiherfederbusche oder einem Blumenstrausse oder mit beiden geschmückt.

34. Die Lanze, aus hartem Holze, ist mit einer langen eisernen Spitze versehen, deren Basis in die Lanze cylindrisch eingelassen ist. Diese ist mindestens 9 Wiener Fuss lang und hat einen Durchmesser von $1\frac{1}{4}$ Wiener Zoll; sie ist mit schrägen, schwarzen und gelben Streifen von circa $1\frac{1}{2}$ Linien Breite verziert.

Beiläufig etwas unter der Lanzenmitte befindet sich eine kugelförmige fixe Verdickung, die zum Schutze der Hand gegen den schwingenden Ring bestimmt ist. Die Stalljunker der Halkaren, der Schildträger, die Paukenschläger und die Streitkolbenträger, ausgesucht schöne junge Leute von stattlichem Wuchse, haben in der Nationaltracht gekleidet zu sein und tragen am Kopfe die gestickte oder mit Bändern versehene und dem Turbantuche umwickelte rote Kappe; im breiten Ledergürtel führen sie den Handžar, zwei Pistolen und drei mit Stickereien geschmückte lederne Patronentäschchen.

35. Die Pferde haben aufs beste aufgezäumt und geschirrt zu sein; auf dem Sattel liegt eine mit Stickereien eingefasste Pferdedecke und Tuch; kein Pferd darf niederer sein als 4 Fuss 7 Zoll Wiener Mass.

37. Gleichzeitig versammeln sich die Schiedsrichter mit ihrem Schriftführer, die Civil- und Militärbehörden, sonstige Spitzen und zur Feier besonders Eingeladene auf der ihnen eingeräumten Tribüne. Die Schiedsrichter und der Schriftführer erscheinen hierbei mit umgürtetem Schleppsäbel.

38. Unterdessen werden durch Soldaten der Garnison und durch Angehörige der Territorial-Miliz Spaliere zur Aufrechterhaltung der Ordnung und um dem Andrange zu steuern, zu beiden Seiten der Rennbahn gebildet.

Kapitel IX.

Marschordnung.

39. Nach beendeter Besichtigung wird der Aufzug folgende Marschordnung einzunehmen haben:

a) Die Stalljunker in zwei Reihen.



Aufstellung der Halkaren

Kapitel VIII.

Zusammenstellung des Aufzuges.

36. Am Tage des Rennspieles, um 2 Uhr nachmittags versammeln sich die Halkaren mit oder ohne den Sekundanten beim Hause des Alaj-Čauš, von wo aus sie sich gerüstet und bewaffnet, mit ihren Stalljunkern zum Turnierwart, um diesen abzuholen, begeben, woselbst sich schon dessen Adjutant, der Fahnenträger, der Trompeter, der Schild- und die Streitkolbenträger sowie die Paukenschläger vorfinden müssen. Nunmehr nimmt der Turnierwart eine eingehende Besichtigung der Halkaren vor, wobei jene auszuschliessen sind, die etwa nicht nach Vorschrift gekleidet und bewaffnet wären; zu dieser Inspizierung nicht Erscheinende werden zum Rennen nicht weiter zugelassen.

b) Die Paukenschläger beritten, nebeneinander.

c) Der Trompeter zu Pferde.

d) Der Fahnenträger desgleichen.

e) Der Schildträger, den Schild senkrecht vor der Brust haltend, zwischen den beiden Streitkolbenträgern, alle drei zu Fuss.

f) Der Stalljunker des Turnierwartes mit dem Beipferde.

g) Der Adjutant des Turnierwartes zu Pferde mit gezogenem Sabel.

h) Der Turnierwart zu Pferde.

i) Die Halkaren in zwei Reihen mit der gegen die rechte Schulter leicht geneigten Lanze. Sind Sekundanten vorhanden, so bilden diese eine Reihe links von den Halkaren oder je nach dem Alter (Range) die rechte. Bei ohne Sekundanten ver-

anstalteten Rennen rangieren sich die Halkaren nach ihrem Alter: rechts die älteren, links die jüngeren.

k) Der Alaj-Čauš beschliesst den Aufzug; er hält die Lanze senkrecht.

40. In solch kriegerischer Anordnung, beim Klange der Trompete und dem Schalle der Pauken trabt der Aufzug über den Hauptplatz und bis an das äusserste Ende der Rennbahn, wobei die Reiter ihre Pferde zu kühnen Sprüngen aufmuntern und sich bäumen lassen.

Der Turnierwart, hier angelangt, verlässt nunmehr die Halkaren und begiebt sich von seinem Gefolge, dem Subkomitee begleitet, zum Festplatze. Unter der Schiedsrichter-Loge angelangt, steigt er



Die Ankunft der Halkaren auf dem Rennplatz

vom Pferde, sowie auch die übrigen Reiter der Suite. Die Pferde werden von den Stalljunkern abgeführt; die Reiter des Subkomitees sprengen unmittelbar darauf zu ihren Genossen zurück. Der Trompeter stellt sich links vom Ringpfosten auf zwischen den beiden Paukenschlagern, während der Schildträger sich mit den beiden Streitkolbenträgern, gegenüber von ihnen, vor den Turnierwart postiert. Die Stalljunker stellen sich in zwei Reihen ans Ende der Rennbahn, bereit, die Lanzen und Pferde der Halkaren und Sekundanten in Empfang zu nehmen.

41. Der Turnierwart nimmt in der Loge zur Rechten des ältesten der drei Schiedsrichter Platz, die beiden jüngeren rechts oder links von den zwei Vorgenannten; der Adjutant steht etwas rechts und hinter den Obigen. Die Fahne wird in der rechten Ecke dieser Loge aufgepflanzt, während der Fahnenträger selbst unter der Fahne, aber ausserhalb der Tribüne Aufstellung nimmt. Der Schriftführer setzt sich an sein Tischchen.

Kapitel X.

Beginn und Ende des Schauspieles.

42. Sind nun alle Vorbereitungen getroffen, so wird mittels Trompetensignalen das Zeichen zum Beginn des Rennens gegeben. Diese Signale wiederholen sich jedesmal, sobald der Ring wieder auf seinen Platz gehängt wird.

43. Bei Zuziehung von Sekundanten sprengt zuerst dieser mit verhängten Zügeln heran, um den Schiedsrichter, anzuzeigen, dass sich sein Halkare nähere. Sodann beeilt er sich, um an der linken Seite der Rennbahn Aufstellung zu nehmen und mit ihm die beiden Stalljunker.

Sobald ein Halkare den Ring an irgendeiner Stelle getroffen haben mag, reitet er zu seinem Sekundanten und nachdem er ihm die Lanze samt dem Ringe übergeben hat, begeben sich beide vor die Schiedsrichter, wo der Sekundant die von seinem Halkaren erzielten Punkte bekannt giebt. Ist der Ring übergeben und die Lanze vom Stalljunker übernommen worden, verlassen Halkare und Sekundant die Rennbahn und steigen von ihren Pferden ab.

Spielt sich das Rennen ohne Sekundanten ab, so besorgen die Halkaren persönlich die oben erwähnten Verrichtungen.

44. Jedesmal, wenn der Ring in der Mitte getroffen wird, und er sodann den Schiedsrichtern vorgewiesen wurde, hat der Trompeter dies, als Ehrenbezeugung für den betreffenden Halkaren, durch drei Rufe aus dem Horn kund zu thun.

45. Wer den Ring trifft, ohne ihn gleich aufzufangen, sondern ihn noch an der Leine hängend vor sich schiebt, bis er ihn mit der Lanze aufspiesst, wird der gleichen Ehrenbezeugung teilhaft und erhält drei Punkte.

46. Nach Beendigung je eines des drei Rennen umfassenden Reiterspieles, sprengt der Turnierwart, begleitet von seinem Gefolge und sämtlichen Halkaren, zum Ausgangspunkte der Rennbahn und reitet dortselbst auf einem angrenzenden Felde einen Halbkreis ab und kehrt dann zur Schiedsrichterloge zurück.

47. Nach durchaus beendetem Ringelstechen prüfen die Schiedsrichter das Protokoll, berechnen die von jedem einzelnen Halkaren etwa erzielten Punkte und vergleichen die Resultate, um den Sieger festzustellen.

Bei mehreren von ihnen erreichter höchster Gleichzahl an Punkten werden die betreffenden Sekundanten vor die Richter beschieden, um ihnen anzuzeigen, dass ihre Halkaren nochmals um den Preis zu konkurrieren haben. Hierauf hat die Bewerbung in schon beschriebener Art von neuem vor sich zu gehen.

48. Wird auf diese oder jene Weise der Sieger in Erfahrung gebracht, so hat dieser, begleitet von seinen Sekundanten und den Adjutanten, samtliche beritten vor dem Turnierwart und den Schiedsrichtern zu erscheinen, wo er als Sieger ausgerufen wird. Sodann befestigt ihm der Turnierwart, dem alten Brauch gemäss, eigenhändig auf die Lanzenspitze ein doppeltes schwarz-gelbes Band und vier Ellen scharlachfarbenen Tuches als Siegesabzeichen. Der Trompeter stimmt dazu eine muntere Weise an. Nach beendeter Schmückung des Siegers ruft der Turnierwart mit weit vernehmbarer Stimme: „Živilo Njegovo Veličanstvo naš česar i kralj!" („Es lebe Seine Majestät unser Kaiser und König!")

49. Nach nunmehr beendetem Schauspiele wird in der gleichen Marschordnung abgezogen und unter dem Klange und Schalle der Instrumente defiliert. Der Turnierwart, der Sieger und der Alaj-Čauš werden bis zu ihren Behausungen feierlich begleitet.

Kapitel XI.

Das Gastmahl.

50. Das Reiterspiel findet seinen Abschluss in einem Gastmahle, das vom Sieger veranstaltet wird zur Ehrung aller Teilnehmer am Rennen, wozu die Civil- und Militärbehörden, sowie die hervorragenderen Notablen des Marktes eingeladen werden.

Dies die „Satzungen" der in ganz Dalmatien, dem Okkupationgebiete und überhaupt am ganzen Balkan bei den Südslaven berühmten und beliebten Halka, eines Spiels, das von weit und breit die Neugierigen und Sachverständigen zu Tausenden anzulocken versteht.

Ausser dem kaiserlichen Besuche im Jahre 1818, kann sich Sinj berühmen, noch vor zwei gekrönten Häuptern die Halka ihnen zu Ehren veranstaltet zu haben, und zwar suchte weiland Sr. Maj. König Friedrich August II. von Sachsen, am 8. Juni 1838 den bescheidenen weltvergessenen dalmatinischen Gebirgsmarkt auf. Dem Sieger im Ringelstechen wurde vom gütigen Könige eine goldene Uhr geschenkt. [7])

Anlässlich der grossen dalmatinischen Reise im Jahre 1875 beehrte Seine Majestät der Kaiser und König Franz Josef der I. auch Sinj mit einem mehrstündigem Besuche. Bei der stattgefundenen ansserordentlichen Halka wurde der Sieger eines prachtvollen, vom geliebten Monarchen gespendeten Ringes teilhaft.

[7]) Dieser Königsreise in Dalmatien verlohnt es, obwohl mit dem eigentlichen Gegenstande der Darstellung in keinem Zusammenhange als dem oberwähnten stehend, einige Worte der Erinnerung zu weihen. Es war im Mai 1837, als Graf Blagaj, ein Nachkomme des berühmten kroatischen Geschlechtes gleichen Namens, auf einem Berge bei Laibach eine besondere Pflanze fand, die er zur Bestimmung der Art an den damaligen Adjunkten des Laibacher Museums, J. Freier, einsandte. Freier erkannte in der Pflanze eine bisher unbekannte Spezies Daphne und benannte sie nach dem Entdecker „Daphne Blagajana". Als König Friedrich August von dieser Entdeckung hörte, erwachte in ihm der Wunsch, diese Pflanze, die sich auch durch besondere Schönheit auszeichnete, an dem Orte ihres Wachstums zu pflücken. Dem Wunsche folgte im Frühjahr 1838 die Ausführung. Dem König wurde in Laibach ein gar schöner Empfang bereitet. In Laibach mag König Friedrich August von der reichen Gebirgsflora Dalmatiens und Montenegros gehört haben und er beschloss, seine Reise in diese Länder fortzusetzen. Am 20. Mai 1838 schiffte sich König Friedrich August auf dem elegant ausgestatteten Schiffe „Graf Mitrowsky" nach Dalmatien ein. In seiner Begleitung befanden sich der Geheimrat Minkwitz, der Adjutant Mandelsloh, der Leibarzt Dr. Ammon, sowie nebst anderen Persönlichkeiten auch der Botaniker Dr. Barth. Biasoletto, der die ganze Reise beschrieben hat, und dem auch diese Darstellung zu verdanken ist. Am 20. Mai traf das Schiff in Zara ein, worauf es nach Sebenico weiter ging, woselbst der König die berühmten Kerka Fälle besichtigte. In rascher Folge wurde die Reise nach Traû, Salona und den Inseln Lesina und Lissa fortgesetzt. Am 25. Mai war der König auf Curzola, wo er sich mit topographischen Aufnahmen beschäftigte. Auf der Halbinsel Sabbioncello bestieg König Friedrich August den Berg Vipera, von wo sich ein prachtvoller Anblick darbietet, der auch den König entzückte. In Ragusa durchforschte König Friedrich August die ganze Umgebung. Am 30. Mai fuhr er nach Cattaro und von da nach Montenegro. Von Cetinje aus besuchte der König Budua, Perasto, Slano und Fort Opus und machte dann einen Spazierritt nach dem nahen Metkovic, von wo er sich per Schiff nach Makarska begab. Der König bestieg den sehr beschwerlichen Berg Biokovo bis zu dessen höchster Spitze. Die botanische Ausbeute soll sehr ergiebig gewesen sein. In Makarska erfreute sich der König an den ungeheuchelten loyalen Kundgebungen der Bevölkerung. König Friedrich August war an diesem Tage volle sechzehn Stunden auf den Füssen gewesen. Die Zähigkeit und Ausdauer des Sachsenkönigs rief denn auch die allgemeinste Bewunderung der Bevölkerung hervor. Am 7. Juni war der König in Almissa und am nächsten Tage, wie schon oben erwähnt, in Sinj. Über Klisa ging es nun nach Spalato und von da nach Ossero auf der Insel Cherso. In Lussinpiccolo botanisierte der König einen ganzen Tag. Am 9. Juni traf der König in Fiume ein und begab sich von hier aus nach Tersatto und Volosca. König Friedrich August bestieg auch den Monte Maggiore, den höchsten Berg von Istrien, konnte aber des Regens wegen die schöne Aussicht nicht geniessen. Der König begab sich noch nach Adelsberg in Krain, wo er sich von seiner Begleitung verabschiedete und nach Sachsen zurückkehrte.



Die Paradewaffen der erzbischöflichen Trabanten am Hofe von Salzburg

Von Dr. **Otmar Baron Potier**

In österreichischen und bayerischen öffentlichen wie privaten Waffensammlungen stösst man mitunter auf Stangenwaffen, deren reiche und schwungvolle Ätzmalerei nicht allein die Bewunderung des Beschauers erweckt, sondern diesem insbesondere durch den die Wappenschilder deckenden erzbischöflichen Hut verrät, dass diese prunkvollen Waffen ursprünglich von Trabanten eines kirchlichen Würdenträgers geführt wurden.

Das ist nun in der That der Fall gewesen. Alle diese prächtig geschmückten Waffen wurden auf Befehl einzelner Erzbischöfe von Salzburg angefertigt.

Hervorragend in geistlicher und weltlicher Beziehung war damals die Stellung dieser Oberhirten der Kirche. Der Erzbischof von Salzburg als Primas von Deutschland war geborener Legat des päpstlichen Stuhles und besass das Vorrecht, den Purpur der Kardinäle zu tragen; als Landesfürst gebührte demselben im Reichstag die Oberstelle auf der geistlichen Bank und im bayerischen Kreis übte er gemeinsam mit Bayern das Direktorium aus; auch stand ihm die grosse Komitive, das Recht, den Adel zu verleihen, zu.

Dass es unter diesen machtvollen Fürsten der Kirche manchen streitbaren Herrn gab, welcher in allen ritterlichen Künsten wohl erfahren war, dem auch die Freude an schönen Waffen im Blute lag, zeigt z. B. der mit geätzten und vergoldeten Strichen verzierte geriffelte Harnisch, mit welchem angethan der Erzbischof Matthaus Lang v. Wellenburg (geb. zu Augsburg 1468, Erzbischof seit dem 30. August 1519, gest. am 30. März 1540), der vertraute Freund zweier Kaiser, in die unbotmässige Stadt Salzburg einritt, wobei er „recht wie ein Feldherr den Regimentsstab auf die Hüfte stützte".[1]) Dieser Harnisch ist gegenwärtig im kunsthistorischen Hofmuseum in Wien — Saal XXVI, Nr. 146 — aufgestellt.[2]) Auch ein prächtiges Doppelschussgewehr dieses hervorragenden geistlichen Fürsten bewahrt das städtische Museum in Salzburg auf.[3]) Unter den Nachfolgern des Erzbischofs Matthäus waren ebenfalls nicht wenige von der Wahrheit des Satzes si vis pacem, para bellum durchdrungen und wussten den Wert kriegerischer Rüstung zu schätzen. Der erste aber, welcher an seinem Hofe gut besoldete Trabanten und Leibschützen anstellte, war der Erzbischof Wolf Dietrich v. Reitenau. Seit dieser Zeit mag diese Einrichtung bis zur Mediatisierung Salzburgs eine ständige geworden sein, wobei zu bemerken ist, dass mit wenigen Ausnahmen jeder neu gewählte Erzbischof die Leibgarde mit neuen Waffen ausrüstete.

Dank der gnädigen Erlaubnis Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Eugen, des weitgehenden Entgegenkommens der Leitung des städtischen Museums in Salzburg, wofür ich an dieser Stelle meinen ehrerbietigsten und tiefgefühlten Dank sage, bin ich in der Lage, den Lesern dieser Zeitschrift die ganze Reihe dieser Stangenwaffen, zeitlich geordnet, im Bilde vorzuführen. Dieser Umstand überhebt mich wohl von der Verpflichtung, jede einzelne dieser Waffen eingehend zu beschreiben. Als charakteristisch verdient jedoch hervorgehoben zu werden, dass die Stossklinge der Helmbarten und Partisanen bis zu denjenigen Lodrons ein kräftiger Grat durchzieht, die Ränder des Beiles und Hakens geschmackvoll ausgezackt sind, während die Partisanen der späteren Zeit beiderseits zwei Blutrinnen aufweisen. Alle Eisenteile zeigen, in Hochätzung ausgeführt, auf geschwärztem Grunde zwischen Laubranken, Nelken- und Rosenmustern und verschlungenem Bandwerk in der Regel in von der Jahreszahl gekrönten oder flankierten Medaillons entweder auf beiden Seiten das Familienwappen des betreffenden Erzbischofs oder einerseits dieses, andererseits das Landeswappen, ein gespaltener Schild, der im ersten goldenen Feld einen schwarzen Löwen, im zweiten roten einen silbernen Querbalken enthält. Beigefügt sei, dass, als seit 1599 nur Angehörige gräflicher oder freiherrlicher Familien in das Kapitel des Erzstiftes aufgenommen werden sollten, aus praktischen Gründen wegen der Menge der Wappenbilder, aus denen sich die Geschlechtswappen der Erzbischöfe zusammensetzten, dem Wappen des Erzstifts das Schildeshaupt angewiesen wurde. Weicht die künstlerische Ausstattung der beiderseitigen Klingenflächen wesentlich voneinander ab, so wurden auf den Tafeln diese beiden Ansichten wiedergegeben. Die eschenen Schäfte dieser Stangenwaffen besitzen entweder einen kreisrunden, oder vier- bis achtkantigen Querschnitt, verjüngen sich mitunter etwas nach unten

[1]) J. T. Zauner, Chronik von Salzburg, 3. Teil, 1798, S. 382.

[2]) Boeheim, Führer durch die Waffensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses.

[3]) Führer durch die Sammlungen des städtischen Museums in Salzburg.

zu und sind zum Teil mit Schuhen aus graviertem Bein versehen. Das Gewicht dieser Waffen schwankt zwischen 1500 und 2800 Gramm.

Über die Künstler, welche diese Helmharten, Cousen und Partisanen mit geübter Hand durch Ätzmalerei verschönten, über die Erzeugungsstatte dieser Waffen vermochte ich ungeachtet aller Umfrage nichts Sicheres in Erfahrung zu bringen. Der Herr kaiserliche Rat Dr. A. Petter in Salzburg hatte die Liebenswürdigkeit, diese Bestrebungen werkthätig durch die Durchsicht alter Salzburger Burgerbücher zu unterstützen, wofür ich ihm hier danke. Dr. Petters Ausführungen finden sich am gehörigen Orte von Fall zu Fall erwähnt.

Abgesehen von ihrer künstlerischen Zier, werden diese Prunkwaffen besonders wertvoll durch ihre beglaubigten Beziehungen zu Persönlichkeiten, welche der Geschichte angehören. Dieser Umstand, in Verbindung mit der Erwagung, dass der einzelne Sammler sich gern über den Lebensweg einer Person, deren Einwirken auf die Geschicke ihres Volkes unterrichten möchte, von welcher er eine Waffe bewahrt, dieser Wunsch aber in der Regel deshalb unerfüllt bleibt, weil dem einzelnen nicht immer die einschlägigen heraldischen, genealogischen und geschichtlichen Werke zugänglich sind, begründet wohl hinlänglich die Beigabe der biographischen Skizzen zu dieser waffengeschichtlichen Studie, wobei ich vorzüglich mich auf Zauners umfangreiche „Chronik von Salzburg" stütze.

Die älteste bekannte Prunkwaffe der erzbischöflichen Trabanten Salzburgs ist eine Partisane mit dem Wappen des Erzbischofs **Khuen v. Belasy** (I, 1—2). Auf beiden Flächen der Klinge erscheint die zweite Variante des Wappens dieses Kirchenfürsten (Siebmacher 44, 2)[4]) und zum ersten Male das Schwert neben dem Krummstab.

Johann Jacob Khuen v. Belasy entstammte der Ehe des Ritters Jacob K. v. B. in Lichtenberg mit der Magdalena Fuchs v. Fuchsberg. Er war zuerst Domdechant zu Brixen und erhielt später eine Pfründe beim Kapitel in Salzburg. Den erzbischöflichen Stuhl bestieg er im November 1560 und starb am 4. Mai 1586. Seine Regierungszeit ist angefullt mit religiösen Gärungen im Lande, welche Bauernunruhen zeitigten. Der Erzbischof, ein Mann, begeistert für alles wirklich Grosse, baute die Veste Hohenwerfen aus und rang die Strassen durch den Pass Lueg und durch das wilde Fritzthal nach Radstadt den Felsen ab.

Von dem Nachfolger dieses Erzbischofs, dem **Wolf Dietrich v. Reitenau**, sind mir drei verschieden datierte Helmharten (I, 3) bekannt. Die eine führt der Katalog der im Jahre 1898 in Köln versteigerten Sammlung Berthold unter Nr. 296 an. Die dort angegebene Jahreszahl 1585 beruht wohl auf einem Versehen des Ätzmalers, weil Wolf Dietrich erst zwei Jahre später zum Erzbischof erwählt wurde, und die Abbildung dieser Waffe berechtigten Zweifeln an der Echtheit derselben nicht Raum gibt; dass endlich der jugendliche Domherr v. Reitenau schon zwei Jahre vor seiner Wahl zum Erzbischof eigene Gardisten besessen und diese mit Prunkwaffen ausgestattet haben sollte, ist doch unwahrscheinlich. Um wenige Jahre jünger sind Helmbarten, welche in einer Kartouche ganz an der Spitze der die Stossklinge schmückenden Ätzmalerei in arabischen Ziffern die Jahreszahl 1589 aufweisen. Bei einer dritten Gruppe bemerkt man an dieser Stelle in römischen Ziffern die Jahreszahl 1611. Während die beiden ersten Gruppen das heraldisch richtige (Siebmacher 44, 3) Wappen dieses Erzbischofs erkennen lassen, fand unser verehrtes Vorstandsmitglied, Herr A. Schönberg-Diener, an dem mir zur Verfügung gestandenen Exemplar der Gruppe 3 dasselbe gänzlich verzeichnet. Denn während das Wappen des Erzbistumes stets entweder als Schildhaupt oder als Herzschild, oder in den Feldern 1 und 4 steht, tritt das, was wie das Salzburger Wappen aussieht — der wagrechte Querbalken erscheint in einen Schrägbalken umgewandelt — in den Feldern 2 und 3 auf. Ich benutze die Gelegenheit, um Herrn Schönberg neuerlich an dieser Stelle für seine gütige Unterstützung zu danken. An dieser Helmbarte gewahrt man das hier abgebildete Zeichen, welches wohl als ein Ätzmonogramm oder als die Marke des Klingenschmiedes zu deuten sein wird.



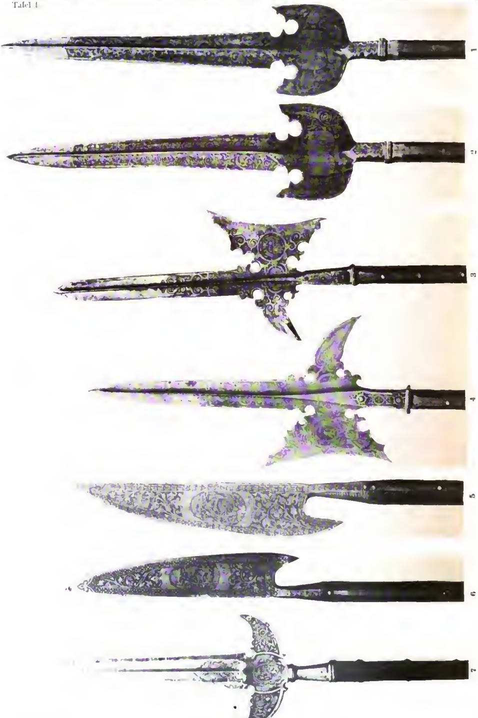
Die Salzburger Burgerbücher erwähnen einen Caspar Schmit, der von 1600—1618 Büchsenmeister war. Es ist möglich, dass ein naher Verwandter dieses Büchsenmeisters das Gewerbe eines Ätzers oder Waffenschmiedes ausübte.

Wolf Dietrich v. Reitenau wurde am 26. Marz 1559 als Sohn des Obersten Hanns Werner v. R., Herrn in Langenstein am Bodensee, und der Helene Gräfin Hohenems geboren. Von der Wiege an zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt der Knabe seine Erziehung in Rom und wurde später Dompropst zu Basel. Im Jahre 1578 kam er ins Salzburger Kapitel, welches den gewandten Mann, der sechs Sprachen beherrschte, am 3. Marz 1587 zum Erzbischof wählte. In diesem Amte erwarb sich Wolf Dietrich bald die Zuneigung des gemeinen Mannes, wie auch der gelehrte Kirchenfürst auf dem Reichstage zu Regensburg (1546) durch sein scharfes Urteil glänzte. Zwistigkeiten mit dem Domkapitel nötigten den Erzbischof zur Flucht nach Kärnten, wo er bei Gmünd am 28. Oktober 1611 von ihm nachsetzenden bayerischen Reitern gefangen und nach einer vierwöchentlichen Haft in Hohenwerfen nach Salzburg in festen Gewahrsam gebracht wurde. Am 7. März 1612 verzichtete er auf seine Würde; am 16. Januar 1617 erlöste der Tod den Gefangenen in der Veste Hohensalzburg. So endete seine irdische Laufbahn ein hochgebildeter Mann, ein Freund der Wissenschaften und Künste, welchem, wenn er sich im Glück gemässigt hätte, und als Geistlicher von reineren Sitten gewesen wäre, nichts gefehlt hätte, um einer der grössten Fürsten zu sein.

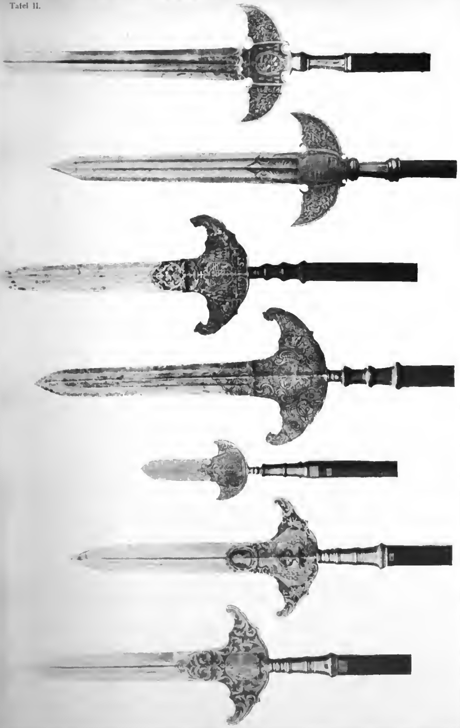
Die Gardisten des Erzbischofs **Marcus Sitticus Grafen Hohenems** führten Helmbarten und Cousen (I, 4—6), deren Wappenschild den rechts aufspringenden Steinbock (Siebmacher 44, 4) zeigt. Die Stossklinge der Helmbarte weist auf der einen Seite in arabischen, auf der anderen in römischen Ziffern

[4]) J. Siebmachers Wappenbuch. I. Bd., 5. Abt., I. Reihe, Bistümer u. Klöster.

Tafel 4



Tafel II.



1 2 3 4 5 6 7

die Zahreszahl 1611 auf. An der Schaftfeder unter dem Beile bemerkt man das Monogramm, an jener unter dem Haken das bei der Helmbarte des Wolf Dietrich abgebildete.



Das Wappen mit den drei Schildchen, das alte Künstlerwappen, führte nach Dr. Petter auch eine Salzburger Familie, deren einer schon 1429 Bürgermeister seiner Vaterstadt war, nämlich die Rubein. Der Buchstabe R in diesem Schilde lässt möglicherweise den Schluss zu, dass ein Angehöriger dieses Geschlechtes am Anfang des 17. Jahrhunderts Waffenschmied oder Ätzmaler in Salzburg war. Ein mit dem Wappen dieses Erzbischofs ausgezeichneter Flamberg wurde bereits in dem Aufsatz über die Veste Hohenwerfen von mir erwähnt.

Marcus Sitticus Graf Hohenems, der zweitgeborene Sohn des Grafen Jakob Hannibal II. und Galleran und der Gräfin Hortensia, wurde mit seinem Vetter Wolf Dietrich v. Reitenau in Rom erzogen, worauf er an die Universität von Ingolstadt und später an das Kapitel nach Salzburg kam. Am 18. März 1612 bestieg er als 53. Erzbischof den Thron seines Vetters. Nach kurzer Krankheit starb Marcus am 9. Oktober 1619 im Alter von 45 Jahren.

Mit dem Regierungsantritt des Grafen **Paris Lodron** vertauschten die erzbischöflichen Trabanten die Helmbarten und Cousen mit mächtigen Partisanen, welche ihre typische Gestalt bis auf **Hieronymus Grafen Colloredo**, den letzten souveränen Kirchenfürsten Salzburgs, so ziemlich beibehalten. Die Stossklingen messen gewöhnlich 42—50 cm in der Länge und 7—7,5 cm in der Breite, während die Spitzen der Ohren 21—22 cm voneinander abstehen. Diese, sowie das untere Drittel der Stossklingen sind mit reicher Ätzmalerei geschmückt, welche besonders plastisch bei den Partisanen des Erzbischofs **Sigismund Christof III.** hervortritt. Die nunmehr auch aus Buchenholz geschnittenen Schäfte nehmen gern einen viereckigen Querschnitt an.

Die Lodronsche Partisane (I, 7) zeigt das Familienwappen des Grafen[5]), den nach rechts gewendeten, vorwärts schreitenden gelöwten Leoparden mit dreimal in Form eines Liebesknotens ineinander geschlungenem Schweife, begleitet von der Jahreszahl 1620.

Paris Graf Lodron erblickte am 28. November 1586 als Sohn des Nicolaus Grafen L. und Herrn zu Castellan und Castell-Novo, Kämmerers und Landeshauptmanns in Tirol, und der Dorothea Freiin v. Welsberg das Licht der Welt. Zunächst erhielt er eine Pfründe bei dem Domkapitel in Trient, welche er 1606 mit einer bei dem Salzburger Kapitel vertauschte. Im Jahre 1614 zum Priester geweiht, wählte ihn am 30. Januar 1616 das Kapitel zum Dompropste, worauf man seine Fähigkeiten mit Vorliebe im diplomatischen Dienste verwertete. Am 13. November 1619 wurde Graf Lodron zum Erzbischof gewählt. In diesem hohen Amte richtete er auf sein Land voll Sorgfalt die Blicke, um es vor den Wirren des Krieges zu bewahren und es mit allen Segnungen des Friedens auszustatten. Er befestigte Stadt und Land, warb Söldner an, welche ihren Rückhalt in einem etwa 4800 Mann starken Landsturm fanden. Seine Truppen, welche er als erster deutscher Fürst kasernierte[6]) und mit eiserner Faust in Ordnung hielt, auch persönlich zu visitieren pflegte, legten unter Tilly bei Stadtlohn Proben ihrer Tüchtigkeit ab. Standhaft wies Lodron alle Lockungen, gleich so vielen Reichsständen im Trüben zu fischen, von sich, und während die Länder um Salzburg unter der Geissel des Dreissigjährigen Krieges verbluteten und verarmten, konnte der Erzbischof in seiner Residenz eine Universität ins Leben rufen und die Stadt durch grossartige Bauten verschönern. Am 15. Dezember 1653 schloss dieser in jeder Beziehung hervorragende Prälat seine Augen für immer, dessen Andenken auch ohne sichtbares Standbild von Marmor oder Erz im Herzen der Salzburger fortlebt.

Auch Lodrons Nachfolger in der Würde, **Guidobald Graf Thun**, geboren am 16. Dezember 1616, zum Erzbischof gewählt am 3. Februar 1654, gestorben am 1. Januar 1669, stattete seine Garde mit sein Wappen (Siebmacher 45, 1) zeigenden Partisanen (II, 1) aus.

Nun folgen in geschlossener Reihe[7]) die Partisanen mit den Wappen der Erzbischöfe **Firmian** (II, 2), **Schrattenbach** (II, 3—4), von dessen Garde auch Spontons (II, 5) erhalten sind, und **Colloredo** (II, 6—7). An einer Schrattenbachschen Partisane bemerkte ich, versteckt unter der Ätzmalerei, den Namen M. Gizl eingeschlagen. Die Colloredosche Partisane zeigt die zweite Variante des Wappens (Siebmacher 47) dieses Erzbischofs und darüber dessen Bildnis in einem Medaillon.

Leopold Anton Eleutherius Freiherr v. Firmian wurde am 27. Mai 1679 zu München geboren. Seine Eltern waren Franz Wilhelm Freiherr v. F., Herr auf Cronmetz und Meggl, Erbmarschall von Trient, und Maria Victoria, geborene Gräfin Thun. Mit 15 Jahren schwur Leopold in Salzburg als Domherr auf, wo er 1713 als erster Domdechant die Ehreninful erhielt. Im Jahre 1718 wurde er Bischof von Lavant, welchen Stuhl er sechs Jahre später mit demjenigen von Seckau vertauschte. Nachdem er am 4. Oktober 1727 den fürsterzbischöflichen Thron von Salzburg bestiegen hatte, erliess er das bekannte Protestantenedikt, wie strenger Glaubenseifer die Triebfeder all der Handlungen dieses Kirchenfürsten war, welcher am 22. Oktober 1744 starb (Siebmacher 45, 4).

Sigismund Christof III. Graf Schrattenbach, der Sohn des Kämmerers Otto Heinrich Grafen S., wurde am 28. Februar 1698 geboren. Zuerst Domherr zu Eichstädt und Augsburg, erhielt er 1733 Sitz und Stimme im Salzburger Domkapitel, welches ihn am 5. April 1753 zum Erzbischof wählte. Als ein Muster christlicher Frömmigkeit, als ein Förderer von Wissenschaft und Kunst, stand er seinem Amte vor, bis ihn am 16. Dezember 1771 der Tod aus diesem Leben abrief (Siebmacher, 46).

Hieronymus Josef Graf Colloredo war der zweite Sohn des Reichsvizekanzlers Rudolf Fürsten C. und der Maria Francisca Gräfin Starhemberg. Er wurde am 31. Mai 1732 geboren und war ursprünglich für den Soldatenstand bestimmt. Kaum 14 Jahre alt, wurde er den Hochstiften Passau und Olmütz als Domherr präsentiert und 1747 Kanonikus in Salz-

[5]) C. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, Wien 1866, 15. Teil.

[6]) Salzburger Zeitung, 1863, Nr. 18.

[7]) Die Angaben der Führer durch das städtische Museum in Salzburg, beziehungsweise durch das Armeemuseum in München, welche Partisanen mit den Wappen der Erzbischöfe Dietrichstein und Liechtenstein erwähnen, beruhen auf einem Versehen. Ich danke diese Aufklärung den Vorständen der betreffenden Anstalten, den Herren Haupolter und Farmbacher.

burg. Hieronymus studierte in Rom, wo er auch Auditor der Rota wurde. Am 2. Mai 1763 als Bischof in Gurk eingeführt, erfolgte am 14. März 1772 seine Berufung auf den Salzburger Erzbischofssitz. Das Volk nahm diese Wahl mit Missmut auf, weil Graf Colloredo für hartherzig und äusserst sparsam galt. Aber der neue Regent bewährte sich als einsichtsvoller Mann, der mit Klugheit in den stürmischen Zeiten, in welche seine Regierung gefallen war, sein Staatsschifflein durch die hochgehenden Wogen lenkte. Nach der Mediatisierung Salzburgs im Jahre 1803 lebte Erzbischof Hieronymus als bloss geistliches Oberhaupt des einst von ihm beherrschten Gebietes bis zum 21. Dezember 1812.

Mit der staatlichen Umwälzung, welche in Salzburg im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eingetreten war, hatte auch die erzbischöfliche Leibgarde ihre Daseinsberechtigung verloren. Ihre Waffen jedoch, greifbare Zeugen aus der Zeit einer nun verklungenen Fürstenherrlichkeit, liefern uns auch im kleinen den Beweis von dem feinen Kunstempfinden dieser machtvollen Kirchenfürsten, welche als Kinder eines prunkliebenden, genussfreudigen Zeitalters die Entfaltung eines gewissen Glanzes bei höfischen und kirchlichen Festlichkeiten ihrer geistlichen und weltlichen Würde zu schulden glaubten.

Entwickelung und Gebrauch der Handfeuerwaffen

Von k. u. k. Oberst **P. Sixl**

(2. Fortsetzung.)

B. Orgeln u. Orgelgeschütz.

Der Gedanke, durch Bereitstellen mehrerer Läufe eine erhöhte Feuerkraft zu erreichen, musste von Haus aus eine möglichst grosse Zahl von Läufen anstreben. Die Zahl der Läufe war aber, wie dargelegt wurde, vom verfügbaren Raum und der erwünschten Gefechtsleistung abhängig. Diese Umstände erklären die vielen, in den älteren Handschriften abgebildeten Konstruktionen, von welchen einzelne augenscheinlich nur Projekte darstellen und im Entwurf festgehalten werden sollten.

Auch die stufenweise Entwickelung der mehrläufigen Feuerwaffen, wie dieselbe bei Besprechung der urkundlichen Daten und handschriftlichen Abbildungen eingehalten wurde, war zweifellos zeitlich zusammengedrängt, da es nicht schwer sein konnte, die vorhandenen zwei-, drei-, vierläufigen Feuerwaffen durch Hinzufügen eines weiteren Laufes zu vergrössern, wenn Unterlage und verfügbarer Raum dies gestatteten.

Es muss weiter hervorgehoben werden, dass die älteren Handschriften nur einfache, meist einreihige Konstruktionen enthalten, bei welchen jeder Lauf einzeln abgeschossen werden konnte; die späteren Quellen, z. B. das Nürnberger Inventar, die Bilderhandschriften des Martin Mercz und ganz besonders die Waffen-Inventarien des Kaisers Maximilians I. bringen hingegen Abbildungen zwei- und mehrreihiger Feuerwaffen, bei welchen die Konstruktion schon kompliziert erscheint und die Art der Abfeuerung auf besondere Vorrichtungen hindeutet.

Nachdem in den Abbildungen der Handschriften die Einzelheiten derartiger Feuerwaffen, sowie die Funktionierung derselben nicht zur Darstellung gebracht werden konnten, so erscheint es notwendig, um die aufgeworfene Frage der mehrläufigen Feuerwaffen erschöpfend zu beantworten, einzelne erhaltene Exemplare vorzuführen und an diesen die Konstruktion und die Entzündungsvorrichtung zu besprechen.

Um auch hier die natürliche Entwickelung festzuhalten, sollen zuerst einreihige, dann mehrreihige Feuerwaffen bildlich vorgeführt und erläutert werden.

Wenn in diese Abhandlung neben mehrläufigen Feuerwaffen des 15. Jahrhunderts auch solche des 16. und 17. Jahrhunderts einbezogen wurden, so geschah dies nicht nur der Vollständigkeit wegen, sondern auch zur Beweisführung der wiederholt konstatierten Erscheinung, dass die Grundlinien der Konstruktion auch später dieselben geblieben sind.

Eine einreihige vierläufige Feuerwaffe hatte Fr. v. Leber in seinem Besitz und beschreibt dieselbe wie folgt[1]):

„Eine kleine Totenorgel von höchst roher Arbeit, die Wiege der Technik verratend, befindet sich in der Waffensammlung des Verfassers. In

[1]) Leber, II. 347.

eine dicke, mit Eisenblech überkleidete Bohle sind vier gusseiserne(?) Läufe auf halbe Dicke versenkt. Jeder wird, teils hinten durch seinen ins



tion" des Geschützes durch eine Richtschraube fixiert werden konnte.

Neu ist die gemeinsame Zündvorrichtung. Dieselbe besteht aus einer Blechrinne mit Zündlöchern, welche den Zündlöchern an den Läufen entsprechen. Wurde nun diese Zündrinne genau auf die Zündlöcher der Läufe gelegt, daselbst befestigt, sodann das Zündpulver derart aufgestreut, dass die einzelnen Zündlöcher durch Pulverstege verbunden wurden, so konnten durch einmaliges Ansetzen der Lunte alle Läufe gleichzeitig abgeschossen werden.

Ohne diese Zündrinne mussten die Läufe einzeln durch Ansetzen der Lunte oder des Gluteisens abgefeuert werden; es ist sehr wahrscheinlich, dass infolge der Erschütterung beim Schusse das Zündpulver bei jedem Laufe erneuert aufgeschüttet werden musste, wodurch die Schnelligkeit des Feuers verzögert wurde.

Durch die Einführung der Zündrinne wurde die Gefechtsleistung der mehrläufigen Feuerwaffen zweifellos erhöht, da neben dem materiellen auch ein moralischer Effekt herbeigeführt wurde.

Eine einreihige fünfläufige Feuerwaffe befindet sich im königlichen Zeughause zu Berlin, Nr. 109 des Führers vom J. 1903 (Fig. 104).[2] Die genauen Daten und Abmessungen dieser Feuerwaffe sind folgende:

Anzahl der Läufe: 5 (von links nach rechts gezählt).
Material der Läufe: Schmiedeeisen.

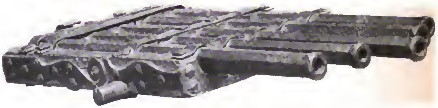


Fig. 104 a u. b. Einreihige fünfläufige Orgel aus dem Kgl. Zeughause zu Berlin. (No. 109 des Führers).

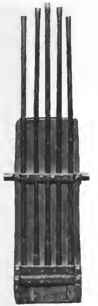
Holz gestossenen Schwanzzapfen, teils vorne durch ein unterhalb angegossenes Öhr ans Brett gehalten. Quer durch alle Öhre läuft ein eiserner Bolzen. Durch die Mitte des Brettes reicht senkrecht ein mit Eisen ausgebuchstes Loch, um mittels selbem die Totenorgel auf einen eisernen Dorn zu stecken, der, auf einem freistehenden Pfahl befestigt, dem Geschütz zur Direktion diente. Über sämtliche Zündlöcher läuft eine Blechrinne, um schnell gemeinsames Zündkraut aufzuschütten."

Die hier beschriebene Orgel war in Konstruktion augenscheinlich jener ähnlich, welche aus der Münchener Handschrift in Fig. 95a abgebildet wurde. Die obige Beschreibung giebt die Einzelheiten der Befestigung der Läufe auf der Unterlage; die Abbildung hingegen lässt entnehmen, dass die „Direk-

Länge der Läufe: Nr. 1 = 108 cm; Nr. 2 = 111 cm
Nr. 3 = 118,5 cm; Nr. 4 = 113 cm; Nr. 5 = 107,5 cm.
Länge der Laufseele: Nr. 1 = 103,5 cm; Nr. 2 = 100,5 cm (teilweise verstopft); Nr. 3 = 114 cm; Nr. 4 = 103 cm; Nr. 5 = 102 cm.
Kaliber der Laufseele: Nr. 1 und 4 — 30 mm; Nr. 2, 3 und 5 — 27 mm.

Die Läufe sind über den Dorn geschmiedet, achtkantig, mit konisch verstärkten Mundfriesen;

[2] Die photographischen Aufnahmen und genauen Beschreibungen der aus dem königlichen Zeughause zu Berlin stammenden Orgeln erhielten wir auch diesmal durch die freundliche Vermittelung des Direktors, Geheimrat v. Ubisch, und des königl. preussischen Hauptmanns a. D. v. Gohlke, wofür wir den verbindlichsten Dank sagen.



die vorderen Kanten sind nach der Mündung hin abgeschrägt, jeder Lauf hat rückwärts oben ein Zündloch; Visier und Korn sind nicht vorhanden.

Die Unterlage besteht aus einer 10 cm starken Eichenbohle, 86 cm lang, 55,5 cm breit, mit eisernen Stirnbändern beschlagen, welche über die abgerundeten Ecken reichen und in Arabesken auslaufen.

Die Läufe sind bis zur halben Höhe in die Unterlage eingelassen, mit 4,5 cm Abstand, rückwärts mit den Laufenden in eine gerade Linie gerichtet, vorne je nach der Länge vorspringend. Vier Eisenbänder mit durchgehenden Bolzen und Nägeln halten die Läufe

Zu erwähnen wäre noch, dass am 5. Laufe, hinten auf den oberen Flächen, eine Marke von 7 aufgetriebenen Punkten sich befindet, von welchen ein Punkt im Mittelpunkt, die übrigen 6 in der Peripherie eines Kreises liegen.

Herkunft dieser Feuerwaffe ist unbekannt; Entstehungszeit: zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Der bildliche Eindruck, welcher bei Fig. 104a dem Beschauer sich bietet, mag vielleicht die Bezeichnung „Orgel" begründet haben.

Eine andere einreihige fünfläufige Feuerwaffe aus dem königl. Zeughause zu Berlin, Nr. 112 des Führers, zeigt eine ähnliche Konstruktion (Fig. 105).

Anzahl der Läufe: 5 (von links nach rechts gezählt).

Material der Läufe: Schmiedeeisen.

Länge der Läufe: Nr. 1 und 5: 146 cm; Nr. 2 und 4 = 151 cm; Nr. 3 = 154 cm.

Länge der Laufseele: Nr. 1 und 5 = 137 cm; Nr. 2 und 4 = 141 cm; Nr. 3 = 144 cm.

Kaliber der Laufseele: Nr. 3 = 18 mm; die übrigen 17 mm.



Fig. 105 a u. b. Einreihige fünfläufige Orgel aus dem Kgl. Zeughaus zu Berlin. (No. 112 des Führers).

auf der Unterlage fest; das erste Band ist ganz vorne, das letzte 15 cm vom rückwärtigen Ende der Unterlage entfernt.

Etwa 60 cm vom hinteren Ende der Unterlage entfernt ist an der unteren Seite der Bohle eine 5 cm starke und ebenso breite vierkantige eiserne Achse quer eingelassen, welche seitlich in runde Zapfen von 6,5 cm Länge und 4,5 cm Durchmesser endigt. Diese Zapfen hatten offenbar die Bestimmung, in das entsprechende Achsenlager am Streitkarren einzugreifen.

Zwischen der dritten und vierten Befestigungsschiene ist eine Zündrinne von Eisenblech mit 5 Zündlöchern, die denen an den Läufen entsprechen, befestigt.

Das Gewicht der beschriebenen Feuerwaffe beträgt 103 Kilogramm; dieselbe war zweifellos als Streitkarren, ähnlich der Fig. 95c aus Cod. Germ. 734 (München) eingerichtet.

Die Läufe sind über dem Dorn geschmiedet; vorne mit 4 cm langer konischer runder Mundfriese, beim mittleren Lauf ist diese achtkantig und zeigt einen Fischkopf mit offenem Maul und Kiemen; rückwärts sind die Laufenden verstärkt, achtkantig; jeder Lauf hatte 4 Centimeter vom Laufboden entfernt ein senkrecht gebohrtes Zündloch; Viesirvorrichtungen fehlen.

Die Unterlage besteht aus einer 3,5 cm starken Eichenbohle, 100 cm lang, 36 cm breit, vorne und rückwärts mit eisernen Bändern beschlagen, welche über die abgerundeten Ecken reichen und in Arabesken auslaufen.

Die Läufe sind bis zur halben Höhe in die Unterlage eingelassen, mit 2,5 cm Abstand, rückwärts mit den Laufenden an das eiserne Beschlagband anstossend. Drei Eisenbänder, 4 cm breit, halten mit starken Bolzen die Läufe auf der Unterlage fest; das erste Band ist beiläufig in der Mitte,

die beiden andern nahe am rückwärtigen Ende der Unterlage angenagelt.

An der unteren Seite der Bohle, beiläufig in der Mitte, ist eine vierkantige eiserne Achse eingelassen und befestigt; diese endigt zu beiden Seiten in 6 cm lange runde Zapfen von 4 cm Durchmesser, 52 kg, war augenscheinlich ebenfalls als Streitkarren eingerichtet und mit einem Pferd bespannt.

Herkunft: wurde in Metz i. J. 1870 erbeutet; Ursprung unbekannt; Entstehungszeit: Anfang des 16. Jahrhunderts.

Eine dritte einreihige fünfläufige Feuerwaffe,



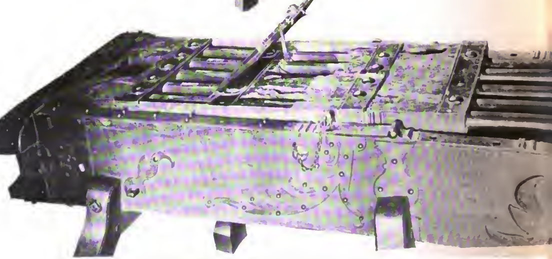


Fig. 106 a u. b. Einreihige fünfläufige Orgel aus dem Kgl. Zeughause zu Berlin. (No. 108 des Führers).

welche, wie oben schon erwähnt, offenbar die Bestimmung hatten, in das entsprechende Achsenlager eines Streitkarrens einzugreifen.

Zwischen den rückwärtigen Befestigungsschienen und genau ober den Zündlöchern ist die Zündrinne angebracht; dieselbe ist ein schmales Bandeisen mit 5 Zündlöchern, welche den Zündlöchern an den Läufen genau entsprechen.

Das Gewicht der ganzen Feuerwaffe beträgt jedoch von massiver, schwerer Konstruktion, befindet sich ebenfalls im königl. Zeughause zu Berlin, Nr. 108 des Führers; (Fig. 106) die nähere Beschreibung derselben ist folgende:

Anzahl der Läufe: 5 (von links nach rechts gezählt).
Material der Läufe: Schmiedeeisen.
Länge der Läufe: Nr. 1, 2, 4 und 5 = 177 cm; Nr. 3 = 175,5 cm.
Länge der Laufseele: Nr. 1—5 = 173 cm.

Kaliber der Laufseele: Nr. 1—5 = 26 mm.

Die Läufe sind rückwärts achtkantig, vorne auf 1 m Länge rund, an der Mündung kappenartig geformt. Rückwärts oben, 6,5 cm vom Laufboden entfernt, hat jeder Lauf in einer rechteckigen Ausnehmung ein halbkugelförmiges senkrecht gebohrtes Zündloch; vor der rechteckigen Ausnehmung sind auf jedem Laufe zwei Einbohrungen, welche wahrscheinlich zur Befestigung eines Zündpfannendeckels gedient haben.

Die Läufe sind in der oben angegebenen Reihenfolge von links nach rechts mit 1, 2, 3, 4 und 5 Punkten bezeichnet. Visiervorrichtungen sind nicht vorhanden.

Die Unterlage besteht aus zwei Eichenbohlen und einem ebensolchen Widerlager. Die untere Eichenbohle ist 88,5 cm lang, 50 cm breit und 11 cm stark; in diese sind die Läufe bis zur halben Höhe und mit 3 cm Abstand eingelassen.

Auf den Läufen liegt die zweite obere Eichenbohle, von derselben Grösse und Stärke wie die untere, und mit entsprechenden Ausnehmungen für die Läufe; oberhalb der Zündlöcher ist dieselbe in einer Länge von 46,5 cm derart ausgestemmt, dass drei Seiten der Läufe freiliegen. Über der Ausstemmung befindet sich ein Blechdeckel, 20 cm lang, 53 cm breit, welcher in einem Scharnier drehbar, nach vorwärts aufgeklappt und, wenn geschlossen, durch ein Schnappschloss festgehalten werden konnte; der Blechdeckel hat ober den Zündlöchern eine wulstartige Ausbauchung.

Die Läufe stehen in einer Länge von 88,5 cm bezw. 86 cm aus den beiden Eichenbohlen hervor; diese sind mit Blech beschlagen und werden durch vier eiserne feste Querbänder mit durchgehenden Bolzen und Nägeln zusammengehalten.

Rückwärts lehnen sich die Läufe an ein 25,5 cm starkes Widerlager von Eichenholz, in welchem an der oberen Seite eine viereckige, 7 cm tiefe, trichterförmige Vertiefung ausgestemmt ist, welche wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Requisiten oder Schiessbedarf diente; Widerlager und die beiden Eichenbohlen sind fest miteinander verbunden. Das Holz der Bohlen ist schon sehr morsch.

An der unteren Seite der unteren Eichenbohle, 65 cm vom rückwärtigen Ende entfernt, ist eine vierkantige eiserne Achse, quer zur Länge, eingelassen und befestigt, welche beiderseits in runde Zapfen endigt. Die Orgel ruht mit den Achsenzapfen in den entsprechenden Achsenlagern eines Untergestells, einer Wandlafette.

Diese besteht aus zwei Seitenwänden aus Eichenholz, 27 cm hoch, 155 cm lang und 6 cm stark, welche vorne und rückwärts durch feste Querriegel zusammengehalten werden; der rückwärtige Querriegel ist mit starken Eisenschienen beschlagen, beiderseits über die Wände vorstehend und derart eingeschnitten und montiert, dass eine Gabeldeichsel angesteckt und befestig werden konnte.

Der vordere Querriegel war innerhalb der beiden Seitenwände befestigt. Die Achsenlager befinden sich auf der inneren Seite der Wände, dieselben konnten mit Pfannendeckeln geschlossen und mit Kettchen gesperrt werden. Auf 110 cm vom rückwärtigen Ende ist in beiden Seitenwänden ein Achsenlager sichtbar, welches sehr wahrscheinlich die Achse der Fahrräder aufgenommen hat.

Die Seitenwände sind mit Eisenbeschlägen und Eisenbändern verstärkt, welche teils blattartig geschnitten, teils durch Gravierungen verziert sind. Vorne, von den beiden Seitenwänden ausgehend, befindet sich ein halbkreisförmiges wagrechtes Bandeisen mit 5 Nietlöchern; der mittlere Lauf ragt 13 cm, die übrigen Läufe 17,5 cm über dieses Bandeisen vor; im Vorderriegel sind 5 senkrechte Bolzenlöcher; es ist wahrscheinlich, dass dieses Bandeisen zur Aufnahme einer Unterlage gedient hatte, welche die Manipulation beim Laden erleichtern sollte.

Um die Orgel in die nötige Elevation einstellen zu können, sind am rückwärtigen Ende des Widerlagers ein Zahnbogen und am rückwärtigen Querriegel die zugehörige Federvorrichtung angebracht.

Achse und Räder der Lafette fehlen.

Es ist anzunehmen, dass Orgel und Lafette erst später in der vorliegenden Konstruktion vereinigt wurden; für den Transport genügte ein Streitkarren; die wulstartige Ausbauchung im Blechdeckel oberhalb der Zündlöcher lässt vermuten, dass auch eine Zündrinne vorhanden war.

Entstehungszeit der Orgel: um die Mitte des 16. Jahrhundert; die Lafette ist jünger.

Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen.

Von **Rudolf Wegeli**, II. Assistenten am Schweizerischen Landesmuseum.

(3. Fortsetzung.)

d) Inschriften, die sich nicht unter a—c einreihen lassen.



Fig. 47 ist durch die dreimalige Wiederholung der Buchstaben HEXFR mit der DIC = Gruppe verwandt. Das Schwert befindet sich im Museum von Helsingfors.[101]) Die beiden schräge gestellten S am Anfange und am Schlusse der Inschrift dürften nur ornamentale Bedeutung haben Das Kreuz mit den verlängerten Horizontalbalken



Fig. 47.

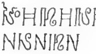


Fig. 48.



Fig. 49.

ist uns schon bei Fig. 34 begegnet. Dort kommt auch das X und die Verbindung HE vor.

Die in Fig. 48 abgebildete Inschrift steht auf einem Schwerte des 13. Jahrhunderts im Bernischen historischen Museum in Bern. (Fig. 49.) Wir verdanken Herrn Direktor Kasser die nachfolgende Beschreibung: „Das Schwert wurde anfangs der siebziger Jahre (1873—1875) bei den Baggerungen in der Zihl zwischen Nidau und Büren gefunden. Wahrscheinlich durch die Baggermaschine entzwei gebrochen, wurde es durch ein breites Eisenband zusammengenietet und dabei vielleicht ein Teil der Schriftzeichen verdeckt. Das schräge Eisenband könnteohne Zerstörung der Klinge nicht mehr entfernt werden." Die silbertauschierte Inschrift ist, allerdings in ungenügender Weise, im „Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde" publiziert worden.[102])

Ein Bruchstück im Kgl. Zeughause in Berlin (AB 7355) trägt die in Fig. 50 wiedergegebene Inschrift, welche auf der einen Klingenseite nur vier Buchstaben in sehr weiten Abständen enthält. Die Linien sind mit Silber ausgelegt und so fein gezogen, dass sie mit einer scharfen Lupe kaum zu erkennen sind. Die Doppelbalken sind schraffiert. Auffallenderweise sind zwei Schlusskreuze vorhanden. Ganz verschieden ist die andere Klingenseite. Hier steht, dicht gedrängt, eine lange Inschrift, welche trotz äusserster Sorgfalt nur bruchstückweise zu lesen ist. Die schmalen Buchstaben haben einige Ähnlichkeit mit der mittelniederdeutschen Inschrift in Fig. 25. Die Gruppe SOS haben wir schon zweimal getroffen. — Das Schwert gehört dem 13.—14. Jahrhundert an.



Fig. 51.

Aus der gleichen Sammlung stammt das folgende Fragment (Fig. 51). Es befindet sich auf einem in Rheinsberg bei Ruppin gefundenen Torso (00,194) mit Spuren von Silbertausia. Ein Rautenmuster schmückt die andere Klingenseite.

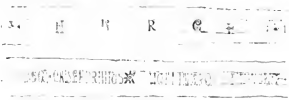


Fig. 50.

Drei A sind auf einem bei Berneuchen gefundenen Schwerte des 14. Jahrhunderts (IV, 2227) im Märkischen Provinzialmuseum jederseits in gelber Metallkomposition eingelegt (Fig. 52). Die Buch-

[101]) Abgebildet: Finsk Museum. 1896. Seite 71, Fig. 8. Vgl. ferner Handbücher der Königlichen Museen in Berlin. Die Konservierung von Altertümern, von A. Rathgen. Berlin 1898. Seite 101, Fig. 34. — Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Berlin. XIV. Jahrg., 1902. Heft 10.

[102]) Anzeiger f. Schweizer. Altertumskde. 1884. S. 517—518.

staben sind so gross, dass sie weit über den Hohlschliff hinansragen.

Ähnliche Formen zeigt eine Inschrift im Nationalmuseum in Kopenhagen.[103]) anderswo, zum Beispiel auf Glocken und Münzen, vorkommen, als eigentliche Zauberformeln charakterisieren. Es ist dies die dritte der von San Marte[110]) angegebenen Bedeutungen des Schwertsegens,

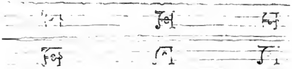


Fig. 52.

welche uns hier begegnet. Das Mittelalter ist überaus reich an derartigen Zauber- und Beschwörungsformeln, und es ist charakteristisch, dass eines der ältesten Denkmäler der deutschen Litteratur, die Merseburger Zaubersprüche, in dieses Gebiet gehört. Diese abergläubischen Vorstellungen sind indessen keineswegs allein dem Mittelalter eigen. Sie wurzeln in grauer heidnischer Vorzeit und haben sich durch die Jahrhunderte hindurch gehalten, ohne dass es selbst den enormen Kulturfortschritten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelungen wäre, sie vollends zu verdrängen. Das Märkische Provinzialmuseum besitzt ein Dokument, welches in kulturhistorischer Hinsicht ebenso interessant als für unsere Zeit beschämend ist, den Kugelsegen eines Märkers aus dem Kriege von 1866.

5. Mystisch-kabbalistische Inschriften.

Dass den Initialinschriften mit ihren in so vielen Variationen wiederkehrenden Gruppierungen mystischer Charakter beizumessen sei, ist bereits angedeutet worden. Sicher bereitete ihre Auflösung schon im Mittelalter Schwierigkeiten, und heute vollends zerbricht man sich vergeblich den Kopf darüber. Dass auf einem Schwerte im historischen Museum in Dresden alle Buchstaben des Alphabets[104]) in Messing eingelegt sich finden[105]), lässt sich doch wohl nur daraus erklären, dass das Verständnis für die Bedeutung der Initialen bei derartigen Inschriften abhanden gekommen war.[106]) Ähnliche Erscheinungen treten auf den verschiedensten Gebieten des Kunstgewerbes zu Tage. Die mittelalterlichen Glockeninschriften[107]), die Spruchbänder auf Gobelins, Stickereien und Holzschnitzereien[108]), die auf dem Grunde der Nürnberger Taufschüsseln angebrachten Inschriften[109]) sind hier zu erwähnen.

Daneben giebt es eine allerdings nicht sehr umfangreiche Gruppe von Schwertinschriften, welche sich ihrem Inhalte nach und dadurch, dass sie auch anderswo, zum Beispiel auf Glocken und Münzen, vorkommen, als eigentliche Zauberformeln charakterisieren.

Otte machte die Beobachtung, dass auf Glocken Inschriften frommen Inhalts öfters verkehrt stehend vorkommen, höchst selten dagegen geschichtliche Notizen.[111]) Das einzige uns bekannte Beispiel einer mittelalterlichen Schwertinschrift, deren Buchstaben in Spiegelschrift eingelegt sind, enthält einen Spruch, welcher auf Glocken und Münzen mehrfach vorkommt und auch in der Waffenkunde nicht unbekannt ist (Fig. 53). Leider ist die Inschrift



Fig. 53.

stark korrumpiert und nicht mehr ganz zu lesen. Sie findet sich, in Silber fein eingelegt, auf einem in der Eider gefundenen Schwertfragment im Besitze von Herrn Hauptmann Neumann-Kosel in Berlin. Es lässt sich folgendes herausschälen: N IE REGNAT ET... Das N ist schwer zu erklären E als Abkürzung für Jesus kennen wir von früher her.[112]) Für das R bei regnat steht fälschlicherweise ein N.

Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat vivificat), das Feldgeschrei des christlichen Heeres unter König Philipp I. bei dem Siege über die Sarazenen ist unter den Glockeninschriften mehr-

103) Gefl. Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.

104) U und W fehlen beiderseits in der Reihe.

105) San Marte, a. a. O., Seite 145.

106) Eine um das Jahr 1400 entstandene Glockeneninschrift in Rodelwitz (Sachsen-Meiningen) enthält ebenfalls das ganze Alphabet ausser u. v. w. y. z in Minuskeln. Vgl. Lehfeldt, Bau und Kunstdenkmäler Thüringens. Sachsen-Meiningen, Bd. 3. 4.

107) Ein instruktives Bild von diesem Gebiete liefert Otte in seiner Glockenkunde. 2. Aufl., Leipzig 1884. Ein grosses Material findet sich ferner bei Lehfeldt. Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens.

108) Als Beweis dafür, dass das Lesen derartiger Inschriften dem Mittelalter keineswegs geläufig war, sei folgendes Beispiel angeführt. Im Jahre 1900 erwarb das Schweizerische Landesmuseum in Zürich eine reich geschnitzte, gotische Kasette (14. Jahrhundert) mit figürlicher Darstellung und Inschrift „ich bin e. v. e. v. h. n. d. m. m". Wer könnte das heute lesen Aber auch damals war es offenbar nicht jedermann möglich, deshalb fand man es für nötig, die Auflösung auf der Innenseite des Deckels niederzuschreiben. Hier steht in der Minuskelschrift des 14. Jahrhunderts: „Ich bin ellend vnd ein (?) vnd han niman der mich mein." Siehe Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. N. F., Bd. II, S. 52.

109) Über die letzteren siehe oben Seite 28.

110) Siehe oben Seite 17.

111) Otte: Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. 5. Aufl. Leipzig 1883. Seite 410.

112) Siehe Seite 19.

fach vertreten[113]) und eine auf französischen Goldmünzen noch im 15. Jahrhundert gebräuchliche Legende.[114]) Die in Fig. 54 abgebildeten beiden Sonnenkronen befinden sich in der Münzsammlung des Schweizerischen Landesmuseums.[115]) Der Spruch wird auch mit den Apostelnamen kombiniert, so auf einer undatierten Glocke in Dettingen bei Metzingen (Württemberg).[116]) Er findet sich ferner auf einem Rundschild aus dem 15. Jahrhundert in der Armeria Real in Madrid als Legende um den gekreuzigten Heiland.[117])

Die Inschrift ist silbertauschiert, die ornamentale Verzierung auf der andern Klingenseite ist in



Fig. 54.

gelber Metallkomposition eingelegt. Ein ähnliches Motiv ziert die Klinge eines Madrider Schwertes.[118])

Neben der Spiegelschrift ist es besonders die Figur des Kreises, welche bei Inschriften magischen Inhalts eine Rolle spielt. Er ist ja bekanntermassen bei Beschwörungen unerlässlich. Auf Fig. 30 verteilt sich die Inschrift auf drei konzentrische Kreise, wobei der magische Spruch: „Jesus autem transit per" vorkommt. Drei Kreise finden sich auch bei einer Wiener Inschrift des 14.—15. Jahrhunderts, welche wir hier eingehend besprechen wollen.[119]) Es sind konzentrische Doppelkreise. Der innere enthält phantastische Kreuzformen, beide schliessen die Namen CASPAR. PALTASAR. MELCHIOR ein. Neben dem dritten Kreise stehen untereinander die Worte MELCHA. AGLA. MELCHA Y, und endlich folgt in langem Zuge THETRAGRAMATON. Den Schluss der Inschrift bildet ein Topfhelm mit Helmdecke und halbem Flug als Helmzier. Zwischen dem zweiten und dritten Doppelkreise steht ON. Dies auf der einen Klingenseite. Die Inschrift auf der anderen unterscheidet sich durch die eingeschlossenen Kreuzformen und die verschiedenartige Legende der Kreise. Hier ist zu lesen MARIA HILF. ?PCDIERIESVS? AGLA. Der Helm fehlt.

Die Namen der drei „Wetterherren" Caspar, Melchior, Balthasar, wurden mit Vorliebe auf Glocken angebracht, um Sturm und Gewitter abzuwenden. Melcha ist mit dem hebräischen Melech-König zusammenhängend.[120]) Agla ist aus den Anfangsbuchstaben der vier hebräischen Worte Atha, Gibbor, Leolam, Adonaj d. i. du bist stark in Ewigkeit, Herr, zusammengesetzt[121]) Thetragrammaton ist ebenfalls eine Zusammenfassung dieser vier Worte. On (griechisch ὄν oder ὤν ist das Participium praesens von εἶναι sein.

In einem Manuskripte des Klosters Muri sind uns zwei Beschwörungen überliefert, welche sowohl die Namen der heiligen drei Könige als auch die kabbalistischen Worte Agla, Thetragrammaton und on enthalten. Sie sind in den Diutiska[122]) abgedruckt[123]) und lauten in der Übersetzung folgendermassen:

113) Otte: Glockenkunde, Seite 122.

114) Blavaignac, la cloche; études sur son histoire et sur ses rapports avec la société aux différents âges, Genève 1877 führt den Spruch in folgender Form an: + IHS : M : XPS : vicit : $\overline{\text{XPS}}$: regnat : XPS : iperat : XPS : ab : oi : malo : nos defēdat : amen : und bemerkt dazu: „Ces textes sont intéressants; on les retrouve tant au moins dans leur forme absolue, sur bien des monnaies d'or du moyen-âge. Cette solennelle invocation se rencontre depuis le commencement du XV^e jusqu'à la fin du XVI^e siècle. (Seite 132.)

115) Sieke auch J. Erbstein, Fälschungen schweizerischer Goldmünzen. In: Münz- und Medaillenfreund, Correspondenzblatt des deutschen Münzforscher-Vereins und Vereinsorgan der Numismatischen Gesellschaft von Dresden. 3. Jahrg., Nr. 36, Tafel 12.

Ferner: Coraggioni, Münzgeschichte der Schweiz. Genf 1896, Tafel 36, 5.

116) Otte: Glockenkunde. Seite 123.

117) La Armeria Reale, Tafel XVI. (2. Teil).

118) Catálogo histórico-descriptivo. Seite 203.

119) Quirin Leitner: Die Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses im K. K. Artillerie-Arsenal-Museum in Wien. Wien 1866—1870. Tafel IX, Fig. 2. Text auf Seite 9.

120) Quirin Leitner, a. a. O.

121) Otte: Handbuch. Seite 400, vgl. auch Seite 410, Fig. 227.

122) Diutisca, Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur aus alten Handschriften. Den Freunden deutscher Vorzeit gewidmet von C. G. Graff. Stuttgart und Tübingen 1827. Bd. II, Seite 296 7.

123) 1. In nomine patris et filii et sps scti deus abraham. deus isaac. deus iacob. deus qui de costa primi hominis evam coniugem creasti eam sibi in adiutorium constituisti ut essent cor unum et anima una et isti duo in carne una. ita ut homo relinqueret patrem et matrem et adheret uxori sue uerissime. deus qui precepisti me de sancta trinitate, deus verax et ipsa veritas. adiuro te per nomina tua sancta que sunt ineffabilia nomina. alfa et ω. tetragrammaton. agla salech ihs. on. sicut a tribus pueris flammam ignis removens extinxisti. sidrac misaac et abdenago. iram rixam discordiam inter me et maritum meum N extinguere facias, nos concordes reddas et in amore meo illum consisteret usque in finem vite mee concedas ut nec vir nec mulier mihi in amore suo noceat sed potius me solam diligat et vera dilectione teneat, quanta fuit inter adam et evam et inter abraham et saram et inter ioseph et sanctam mariam, hunc amorem concedat deus N marito meo. amen.

2. Tu qui es alfa et ω coniurationem facio per magos Capsar melchior balthasar leviathan protine et crinite. sidrac misaac abdenago χϛς. on elyon tetragrammaton elely emmanuel abra abraa abracham abracala abrachalaus va va ha fara faza zieleliel vos creaturas dei coniuro per deum verum per deum sctm. coniuro vos per sctm. mariam matrem domini coniuro vos per sctm. michahelem et per omnes angelos et archangelos dei. coniuro vos per sctm. iohannem baptistam et per omnes patriarchas et prophetas dei. coniuro vos per sctm. petrum et per omnes sctos apostolos dei. coniuro vos per sctm stephanum et per omnes martires dei, coniuro vos per sctm. silvestrum et per omnes confessores dei, coniuro vos per sctm agnem et per omnes virgines dei ut feriatis et incendatis cor et mentem N in amorem meum.

1) „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, Gott, der du aus der Rippe des ersten Menschen diesem die Eva als Gattin erschaffen und zur Unterstützung an die Seite gegeben hast, damit sie ein Herz und eine Seele seien, obwohl zwei, doch im Fleische vereint, derart, dass der Mann Vater und Mutter verlassen soll, um seinem Weibe ganz anzugehören. Gott der du mich über die heilige Dreifaltigkeit unterrichtet hast, du wahrhaftiger Gott, der du die Wahrheit selber bist, ich beschwöre dich bei deinen heiligen Namen, welches sind unauslöschliche Namen: Alpha und Omega, tetragrammaton Agla, Salech, Ihs. on, gleich wie du die Flammen von den drei Jünglingen Sidrac, Misaac und Abdenago abgehalten und gelöscht hast, du mögest Zorn, Streit und Zwietracht zwischen mir und meinem Gatten N. N. auslöschen, unsere Eintracht wiederherstellen und gewähren, dass er mir treu bleibt bis an mein Ende, dass weder Mann noch Weib mir in Bezug auf seine Liebe Schaden zufügen kann, dass er vielmehr mich allein liebt und in wahrer Liebe zu mir hält. So wie das Verhältnis war zwischen Adam und Eva, Abraham und Sarah, Joseph und der heiligen Maria, eine solche Liebe möge Gott meinem Gatten N. N. schenken. Amen.

2) Du, der du das Alpha und das Omega bist, ich schwöre bei den Magiern Caspar, Melchior, Balthasar, Leviathan[124]), Sidrac, Misaac, Abdenago, χες on, elyon, tetragrammaton, elely, Emmanuel, Abracham, Abracala, Abrachalaus, va, va, ha, fara, faza, zieueletiel, euch Kreaturen Gottes beschwöre ich bei dem wahren Gotte, bei dem heiligen Gotte, ich beschwöre euch bei der heiligen Gottesmutter Maria, ich beschwöre euch bei dem heiligen Michael und bei allen Engeln und Erzengeln Gottes, ich beschwöre euch bei dem heiligen Johannes dem Täufer und bei allen Patriarchen und Propheten Gottes, ich beschwöre euch bei dem heiligen Petrus und bei allen Aposteln Gottes, ich beschwöre euch bei dem heiligen Stephanus und bei allen Märtyrern Gottes, ich beschwöre euch bei dem heiligen Silvester und bei allen Bekennern Gottes, ich beschwöre euch bei der heiligen Agnes und bei allen Jungfrauen Gottes, dass ihr Herz und Sinn von N. N. in Liebe zu mir entflammet und entzündet."

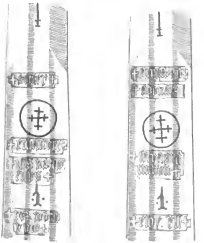


Fig. 55.

[124]) Die zwischen die Namen Leviathan und Sidrac eingeschobenen, in der Übersetzung weggelassenen Worte protine et crinite dürften von προτείνετε κρίνετε = schützet, richtet, abzuleiten sein.

Das Wort Agla, beziehungsweise die Zusammenfassung der darin enthaltenen vier Worte in Thetragrammaton, sowie die Namen der heiligen drei Könige finden sich häufig auch als Randinschriften auf Setzschilden und Pavesen.[125])

Ein im Bayerischen Nationalmuseum in München aufbewahrtes Schwert mit messingtauschierten Klingenmarken trägt die in Fig. 55 verzeichnete, aus dem 15. Jahrhundert stammende Inschrift in gotischen Minuskeln geätzt. Sotter ist das griechische σωτήρ = Heiland. Über Emmanuel vergleiche Mathäus I, 23 (Jesaias 7,14). Jesus Nazarenus rex Judaeorum (Johannes 19,19) ist der sogenannte Titulus triumphalis. Den Ausdrücken alpha et o, adonaj, tetragramaton und eloy (elely) sind wir bei den Murenser Beschwörungen begegnet. ell ist



Fig. 56.

vermutlich das hebräische el = Gott.

Hier mag noch die Inschrift eines Kalenderschwertes[126]) aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts in der Berliner Zeughaussammlung erwähnt werden (Fig. 56). Die Klinge ist fälschlich 1506 datiert.[127])

„Jesus autem transiens per medium illorum ibat" ist dem Lukas-Evangelium entnommen.[128]) Dass Jesus mitten durch seine Feinde hindurchging, welche ihn aus Nazareth hinausgestossen hatten und im Begriffe waren, ihn zu töten, konnte man sich nur durch die Einwirkung eines Wunders erklären, und so betrachtete man im Mittelalter diesen Spruch als zauberkräftig. Man brachte ihn auf Waffen und Rüstungen an, in der Hoffnung, den Träger derselben unsichtbar zu machen und so über die ohnmächtigen Feinde triumphieren zu können. Als Schwertinschrift findet er sich, von dem beschriebenen MadriderSchwerte[129]) abgesehen,

[125]) Boeheim: Handbuch. Seite 180, Anmerkung.

[126]) Die Kalenderklingen an und für sich besassen schon magische Wirkung, wie aus einer Stelle in Grimmelshausens Simplicissimus (IV, Kap. 23) hervorgeht.

[127]) Solche Fälschungen sind gerade bei Solinger Waffenschmieden (auch J. Hartcop ist ein Solinger) nicht selten. Ein Stossdegen im Berliner Zeughause zeigt neben der Hirschmarke das Mewes Berns (Ende 16. bis Anfang 17. Jahrhundert) die Jahrzahl 1503.

[128]) Lukas IV, 28—30. Et repleti sunt omnes in synagoga ira hac audientes. Et surrexerunt et ejecerunt illum extra civitatem et duxerunt illum ad supercilium montis super quem civitas illorum erat aedificata ut praecipitarent illum Ipse autem transiens per medium illorum ibat.

[129]) Siehe oben Seite 23.

noch einmal und zwar auf dem Schwerte Philipp I. des Schönen von Kastilien († 1506) in der Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses.[130]) Ausserdem ist er auf einem Harnisch Philipps in der K. K. Ambraser Sammlung angebracht[131]) und findet sich auch auf den englischen Rosennobeln, welche Eduard III.[132]) und auf den halben Nobeln, welche Philipp der Schöne schlagen liess.[133]) Als Glockeninschrift führt ihn Blavaignac an[134]): Anno: Dni: M°: CCCC°: LXXXVI°: IHS: autem: transiens: per: medium: illor: ibat:

einerseits: + Qui falsitate vivit animam occidit. Falsus in ore caret honore +. (Wer in Falschheit lebt, tötet seine Seele. Wer falsch ist in der Rede, ist ehrlos.) Anderseits: + Qui est hilaris dator hunc amat salvator. Omnis avarus nulli est carus +. (Einen fröhlichen Geher liebt der Erlöser. Der Geizige ist niemandes Freund.) Für diese in gereimter Prosa abgefassten Sprüche lässt sich eine direkte Quelle nicht nachweisen. Qui est hilaris dator u. s. w. geht zurück auf II. Kor. 9₇.[136])



Fig. 57.

6. Sprüche religiös-didaktischen Inhalts.

Diese Gruppe ist durch eine interessante Inschrift in den Sammlungen des Düsseldorfer Kunstgewerbemuseums[135]) vertreten (Fig. 57). Das Schwert gehört der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts an. Die in Silber eingelegte Inschrift lautet



Fig. 58.

Inschriften mit Beziehung zum Träger der Waffe. Dedikationsschwerter.

Schwertinschriften mit direkt ausgesprochener Beziehung zum Träger der Waffe sind bis zum 16. Jahrhundert sehr selten. Dies mag daher kommen, dass, wenigstens im späteren Mittelalter, die Klingen nur ausnahmsweise einzeln auf Bestellung gearbeitet, sondern in den Fabrikationscentren[137]) in grösserer

[130]) Quirin Leitner, a. a. O., Tafel III, Fig. 5.
Boeheim: Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Waffensammlung. II. Tafel VI, Fig. 2. Text auf Seite 3.

[131]) Sacken: Die K. K. Ambraser Sammlung. Tafel VIII, Seite 15.

[132]) Pegge: Remarks on the first Noble coined 18. Eduard III. A.D 1334, wherein a new and more rational Interpretation is given of the Legend on the Reverse. (Archaeologia. Bd. III, Seite 316 ff.

[133]) Sacken, a. a. O., Seite 15.

[134]) Blavaignac, a. a. O., Seite 381. Er bemerkt dazu: „Il se pourrait ainsi que ce passage ait été inscrit sur la cloche dans le but de la rendre invisible aux ennemis suivant une idée émise par Albert Theutonius autrement dit Albert le Grand et conservée par ses adeptes qui aujourd'hui encore ne fabriquent aucun Talisman d'invisibilité sans y inscrire dans une langue quelconque: Jesus passant † par le milieu d'eux † s'en allait.

[135]) Wir verdanken die Photographie der Güte des Herrn Direktors H. Frauberger und den Bemühungen von Herrn Assistent Lasius.

[136]) hilarem enim datorem diligit Deus. (cf. Eccles. 35, 11).

[137]) Über die Fabrikationsverhältnisse des Mittelalters ist sehr wenig bekannt. Spärliche Zeugnisse aus poetischen Quellen geben in ganz ungenügender Weise Aufschluss. So sind beispielsweise die Anfänge der weltberühmten Solinger Klingenindustrie in tiefes Dunkel gehüllt, und wir wissen nicht einmal mit Sicherheit, ob dieselbe unter norischen Einflüssen entstanden oder autochthon sei, d. h. sich an Ort und Stelle herausgebildet habe. Immerhin ist für diese letztere Frage nicht ohne Bedeutung, dass Köln schon sehr frühe als Hochsitz des Waffenhandels genannt wird. – Nur mit Unterstützung der archivalischen Forschung und basierend auf einer gründ-

Anzahl hergestellt wurden und fertig auf den Markt kamen. So erklärt sich auch die Tatsache, dass die gleiche Schwertform zu gleicher Zeit in räumlich weit voneinander entfernten Gegenden im Gebrauche stand. Anders verhält es sich natürlich mit Prunkwaffen, die für Gelegenheitszwecke bestellt wurden und dann wohl auch eine passende Inschrift erhielten.

Hierzu gehört das berühmte Schwert des Schenken Conrad von Winterstetten im Historischen Museum in Dresden.

Die ungewöhnlich grossen Dimensionen, welche um ½ reduziert werden müssen[138]), um das Schwert in die zeitgemässe Folge einstellen zu können, charakterisieren dasselbe als Prunkwaffe. Schon das Inventar von 1606 gedenkt dieses merkwürdigen Stückes, welches im 16. Jahrhundert im Welfisholze[139]) ausgegraben und von dem Grafen Johann Georg zu Mansfeld dem Kurfürsten August I. geschenkt wurde. Das Begleitschreiben trägt das Datum vom 19. März 1568.[140]) Der grosse scheibenförmige Knauf mit dem Malteserkreuz und die Belederung des Griffholzes scheinen, vielleicht nach dem Vorbilde des Originals, schon im 16. Jahrhundert, nachgemacht worden zu sein. Die Inschrift (Fig. 58) ist vierzeilig; je zwei Zeilen stehen auf einer Seite der Klinge in gelber Metallkomposition in der doppelten Blutrinne eingelegt. Der Schriftcharakter, eine Mischung von römischer und romanisch-gotischer Majuskel, ist aus der Abbildung ersichtlich. Nach jedem Worte steht in halber Buchstabenhöhe ein Punkt. Hervorzuheben ist noch die durch die Zusammenstellung der gleichen Vokale erzielte Dehnung im Worte îsenhut. Jede Zeile besitzt ein Anfangskreuz; dagegen fehlt das Schlusskreuz. Auf der Klingenwurzel ist eine herzförmige Verzierung (Meistermarke?) eingelegt.



Fig. 59.

Der Besitzer des Schwertes, Conrad von Tanne-Winterstetten († 1243) ist eine bekannte Persönlichkeit.[141]) Er stand hoch in der Gunst des Staufenkaisers Friedrich II. und verwaltete während dessen Abwesenheit zusammen mit seinem Oheim, dem Truchsässen Eberhard von Tanne-Waldburg und später auch allein als Statthalter von Schwaben die kaiserlichen Interessen. Ausserdem besass er als Erzieher und Berater des jungen Königs Heinrich VIII. aussergewöhnlichen Einfluss. Zu seinen grossen Vorzügen auf militärischem und politischem Gebiete ist noch ein weiterer hinzuzuzählen, welcher nicht minder ruhmvoll ist: sein Mäcenatentum. Er ist bekannt als eifriger Förderer der höfischen Dichtkunst. Für ihn dichteten Ulrich von Turheim die Fortsetzung von Gottfrieds Tristan und Rudolf von Ems seinen Wilhelm von Orlens, und wir wissen aus diesen Dichtungen, dass er selbst den Minnedienst eifrig pflegte.

Es ist eine müssige Streitfrage, ob die Dedikationsinschrift in diesem lebensfrohen Treiben Conrads ihren Grund hat, oder ob sie die Klinge eines kaiserlichen Geschenkes ziert als Belohnung für geleistete Dienste und als Anspornung für die Zukunft. Beide Behauptungen sind aufgestellt worden, und beide lassen sich begründen; es sei hier nur noch erwähnt, dass Haupt[142]) Rudolf von Ems als Verfasser der Inschrift ansieht.[143])

Einzig in ihrer Art scheint die von Forrer[144]) erwähnte Inschrift GLADIVS ROTGIERI auf einem Schwerte der Zschilleschen Waffensammlung zu sein. Dasselbe kam in London unter den Hammer und es ist uns leider nicht bekannt, wo es sich gegenwärtig befindet. Nach einer brieflichen Mitteilung von Herrn Dr. R. Forrer handelt es sich um ein typisches Hiebschwert (nicht Stossschwert, wie es infolge eines Druckfehlers im Kataloge heisst), aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Schriftzeichen sind Majuskeln, der Griff ist nachträglich beledert. Knauf, Parierstangen und Klinge passen zusammen. Die Parierstangen tragen die Inschrift: „Dextera Domini fecit virtutem" und „Dextera Domini exalavit me."[145])

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts, wo der Grabstichel beiseite gelegt wurde, und die neu erfundene Kunst des Ätzens eine viel freiere Benutzung der Fläche ermöglichte und der Komposi-

lichen Untersuchung über die den Meistermarken zukommende Bedeutung wird es möglich sein, auf diesem Gebiete Klarheit zu schaffen. (Vgl. die Angaben San Martes, Seite 144, sowie die mit Vorsicht zu benutzende Arbeit von Rudolf Cronau, Geschichte der Solinger Klingenindustrie, Stuttgart 1885).

138) Richard, Freiherr von Mansberg: Wâfen unde Wîcgewaete der deutschen Ritter des Mittelalters. Dresden 1890. Seite 10, Tafel I.

139) Bei Mansfeld, bekannt durch die Niederlage Heinrichs V. (1115).

140) Ehrenthal: Führer durch das Kgl. historische Museum in Dresden. 1899. Seite 6.

141) Vochezer: Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. Kempten. 1888. Bd. I. Seite 80ff. (mit Abbildung von Schwert und Inschrift auf Seite 84).

Allgemeine deutsche Biographie. Seite 67—73.

142) Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. I, Seite 198.

143) Weitere Litteratur über das Schwert Conrads von Winterstetten: Von der Hagen, Über die Gemälde in der Sammlung der altdeutschen Dichter, vornehmlich in der manessischen Handschrift und über andere auf dieselbe bezügliche gleichzeitige Bildwerke. I. Teil. In: Philolog. und histor. Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1842. Berlin 1844. Seite 438.

Deutscher Rittersaal oder die deutsche Ritterzeit artistisch historisch bearbeitet von Friedrich Martin von Reibisch in Dresden 1836 (mit Abbildung des Schwertes). Hier finden sich, offenbar nach Quandt, Andeutungen für Beschauer des historischen Museums, Dresden 1834. die schönen Verse: „Vor Winters tet er Hochgemut Lagarz daheime uz er rut" mit der nicht minder schönen Erklärung: „Vor Winters thut er hochgemut, lagernd daheim aus er ruht". Die Verse sind schon von Haupt (a. a. O.) ins richtige Licht gerückt worden.

144) R. Forrer: Die Waffensammlung des Herrn Stadtrath Rich. Zschille in Grossenhain (Sachsen). Tafel III, Nr. 223.

145) Psalm 117. 16.

tion einen grösseren Spielraum liess, wird, nachdem die Klingeninschriften fast ganz verschwunden waren, das Bestreben wieder lebendig, Namen und Devisen auf der Klinge anzubringen. Wir führen aus dieser Periode zwei Beispiele an, das Schwert Kaiser Maximilians I. in Wien und die handliche Waffe des zürcherischen Reisläufers Onofrion Setzstab im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich.

Das Schwert Maximilians wird von Quirin Leitner[146]) folgendermassen beschrieben:

„Auf dem birnförmigen, achtseitig geschnittenen Knaufe wie auf den langen Parierstangen sind die Embleme des Vliessordens: Das Andreaskreuz und die Feuerreifen eingraviert, daneben noch die Buchstaben H.M.I.A.D., die Initialen des Wahlspruches, welchen der Kaiser als Mitglied des Ordens der Mässigkeit, gestiftet von König Alphons I. von Aragonien führte: „Halt Mass in allen Dingen"[147]), weiters noch das Monogramm M (Maximilian). Die federkräftige, 109,5 cm lange Klinge trägt im Hohlschliff ein geätztes stilisiertes Rankenornament nebst der gleichen Inschrift und denselben Emblemen. Das Klingenschmiedzeichen, in Gold (?) tauschiert, ist vermutlich mailändisch. Maximilian erhielt den Vliessorden 1478, das Schwert dürfte aber erst nach dem Jahre 1493, sicher aber nicht viel später, gefertigt sein."

Von Onofrion Setzstab[148]), welcher sich namentlich in den italienischen Feldzügen auf das rühmlichste ausgezeichnet hatte, ist uns die Hiebwaffe erhalten geblieben (Fig. 60), ein Schwert mit Bügelgriff und vorzüglicher Klinge. Die letztere ist geätzt und trägt auf der einen Seite die Inschrift: „1411 ward dies gemacht. Jesus kum mir zu hillff und Maria." Auf der andern Seite steht: „Gwalt, gelt und gunst bricht ganze truw vnd liebe vnd kunst. Ofriian Sezstab. Fellix. Regala".

Für 1411 (MCCCCXI) ist 1511 zu lesen. Der Ätzmaler war etwas unbeholfen. Er wählte für die Zahl 500 nicht den Buchstaben D, sondern fünf hintereinander stehende C; stiess aber dabei auf eine Schwierigkeit, indem an der Stelle, wo das fünfte C hätte hinfallen sollen, das Klingenschmiedzeichen angebracht war, hinter welchem er dann einfach mit der Dekade und Einheit fortfuhr. Ein weiterer Fehler ist ihm begegnet, indem er statt „gunst" zuerst „kunst" schreiben wollte. Nachdem er den ersten Buchstaben bereits fertiggemacht hatte, wurde er des Irrtums gewahr, liess aber das k stehen. Das Wort Jesus ist durch das Christusmonogramm ersetzt.[149])

Nicht die Beziehung zu einer bestimmten Persönlichkeit als Besitzer der Waffe ist in der Inschrift FEVDI auf dem Schwerte des 14.—15. Jahrhunderts im Musée de St. Omer[150]) zum Ausdruck gebracht; vielmehr liegt hier eine rechtshistorische Reminiszenz vor, insofern als das Wort Feudi mit dem Lehenswesen zusammenhängt (Feodum = Lehen). Ein Schild mit rechtem Schrägbalken begleitet die auf beiden Klingenseiten in gelber Metallkomposition eingelegte Inschrift.

Die päpstlichen Dedikationsschwerter sind von E. Müntz[151]), Lessing[152]) und anderen eingehend gewürdigt worden. Seit dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts war es Sitte, dass der Papst alljährlich in der Messe der Weihnachtsnacht einem um das Wohl der Christenheit besonders verdienten Manne ein geweihtes Schwert in prunkvoll ausgestatteter Scheide zusammen mit einem Hute von besonderer Form verlieb. Auf beiden waren die päpstlichen Insignien angebracht. Aus dem



Fig. 60.

146) a. a. O., Tafel I.
Vgl. ferner Boeheim, Die kunsthistor. Sammlung. Bd. II, Tafel VI, Fig. 3.

147) Dielitz: Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe besonders des Mittelalters und der Neuzeit. Frankfurt a. M. 1884. Seite 128.

148) Der Name Onofrion Setzstab ist in den eidgenössischen Abschieden häufig zu finden. Setzstab beklagte sich mehrmals, dass ihm für im Kriege erlittene Verluste nicht Genüge geleistet sei und erlangte schliesslich auch, dass ihm jeder Ort eine Entschädigung bezahlen musste. Als er gegen den Willen von Zürich Herzog Ulrich von Württemberg zuzog, wurde er verbannt und bemühte sich dann, trotz der Intervention der Tagsatzung, lange vergebens, freies Geleit nach Zürich zu erhalten, um seine Gläubiger befriedigen zu können.

149) Die Inschrift ist abgebildet bei Michel, Illustriertes Zürcherisches Zeughausbüchlein. Zürich 1881. Seite 94.

150) Gefl. Mitteilung von Herrn Professor Dr. A. Goldschmidt in Berlin.

151) E. Müntz: Les épées d'honneur distribuées par les papes pendant les XIVe, XVe et XVIe siècles. Revue de l'art chrétien. 1889, 1890.

152) J. Lessing: Die Schwerter des preussischen Krontresors. Jahrbuch der Königlich preussischen Kunstsammlungen 1895. Heft 2. Sonderabdruck.

14. Jahrhundert ist uns kein einziges Schwert erhalten geblieben; wohl aber kennen wir mehrere aus dem 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Die Klingen tragen den Namen des Papstes mit Angabe des Regierungsjahres, selten eigentliche Dedikationsinschriften. Von solchen sind nur drei bekannt, und zwar 1. auf dem Dedikationsschwerte von 1460, 2. auf dem von 1458, 3. auf dem von 1491. Das erste, im preussischen Krontresor, wurde von Pius II. dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg verliehen. Die geätzte, nicht mehr ganz lesbare Inschrift lautet:

ACCIPE SCM · GLADIVM · MVNVS · ADEO IN Q° — DEIIIES ADVERSARIOS PP.[153])

Sie wird erst durch Vergleichung mit der Klinge von 1458 recht verständlich; welche König Heinrich IV. von Kastilien von Calixtus III. Borgia erhielt. Auf beiden Seiten ist geätzt:

ACCIPE · SCM · GLADIVM · MVNVS · A · DEO · ĨQVO · DEICIES — ADVERSARIOS · PPLI · MEI · XPIANI.[154])

Der Spruch geht zurück auf Maccabäer II, 15. 16.[155])

Nr. 3 ist ein Geschenk des Papstes Innocenz VIII. aus dem Hause Cibo an den Landgrafen Wilhelm I. von Hessen. Die Inschrift lautet:

ECCE + GLADIVM + AD + DEFENSIONEM + CHRISTIANEM + VERE + FIDEI +

Darunter der Name des Papstes.[156])

Schwertinschriften und Klingenverzierungen auf bildlichen Darstellungen des Mittelalters.

Der Maler, dem die Aufgabe gestellt war, eine Chronik zu illustrieren, oder, im Dienste kirchlicher Kunst sich betätigend, biblische und Heiligengeschichte in Bilderfolge vorzuführen, kam häufig in den Fall, Waffen und Rüstungen abbilden zu müssen. Dort ist es die so häufige Darstellung kriegerischer Ereignisse im allgemeinen, welche zum Studium der Waffenformen zwingt; hier kommen, um ein Beispiel herauszugreifen, namentlich bei der Gefangennahme und der Auferstehung Christi im Passionscyklus bewaffnete Krieger vor, und dass hierbei das Schwert nicht fehlen darf, versteht sich nach dem biblischen Wortlaute von selbst. In der Tat sind die mittelalterlichen Bilderchroniken und Bilderfolgen kirchlicher Natur für die Formenkunde der Waffen von der höchsten Bedeutung, wenn sie auch freilich kritisch betrachtet sein wollen.

Ähnliches ist übrigens auch auf anderen Gebieten der künstlerischen Bethätigung der Fall. Architekturdarstellungen im grossen und Werke der Kleinkunst verraten nicht selten eine liebevolle, bis ins kleinste Detail sich erstreckende Behandlung der Waffen, und der Umstand, dass der Künstler des Mittelalters sich bei derartigen Schilderungen an die Formen seiner Zeit hält, macht die Darstellungen besonders wertvoll.

Wir greifen aus der Fülle des Materials einige Beispiele heraus, welche dem 12.—15. Jahrhundert angehören.

Im Schatze der Franziskanerkirche von Paderborn befindet sich ein Tragaltärchen[157]) aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, dessen Holzkern ganz mit gravierten und ausgeschnittenen Kupferplatten bekleidet ist. Das Martyrium der heiligen Felix und Blasius hat hier eine Darstellung gefunden, die in waffentechnischer Hinsicht noch grösseres Interesse gewährt als in ikonographischer. Es wird, von der berühmten Tapete von Bayeux abgesehen, nicht leicht ein zweites Denkmal aus so früher Zeit aufzuführen sein, welches Bewaffnung und Ausrüstung in so reichem Masse illustriert, wie gerade dieses. Eine eingehende Würdigung muss an dieser Stelle unterbleiben; es genügt, darauf hinzuweisen, dass zwei Schwerter mit deutlicher Klingenverzierung abgebildet sind. Es sind Ornamente, wie wir sie schon bei der Ulfberhtgruppe gefunden haben, und wie sie auch später noch vereinzelt vorkommen[158]): Kreise mit Andreaskreuzen oder Vertikalstriche mit Kreisen abwechselnd.

Falke und Frauberger[159]) nehmen an, dass das Tragaltärchen von Rotkerus von Helmershausen für das Benediktinerkloster Abdinghof in Paderborn angefertigt worden ist.

Aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammt ein in Sandstein gehauenes Pfeilerrelief im Grossmünster in Zürich. Eine Kampfszene ist dargestellt und auf dem Schwerte des Kriegers, der von seinem Gegner den Todesstoss empfängt, ist deutlich der Name Guido zu lesen. Die Inschrift nimmt die ganze Klingenbreite in Anspruch und wird von einem Kreuze eingeleitet. Auf den Namen folgt eine Ranke und am Schlusse steht wiederum ein Kreuz.

Schon 1789 hat Johann Heinrich Schinz in Füsslins Schweizerischem Museum (V, 546) eine Erklärung der Darstellung mit Hilfe der Schwertinschrift zu geben versucht und in den beiden Kämpfenden Herzog Burkhard von Alamannien und Guido von Ivrea gesehen. Mit den Gründen, die für und wider diese Hypothese sprechen, haben wir uns hier nicht zu beschäftigen, uns interessiert die Inschrift als solche, welche mit dem Anfangs-

[153]) Lessing, Seite 28.

[154]) Lessing, Seite 29. Müntz. 1890, Seite 284.

[155]) accipe sanctum gladium munus a deo in quo deiicies adversarios populi mei Israel.

[156]) Lessing, Seite 17. Müntz 1890, Seite 290.

[157]) Abgebildet und kurz beschrieben im illustrierten Katalog der Düsseldorfer kunsthistorischen Ausstellung 1902. Tafel 39. Text auf Seite 65 (Nr. 613).

[158]) So auf einem Schwerte (12.—13. Jahrh.) im Schweiz. Landesmuseum in Zürich. (H.A. 23.)

[159]) Deutsche Schmelzarbeiten des Mittelalters und andere Kunstwerke der kunsthistorischen Ausstellung zu Düsseldorf 1902. Herausgegeben von Otto von Falke und Heinrich Frauberger. Frankfurt a. M. 1904.

und Schlusskreuz, sowie dem Rankenornament ganz den Charakter einer eigentlichen Schwertinschrift trägt.[160])

Ein weiteres Beispiel liefert eine Belagerungszene in der St. Galler Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems[161]) (erstes Viertel des 14. Jahrhunderts). Der auf der Zinne des zweiten Stockwerkes stehende Verteidiger hält ein Schwert zum Hiebe bereit, in dessen Blutrinne eine Inschrift oder ornamentale Verzierung angedeutet ist.



Fig. 61.

Ganz alleinstehend in Bezug auf Schriftcharakter und Inhalt ist die Inschrift: „Horrebant dudum reprobi me cernere nudum." (Langst fürchteten sich die Gottlosen, mich entblösst zu sehen) auf dem Grabmale von Guillaume Wenemaer (✝ 1325) in Gent. (Fig. 61.) Auffällig ist das Vorkommen der Minuskel. Die etwas prahlerische Inschrift nimmt den ganzen Raum der Klinge ein.[162])

Die Technik.

Bis gegen das Ende des Mittelalters bediente man sich ausschliesslich der Tausia, um die Schwertklingen mit Inschriften zu versehen. Das Verfahren besteht darin[163]), dass die Buchstaben oder Ornamente mittels des Grabstichels tief in die Klinge eingraviert und die Schnitte etwas untergraben werden, damit die Metalleinlage nicht wieder herausfallen kann. Dies wird auch dadurch erreicht, dass die eingravierten Rinnen mit kleinen Querstrichen durchsetzt werden. In diese Rinnen, deren Breite von der Beschaffenheit des Einlagematerials abhängig ist, wird nun das Metall als Draht oder in der Form von kleinen Stäbchen eingeführt und mittels flacher Hämmer eingeschlagen. Nachher wird die Klinge poliert, so dass Einlage und Unterlage eine Ebene bilden. Die Relief-Tausia oder, wie Boeheim sie nennt[164]), die aufgeschlagene Tausia, scheint bei den Inschriften nicht vorzukommen.

Wird für die Ausschmuckung der Klinge ein Metall oder eine Metallkomposition gewählt, deren Farbe sich von der Unterlage genügend stark abhebt, also z. B. Kupfer, Messing, in geringerem Grade auch Silber, so kann man sich mit schmalen, strichartigen Rinnen begnügen, um ein gegen die Umgebung kontrastierendes Bild zu bekommen. Nicht so bei der Verwendung von Eisen. Hier ist es erforderlich, die Buchstaben oder Ornamente in verhältnismässig breiten Bändern einzulegen, und das Einlagematerial ist von anderer Struktur und geringerer Harte als die Unterlage. Wird hierdurch kein wirksames Bild erzielt, so stehen andere Mittel zu Gebote, um dies zu erreichen, z. B. das Blauanlassen der eingelegten Partien oder auch der Umgebung, welches Verfahren schon im Altertum[165]) bekannt war.

Ganz verschieden ist der Widerstand, den eine tauschierte Klinge der Korrosion (Rost) entgegensetzt. Bestehen die eingelegten Partien aus Eisen, so sind diese in erster Linie den zersetzenden Einflüssen ausgesetzt. Allein der Rost beschränkt sich nicht auf die Einlage, er greift auch auf die Umgebung über, und so entstehen die für die Eisentausia charakteristischen, breit ausgefressenen Narben.[166]) Bei den übrigen Metallen ist dies nicht der Fall. Es scheint, als ob sie gegen ihre Umgebung eine gewissermassen immunisierende Wirkung anszuüben imstande seien. Selbst wenn durch irgend welche äussere Einflüsse einzelne Partien des eingelegten Metalls, sogar ganze Buchstaben herausgefallen sind, bleiben die feinen Rinnen in ihrer ursprünglichen Gestalt bestehen.

Für die ältere Zeit fällt in erster Linie das Eisen in Betracht; erst später, und nicht vor dem 10.—11. Jahrhundert werden Silber und eine oft mit dem Gold verwechselte, gelbe Metallkomposition, eine Legierung des Kupfers, verwendet. Die Eisentausia ist in der Litteratur ausreichend bezeugt, und eingehende Untersuchungen, welche in Berlin, Dresden und Zürich vom Verfasser selbst oder auf

[160]) Abgebildet: Mitteilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Altertümer (Antiquarische Gesellschaft) I, 4. Seite 104ff., vgl. ferner: Vögelin, Das alte Zürich. 2. Aufl. Band I, Seite 291. Rahn, Das Grossmünster in Zürich. Sonderabdruck aus dem Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung", Seite 6ff.

[161]) Fol. 169b. Siehe die Reproduktion bei Zemp, Die schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellungen. Zürich 1897. Seite 5.

[162]) Fig. 64 ist dem Catalogue des armes et armures du Musée de la Porte de Hal par H. van Duyse, Brüssel 1897, entnommen. (Seite 30.)

[163]) Kronthal: Lexikon der technischen Künste, Berlin 1899, nennt folgende Methoden (Bd. II, Seite 907) der Tausia:

1. Die Zeichnung wird graviert, ein Blatt des einzulegenden Metalls aufgelegt und leicht angedrückt. Die Grate schneiden aus dem Blatt die entsprechenden Stücke aus. Dann werden die Grate und mit ihnen die ausgeschnittenen Stücke niedergehämmert. Die Grate halten die Ausschnitte fest.

2. Die Zeichnung wird graviert, in die gravierten Linien Metalldraht eingelegt und die Grate niedergehämmert.

3. Die Zeichnung wird graviert, die gravierten Linien resp. Flächen werden unterschnitten und Metalldraht resp. Blätter eingehämmert. Dies ist die beste, solideste Methode.

4. Die ganze Fläche wird aufgerauht, das einzulegende Metall in der gewünschten Form aufgelegt und angehämmert, die übrige Fläche geglättet.

Durch Ätzmittel, welche nicht den Grund, aber das eingelegte Metall angreifen, werden erhabene Tauschierarbeiten hergestellt.

[164]) Boeheim: Handbuch, a. a. O., Seite 559.

[165]) Beck, a. a. O., Seite 446.

[166]) Mitunter erscheinen die eingelegten Partien von tiefen Rinnen umgeben, gewissermassen als Kern. Dies rührt daher, dass die Konturen, welche sich durch das Hämmern verschoben hatten, nachträglich noch nachgepunzt worden sind.

seine Anregung hin vorgenommen wurden, bestätigen nicht nur ihr Vorkommen, sondern liefern auch den Beweis, dass diese Technik bis ins 12. Jahrhundert hinab geübt worden ist.

Massives Gold scheint, trotz der Überlieferung[167]) nicht zur Anwendung gelangt zu sein, wenigstens kennt Verfasser keinen einzigen sicher verbürgten Fall. Selbst Prachtschwerter, wie die in Fig. 12 und 18 abgebildeten, sind nicht mit Gold, sondern nur mit der bereits erwähnten gelben Metallkomposition, deren genaue Zusammensetzung wir übrigens nicht kennen, verziert. Feuervergoldung kommt vor[168]), ist aber sehr selten. Sie mag häufiger gewesen sein als sich heute nachweisen lässt, da die Vergoldung durch Abnutzung des Metalls leicht verschwindet.

Die feinsten Rinnen gestattete die Verwendung des Silbers; Fig. 50, wo die Konturen der Buchstaben mit Silber ausgelegt und die Doppelbalken damit schraffiert sind, zeigt, wie weit man in dieser Hinsicht gehen konnte.

Wie an verschiedenen Beispielen gezeigt worden ist, bediente man sich zum Vorzeichnen der Inschrift einer Schablone, aus deren unrichtiger Anwendung durch des Schreibens unkundige Arbeiter öfters Fehler entstanden.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo die Schwertinschriften immer seltener werden, wird die Tausia von der jungen Kunst des Ätzens verdrängt. Nur die Meistermarken sind noch eingelegt, Inschriften und ornamentale Verzierungen erscheinen vorzugsweise geätzt.

Schriftcharakter und Ornament.

Wir haben es hauptsächlich mit der Majuskel zu thun, welche in dreierlei Formen vorliegt, der römischen, romanischen und romanisch-gotischen. Nicht überall lassen sich diese drei Typen streng auseinander halten. Es finden sich Übergänge und Vermischungen, aber auch recht hubsche, charakteristische Beispiele reiner Formen.

Die römische Majuskel beherrscht die Ulfberht und die Ingelredgruppe. Eckig und unbeholfen[169]) ist sie bei der ersten, gleichmässiger und harmonischer bei der zweiten. Dort besteht merkwürdigerweise Neigung zu Ligaturen. Eine weitere Eigentumlichkeit ist die, dass die Querbalken bei den Buchstaben L und F nicht horizontal verlaufen, sondern schräg nach aufwärts oder abwärts gezogen sind. Einen viel gleichmässigeren Eindruck machen die Inschriften der Ingelredgruppe. Ligaturen kommen hier nicht mehr vor, und die Vertikal- und Horizontalbalken stehen im rechten Winkel zu einander. Archaistische, an die erste Gruppe anklingende Formen zeigt einzig die auf S. 16 besprochene Inschrift aus dem 11.—12. Jahrhundert.

Ein besonders schönes Beispiel für die romanische Majuskel liefert Fig. 28. Die wenigen, breit angelegten und durch kreuzartige Ornamente getrennten Buchstaben machen trotz ihrer Abrundung den Eindruck der Unbeholfenheit, der indessen der Buchstabenform eigen ist und nicht in technischen Gründen ihre Ursache hat, wie dies bei den oben erwähnten Buchstaben der Ulfberhtgruppe der Fall ist.

Recht häufig und seit dem 14. Jahrhundert ausschliesslich vorkommend ist die romanisch-gotische Majuskel. Übergangsformen zeigt die, auch dem Schriftcharakter nach einzig dastehende Inschrift: „Ir ehr ich ner.“ Schon sind hier leicht geschwungene Buchstaben zu bemerken (vgl. das R, welches merkwürdigerweise oben offen und daher mit dem K zu verwechseln ist, und das C); aber den Grundcharakter dieser Schrift möchten wir eher noch römisch nennen. Voll entwickelt ist die gotische Schrift bei Fig. 39. Sie liebt Abwechslung in den Formen; denn selten wird man bei Wiederholung des gleichen Buchstabens die gleiche Buchstabenform finden. Dem runden E folgt das eckige, dem geschwungenen N das einfache.

An der Wende des 15. Jahrhunderts tritt eine Schrift auf, die ich mit Otte[170]) Renaissance-Majuskel nennen möchte, da sie wieder auf die alten romanischen Formen zurückgeht.

Die Grösse der Buchstaben richtet sich im allgemeinen nach der Breite der Blutrinne, nur selten ragen sie über diese hinaus, und die Inschrift nimmt in der Regel etwa den dritten Teil der Klinge ein. Punkte als Trennungszeichen finden sich, von Fig. 23, 42 und 58 abgesehen, nirgends. Die Buchstaben folgen einander entweder unvermittelt in bestimmten Zwischenräumen oder durch ornamentale Einschiebsel getrennt.

Die Spiegelschrift (verkehrte Anordnung der Buchstaben, so dass man zum Lesen eines Spiegels bedarf) kann ein einziges Mal konstatiert werden (Fig. 53).

Die Ornamente lassen sich in drei Gruppen einreihen: Tier-, Pflanzen- und geometrische Ornamente. Die ersteren sind in dem Kapitel „Symbolische Darstellungen“ besprochen worden. Bei den Pflanzenornamenten sind Ranke und Lilienmotiv zu erwähnen. Das Kreuz, der Kreis und die gebrochene (Zickzacklinie) Linie sind die am häufigsten vorkommenden geometrischen Figuren.

Das Kreuz findet sich regelmässig am Anfang und Schluss der Inschrift. Selten, und wohl nur aus Versehen ist das Schlusskreuz zwischen die letzten Buchstaben eingeschoben. Neben der ein-

[167]) vgl. San Marte, a. a. O., Seite 127.

[168]) Siehe Seite 25.

[169]) Gelegentlich abgerundet erscheinende Buchstaben sind die Folge eben dieser Unbeholfenheit und keineswegs des Bestrebens nach abgerundeten Formen. Die Ulfberht-inschriften haben mit der Unciale nichts zu tun.

[170]) Otte, a. a. O., Seite 408.

fachen Kreuzform, zu der auch das häufigere Krückenkreuz zu rechnen ist, kommen verschiedene Kombinationen vor. Bei der Ulfberhtgruppe ist auch das Andreaskreuz ornamental verwendet.

Der Kreis, mit Vertikalstrichen oder mit dem Kreuze abwechselnd, ist uns ebenfalls schon bei der Ulfberhtgruppe begegnet. Die letztere Kombination findet sich noch auf einem interessanten und zwar in Begleitung eines wiederum ganz verschiedenen Schriftcharakters (Fig. 38).

Die gebrochene Linie erscheint entweder für sich allein als Zickzacklinie oder in Kombination als Flächenornament. Zwei sich rechtwinklig schneidende Zickzacklinien bilden ein Rautenmuster. Durch mehrere sich kreuzende Linien entsteht eine Art Flechtwerk, welches bei der Ulfberhtgruppe nicht selten ist.



Fig. 62.

Schwerte des 12. Jahrhunderts im Thurgauischen historischen Museum in Frauenfeld[171]) (Fig. 62).

Ein eigentümliches Ornament kommt dadurch zustande, dass zwischen die Kreuzarme Kreise oder Ovale gelegt werden, deren Flächen wiederum durch Vertikalstriche schraffiert sind. Diese Figur, welche wir oben hervorgehoben haben, illustriert trefflich die Bedeutung des Ornaments für Datierung und Gruppierung unserer Inschriften; denn niemand wäre wohl versucht, die Inschrift: „Ir ehr ich ner" mit der mehrfach erwähnten romanischen Majuskelinschrift (Fig. 28) in nähere Beziehung zu bringen, wenn nicht das gleichartige Ornament es gebieterisch verlangte, welches noch ein drittes Mal vorkommt

171) Dasselbe wurde im Jahre 1894 bei Gottlieben im Rheine gefunden an einer Stelle, wo schon mehrfach mittelalterliche Waffen ans Tageslicht gebracht worden sind.

Schlusswort.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass etwa 75% der mittelalterlichen Schwerter des 12.—14. Jahrhunderts mit Klingeninschriften versehen waren. Es liegt daher auf der Hand, dass die vorliegende Arbeit, welcher immerhin nur ein beschränktes Material zu Gebote stand, keineswegs erschöpfend sein kann, und dass einzelne, bis jetzt als sicher geltende Resultate modifiziert werden müssen, wenn neue Funde Aufklärung verschaffen. Eine endgültige und allgemein befriedigende Auflösung der rätselhaften Initialinschriften ist aber keineswegs ausgeschlossen und der Verfasser gedenkt, diese Frage auch weiterhin im Auge zu behalten, wobei er freilich nach wie vor auf die Güte der Museumsleiter und privaten Waffensammler angewiesen ist. Allfällige Mitteilungen werden dankbar entgegengenommen und als Nachträge successive in der Zeitschrift für historische Waffenkunde veröffentlicht werden.





Ein Rundgang durch die Waffensammlungen einiger österreichischer Museen. In der zwanglosen Reihenfolge, in welcher ich im letzten Sommer Gelegenheit hatte, einige dieser Anstalten zu besuchen, seien dieselben in grossen Zügen hier kritisch gewürdigt.

Das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum in Sarajevo wurde im Jahre 1888 auf Anregung des unermüdlichen Sektionschefs C. Hörmann gegründet. Bei der Thatkraft der bosnischen Landesregierung ist zu hoffen, dass die für die Landeskunde höchst wertvollen Sammlungen einmal aus den gegenwärtigen, recht beschränkten und etwas düsteren Räumen in ein neues, den modernen Anforderungen an ein Museum voll entsprechendes Heim übertragen werden. Die reichhaltige Waffensammlung, welche so glücklich ist, mehrere im Lande gefundene Hundsgugeln zu besitzen, weist alle in den Ländern der Balkanhalbinsel gebräuchlichen Schutz- und Trutzwaffen in charakteristischen Typen auf. Ausser den reich tauschierten Feuerwaffen mit ihren kunstvoll mit Perlmutter, Bein, Messingstiften in höchst geschmackvollen Mustern ausgelegten Schäften sei auf die schöne Suite der schon recht selten werdenden Schlagwaffen, der Beile und Streithämmer, sowie auch auf die eigenartigen einheimischen Brustpanzer, Toke, hingewiesen, welche, halb Schutzwehr, halb Schmuckstück, Festigkeit mit Leichtigkeit in Einklang zu bringen wissen und zugleich Zeugnis ablegen von dem kriegerischen und naiv künstlerischen Sinn dieser uns so nahen und doch noch immer so fremden Bergstämme. Wer da weiss, wie schwer der waffenfreudige Südslawe sich von seiner oft einzigen wirklich wertvollen Habe, seinen vom Ältervater ererbten Waffen trennt, wird das Verdienst der rührigen Museumsleitung, welcher es gelang, ganze Garnituren von Rüstungsstücken, so wie sie der gleich einem freien Falken über die Planina schweifende Junak A oder B am Leibe getragen hatte, zu erwerben, um so höher schätzen.

Die Waffensammlung im städtischen Museum zu Ragusa beschränkt sich auf die Klinge eines Bidenhanders, mehrere Wallbüchsen und eine kleine Gruppe hübsch tauschierter persischer Waffen.

So wie das Heeresmuseum in Wien ein Bild von der inneren Entwickelung und den Kriegsthaten der Armee geben soll, so strebt auch das Museum der Kriegsmarine in Pola die Erreichung des gleichen Zieles an.

Während jedoch das Heeresmuseum trotz seiner recht ungünstigen Lage innerhalb der letzten Jahre sich auch in den breitesten Volksschichten zahlreiche Freunde erwarb, wie dieses die Spenden, die steigenden Besuchsziffern darthun, scheint das Marinemuseum sich in einer Art von Dornröschenschlaf zu befinden. Weil das Museum innerhalb der Mauern des Seearsenals liegt, muss auch der harmloseste Tourist mehrere Förmlichkeiten erfüllen, bis sich ihm das Museum öffnet. Etwas weniger Besorgnis vor sich einschleichenden Dieben oder Spionen, eine dem Heeresmuseum nachgebildete Besuchsordnung, ein ordentlicher gedruckter Führer — jetzt werden die Besucher von Marinedienern zwar äusserst höflich, aber doch wie etwas lästige Störenfriede durch die Säle hindurchkomplimentiert — würden ganz gewiss dazu beitragen, dieses Museum auch in Pola selbst volkstümlicher zu machen.

Die reichhaltigen Sammlungen sind in mehreren Sälen untergebracht, welche nach bedeutenden Männern der österreichischen Kriegsmarine benannt sind und Erinnerungen an diese, wie an die Erzherzöge Friedrich und Max, die Admirale Tegetthoff und Sterneck, bergen. Neben der vorwiegend, allerdings sehr geschmackvollen dekorativen Aufstellung der Objekte, fällt dem Fachmann der Mangel jeder Uniformfiguren, jeder übersichtlichen Darstellung der in der Kriegsmarine einst geführten Waffen auf. Davon wie ein Marineinfanterist vor etwa fünfzig Jahren ausgerüstet war, wie die Enterpike, der Marinedolch M. 1827 und M. 1854 ausgesehen haben, giebt uns höchstens eine bildliche Darstellung eine unzulängliche Vorstellung. Und doch würden einige Gestelle, welche nach dem Vorgange des Heeresmuseums mit den entsprechenden Ausrüstungsgegenständen behängt sind, hinreichen, um dem Wissbegierigen mehr zu sagen als das best ausgeführte Bild. Der Leitung des Marinemuseums kann es nicht dringend genug empfohlen werden, dieses von seiner Schwesteranstalt so glücklich gegebene Beispiel nachzuahmen: Was man jetzt noch mit verhältnismässig geringen Mitteln erhalten kann, wird sich in einigen Jahrzehnten selbst unter Aufwendung grosser Kosten nicht mehr beschaffen lassen.

Auch die hier geübte Konservierungsmethode, besonders kann man dieses an den in China erbeuteten Waffen verfolgen, erscheint vom museal-technischen Standpunkte als durchaus veraltet: denn unter dem unschönen Lackanstrich der oft ganz ungereinigten Waffe frisst der Rost ungestört weiter, wie auch von dem von den Schiffskommandanten ihrem Admiral unmittelbar nach der Schlacht von Lissa ausgestellten Tapferkeitszeugnis in absehbarer Zeit nur wenig mehr lesbar sein dürfte, wenn dieses interessante Dokument wie bisher dem grellen Lichte ausgesetzt wird.

Nach diesen kritischen Bemerkungen allgemeiner Natur sei auf einige Gegenstände des Museums im besonderen aufmerksam gemacht.

Im ersten Saale gewahren wir an der Wand eine unter Glas und Rahmen verwahrte Flagge, welche Don Juan d'Austria bei Lepanto geführt haben soll. Boeheim, welcher in der Biographie des Baltasar Herold [1]) einen im Seearsenale zu Pola aufbewahrten Mörser diesem Meister zuschreibt, muss dahin berichtigt werden, dass das fragliche Rohr in originaler Lafette einem kurzen Falkonett angehört. Dieses Rohr, von welchem sich ein genau gleiches Exemplar im Wiener Heeresmuseum befindet, schmückt das Stammwappen des römischen Fürstengeschlechtes Odescalchi, Herzöge von Syrmien, und nennt den Nürnberger Baltasar Herolt den Älteren

[1]) W. Boeheim, Meister der Waffenschmiedekunst, S. 87, 88. — Derselbe, Die alten Geschütze im k. k. Artillerie-Arsenale zu Wien in den Mitteilungen der Centralkommission. XII, 1886. — W. Erben und W. John, Katalog des k. u. k. Heeresmuseums, Wien 1903, S. 412, 423.

als seinen Erzeuger und als Jahr des Gusses 1615. Unter dem in China erbeuteten Kriegsgeräte ist ein bronzener Vierundzwanzigpfünder deshalb interessant, weil derselbe, offenbar holländischer Herkunft, beweist, dass schon vor fast 300 Jahren die europäischen Handelskompagnien Ostasien mit Waffen versorgten. Das Rohr weist neben dem hier abgebildeten Monogramm die Inschrift

ANNO 1624 HENRICVS WEGEWAERT
ME FECIT ENGHVSA

auf. Über diesen Giesser war es mir leider nicht möglich, etwas in Erfahrung zu bringen. Ich will nur bemerken, dass sich im Berliner Zeughaus ebenfalls ein in Peking eroberter Vierundzwanzigpfünder befindet, welcher mit

EVERHARDVS SPLINTER ME FECIT
ENHVSAE 1628

bezeichnet ist.[2])

In dem **Archäologischen Museum der Stadt Villach in Kärnten** ist deutlich das Streben erkennbar, trotz beschränkter Mittel das Möglichste zu leisten. Freilich will sich manches, wie die beiden Rundschilde, zwei Kunststücke dekorativer Art, nicht recht in den Rahmen einer ernsten Bildungsstätte einfügen, wie auch in der Aufstellung der Objekte eine reinlichere Scheidung zwischen Orient und Occident wünschenswert wäre; auch bei der Bezeichnung der Waffen stösst der Fachmann mitunter auf recht auffallende Blüten des Händlerjargons.

Unter den etwa fünfzig Helmbarten, welche das Museum besitzt, erregt eine reich geätzte Helmbarte mit dem Khevenhüllerschen Wappen und der Jahreszahl 1575, Rüstungsstücke der Villacher Bürgergarde, darunter die Trommelschlägel mit ihrem originellen Messingbeschlag, ein Revolvergewehr mit schönem Damastlauf, eine ebensolche Klinge persischen Charakters, eine von einem Christof Khevenhüller 1532 erbeutete türkische Fahnenstange, ein Fähnlein mit der Inschrift: Brigata Valtellina 65 Reggimento di fanteria unsere Aufmerksamkeit.

Im Möllthale in Kärnten, dort, wo die Mallnitz in kühnem Sprung aus enger Klause hervorbricht, erhebt sich das **Schloss Groppenstein**, welches auch eine kleine Rüstkammer birgt, die, soweit es das in derselben herrschende Zwielicht erkennen liess, unter für den praktischen Kriegsgebrauch in den Fäusten derber Knechte berechnetem Gewaffen auch einen anscheinend recht guten Eisenhut und mehrere ganz kleine Geschütze umfasst, die man ja in österreichischen Edelsitzen verhältnismässig häufig antrifft. Sie dienten dazu, um den in der Regel mangelhaft bewaffneten türkischen Streifscharen mit einigen Schüssen Schrecken einzujagen und diese sengenden und brennenden Rotten über die Wehrkraft des Schlosses zu täuschen. Dr. Potier.

Falsche Miniatur-Kanonen. Alte **Kanonenmodelle** sind, weil ebenso dekorativ wie lehrreich, ein vielbeliebtes Sammlungsobjekt. Privatsammler haben zumeist für „Kanonen in Naturgrösse“ keinen Platz und lieben es daher, die Originale durch **alte Modelle** vertreten zu sehen. Diese Nachfrage hat alte Kanonenmodelle im Werte wesentlich gesteigert. Jetzt hat als Folge dieser Wertsteigerung die damit fast unausbleiblich verbundene **Fälschung** sich auch dieser alten Modelle bemächtigt. Traf man früher nur gelegentlich eine alte Modelllafette mit ergänztem Rohr oder ein altes Rohr mit ergänzter Lafette, so hat das sich jetzt geändert. Allein im letzten Monat bin ich **drei** Modellkanonen begegnet, welche zwar alt scheinen sollten und dementsprechend verrostet, beschmutzt und patiniert waren, aber von A bis Z „nigelnagelneu“, ganz ersichtlich lediglich in der Absicht zu fälschen und zu täuschen, hergestellt waren. Die Läufe sind alten nachgegossen; zwei sind in Bronze, einer in Eisen. Die Lafetten sind aus Holz, teils gebeizt, teils bemalt, immer beschmutzt, künstlich patiniert und mit ebenso behandeltem, verziertem, aber gleichfalls neuem Eisenwerk beschlagen. Die Nachahmung ist nicht ungeschickt. Es ist also wohl nicht ganz unnütz, wenn ich die Kollegen vom Verein für historische Waffenkunde vor dieser neuen Truquage warne. Dr. R. Forrer.

[2]) Das königliche Zeughaus, Berlin 1903, S. 226.



Bashford Dean, catalogue of the loan collection of japanese armor. New York, the metropolitan museum of art, hand book Nr. 14.

Kein Volk des Orients rief das erschreckte Erstaunen des Abendlandes jemals in dem Masse wach, wie dasjenige des Landes der Kirschenblüte. Vor kaum fünf Jahrzehnten von denselben Völkern des kaukasischen Stammes, die jetzt eine „Gelbe Gefahr“ wittern, durch Waffengewalt gezwungen, in den internationalen Wettbewerb mit ihnen einzutreten, war der Japaner bei den Europäern in die Lehre gegangen und hatte deren Kultur und Heerwesen sorgsam studiert. Und der Schüler machte dem Meister alle Ehre: Unter des Lehrlings Meisterstreichen stöhnt und ächzt dieser, und die Krieger, deren mittelalterlich gerüstete Grossväter vor den drohenden Breitseiten des englisch-amerikanischen Geschwaders sich dem fremden Willen widerstrebend fügen mussten, nötigen, dank ihrer allermodernsten Heereseinrichtungen, einen der mächtigsten Militärstaaten der Welt zu unerhörten Anstrengungen.

Während es so wie ein gewaltiger Oststurm verheerend aus dem Lande der aufgehenden Sonne zu uns herüberfegt, jeder Tag eine neue Überraschung bringt, der moderne Japaner die neuesten Kriegsmittel verständnisvoll anwendet, erscheint ein Rückblick auf das Kriegskleid des japanischen Ritters der Feudalzeit, wie es noch vor nicht ganz zwei Menschenaltern allgemein gebräuchlich war, doppelt lehrreich.

Unser verehrtes Vereinsmitglied, Herr Dr. Dean, ermöglicht uns nun einen solchen in einem 71 Grossoktavseiten starken Schriftchen, welches zahlreiche, gut ausgeführte Bilder schmücken. Der Verfasser desselben giebt einleitend einen knappen Überblick über die einschlägige Litteratur, welche nur einem ganz kleinen Kreise von Waffenfreunden bekannt sein und zur Verfügung stehen durfte. Darauf bespricht er die einzelnen Teile des japanischen Kriegskleides unter Beifügung der nationalen Benennungen derselben. Als Massstab zur Festlegung des Typischen des japanischen Harnisches dienen dem Autor vier Zeitabschnitte. Die Fujiwaraperiode (800—1100 nach unserer Zeitrechnung); die Kamakura- (1100—1336), Aschikaga- (1336—1600), endlich die Tokugawaperiode (1600—1868). Entsprechend dieser Einteilung erörtert der Verfasser in vier Abschnitten die charakteristischen Unter-

schiede in der Rüstungsweise für Mann und Ross, die Art der Ausschmückung der Harnische, wobei ihm gute, in Tempeln oder in den kaiserlichen Schatzkammern aufbewahrte Harnische als Wegweiser dienen. Auch über die Plattnerfamilien Japans wird einiges erwähnt, so z. B., dass sich das Gewerbe in der Regel vom Vater auf den Sohn vererbte, ersterer aber keinen Anstand nahm, seinen besten Arbeiter zu adoptieren, sobald der Sohn für des Vaters Gewerbe sich als untauglich erwies, infolgedessen die alten japanischen Plattnerfamilien nicht immer ganz reinen Blutes waren. Daran schliesst sich eine erschöpfende Beschreibung einer Reihe von Schutzwaffen, wobei es sehr interessant ist, den Einfluss zu verfolgen, welchen die Berührung mit Europa im Wege holländischer Kaufleute auf das altnationale Kriegskleid des Samurai ausübte; besonders deutlich lässt sich dieses an für den japanischen Geschmack umgearbeiteten europäischen Helmen erkennen.

Der Umstand, dass dieses Büchlein in gedrängter Kürze all dasjenige enthält, was dem privaten Sammler zur Datierung und Bewertung japanischer Rüstungen dienlich sein kann, stempelt diese Studie zu einem übersichtlichen und daher willkommenen Hilfsbuch für jeden Freund japanischer Waffen.

Dr. Potier.

E. v. Lenz, Über im mohammedanischen Orient gefundene sphärisch-konische Thongefässe (о глиняныхъ сосудахъ съ коническимъ дномъ находимыхъ въ предѣлахъ мусульманскаго востока). St. Petersburg, Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, 1904.

Das Thema dieser Arbeit ist nur insofern waffengeschichtlich, als in ihr eine irrtümliche Auffassung berichtigt wird, nämlich die, dass die aufgefundenen Gefässe Handgranaten seien. Diese Ansicht vertritt auch der Reimersche Bericht in Bd. I unserer Zeitschrift, S. 258—259, auf den hier verwiesen sei.

Zuerst wird eine Reihe von Notizen gegeben über die Art der Gefässe: sie bestehen aus Thon verschiedener Farbe, sind gebrannt und zum Teil glasiert und mit Reliefs, Zeichen, Buchstaben und Stempeln versehen. Fundorte sind unter anderen in Ägypten, Turkestan, Tripolis, Syrien, Südrussland, dem Kaukasus zu nennen, so Sarai, die alte Hauptstadt von Kiptschak beim jetzigen Zarew, die Ruinenstadt Ani im Gouvernement Eriwan, die alte Residenz der Bagratiden, die ehemalige Bulgarenresidenz Bolgar im Gouvernement Kasan, Damaskus u. a. m. — Das Gewicht der Gefässe ist sehr verschieden, diejenigen, welche dem Verfasser vorgelegen haben und von denen er treffliche Abbildungen giebt, schwanken in ihrem Gewicht zwischen 1 und fast 6 russischen Pfunden (zu 409 gr).

Zum erstenmal hat Vivant Denon 1802 solche von ihm in Ägypten gefundene Gefässe beschrieben, ohne sich über ihre mutmassliche Verwendung zu äussern. Dann folgte erst 1871 M. Gréville J. Chester, der in Palästina gefundene Gefässe dieser Art beschrieb und die Vermutung aussprach, dass sie zur Aufbewahrung von Quecksilber gedient haben mochten, da sich Spuren dieses Metalls darin vorfanden und im Hals der Gefässe Überreste halbzersetzten Wachses, welches jedenfalls die Stelle des Korkes vertreten hatte, erkennbar waren.

M. F. de Saulcy erblickte in den rätselhaften Gegenständen Handgranaten. Die Möglichkeit der bequemen Hantierung, sowie die Enge des Halses und die Stärke der Wände, besonders des Bodens, welche beim Krepieren zur Erhöhung der Wirkung beitragen mussten, bestärkten ihn in der Annahme, welche auch deshalb etwas für sich hatte, als die Araber, als deren Fabrikat er nach dem Fundort, dem syrischen Tripolis, die Gefässe ansah, pyrotechnisch früher einen hohen Grad der Vervollkommnung erreichten, als die Abendländer.

Schlumberger in „Un Empereur byzantin au X^e siècle", sowie Perrot und Chipiez in „Histoire de l'art dans l'antiquité" teilen Saulcys Ansicht.

W. A. Kasarinow erblickt in unseren Gefässen einfache Zierate für Pfeiler von Torwegen, Türme u. s. w.

A. F. Lichatschew glaubt, dass wir Lampen vor uns haben. Die Entgegnung, dass Gefässe mit spitzem Boden nicht stehen konnen, sucht er durch die Annahme zu entkräften, dass man die Lampen in Sand oder in besondere Untersätze stellte.

Der Verfasser unseres Artikels schliesst sich Chesters „Quecksilbertheorie" an. Der durchschlagende Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung ist wohl der Umstand, dass, wie Verfasser von dem Mitglied der Kaiserl. russ. archäol. Kommission, N. J. Wesseljowski, erfuhr, man in Turkestan noch bis heutigen Tages die Erinnerung an die Verwendung unserer Gefässe zum Quecksilbertransport bewahrt hat. Übrigens hat, wie ich höre, unser Herr Schriftleiter von Herrn v. Lenz die Nachricht erhalten, dass nach kürzlich eingegangenen sicheren Nachrichten der Quecksilbertransport in Mittelasien noch jetzt in solchen Gefässen vor sich geht. — Eine weitere Thatsache, die für die Richtigkeit der „Quecksilbertheorie" spricht, ist die, dass diese Form der Gefässe diejenige ist, welche, bei eigener geringster Masse die grösste Gewichtsmenge an Quecksilber zu fassen vermag, mit der also am wenigsten totes Gewicht zu transportieren war; und erklärt wird diese Behauptung durch das sog. „hydrostatische Paradoxon", nach welchem verschieden gestaltete Gefässe mit gleichgrossem Boden, die mit derselben Flüssigkeit gleichhoch gefüllt sind, unabhängig von den Flüssigkeitsmengen den gleichen Bodendruck erleiden, wonach also die günstige Anordnung für den möglichst billigen Transport dieser so schweren Materie ohne weiteres ersichtlich ist.

Wenn ich nun der Ansicht des Verfassers ohne weiteres beipflichte, so glaube ich doch, dass den anderen, oben angeführten Theorien vielleicht mehr Aufmerksamkeit hätte geschenkt werden dürfen, als es geschehen ist. So kann der Gedanke nicht von der Hand gewiesen werden, dass thatsächlich solche Gefässe nachdem sie ehemals ihren ersten Zweck als Quecksilberbehälter erfüllt, oder auch nicht erfüllt haben mochten, in Zeiten des Bedarfs als Handgranaten verwendet worden sein mögen; möglich ist dies zweifellos auf jeden Fall. Und ebenso möglich ist die gelegentliche Verwendung als Lampen, um so mehr als Lichatschew in einigen Exemplaren Reste von Russ gefunden hat, die mit gleichem Rechte für die Lampentheorie Beachtung finden müssen, wie für die Quecksilbertheorie die feinen Quecksilberrestchen seitens des Verfassers gefunden haben. Und schliesslich ist doch auch die Verwendung solcher Gefässe zur reinen Verzierung nicht von der Hand zu weisen. — kehren wir das oder jenes Exemplar um, so erhalten wir einen höchst geschmackvollen Zierat, der an den Thyrsustab erinnert (vgl. Abbildung).



Meyer, Hauptmann u. Adj. 46. Inf.-Reg.



Neu beigetreten:

Baillet de Latour, Vincenz Graf, k. u. k. Kämmerer, Geh. Rat und Staatsminister a. D., Exellenz, Wien, Breitegasse 7.

Erwin Graf Nostitz, Prag.

Fränkischer Kunst- und Altertums-Verein, Würzburg.

Veränderungen:

Herr Kammerherr von Alten Hannover, Scharnhorststr. 1.
„ Hauptmann Dreger, Essen, Hohenzollernstr. 15.
„ Major von Eberhardt, Charlottenburg, Bleibtreustr. 14.
Herr Oberleutnant Franz ist z. D. und stud. med. Leipzig, Sidonienstr. 64.
„ Major a. D. Gerlich, Dresden, Lockwitzerstr. 26.
„ Oberstleutnant z. D. von Grünenwald, Dresden, Glacisstr. 3.
„ Direktor Dr. Koetschau, Dresden, Nürnbergerstr. 51.
„ Major von Kutschenbach von Posen nach Langensalza versetzt.
„ Major Frhr. von Odeleben als Oberstleutnant nach Pirna versetzt.
„ Oberstleutnant z. D. von Schlittgen ist Bezirksoffizier in Brieg.
„ Hauptmann Schneider, Leipzig ist zum Major befördert.
„ Hauptmann von Seeckt, Düsseldorf, ist nach Bromberg versetzt.
„ Rittergutsbesitzer Sieber, Niederlössnitz wohnt Winzerstr. 6.
„ Oberst Sixl ist zum Kommandanten des Rgts. Ritter v. Rodakooski No. 95, Lemberg, ernannt worden.
„ Dr. Steinbrecht, Marienburg, ist Kgl. Reg. und Geh. Baurat.
„ Fabrikbesitzer Sterzel, Berlin, ist zum Hauptmann d. R. befördert.
„ Dr. Weinitz, Berlin, hat den Titel Professor erhalten.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

Über die Entwicklung des Steinschlosses[1].

Von Oberst a. D. **M. Thierbach.**

Entgegen der Zündung mittelst glimmender Lunte, suchte man, jemehr deren Mängel hervortraten, eine Einrichtung zu schaffen, bei welcher ein in einem Hahne eingefasster Stein gegen eine Schlagfläche so schlug, dass die dadurch entwickelten Funken in den mit Zündpulver versehenen Pfanntrog fielen und dieses und somit die im Laufe befindliche Ladung entzündeten.

Ein Schloss, welches sich zu dieser Einrichtung besonders eignete, war in dem sogenannten Schwammschlosse (Fig. 1 a u. b.) schon seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorhanden. Fig. 1 zeigt ein solches Schloss von aussen und innen. Die Einrichtung desselben bestand darin, dass der Hahn, welcher in seinem röhrenförmigen Kopfe das Stück Feuerschwamm enthielt, durch einen Schlag in die Pfanne geführt wurde. Man hatte dies dadurch erreicht, dass auf den Trieb des Hahnes eine auf der äusseren Seitte des Schlosses angeordnete Feder wirkte. Der Hahn stützte sich beim Spannen mit seinem Fusse auf einen Stift, welcher von einer innenliegenden Feder durch das Schlossblech gedrückt wurde. Beim Abdrücken wurde dieser Stift zurückgezogen, der Hahn verlor den Halt und schlug, von seiner Feder gedrängt, in den Pfanntrog nieder. Dieses Schloss befindet sich an einem Gewehre im Johanneum zu Graz.

Die Umänderung eines solchen Schlosses zur Funkenerzeugung war leicht, da es sich nur darum handelte, den Hahn anstatt zur Aufnahme eines Stückes Feuerschwamm zur Umfassung eines Steines einzurichten, sowie eine Schlagfläche anzubringen, gegen die der Stein beim Abdrücken schlug.

Es wird angenommen, dass diese Einrichtung mit dem Radschlosse gleichzeitig sei — Anfang des 16. Jahrhunderts —, nur war das erstere in Deutschland erfunden, während das sogenannte Schnappschloss zuerst in Spanien aufkam, weswegen es auch gewöhnlich das „spanische Schnappschloss" genannt wird.

Von den ältesten Schlössern dieser letzteren Art sind nur wenige in deutschen Sammlungen enthalten. Mir selbst ist nur eins bekannt und zwar in den reichhaltigen und hochinteressanten Sammlungen des Grafen Erbach auf Schloss Erbach im Odenwalde (Fig. 2 a u. b), wohl aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Die Photographie zeigt dasselbe von aussen und innen.

Eine auf der Innenseite des Schlossbleches liegende Feder, welche auf dem Abzug aufliegt, drückt einen kleinen Zapfen durch das Schlossblech, unter welchem sich beim Spannen der Fuss des Hahnes setzt und so nebst seiner Feder gespannt erhalten wird. Die Pfanne hat einen drehbaren Deckel, wie am Schwammschlosse. Der Kopf des Hahnes bildet ein bewegliches Maul, in welches der Stein mittels einer senkrecht hindurch geführten Schraube festgeklemmt ist. Ein hinzugekommener Schlagflächenteil (die Batterie) bildet den Stahl, gegen welchen beim Abdrücken der Hahn mit dem Steine schlägt. Die unter dem Schlagflächenteile liegende Feder verleiht demselben den nötigen Widerstand und so können kräftige Funken erzeugt werden. Die geriefte Schlagfläche lässt auf den Gebrauch von Schwefelkies als Stein schliessen.

Das vorliegende Schloss hat demnach nur eine Rast, nur die Spannstellung des Hahnes, es gestattet aber der drehbare Pfanndeckel auch bei

[1]) Mit Freude stellt der Schriftleiter an die Spitze dieses, bald nach dem 80. Geburtstage des Herrn Oberst Thierbach erscheinenden Heftes eine Abhandlung des rüstigen Altmeisters unseres Faches. Der Aufsatz ist die Wiedergabe eines im Dresdner Waffengeschichtlichen Seminar gehaltenen Vortrages und wird in etwas veränderter Form demnächst in einem Führer erscheinen, den Herr Oberst Thierbach für seine Sammlung herauszugeben sich entschlossen hat.

geladenem Gewehre und aufgeschütteter Pfanne den Hahn niederzulegen, ohne dass das Zündpulver geschädigt werden kann. Die nächste Verbesserung bestand zunächst in der Vereinigung des Schlagflächenteiles mit dem Pfanndeckel zur Batterie. Allerdings musste dann bei geschlossener Pfanne und geladenem Gewehre der Hahn gespannt geführt werden, was meist durch Anbringung einer der Spannrast, aus dem Schlossbleche hervortritt. Dieser Zapfen hat eine dem abgeflachten Fusse des Hahnes entsprechende Einfeilung, in welche als Ruhrast dieser einspringt. Durch diese Einteilung wurde der Hahn festgehalten, so dass er auch beim Anziehen des Abzuges nicht niederschlagen konnte; der Hahn musste vielmehr zu diesem Zwecke weiter gespannt werden.

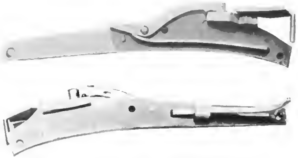


Fig. 1 a u. b.

Sicherung umgangen wurde. Endlich brachte man eine zweite Rast, die Ruhrast, für den Hahn an, welche es gestattete, die Pfanne auch bei geladenem Gewehre geschlossen zu erhalten. Fig. 3 zeigt ein solches Schloss von aussen und innen, das sich an einem Gewehre im historischen Museum zu Dresden befindet, welches nach dem Inventare am

Das spanische Schnappschloss hat ausser der Herstellung eines feuerschlagenden Schlosses keinen Einfluss auf die Weiterentwicklung zum Steinschlosse gehabt. Die Einrichtung des Schlosses blieb nach der obigen letzten Verbesserung fast die gleiche. Spanien handelte hauptsächlich nach Afrika und dem Orient, wozu kam, dass schon im

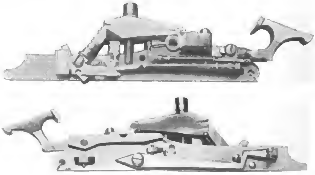


Fig. 2 a u. b.

2. September 1686 bei der Belagerung von Ofen erbeutet und vom Kammerjunker und Oberhofmeister von Brockhausen verehrt worden. Bei diesem Schlosse befindet sich die flache Spannrast an der Stangenfeder und wird von dieser durch das Schlossblech gedrückt. Mit der Stange beweglich verbunden ist ein runder Zapfen, der ebenfalls, und zwar unterhalb

Altertum seine Eisenindustrie, besonders was die Waffen anbelangt, im hohen Ansehen stand. Die im historischen Museum zu Dresden vorhandenen Gewehre dieser Art sind fast sämtlich Beutewaffen aus den Türkenkriegen vom Ende des 17. Jahrhunderts. Nur einmal kam ein solches Schloss an dem österreichischen Projektgewehr vom Jahre 1775 vor.

Die weitere Entwicklung zum Steinschloss

vollzog sich fast ausschliesslich in Frankreich und Deutschland. Die Verbreitung von Erfindungen der damaligen Zeit war eine verhältnismässig langsame, wenn auch die Entfernung der spanischen Niederlande nach Deutschland und Frankreich keine grosse war. Fachzeitungen gab

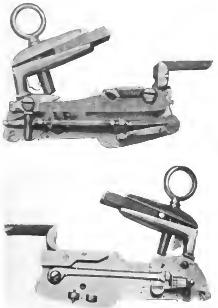


Fig. 3 a u. b.

es noch nicht, es beschränkte sich daher die Kenntnisnahme auf die Ausstellung auf Märkten und Messen, sowie auf die vorgeschriebene Wanderschaft der Handwerksgesellen. Doch trat bei dieser die eigennützige Geheimniskrämerei der Meister hemmend dazwischen. Dadurch erklärt es sich auch, dass das wahrscheinlich älteste dieser deutschen Schnappschlösser aus dem Jahre 1540 stammt.

Unter Fig. 4 ist das eben genannte Schloss von aussen und innen dargestellt. Es befindet sich an einem Gewehre mit der obigen Jahreszahl in der Sammlung auf Schloss Ettersburg bei Weimar. Anstatt der geraden, steifen Gliederung der Teile herrscht hier mehr die runde vor. Auch hier hat der Hahn nur eine Rast — die Spannrast —, die auswendig am Schlossbleche liegende Schlagfeder wirkt mit ihrem Köpfchen von unten auf den rückwärts gestellten Fuss des Hahnes; der etwas kürzere Teil der Feder wirkt auf den Schlagflächenteil. Der durch das Schlossblech reichende Stift, unter welchem sich beim Spannen der Hahn stützt, befindet sich an der Stange. Die Pfanne ist durch einen drehbaren Deckel verschliessbar; die Schlagfläche der Batterie ist glatt, daher wahrscheinlich für die Verwendung des Horn- oder Feuersteins — nicht des Schwefelkieses — bestimmt; sie ist nach dem Hahne zu leicht gebogen, wodurch erreicht wurde, dass der Stein einen längeren Weg darauf beschrieb, also auch mehr Funken erzeugte als bei einer geraden Batterie.

Die verhältnismässige Seltenheit derartiger Schlösser in deutschen Sammlungen erklärt sich z. T. daraus, dass Hunderte solcher Gewehre sich in der Sammlung des ehemaligen Skoklosters am Malarsee in Schweden als Beutewaffen des Feldmarschalls Grafen Wrangel aus dem 30jährigen Kriege, der Zeit des grössten gewerblichen Niederganges Deutschlands befinden. Nach dem Inventare der kursächsischen Landeszeughäuser des Oberzeugmeisters Paul Buchner vom Jahre 1581 befanden sich daselbst 74 spanische Rohre mit feuerschlagenden Schlössern, unter welchem Namen nur Schnappschlösser gemeint sein können, da Radschlösser mit „Feuerschlösser" bezeichnet sind. Nur eine grössere Anzahl von Gewehren mit deutschen Schnappschlössern befinden sich im Museum zu Darmstadt. An diesen Schlössern lässt sich glücklicherweise der weitere Entwicklungsgang genau feststellen; es finden sich die bemerkenswertesten derselben in genauer Nachbildung — 7 Stück — in der Arsenalsammlung. Es würde aber zu weit führen, wenn ich hier alle besprechen wollte, ich beschränke mich daher darauf, nur diejenigen zur Darstellung zu bringen, welche von Einfluss auf die Vervollkommnung der Konstruktion gewesen sind.

Das erste derselben (Fig. 5 a u. b) unterscheidet sich in der Hauptsache dadurch, dass der Schlagflächenteil auf dem aufzuklappenden Pfanndeckel derart befestigt ist, dass er sich vom Hahne um 90° abwenden lässt, die sogenannte Wendebatterie. Da der Hahn nur eine, die Spannrast, hat, so konnte derselbe auch bei geladenem Gewehre und geschlossener Pfanne niedergelegt werden. Das Schloss trägt äusserlich die Marke IP. Ein ähnliches Schloss im Dresdner historischen Museum zeigt deutlich, wie bestechend einfach die Konstruktion ist. Es ist mit H. S. gezeichnet; der Verfertiger Hans Stockmann war 1620—40 Zeughausbüchsenmacher in Dresden.

Die nächste Vervollkommnung bestand darin, dass die Schlagfeder nach der Innenseite des Schlossbleches verlegt und auf dem Vierkante der Hahnwelle eine Art Nuss aufgesteckt wurde, auf welche, mittelbar also auf den Hahn, die Schlagfeder wirkt. Der an der Stange angebrachte Stift reicht durch das Schlossblech, so dass sich der Hahn beim Spannen darauf stützen konnte. Fig. 6 zeigt dieses Schloss von innen, es befindet sich an einem Gewehre im Museum zu Darmstadt.

In weiterer Verbesserung liess man den Haltestift für die Spannstellung des Hahnes zwar eben-

falls durch das Schlossblech treten, doch trat derselbe nicht frei heraus, sondern sprang beim Spannen in eine entsprechende Vertiefung auf der Innenseite des Hahnrumpfes ein. Der weitere Schritt kennzeichnete sich dadurch, dass sich die Stange

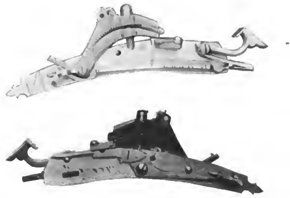


Fig. 4 a u. b.

beim Spannen des Hahnes mit ihrem vorderen hakenförmigen Ende über einen Absatz der Nuss setzt und diese und somit den gespannten Hahn festhält. Da das Schloss nur eine Rast hat, ist

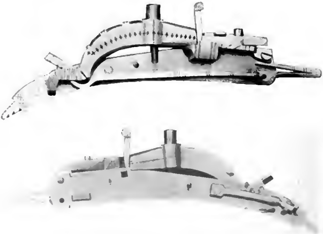


Fig. 5 a u. b.

die Batterie zum Wenden eingerichtet. Dieses Schloss befindet sich an einem Gewehre der Gewehrgalerie zu Dresden. Fig. 7 stellt dasselbe von innen dar.

Interessant ist es, wie man es ermöglichte, vor der Spannrast des Hahnes eine zweite, die Ruhrast, anzubringen, in welch letzterer der Hahn doch soweit zurückgezogen war, dass die Batterie geschlossen, die Pfanne bedeckt werden konnte.

Man erreichte dies auf verschiedene Art, zunächst dadurch, dass sich der Hahn bei der ersten Rast auf den aus dem Schlossbleche hervorspringenden Stift stützte, bei der Spannrast aber das hakenförmige Ende der Stange über den Absatz an der Nuss trat. Oder die Ruhrast wird durch die sogenannte Hakensicherung ersetzt, bei welcher ein auswendig am Schlossbleche angeordneter Haken selbsttätig

in eine entsprechende Einfeilung im Rumpfe des Hahnes einlegt und beim Zurückziehen desselben zum Spannen auch selbsttätig auslegt. Als Spannrast tritt wie oben das hakenförmige Ende der

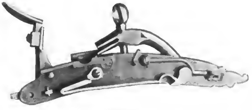


Fig. 6.

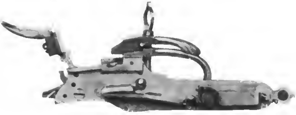


Fig. 7.

Stange über den Absatz der Nuss. Ein ähnliches



Fig. 8.

spanisches Schloss befindet sich an einem Ge-

Endlich sind am Schlosse, welches Fig. 8 von innen zeigt, für den Hahn derart zwei Rasten erzielt, dass sich an der Nuss zwei Absätze befinden, über welche sich beim Spannen hintereinander zwei Haken an der Stange hinwegsetzen und den Hahn so in der betreffenden Stellung festhalten. Das Schloss befindet sich an einem Pistol im Dresdner Historischen Museum.

Interessant ist ferner das Schloss, welches Fig. 9 von innen darstellt, da die Rasten als Absätze auf der Oberfläche der Nuss eingefeilt sind, gegen welche sich beim Aufziehen des Hahnes die Stirnseite der ähnlich wie am Radschlosse gebildeten Stange stützt, und somit Hahn und Schlagfeder gespannt erhalten wird.

Der nächste Schritt zur weiteren Entwicklung wird dadurch gekennzeichnet, dass die Rast nicht auf der Oberfläche der Nuss, sondern rechtwinklig in die Mantelfläche

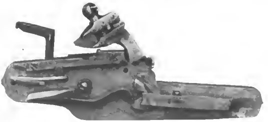


Fig. 9.

wehre mit dem Namen Rodrigues in der Dresdner Gewehrgalerie.

eingeschnitten ist, gegen welche sich beim Spannen die Stirnseite der Stange stützt.

Fig. 10, a und b zeigt dieses Schloss von aussen und innen. Es ist ein Doppelschloss, dass sich an einem Doppelschussgewehre mit dem Namen Luzio L. 1647 auf der Innenseite des Schloss-

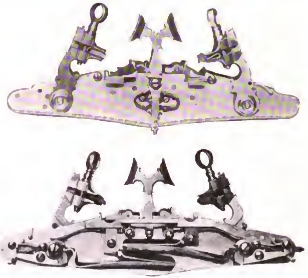


Fig. 10 a u. b.

bleches im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet. Die Stange fällt beim Aufziehen des Hahnes mit ihrer Stirnfläche in diese Rast ein und erhält die Schlagfeder gespannt. Bei diesem Doppelschloss ist der eine Hahn vor der ersten, der andere hinter der zweiten Pfanne angeordnet.

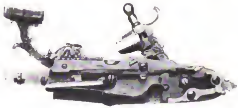


Fig. 11.

Der in der Mitte zwischen den beiden Pfannen drehbar angebrachte Schlagflächenteil dient beiden Hähnen und wird beim Abdrücken des vorderen Schlosses dem dahinter stehenden zweiten Hahne entgegen geworfen; die Mittelstellung des Schlagflächenteils dient zugleich als Sicherung. Beide Pfanndeckel sind wie beim Radschlosse verschiebbar und zwar derart, dass dieselben beim Niederschlagen des Hahnes durch je eine Schieberstange von der Pfanne weggeschoben werden, welche von der Nuss in Bewegung gesetzt wird. So wird die Pfanne zur Zündung freigelegt.[2])

Bei einem Schlosse, welches sich im Dresdner Historischen Museum an einem nach dem Inventare von Kurfürst Johann Georg II. im Jahre 1665 erkauften Pistole mit der Inschrift: Lazarino Cominazzo auf dem Laufe befindet (Fig. 11), ist dieser Einschnitt in der Mantelfläche der Nuss

[2]) Es sei hier nur beiläufig erwähnt, dass man derartige Doppelschussgewehre häufig findet. Sie unterscheiden sich von den Doppelgewehren dadurch, dass bei ihnen nur ein Lauf vorhanden ist, in dem die Ladungen übereinander gesetzt werden, so dass die Pflasterkugel des erstgeladenen Schusses den Boden für die zweite Ladung bildet. Selbstverständlich musste die Ladung stets gleich lang im Laufe sein, damit die der Pfannstellung entsprechenden Zündlöcher auch für die Pulverladung passten.

nicht im rechten Winkel hergestellt, sondern spitzwinklig und ist dementsprechend auch das vordere Ende der Stange mit einer Art Schnabel — dem Stangenschnabel — versehen. Auch hier ist der Schlagflächenteil von dem Pfanndeckel getrennt, der bei dem Niederschlagen des Hahnes durch eine Schieberstange von der Pfanne hinweggeschoben wird.

Ein besonders wichtiges Schloss ist in Fig. 12 von innen dargestellt. Es hat dasselbe zwei Rasten,

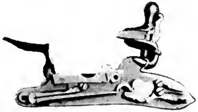


Fig. 12.

und zwar ist die erste — die Ruhrast — so tief und spitzwinklig nach der Form des Stangenschnabels eingeschnitten, dass das Schloss in dieser Stellung nicht abgedrückt werden konnte; eine besondere Sicherung war daher unnötig. Der Schlagflächenteil ist mit der Pfanndecke zur Batterie vereinigt; dieses Schloss befindet sich an einem Pistol im historischen Museum Dresden mit dem Namen „Chatanier à Riom“.

Um den Schwankungen der Nuss bei der einseitigen Wirkung der Schlagfeder und dem daraus

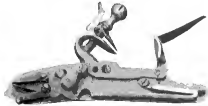


Fig. 13.

folgenden Schleifen der Nuss auf dem Schlossbleche zu begegnen, wurde endlich ein neuer Teil im Schlosse hinzugefügt, die Studel. Zentral zur Nusswelle wurde aus dem Körper der Nuss ein Stift hergestellt, welcher in dieser Studel seinen Drehpunkt hatte. Dadurch wurde für die Nuss ein zweites Achslager gebildet und so derselben ein sicherer Gang gegeben. Fig. 13 zeigt dieses Schloss von innen. Diese Studel ist durch eine besondere Schraube am Schlossbleche befestigt. Das Schloss befindet sich an einem Pistol im Dresdner Historischen Museum mit dem Namen „Lagatz“ auf dem Laufe.

Die letzte Verbesserung bestand endlich darin, dass man der Studel dadurch eine grössere Unbeweglichkeit verlieh, dass man sie so weit verlängerte, dass auch die Stangenschraube mit hindurch geführt werden konnte, wodurch auch die Stange eine geregeltere Bewegung erhielt. Es ist wohl unnötig, eine besondere Zeichnung dafür zu geben, da diese Einrichtung hinlänglich bekannt ist. Mit dieser Vervollkommnung war das Steinschloss fertig und so praktisch hergestellt, dass es zwei Jahrhunderte lang als Zündung der Handfeuerwaffen Verwendung finden konnte, bis es durch die Erfindung der Perkussionszündung überboten wurde.

Ich muss allerdings als Schluss hinzufügen, dass die Entwicklung des Steinschlosses nicht so glatt verlaufen ist, wie es hier dargestellt worden ist. Der einundeinhalbes Jahrhundert lange Werdegang hat manche Abschweifung erfahren, je nach der Kenntnis und Geschicklichkeit des Büchsenmachers. Vielfach sind ältere Einrichtungen, gewissermassen Rückschritte, wieder aufgegriffen worden, was bei den in der Dresdner Arsenalsammlung enthaltenen Schlössern ersichtlich ist, welche ich aber übergangen habe, um den den Entwicklungsgang nicht zu verwirren und um nicht zu weitschweifig zu werden. Besonders häufig kommt auch anstatt der Vereinigung des Schlagflächenteils mit dem Pfanndeckel zur Batterie die Trennung dieser beiden Teile vor.

Ferner habe ich mit Willen die Zeitbestimmung der obigen Schlösser unterlassen, soweit sie nicht auf der Waffe selbst bez. im Inventare kenntlich war. In einem französischen Werke der fürstlichen Bibliothek zu Sigmaringen (Diverses pièces pour les Arquebousiers von Jean Berrier le jeune. Paris 1659) ist bereits die Zeichnung des völlig entwickelten Steinschlosses vorhanden. Hauptsächlich französischen Meistern ist die Vervollkommnung dieses Schlosses zu danken, weswegen es auch früher das „französische Schloss“ benannt wurde. Dass deutsche Schlösser nach Jahrzehnten noch nicht so zweckmässig hergestellt waren, liegt einfach in der Entfernung der Länder und dem Niedergange von Kunst und Handwerk in Deutschland während des 30jährigen Krieges und unmittelbar nach demselben.

Passauer Waffenwesen.

Von **Dr. W. M. Schmid,** München.

I. Klingenindustrie.

Für die historische Waffenkunde ist die Stadt Passau mehrfach von Bedeutung; insbesondere die dort ansässige Klingenindustrie, welche ihre weitberühmten Erzeugnisse mit dem bekannten „Wolf" als Marke bezeichnete, spielte im Mittelalter eine grosse Rolle. Es ist aber bekannt, dass auch andere Orte, wie Solingen den Wolf als Zeichen benützten. Für die Entscheidung der Frage, welche von den in den Sammlungen ziemlich zahlreich vorhandenen Objekten als originale Passauer Erzeugnisse anzusprechen seien, ist bisher kein sicheres Mittel zur Hand. Vielleicht bringen nachstehende Zeilen, deren Inhalt mir beim Studium der Archive für eine Kunstgeschichte Passaus bekannt geworden ist, die Frage der Lösung einen Schritt näher.

Die früheste urkundliche Erwähnung der Klingenfabrikation geschieht in einem „Freiheitsbrief", den der Passauer Bischof Wernhard von Prambach (1285—1313) am Sonntag vor Fasching 1299 erteilt und den ich auszugsweise wiedergebe.[1])

1. das kein frembter mösserer soll sitzen in der Stat zu Passaw weder zu yltz noch enthalb der prugkh dann auf die zehn hofstetten bey unserem Münzhaus gegen Sanct Margarethenkirchen.
2. wir sullen auch den mösserern einen besonderen Richter und Pfleger geben
3. so sullen die vorgenannten zehn hofstetten, die darauf behauset sind alle uns oder unserem pfleger 6 Pfd. Pfge. Passauer Währung geben, ze Ostern und an Sant Marteintag je 3 Pfd. zu purkrecht.
4. es soll auch kein frembter mösserer kein messer würchen noch verkauffen hie ze passau.
5. Es soll auch kein richter mit den mösserern nichts ze schaffen haben mit keinem Gericht, dann was an den frieden gee.

Der Ausdruck „Messerer" bedeutet keineswegs bloss eine Beschränkung auf die Messererzeugung; auch in den späteren Urkunden findet sich diese Bezeichnung für Klingenschmiede. Es geht aus der Urkunde hervor, daß die „Klinger" jedenfalls schon längere Zeit vor 1299 eine gewisse geschlossene Handwerksgesellschaft bildeten, die in 10 Hofstätten nahe beisammen wohnte. Die Margarethenkirche (1240 erbaut) ist abgebrochen, an ihrer Stelle steht jetzt die Stadtapotheke; die fraglichen 10 Häuser haben sich in zwei an die genannte Kirche stossenden Gassen verteilt, welche ehemals (und heute wieder) die kleine und die grosse Messer- oder Klingergasse hiessen.

Aus der Exemption der Klinger von dem Stadtgericht und der Bestellung eines besonderen Richters (ein Domkapitular) für sie darf keineswegs geschlossen werden, dass die Klingenwerkstätten etwa bischöfliche waren. Da diese besondere Gerichtsbarkeit allmählich für fast alle Handwerke üblich wird, bischöfliche Handwerker und Künstler dagegen besondere „Hofschutzbefreiung" genossen, so ergiebt sich, dass die Klinger freie Handwerker waren, die ihren Zusammenschluss zu einer Innung sich 1299 zum ersten Male vom Bischof bestätigen liessen. Bemerkt sei noch, dass die Messerer (Klinger) später mehrere Verkaufsstände im Domkreuzgang als besondere Vergünstigung bewilligt erhielten. Im übrigen sind den Klingern schon 1258 die Lederer und 1283 die Wollwirker mit der bischöflichen Bestätigung ihrer Handwerksfreiheiten vorangegangen.

Am Lichtmesstag 1302 bestätigte der Domdechant Wolfker als Handwerksrichter, dass die „Hausgenossen Messerer" ihrer Ordnung zwei Sätze beifügen dürfen: 1. Bei Zwistigkeiten in Handwerkssachen entscheidet die Mehrheit bei der Abstimmung in der Innung. 2. Bei dem Gesuch um Aufnahme in „das Messerrecht oder die Hausgenossenschaft" dürfen nur Innungsmitglieder als Beistände oder Zeugen beigebracht werden.[2])

Bischof Albrecht II. (Herzog von Sachsen 1320—42) bestätigt die erweiterte Zunftordnung am Sonntag zu Mittfasten 1332.[3])

Die nächste Urkunde[4]) ist von besonderem Gewicht, da in ihr zum ersten Mal die bekannte Klingenmarke erwähnt wird. Herzog Albrecht von Österreich bekennt zu Wien am Freitag nach St. Anton 1340 „umb das march den wolf den die mösserer von passaw an ire mösser ond klingen schlachent, das niemand in unserm Land zu Oestreich in dasselb march den

[1]) Städtisches Archiv Passau 29 c, fol. 37.

[2]) Reichsarchiv München, Blechkastenarchiv 48.

[3]) Von Erhard, Geschichte der Stadt Passau II, 260 als erste Messerschmiedfreiheit bezeichnet.

[4]) Stadt. Archiv Passau 290 c, fol. 47.

wolf messer oder klingen nit schlach noch in kainer andern march das dem wolf .... gleich sey .... wer es thät das wer wider uns und wollten wir den darum haissen pessern.

Es geht aus der Urkunde hervor, dass die Passauer Klinger, welche die Zeichenbestätigung jedenfalls durch Vermittlung ihres mit der Habsburgischen Familie verwandten Bischofes erhielten, sich damals beschwert fühlen mussten, weil in Österreich ihre Marke kopiert wurde.[5])

Um diese Zeit scheint nun eine Trennung in der Fabrikation von Messern und Schwertklingen eingetreten zu sein. Von den „Messerern", welche die alten Innungsrechte, insbesondere das alleinige Verkaufsrecht besassen, trennen sich ab die „Klinger"; diese gelangen vorerst jedoch nicht zu zünftiger Selbständigkeit, sondern sind mit ihren „Schleifern" der Messerzunft unterworfen. Das geht aus der „Freiheit"[6]), die Bischof Albrecht III. am St. Peter- und Paulstag 1368 giebt und die auszugsweise lautet: „.... vnsern Maistern Schaidtmesserern .... das Markh das genannt ist der Wolff, verneuert, hechräftigt und bestätt haben und wollen das auch unser chlinger hie ze Passau denselben Schaidtmesserern das verprent (?) Markh den Wolf auf all Ir chlingen schlagen die wol bewährt sein solen von dreyen stückhen und redlich geschmiedt und andern nyemandt zu chauffen geben noch nit bereiten sollen dann unsern vorgenannten Messerern. Darum gebieten wir ... das andere nyemandt dasselb march den Wolff in Messer oder chlingen nit schlahen noch machen .... Auch sollen die egenannten Messerer under In beschau setzen, dass kein chling nit verkauft noch mit demselben march soll genutzt werden sy haben dannselben beschau vorgesechen und zu guet gesagt on geverde; vnd welche chlingen sy denn zainen die nit recht beraitt wären die sollen sy uns aus werfen und die sollen vertilgt werden; und ob dann derselb chlinger die ausgeworfen arg chling ... red und sprech es wär recht geschlagen und guet chling .... so mögen die Messerer under In zway schicken und ainen chlinger welchen sy wellen darzu vordern, das sy dieselb ausgeworfen Chling beschauen nach iren trewen und wann der merer teil spricht dass dieselb chling nit guet sey ... so ist derselb des die chling ist pusswertig und ist unserm probst 60 Pfg. ... und den Messerer 60 Pfg. zu pesserung verfallen. Und weliche chlinger ains oder mer pusswertig worden sind und darnach nit gute chlingen machen das der stat Ehr wehr vnd Landt und Lewt nutz ist denselben mögen die Messerer nach unsers probst Rat die vorgenannt March nemen und andern geben die darzu fugsam sint. Dann .... etlich chlinger oder sy allsamt einig widerwertigkeit hieten darvon das obengenannt march niedergelegt wurd und die arbät irrung gewinne da soll ein yeder unser probst daselbs zu allen zeiten unverzoglich vnd vleissig zusechen und alle die daran schuld haben, darzu nötten vnd pessern damit der Irrsal gänzlich unterstanden und hinfür das march gefördert werd."

Das in vorstehender Urkunde festgelegte Verhältnis zwischen den Klingenschmieden und den Messerern bezw. Kaufleuten ist wohl die Veranlassung, dass auf Passauer Klingen eigentliche Meistermarken sehr selten auftreten, meist lediglich das Beschauzeichen, eben der „Wolf".

Ungefähr in die gleiche Zeit dürfte eine undatierte „Ordnung"[7]) fallen, welche sich auf die Klinger und Schleifer ausschliesslich bezieht:

Primo es sull all Chlinger die ... siezent hie ze Pazzaw fur ein probst chomen dez Suntags nach einer jegleichen Quotemer ... und schullen ir notturft furlegen alls pilleich und gewonleich ist und welicher ... nicht chümbt der geit dem probst XII pfenning und den Maistern XII pfenning. Auch welcher Maister wil werden der geit dem pisschoff drei phunt dem probst zway phunt und den Maistern zway phunt.

Item es ist ze merken das si habent zwo nacht in der wochen ze Sleyfen als die Mitichen nacht und die freitag nacht frei, wer daz überfert der geit dem probst 1 phunt den Maistern ein phunt pfenning.

Item wer an einem Panfeiertag sleift der geit daselb wandel.

Weitere Geldbussen verschiedener Höhe, die hier nicht interessiert, hat an Probst und Meister zu zahlen:

Item welcher vor der Priester metten auf steht ze arbeiten.

Item welcher dann würcht des Samcztags wann man vesper geläut hat.

Item wer dann des Samstags nach vesper sleiffen geht er hab dann eine sleiffar aussent (ausser der Stadt).

Item wer dem andern sein chnecht aus seinem prott entfrempt.

Item wer einen ungedingten chnecht hält 14 tag.

Item welcher einen Lerchnecht dingt.

Item ob ainer aus der Stat vert und anderswo Maister wirt, wil er her wieder in die Stat und wil hie bleiben.

Alle Vierteljahre hatten also die Klinger Gelegenheit, beeidete Beschwerden gegen Zunftgenossen vor dem bischöflichen Probstrichter, dem auch die anderen Handwerker unterstanden, anzubringen und die Schuldigen zu Geldstrafen heran-

[5]) Für Ungarn siehe Z. f. H. W. I. 81.

[6]) Erhard, II, 261. — Städt. Archiv 290 c, fol. 46.

[7]) Erhard, II, 263.

ziehen zu lassen. Wenn auch aus einzelnen Kauf- und Ewiggeldurkunden hervorgeht, dass von den festgesetzten 10 Hofstätten an der Messergasse die eine und andere einem Klingenschmied gehörte, so sind doch vom 15. Jahrhundert an auch ausserhalb dieses ganz kleinen Bezirkes der Altstadt Passau, nämlich in der Innstadt, Werkstätten bezw. Behausungen von Klingern nachweisbar; hier geschah die Ansiedlung wohl deshalb, weil die Wasserkraft des nahe vorbeifliessenden Paiterbaches zum Betrieb von Loh- und Pulverstampfen, aber auch von Schleifmühlen benutzt wurde.

Bischof Albrecht III. hat ausser dem Erlass der beiden letztbehandelten Ordnungen den Messerern ihre alten Freiheiten, die ja insbesondere den Verkauf betrafen, 1378[8]) bestätigt. Das geschah auch von den Bischöfen Leonhard †1432[9]), Ulrich III. 1471[10]), Christof 1498[11]) und Wigulaus 1503[12]). Interessant ist noch ein Brief[13]) des Herzogs Sigmund von Bayern vom Jahre 1487, worin er den Magistrat bittet, einen wegen Totschlagverdachts verbannten Schwertschmiedgesellen wieder in die Stadt zu seinem Weib und Kind einzulassen; daraus geht hervor, dass bei den Klingern auch Gesellen die bei andern Handwerken nicht gestattete Heirat erlaubt war, jedenfalls weil die geringe Zahl der Meisterschaften die Selbständigmachung ganz besonders erschwerte und es im Interesse des Handwerks lag, tüchtige Gesellen an die Stadt zu binden. Aus der Zeit des Herzogs Ernst von Bayern, der (1517—40) Prokurator des Bistums war, ist eine undatierte Eingabe des „Handwerk der Schwertschmiede" vorhanden, in der sie um Ordnung ihrer sehr zerfahrenen Zunftverhältnisse bitten; ebenso das Konzept des Auftrages, dass sie ihre Klagen zu Papier bringen sollen[11]); hier verdient die allerdings aus Urkunden nicht zu belegende Lokaltradition Erwähnung, dass unter diesem Bischof, welcher die Reformationsbestrebungen strengstens verfolgte, die der neuen Kirchenlehre anhängenden besten Klingenschmiedmeister (nach Solingen) auswanderten und dadurch das Gewerbe in Passau sehr herunterkam.

Zwischen 1540 und 1545 fällt eine erneute Klage der Klingenschmiede, dass die Zustände in ihrem Handwerk immer schlimmer würden.

Von 1545 datiert eine Zusatzordnung der Messerer, die sich mit der „Zucht" der Gesellen befasst und allerlei originelle Bestimmungen enthält:

1. Bei den zwei feierlichen Versammlungen der Gesellen auf der Herberg ist der Obmann (Zunftmeister) anwesend, der freigehalten wird. Dieser sowie der Viergesell (Gesellenältester) haben jeder einen Schlüssel zur Lade.
2. Alle 4 Wochen kommen die Gesellen auf der Herberg zu der sog. „Schenk" oder „Gewohnheit" zusammen; wer unentschuldigt ausbleibt, zahlt Strafe.
3. Ein zugewanderter Gesell erhält auf der Herberg ein Viertel Wein und zwei Semmeln.
4. Kommen drei fremde Gesellen, so ist eine „Schenk" für alle Gesellen anzusagen.
5. Wer dabei kommt, nachdem man die „Zech" angelegt hat, zahlt Strafe.
6. Über Strafen darf ausser der Herberg nicht gesprochen werden.
7. Kommt ein fremder Gesell zur Herberg, darf man zu ihm kommen (zur ev. Aufdingung) um 3 Uhr. Zu den Meistern wird er geschickt um 7 Uhr. Dabei muss er sich anständig aufführen.
8. Welcher fremde Geselle bei einem Meister nicht über 14 Tage arbeitet, hat der Lade das Geschenk, dem Meister das Geld wiederzugeben.
9. Vor nicht alle anderen Werkstätten abgefragt sind, darf kein Geselle in eine solche eintreten, wo bereits 3 Gesellen arbeiten.
10. Entlassen kann der Geselle ohne bes. Grund nur am Sonntag werden; sonst erhält er den ganzen Wochenlohn.
11. Kein Meister darf bei Verwandten seines Gesellen heimlich um Arbeit sich bewerben.
12. Der Geselle, welcher auf offenem Tanz mit einer „gemeinen Tochter" tanzt oder im Frauenhaus tanzt, wird bestraft (16 Pf.).
13. Desgleichen wer einer gemeinen Tochter zu trinken giebt.
14. Wer höher als um einen Hehler spielt.
15. Wer auf offenen Plätzen mit Würfeln, Kugeln oder Karten spielt.
16. Wer Gewand oder Kleinod versetzt und das dafür erhaltene Geld verspielt.
17. Wer bei einer „Schenke" spielt.
18. Wer barfuss zur Herberg kommt.
19. Wenn Gesellen in einer Werkstatt raufen oder schimpfen.
20. Wer sich bei einer „Schenk" betrinkt und übergiebt.
21. Wer auf Gebot in der Herberg nicht schweigt.
22. Wer bei Nacht des Meisters Haus verlässt.
23. Bei der Freisprechung als Geselle zahlt der Lehrling 6 Kr.
24. Ohne Erlaubnis des Obmanns soll an einem Werktag kein Pot (Aufgebot, Zusammenkunft) sein; bei einem solchen ist die Wehr abzulegen.
25. An S. Barbaratag und zu Fastnacht müssen alle Alt- und Junggesellen nach dem Gottesdienst in der Herberg zusammenkommen.

[8]) Städt. Archiv 290 c, 36. — [9]) ebenda. — [10]) stadt. Arch. 788. — [11]) Reichsarchiv Munchen. — [12]) städt. Archiv 1041. — [13]) Reichsarchiv Munchen.

Am 31. Mai 1547 wird die Ordnung der Schwertschmiede von Bischof Wolfgang I. Grafen von Salm bestätigt; sie ist in einer Abschrift von 1562 erhalten und ich setze sie auszugsweise her zum Vergleich mit der Ordnung von 1368.

1. Die Gottesdienste bleiben nach altem Herkommen.
2. Bei dem Begräbnis eines Bruder oder einer Schwester haben Meister Gesellen und Zainer mit 24 Kerzen mitzugehen.
3. Bei dem Trauergottesdienst haben Meister und Gesellen Opfer zu geben.
4. 2 Meister und 2 Gesellen haben die Zeche zu verwalten. Um 1 Pfd. Wachs und 1 Achtel Wein kann man sich in die Zeche oder Bruderschaft einkaufen.
5. Solange ein Geselle keine Arbeit hat oder auf der Wanderschaft ist, braucht er zur Zeche nichts zu zahlen.
6. Wer einen Werchmann (Zainer) einstellt, hat nach altem Brauch Leihkauf zu geben.
7. Ein Meister darf nur bei zwei Feuern arbeiten und in einer anderen Werkstatt keine Klingen um Lohn schmieden lassen.
8. Wer zu Michaeli mit vier Gesellen versehen ist, soll mit dem Einstellen weiterer Gesellen warten bis seine Mitmeister ebensoviel haben.
9. Das Einstellen von Gesellen muss im Beisein der anderen Meister und Gesellen geschehen.
10. Einheimische Werchleute oder Wochenknecht sind Fremden vorzuziehen.
11. Für Aussetzen der Arbeit unter der Woche erfolgt Lohnabzug.
12. Ausser Ziel ist kein Geselle zu entlassen ohne besonderen Grund; Bei Misshelligkeiten ist er dem Handwerk vorzustellen.
13. Ein zugewanderter Geselle darf nur 14 Tage bei einem Meister beschäftigt werden.
14. Entlaufen eines Gesellen wird bestraft. Trifft ein redlicher Geselle einen entlaufenen in einer fremden Werkstatt, darf er nur 14 Tage neben ihm arbeiten.
15. Ein fremder Geselle, der bei einem nicht zünftigen Meister gelernt hat, muss von neuem lernen oder sein Gesellenstück nachmachen, sonst darf er nur 14 Tage bleiben.
16. Jeder Lehrling muss ehelicher Geburt sein.
17. Gleichzeitig dürfen nur 2 Lehrjungen gehalten werden; erst wenn diese im 3. Lehrjahre sind, darf ein neuer Lehrling aufgenommen werden.

An dieser Ordnung fällt auf die besondere Betonung der Zeche oder Bruderschaft zu gottesdienstlichen Zwecken, in die übrigens auch nicht dem Handwerk angehörige Personen aufgenommen werden können. Neben den Meistern und Gesellen treten beim Handwerksbetriebe die eigentlich nicht zünftigen „Zainer" auf, d. h. die oft nur gegen Wochenlohn eingestellten Schmiedeknechte zur ersten Bearbeitung des Roheisens. Als Zielzeit für die Aufdingung der Gesellen gilt Michaeli. Leider ist in der Ordnung nichts gesagt über das Verhältnis zu der Messererzunft; doch scheint die Abhängigkeit von diesen beim Verkauf der Waren noch fortzubestehen; es findet sich wenigstens nirgends eine Spur von einem Versuch der Klinger, sich nach dieser Richtung selbständig zu machen. 1551 wird auf Antrag der Zechmeister der Messerer Seb. Rauscher und Lambrecht Holdaler eine Bestimmung der Ordnung zugesetzt, dass niemand vor seinem Laden arbeiten und jeder nur zwei Wehren zum Verkauf auslegen darf.

Am 23. Dezember 1556 beschweren sich die Zechleute des Handwerks der Schwertschmiede in der Innstadt Hanns Prank und Andre Purchgraber über den Wolfgang Ständler, der entgegen der Handwerksordnung „die rauchen Zain (Roheisen in Stabform) bei seinen ehalten (Dienstboten) in andere Häuser schickt und die (dort fertig) geschmitten Klingen wieder heimtragen lassen." Vors Probstgericht geladen, gab Ständler an, er lasse keine Klingen um Lohn schmieden, sondern verkaufe die Zain an einen Meister und kaufe andere Klingen zurück. Der zweite Punkt der Beschwerde lautet, dass die Gesellen häufig sehr unbotmässig seien. Es wird gebeten, bei Bestätigung der Ordnung zwei neue Artikel, die den berührten Missständen entgegentreten, aufzunehmen.

Es erfolgt dann noch im gleichen Jahre die Konfirmation der Schwertschmiedeordnung durch Bischof Wolfgang II. 1557 wird auf Bitten auch die Ordnung der Messerer bestätigt 1562 wiederum die der Klingenschmiede, 1567 die der Messerer. Diese letztere ist von den Zechmeistern Erasmus Schuldtess und Mathäus Rosenstingl als neuverfasst dem Handwerksrichter Pankraz Fidler vorgelegt und von diesem bestätigt worden. Von ihren 26 Artikeln betreffen die Mehrzahl den Lohn bei Stückarbeit; deswegen und wegen der (allerdings nicht mehr ganz verständlichen) technischen Ausdrücke teile ich sie im Auszuge mit.

4. Von einem Niderlandischen od. Braunschweig. runden Degen eisenfarb zu machen bis an die Scheiden — 7 Kr.
5. Von Rapieren tenk (links) und grecht (rechts), auch braunschweig. Degen ausgehaut und „khöteldt" (köteln, im Wasser härten?) weiss ausbreit und garweiss — 8 Kr.
6. Von Rapier Kreuz und welsche Rapier ebenso — 6 Kr.
7. Niderländ. Degen Knöpf und Kreuz gefeilt, Braunschweig. Degen Knöpf und Kreuz eisenfarb. schwarz oder garweiss ausbreit und ziert — 18 Pfg.

8. Von Denk und Recht Rapieren und Braunschweig. Degen die Knöpf und Kreuz mit breitem Bogen ausgehaut und kötelt — 22 Pfg.
9. Rapiere, rund und flach, welsche Kreuz und Knöpf feilen, weissmachen und zieren — 16 Pfg.
10. Von Niderländischen Dissacken Denk und Recht auszumachen — 12 Pfg. von einem blos auf einer Seite auszumachen — 9 Pfg.
11. Von Dissacken mit flachen Bogen link und recht ausgehaut und kötelt — 16 Pfg., auf einer Seite — 3 Kr.
12. Von niderländ. Disak, Kreuz und Hauben feilen, ausbreiten und zieren — 7 Pfg.
13. Von flachen Dissack, ebenso — 9 Pfg.





Abb. 1.

14. Von einem Waidner mit Sanndl (?) und Hauben mit 6 od. 7 Bestecken, auch von einem Braunschweig. mit 6 od. 7 Bestecken drauf, mit Sanndl Eisenhauben — 16 Pfg. und der Meister soll es anschmieden; so es der Geselle anschmiedet — 20 Pfg.
15. Von einem schlechten Waidner klein und gross mit Bestecken — 12 Pfg.

Von einem Messer mit Hauben und Sanndl — 2 Pfg.
Von einem schlechten Messer ohne Hauben — 1 Pfg.
Von einem Pfriem — 1 Pfg.
Von einem Messer mit Stollen und Hauben — 3 Pfg.

16. Von der kurzen Arbeit soll man geben, von der „Khnainten" (?) mit messingen Hauben vom Hundert — 9 Kr.
Von den hirschenen und hiernen v. H. — 14 Kr.
Von den verbeinten und weisskopfenen ebenso — 7 Kr.
Von den weissbeinen Messern — 9 Kr.

Mit dem Jahre 1602 hören die Beurkundungen über die beiden Handwerksorganisationen auf, wenigstens soweit ich nach den Beständen des k. Reichsarchivs in München und des magistratischen Archivs in Passau beurteilen kann.

Geben nun die angeführten Urkunden auch ein einigermassen übersichtliches Bild über die Entwicklung der weitberühmten Passauer Industrie, so ist in ihnen doch kein Anhaltspunkt zur Beurteilung bezw. Bestimmung der einzelnen heute noch erhaltenen Klingen gelegen. Hier kann vielleicht die genauere Betrachtung des Beschauzeichens selbst aushelfen.

Der „Wolf" ist dem Wappen der Stadt Passau entnommen; aufrechtstehend, nach links schauend mit schleppendem Schweif und heraushängender Zunge wird er von jeher als „geschundener Wolf" bezeichnet, wohl weil er meist mit stark zerschlissenem Fell stilisiert wird und rot in weissem Felde steht. Meines Wissens tritt er zum ersten Male 1259 als Geheim- bezw. Gegensiegel des Bischofs Otto von Laymingen auf. Die Stadt bekam erst nach einem fast 150 Jahre währenden Kampf um die Selbstverwaltung, um 1380 das Recht, ein eigenes Siegel zu führen; dieses zeigt den Hl. Stephan als Patron der Domkirche und darunter in kleinem Schild den Wolf. (Abb. 1. Neuabdruck des Originalsiegelstockes.) Von dieser heraldisch damals über 100 Jahre feststehenden Form wird man ausgehen müssen, wenn man die echte Passauer Wolfmarke erkennen will. Eine gewisse Schwierigkeit wird freilich immer bleiben, da die Marke nicht wie z. B. in Augsburg, Nürnberg etc. mit einem längere Zeit gleich stilisierten Stempel, sondern mit einer Anzahl (oft 25—30) kleiner Meisselhiebe eingeschlagen wurde. Ich bringe in Abb. 2 aus dem mir gerade zur Hand befindlichen Material eine Anzahl Marken, die ich wegen des strengen Anschlusses an das Stadtwappen für in Passau entstanden halte. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, dass manche Undeutlichkeiten in der Marke durch das Ausfallen des eingeschlagenen Messingfadens und durch das mehrfache Schleifen entstehen können.

Alle jene Marken aber, welche den Wolf deut-

lich als eine **unverstandene Nachahmung** des Passauer Wappentieres zeigen, stammen aus anderen Städten. Denn für Passau selbst, wo eine ganz bedeutende Zahl von Werken der Plastik und Malerei das Stadtwappen den Klingern bezw. der Beschau der Messerer ständig vor Augen führte, wo das Handwerksinteresse eine recht deutliche Wiedergabe des Beschauzeichens verlangte, wird man eine schlecht geschlagene oder falsch stilisierte Wolfsmarke nicht annehmen dürfen. In Abb. 3 habe ich eine Anzahl solcher Marken wie-



Abb. 2. a. München. Nat. Museum, Ende 13. J. — b. ebenda, 1. H. 14. J. — c. nach Leitner, Waffensammlung des öster. Kaiserhauses IX. 6, Ende 14 J. — d. Leitner, II. 5, 14. J. — e. Leitner, II. 8, 1. H. 15. J. — f. München, 1. H. 15. J. — g. ebenso. — H. ebenda, Ende 15. J. — i. Leitner, III. 4, 1. H. 16. J.

dergegeben, welche sofort den Unterschied aufweisen. Die Rückenlinie geht direkt in den Schweif über, das eine Hinterbein hängt daher in der Luft; es fehlt die Andeutung der Krallen; das ganze Bild ist unnatürlich in die Länge gezogen, oft auch nicht mit vielen kleinen Meisselhieben, sondern in langem Linienzug hergestellt. Schliesslich ist noch zu beachten, dass mit Beginn des 16. Jahrhunderts das Passauer Wappen den Wolf auch mit **gehobenem** buschigen Schweif bringt, eine Form, die vielleicht auch auf die Klingenmarke übergegangen ist.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts, d. h. der Zeit, in der die einzelne Klinge gemäss der ganzen Ausbildung der Waffentechnik nicht mehr die Wertschätzung genoss, wie im Mittelalter vor Einführung der Feuerwaffen, wird wohl auch der Ruf

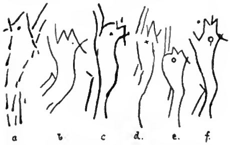


Abb. 3. a. Kat. d. Waffsmlg. Kuppelmayer 200, 1. H. 15. J. — b. Leitner X. Mitte 16. J. — c. Kuppelmayer 252, 1. H. 17. J. — d. ebenso 256, 2 H. 17. J. — e. Waffsmlg. Gimbel 406, 2. H. 16. J. — f. ebenso, Ende 16. J.

der Passauer Klingen nachgelassen haben. Die Stadt selbst, welche jahrhundertelang durch ihr über ein weites Gebiet sich erstreckendes Salz- und Weinhandelmonopol Reichtümer und Ansehen erworben hatte, steigt um diese Zeit infolge der geänderten Weltlage herab von der Höhe ihres Ruhmes und tritt aus der Reihe der ersten süddeutschen Handelsstädte zurück. Dies macht sich nachgewiesenermassen auch im Absatzgebiet der heimischen Industrien, so der Leinen- und Wollweberei, geltend, und so werden wir von dieser Zeit an auch unter den in Sammlungen erhaltenen Klingen wohl nur sehr selten mehr dem echten Passauer Wolf begegnen.

Die Fehde des Ritters Thomas von Absberg gegen die Grafen von Öttingen, den schwäbischen Bund und insbesondere gegen Nürnberg und andere Reichsstädte 1520—1528 mit Bezug auf die von den Beteiligten geführten Waffen und ihre Kleidung.

Von **Karl Schalk**



Baader veröffentlichte im Band CXIV der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart den Inhalt von 3 Bänden des königlichen Archivs in Nürnberg (Cod. Nr. 248 bis 250), die den Titel führen „Hanssen Thoman von Absperg und seiner henker vehdbuch 1, 2, 3" und die amtliche Berichte der Kriegsstube zu Nürnberg bilden.

Hans Thomas von Absberg, aus einem alten fränkischen Rittergeschlechte[1], nach der Burg gleichen Namens (zwischen Gunzenhausen und Spalt gelegen) genannt, war schon am 3. August 1512 in die Acht erklärt worden, da er zwei Nürnberger auf offener Reichsstrasse überfallen und in die Burg Absberg geschleppt hatte; die vorliegenden Berichte beginnen aber erst mit dem Überfalle des Grafen Joachim Öttingen zwischen Donauwörth und Ebermergen im J. 1520, der nicht „als reutters mere, sunder für ain mort und raub geachtet" wurde, da dem Grafen nicht, wie es der Kriegsgebrauch verlangte, die Fehde durch einen Feindsbrief (in Österreich lautet die Bezeichnung Absagebrief) früher angekündigt worden war. Der Graf starb an den Folgen der ihm beim Überfall zugefügten Verwundungen, nachdem ihm 3 Pferde, sein Siegel und der Weidsack abgenommen worden waren.

Hier soll nun nicht der Inhalt dieser Berichte ausführlich erzählt werden, was Baader ohnehin schon in dem selbständig unter dem Titel: „Die Fehde des Hanns Thomas von Absberg wider den schwäbischen Bund. Mit 23 kolorierten gleichzeitigen Ansichten der zerstörten Schlösser. München, 1880", erschienenen Buche gethan hat, sondern es sollen lediglich die auf den Gebrauch von Waffen und Kleidung sich beziehenden Stellen herausgehoben werden mit Angabe der Seite der citierten Quellenpublikation.

S. 24 J. 1523 (Aus: Baumgartners Gefängnis): Ein gewisser Baumgartner wird auf dem Wege von Pleinfeld (Bezirksamt Weissenburg in Baiern) nach Nürnberg von 4 Reitern überfallen und in einen Wald geschleppt, wo Mahlzeit gehalten wird. „Hetten sy gessen, auch den rossen futter geben uss den krebsen". Im Verlaufe kehren sie ein. Auf die Mitteilung des Wirtes: „Jetzt kommt unser schulteis, hetten sy das harnisch verporgen und ein teyl ander rockh angethan". Als sie wieder aufbrachen, stiess einer „zu fues" zu ihnen, hett ein kittl angehabt und ein schweinspiess" tragen (S. 25). Später wurde Baumgartner nach dem „Haus[2]) Waldstein" (Ruine im B.-A. Nürnberg) geführt; daselbst sei er „durch ein tor komen; so wer man dann ein gute weil gangen bis zum andern bis in ein stall", der in der Nähe eines Turmes sich befand, in den er gelegt wurde. „Uff welchem thurn 2 püchsen gestanden weren, und darob ein clein stüblein, darinn etlich rennzeug gewest weren". Später führte man ihn in den Stall. „Wer er im heu gelegen, biss sy das harnisch hetten angelegt. Item was die reutter, so ine geführt haben, für person sind und für ross geritten haben? Sagt einer hab ein praun starcken mutzen[3]) geritten. Derselb knecht hab sich Veit Scharpf genennt. Mer ein knecht Jorg genannt hab ein weiss ross gehabt, ein zimlich person. Mer ein clein alts knechtlein, wiss seins namens nit, hett ein ross geritten; soll Bernhart Glatz gewest sein. Mer ein gar junger knecht, hett ein weiss schimellein geritten" (S. 26 und 27).

S. 28 J. 1522 (aus: Hannsen Thomans von Abtsberg fünfte Getaten). Hans, eines Büttners Sohn, der im „Kappenzipfe" zu Nürnberg sass, wurde bei Laaber (B. A. Hemau) von drei Reitern, wovon einer Hanns Thomas von Absberg selbst war, angesprengt, „dem püttner wurde sein tegen ausgezogen, dann wurde ihm von dem Ritter selbst die rechte Hand mit dem „degen abgehauen". „Und ee sy dem püttner die hant hetten abgehauen, hett der püttner sin feuerschlagende püchsen[4]) über die achsel getragen, einem gen Regenspurg zu

1) Ein Hanns von Absberg befand sich 1307 unter den Nürnberg befehdenden Adeligen; siehe Roth, Geschichte des Nurnbergischen Handels Bd. I, S. 75.

2) Haus hier im Sinne von festem Haus, Burg.

3) Nach Baader, S. 30 Anm. 1: Pferd mit gestutztem Schweif; für diese Erklärung spricht die spätere Erwähnung (S. 41) einen „schwarzen langschwenzet" Pferdes im Gegensatz zu mutzen. Nach Lexer hat mutze die Bedeutung von vulva.

4) Unter den Beschwerden der Ausschüsse der niederösterreichischen Stände an Kaiser Maximilian vom 16. Marz 1518 bildet Punkt IX: „Der Absager halber" (Archiv f.

bringen, die hetten sy ime genomen und mit inen binweg gefürth. Hierauf wurde der mit seinem Knechte des Weges ziebende Nürnberger Cuntz Schrem von den drei Reitern angefallen. „Also hetten die reutter ire schwert gewonnen und in sy gestochen, also das Cuntz Schrem 7 stich und ein hieh in den kopf empfangen, dessgleichen in die hendt verwundet und sein knecht 5 stich, und sy bede für tod ligen lassen". „Die 3 reutter hahen alle drey lang grob kemle rockh angehaht, die zwen yeder ein praun mutzen und der dritt ein weis gemutzten schimel geritten und ormbrust oder stehlin-pogen gefürth. Anderer farb in den claidern haben sy im schrecken nit war genomen (S. 29 und 30). Cuntz Schrem, der Bescbädigte aher mit dem Leben davon Gekommene, sagte später aus, dass er sicb beim Angriff „als vil er gemügt", mit seinem „scbefflin" zur Webre gesetzt habe, (S. 31).

S. 34 J. 1522 (aus: Hannsen Thomans von Ahtsherg sechste Taten). Ein Doctor Leibolt Jorian von Wien wurde bei Dietfurt an der Altmübl, da er mit einem Nürnberger Fuhrmann auf einem „karren" von Nürnberg abreiste, von 4 Reitern überfallen, die mit „schwertern zu dem doctor auf den karren" hauten und stachen; ihm wurde mit seiner eigenen „wehre uff dem laitterpaumen des karren" die recbte Hand ahgehaut, der Fuhrmann wurde mit dem Scbwert durchstocben und getödtet. Dem Doctor wurden, „was er bey ime gehaht, ungeverlich hei 50 gulden" abgenommen.

S. 40 J. 1522 (aus: H. Th. von Ahtsberg Sibende Taten). Der Nürnberger Burger Wolff Strauss, Eisenkramer, Fritz Neilhart, Feilenhauer und Sebastian Marquart des Schwennttendorffer Messerers Knabe wurden bei Hohenmirsberg (B.-A. Pegnitz) von drei Reitern und einem Bauer, „der mit inen der lehenpferd halber geritten", angegriffen, zwei der Reiter fuhrten „yetlicher ein plos schwert in den handen". Und hette der ein reutter gesagt ob kein dissacken[5]) do wer, er müsst einmal wercken, hette lang nichts gewerckt und ine (Wolff Strauss) dohin benöt, sein rechte handt uff einen stockh zu legen. Und hette ime derselb fünf hieh than und ine ganz erharmlich gemartert, ee er ime die handt ahgehauen und nach den fünf hiehen erst mit einem messer (dissacken) abgeschnitten. Darauf hiehen sie auch dem Feilenhauer die Hand ab, die abgehauenen Hände gaben sie dem Knaben, der schwören musste, sie dem Nürnberger Bürgermeister zu bringen und ihm auszurichten „er (Hans Thomas) hab nocb ein knopf am schwert, darein müss er, der burgermeister noch peissen, das ime die zen herausfallen". Als er gehen wollte rief ihn der Edelmann der Beschädigten „wer (rappir) und spies" sowie ein „prustducb und schaplein" aufzuheben respektive auf die Pferde zu geben (S. 43). Als Vorkundschafter der Reisenden wird ein Reiter genannt, mit dem sie vor dem Überfall in Bayreuth in einem Wirtshause heim Thore zusammen waren, der daselbst einen „neser oder wetscho (wetschko) geflickt, den er zum Gescbenke bekommen hätte.

S. 46 (aus: Kuntschaften über Hans Tbomas Unterschleiforte). Hanns Thoman reitt einen gemutzten schwartzschimmel, hab ein schwartzi men und vornen zwen weiss fues; sein knah reitt ein rotscbimel, gemutzt, hah ein schwartzi men und hinten ein weissen fues, und für ime der knah das armbrust nach. So für er auch ein feuerpücbsen mit zwenen roren. (S. 47). Am Tage des Händeabhauens kam es unter den heteiligten Spiessgesellen zu einem Streit, wohei „ein edelmann uff einen knecht gestochen, indem sich der knecht zu der werh gestellt und den edlman mit dem disecken durch den kopf gehauen, das ime das hirn uff den tisch gefallen und alsbald gestorben ist". Der Ermordete wurde heimlich begrahen (S. 55).

S. 62 J. 1523 (aus: H. Th. v. Abtsperg achte getaten). Im Weiler Rotleins unter Frankenberg (B.-A. Uffenheim) hat man „sturm geleuttet und weren die paurn in den veldern und weingartten mit den spiessen und weren umhgeloffen (S. 64).

Bartolmes Steckh von Sandgallen mit seinen Gesellen N. Kirmair und Hans Mair von Augshurg wurden zwischen Büchenhach (B.-A. Schwabach) und Reinfeld (B.-A. Weissenhurg) von 5 Reitern gefangen genommen, unter anderem auf ein Schloss gebracht, wo sie von einem Schreiher mit Ehsen verseben wurden, der „taylt ahgesetzt hosen angehaht, fornen leyhfarh und hindten praun", (S. 65). Von den fünf Reitern, die sie gefangen genommen,

---

Kunde österr. Geschichts-Quellen Bd. XIII, S. 239). Rucksichtlich der „muetwilligen strassenrauber, austreter und abseger" soll der Kaiser einen gemessenen Befehl an alle Hauptleute, Landmarschälle, Verweser, Landvögte, Statthalter, Pfleger und Richter ergehen lassen, damit niemand wissentlich, heimlich oder offentlich, dieselben aufnehme und beherbergige, ihnen Hilfe oder Vorschub leiste, sondern sie anzeige bei Strafe an Leibe und Gut. Und wo solche auftreten, sollen sie von der Obrigkeit zu Ross und Fuss verfolgt, im Notfalle auch die Sturmglocken geläutet werden. Die Ergriffenen verfallen dem Tode durch das Schwert. Da Einige „haimlich puchsen under den klaidern tragen, sollen die puchsen so selbst fewrslohen, meniglich zu furn oder zu tragen und den slossern an allen orten zu machen verpotten werden". Graf v. Meran, Das Landes-Zeughaus in Graz S. III Anm. 1 bezieht dieses Verbot auf das um diese Zeit (nach Thierbach, Zeitschr. f. hist. Waffenk. Bd. II S. 138 angeblich im J. 1517 von Joh. Kiefass in Nürnberg oder Wien) erfundene Radschloss. Dagegen weist Angelucci, Catalogo dell' armeria reale in Turin S. 420 darauf hin, „dass in analogen Verboten italienischer Behörden (das fruhest citierte von Ferrara, 14. Februar 1522), wo die Rede ist von scopetti da fuoco, che vulgarmeote si chiamano schioppetti da preda, vielleicht eher Flinteo gemeint seien als Radschlossbüchsen. So wären diese in deio Falle Büchsen mit Schnapphahnschloss; nach Böheim, Waffenkunde S. 479 eine maurisch-arabische Erfindung der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

5) Jähns, Trutzwaffen S. 240 (Abbildung Taf. XXIV Nr. 9 aus dem tschechischen tesak, ein Schwert ohne Heft, an dessen statt die Klinge eine Öffnung zum Hineingreifen hat.

„haben drey schwarz kittl und der viert ein eysenfarben rockh und alle forder guet harnisch gefürt und der im roten partt hab uff seinem krebs gemalt gehabt Sant Jorgen und Sant Anna (S. 66).

S. 70 J. 1523 (aus: Der Franncktsch Krieg) Die Stadt Nürnberg stellte dem schwäbischen Bunde zur Bekämpfung des Hans Thomas und seiner Helfer und Unterschleifer und Brechung ihrer Schlösser zur Verfügung ihren Zeugmeister Matern Herden und folgende Geschütze: 2 scharfmetzen, die siebzig pfund, 2 quartaunen, die vierzig pfund, 2 nachtgallen, die vier pfund, 4 notschlangen, die zwanzig pfund, 6 veltschlangen, die acht 6 pfund, halbschlangen, die funf pfund eysen schiessen, 60 hacken mit iren pöcken. Zu solchem geschütz sind noch ettliche stukh püxen als singerin und quartaunen von andern bundtsstenden dargelihen und für den Ottenwaldt gefürt worden (S. 73). Das Bundeskriegsvolk (1000 Pferde und 10000 Fussknechte sammt Geschütz) sammelte sich unter dem obersten Velthauptmann Jorg Truchsäss Freyherr zu Walburg am 15. Juni zu Dinkelsbühl und begann seine Operation zunächst gegen Boxberg (bei Mergentheim). Das Schloss wurde durch einen herschreyer oder parsifanndten in Begleitung eines trumetters zur Übergabe aufgefordert, es war von seinen Besitzern verlassen worden. Daselbst fand man das folgende dann nach Bischofsheim übergeführte Geschütz vor: Ein quartaun, 36 centner schwer, schensst eisen 36 pfund; ein schlangen, steet donebcn, ungeverlich 26 zentner schwer, scheusst eisen 6 pfund; ein stainpüxen uff einen stokh, ungeverlich 20 centner schwer; zway valckonet, ains uff 4 centner schwer; ein quartaun uff einem schirmer, ungeverlich uff 30 centner schwer; ein schlangen ungeverlich 18 centner schwer. Im hintern thurn ein schlenglein mit 4 redern, item mer ein schlenglein in der were zu einem grossen stückh, wigt $2^1/_2$ centner; item 8 eiseren hacken; item 4 scharpfetin, wigt eins 1 centner. Item in der grossen stuben 20 neue hacken und nen eingefasst zu halben centnern, item 3 altgefasst hacken, item 2 alt ungefasst hacken. Vornen im hof ein pokh. Im hintern thurn zu oberst ein toppelhacken; mer 3 hacken; item mer 2 hacken. Item in der werh, zum stock genannt, ein centnerhacken; item 4 halbcentnerhacken, item mer 2 halbcentner hacken; item zwo eysen feuerpüxen. Item im puxenhaus 1 centnerhacken; item 10 eiserne hacken. Item uff dem casten ein centnerhacken, item 2 scharpfetin, wigt ains ain centner, item 2 halbcentnerhacken. Unten bei dem hintern keller 3 halbcentnerhacken. Item in der hintern gefengknus bey 22 centner pulfers ungeverlich; item 3 centner pley. Item in einer keskamer in einem sakh ain centner pulfers. Item mer in ainem gewelb 13 feurgabel mit feuerwerkh, item 24 feuerhäfen, item 161 quartaunenkugel, eisen; item 365 schlangenkugel, eisen, zweyer gattung; item 132 valckonetkugel, plei; mer zwo alt hackenpüxen; dann zwo eiserne schrauben, domit man prucken aufschraubt (S. 80 u. 81). Zerstört wurden ausserdem folgende Schlösser[6]) Felberg[a] (S. 77) Waschbach[b] und Aschhausen[c] (S. 82), Balbach[d] (S. 82), Reussenberg[e] (S. 83), Waltmanshoven[f] und Gnetza[g] (S. 85), Streitberg (S. 86), Truppach[h] und Krügelstein[i] (S. 87), Neu- und Altguttenberg[k1 u. 2] (S. 87), Gattenberg[l] (S. 88), Waltstain[m] (S. 88), Oprod[n] (S. 89), Weysdorff[o] (S. 89), Sparneck[p] (S. 89), Abtsberg[q] (S. 90), Uttenhoven[r] (S. 90), Damersheim[s] (S. 91), Beretsheim[t] (S. 91). Die Burgen waren zumeist von ihren Besitzern verlassen oder befanden sich nur Frauen mit Kindern in denselben, so dass deren Eroberung und Niederbrennung keine Schwierigkeiten machte. Nur bei Streitberg (S. 86) „ist es gleichwol von wegen der höhe der staig doselbst mit dem grossen geschütz und der meng der wägen gar langsam zugangen, also das rennfendlen, der vorzug, der gewaltig hauff und der nachzug des reisigen zeugs sambt ettlichen fuesknechten ein lang zeit vor Streitberg uff der hoh halten und uff die wagen auch das geschutz warten müessen. Und an der andern seytten des schloss Streitberg ist das fuesvolckh mit dem geschütz und den wägen die staig aufwartz gezogen, unter denen sich ettlich fuessknecht, so zum tayl untter eins

6) Baader bringt in seiner citierten Monographie Faksimilia von gleichzeitigen Abbildungen der zerstörten Schlösser in dem Momente der Belagerung und zwar Pocksberg (Boxberg) auf Tafel 7. ferner a T. 6, b T. 10, c T. 9, d T. 8, e T. 11, f T. 13, g T. 14, h T. 15, i T. 16, k¹ T. 18, k² T. 17, l T. 3, m T. 4, n T. 2, o T. 1, p T. 5, q T. 19, r T. 23 s T. 20, t T. 21. — Ausser den brennenden Schlössern sieht man die Belagerungstruppen. Fussknechte und Reisige führen lange Spiesse. Es ist auffallend, dass in Österreich gerade die aus Zeughäusern hervorgehenden Sammlungen: Wien (Stadt. Sammlung) Gratz, (Landes Museum) an diesen Waffengattungen des gemeinen Mannes, so arm sind. Nach Graf Meran, Das Land. Z. S. 98 fehlt es in Graz vollständig an „Langen Spiessen“ wie sie die Landsknechte führten. In Wien wurden, wie die Oberkammeramts-Rechnungen ausweisen, „Lange Spiesse“ für das Fussvolk zuerst im J. 1559, „Reisspiesse“ für die Reisigen zuerst 1477 angekauft(Uhlir in Ber. des Altert.-Ver. Bd. XXIX und XXX. Im Kat. des J. 1888 ist nicht unterschieden zwischen beiden Waffengattungen. Angeführt werden 2 „Lange Spiesse“ (?) (keine Landsknechtspiesse) und 47 Reisspiesse, aber von letzteren wird irrtümlich auf erstere verwiesen. Die städt. Reisspiesse sind wahrscheinlich Produkte früherer Museums, bezw. Zeughausverwalter. Man fand lange Stangen, die wohl zumeist moderneren Ursprungs waren und befestigte an denselben Schuhe diverser Stangenwaffen, deren Spiesseisen sich als massiv pyramidenförmige Spitzen charakterisieren. Sie entbehren sämtlich trotz kleiner Dillen der Federn, ohne welche sie die Wucht eines Angriffs wohl nicht aushalten konnten. In der Sammlung des allerh. Kaiserhauses befinden sich nach Böheim Kat. (1889) sub. Nr. 138 und 145 Landsknechtspiesse und sub. Nr. 42 ein Reisspiess. Ein Landsknechtspiess ist abgebildet bei Böheim Waffenkunde S. 318 Fig. Nr. 374, Reisspiesse ebenda S. 326 Fig. Nr. 385—387.

erbern rats zu Nürnberg vendlin gelegen und in den nachzug verordnet waren, unterstanden herrn Cunrat Schotten, damals haubtmann uff Streiberg, seine visch und vorhen uss einem casten zu heben und ettlich pfaben zu schiessen. Darob dann herr Cunrat unlustig und unwillig und mit einer hackenpüxen unter die knecht geschossen und alsbald einen Nürnbergischen fuesknecht gefangen von den andern knechten, so nichts darzu gethan, mit gewalt genommen und in das schloss gefürt, der meinung, denselben zu henken und alsbald in einem stockh dermassen ettlich stunde ligen lassen, das demselben knecht locher in die arm gerissen, die ime nachmals über ettlich lange zeit nit gehailet sind". Auf Requisition des Nürnberger Hauptmanns Wolff Böhmer wurde dieser Knecht wieder freigelassen.[7])

S. 91 J. 1523 (aus: Die neunt tat): Die Nürnberger Bürger Steffan Geyger, Messerer, Hans Dürr, Krämer, Cuntz des Puchaidens Vetter wurden in Begleitung von drei anderen auf dem Rückwege von Leipzig („als si irem handl und gewerb nach von Leybzig heraus geraist") bei Güsbach durch ailf oder zwölf pferd raissig (darunter J. Th. v. Absperg) mit gespannten armbrosten angesprengt und gefangen genommen, gegen Lösegeld aber wieder ausgelassen, einer wurde bei dem Überfall erstochen, dann ihrer Barschaft beraubt (S. 92).

S. 128 J. 1524 (aus: H. Th. v. Abtsperg zehnde getat): Überfall eines Kartheusers, eines Wittenberger Bürgers und eines Ulmer Kaufmannsdieners bei Gunzenhausen. In der Nacht vor dem Überfall waren die Thäter bei einem Wirt in Haimpfarrich (B.-A. Schwabach). Die Angreifer „sollen ir harnisch herauss in holz gelassen und rütlein in den henden und jegerhorner am hals gefürt, und Hanns Thoma soll zwo guldin oder messin ketten am hals gehabt haben (S. 130), sie hetten gutte ross gehabt, wol gerüst und angethan gewest, gefürt 7 spies und 4 pogen" (S. 135). Ein Knecht Hans Thomas von Abtsberg Namens Kilian Walter, Sohn eines Bauersmanns zu Stadtlauringen (B.-A. Königshofen) der als Knabe beim Absberger eintrat, und 6 Wochen lang nicht ahnte, in wessen Diensten er stehe[8]), geriet in Gefangenschaft des Bundes und sagte in seinem zu Hof mit ihm vorgenommenen Verhöre aus, er habe von der Schatzung Geigers einen halben Gulden erhalten, „darumb habe er einen disacken kauft, der sey noch bey Hannsen Thoman" (S. 160). Gefragt, ob er nicht wisse, ob beim Überfall des Sekretärs des Herzogs von Braunschweig nicht ein Knabe beteiligt gewesen sei, „der ain praitt püttnermesser gefürt, die hendt domitabzuhauen (S. 147), antwortete, er dass er den Knaben nicht kenne, „dann sein junkherr habe sein tat allwegen selbst mit disacken, wie die kaufleute führen, gethan."

Auf die Frage, „wo sy die spies genomen zu der jüngsten tat, sagt er, Hans von Embs habe ime einen bracht, so hab Hector von Guttenbergs knecht auch einen gefürt, Assmus von Abtsberg und Hans von Embs knecht haben auch spiess gefürt, wo sy die genomen, wiss er nit anzuzaigen." Die angeführten Personen waren Adelige, Helfer des Hans Thomas von Absberg (S. 161). „Ob Schlegler ein edlman sey, wiss er nit, hab ein schlecht paurnheuslein"[9]) (S. 163). „In allen zerprochenen schlossen sey er mit seinem edlman vor dem zug (d. J. 1523) gewest" (S. 163). „Hans Thoman sei nit bei paren gelt, dann er muss zeren, wo er hinkomme, und das kann er mit einem glauben sagen und anzeigen, das Hanns Thoman mer dann ain mal gewaint hab, so er ein tat hab wollen fürnemen, allain das er zu kainer bericht[10]) komen mög, auch die taten mit hendtabhauen umb nicht anders willen fürgenomen, dann sein sachen zu vertrag zu bringen. Desgleichen desselben Hans Thomas hausfrau[11]) waine auch tag und nacht, das er nit soll vertragen sein, und hab schöner sun drey (S. 165). Bei der peinlichen Frage Hansen Stainreutters in Bamberg 1525 (23 Jänner) wurde derselbe zuerst peinlich angezogen[12]), worauf er erklärte „man schleif ine, reiss ine und thue ime wie man woll, so wiss er nichts mehr anzuzaigen" oder zu sagen als er beim ersten Verhör

7) Auch Streitberg wurde gebrochen (S. 249).

8) „Dhweil er aber seiner person halben die sacheo und handlungen Hansen Thomas so weit anfenglichen nit bedacht oder verstanden, auch nichtzit anders gehandelt, dann ein junger und diener verpflicht gewest ist, so sey er auch anfenglich sechs wochen bey ime, eeh uod er ime erkannt und gewist, wie sein sachen gelegen gewest, und das er ein zeit her gern von ime komen, allein hesorgt, er und meniglich wurden sagen, er wolte ine verraten", ein Menschenschicksal ähnlich dem von Grillparzers Jaromir. Kilian Walter wurde hingerichtet (S. 383).

9) Nach der Aussage Hans Stginreutters war Schlegler „einer vom adl" und hatte Sigmundt von Machwitz' Schwester zur Frau, er sass zu Hartmansreut.

10) Hans Thomas von Absberg strebte einen Ausgleich mit dem schwäbischen Bunde an, um in den Besitz seiner ihm abgenommenen Schlösser zu kommen. Er wollte die Mitglieder des Bundes, namentlich die Stadt Nürnberg durch Misshandlung ihrer Bürger, die ihm in die Hände fielen, mürbe machen und sich ein Abkommen durch Verbreitung von Furcht und Schrecken erzwingen. Thatsächlich waren die Nürnberger durch die Fehde am meisten bedroht, da die anderen weniger beteiligten Bundesstände wenig darnach fragten, was ihnen geschehe; darum waren sie 1526 einem Vertrage nicht abgeneigt, obwohl es schimpflich sei für den Bund, vor dem Hans Thomas, „disem losen Manne" zum Kreuz zu kriechen. (S. 213 Anm. 1). In seiner Charakterentwicklung erinnert er an Schillers Karl Moor und Kleists Michael Kolhaas.

11) „Seins juokhern hausfrau sey zu Chiesch (Stadt in der Bezh. u. Gerbez. Luditz in Böhmen) hab ein paurnheuslein doselbst, darinn sy wone, sey itzo zwey jar (also seit 1522), das sy dohin zogen und kumen". (S. 155).

12) Das peinliche „Anziehen" geschah auf der Leiter, auf welche der Betreffende gebunden zu der Peinlichkeit gestellt wurde, daher das Auseinanderziehen, das „Sprengen" (S. 273 und 281).

mit „gutlichen fragen on marter" gesagt; am 24. Januar wurde er neuerlich „gebunden und bedroet und zweimal peinlich gefoltert (peinlich angezogen und gesprengt), das stattlich und heftig beschehen, ebenso ist er am 25. januar gebunden und bedroet worden, darauff sei dem maister zugesprochen, seinen beraitten zeug zu nemen, mit dem, wie er wiss und Stainreutter vor augen sehe, zu verfaren, darauff sich auch der züchtiger anders nit gestellt, dann an ime mit dem prandt anzufahen" (S. 174—178). Dieser Zeuge erhielt bald darauf seine Freiheit und lebte noch im J. 1550. —

S. 191 J. 1525 (aus: Zwolfte Tat): Überfall des Viehtreibers Ulrich Lucas, Bürgers von Nürnberg, zwischen Cospach und Mennbach (A.-B. Höchstädt); „ein reuter ist doselbst uss dem holz geruckt mit einer feuerschlagenden püchsen", auch Lucas führte eine gespannte Büchse mit sich. „Darauf Lucas dem reutter den schuss gebotten und zurukh uss dem holz uff die weiten gewendt, uff den reutter abgeschossen, aber nit troffen. Darnach sy bede ein gute weyl mit einander gearbait aber Lucas hab dem reutter durch den panzer nit komen mögen und also von dem reutter ain stich unter sein recht prust und einen hieb in einen finger empfangen. Als indem der raisig dem Lucas allein weiters nichts angewinnen konnt", rief derselbe einen Gesellen herbei, der „mit einem gespannten armbrost" bewaffnet ihn überwältigte und zu einem dritten ins Gehölz schleppte. Daselbst wurde ihm die rechte Hand mit „einem schwert gleich einem henkerschwert" abgehaut, und er seiner Barschaft, seines Schwertes, seiner „züntpuxen" und eines silbernen Daumenrings beraubt (S. 192).

S. 194 J. 1526 (aus: Die 13. that): Überfall des Heinrich Schüszler. Schreibers von Nürnberg bei Gunzenhausen durch 3 Reisige. Am Hohlweg beim Grundtloss „seyen drey zu ross hinten hernach gerennt, der ein in mit einem plosen schwert gerechtfertigt, wann er riet und wohin er wolt". Als er sich als Nürnberger bekannte, gürteten sie ihm, nachdem sie ihn genötigt, seinen „wetschker" zu öffnen und seine Barschaft abzugeben, seinen Degen, dann die Sporen, „welche der ein rayssig umbgürt und seine von im geworffen und auch die besteck von seinem degen. die sie „uff ir werh" steckten, ab, gaben ihm sechs Stiche, „das sy an den schwertern zu ziehen gehabt" und liessen ihn als tot liegen. Er kam aber mit dem Leben davon und vermochte sich zu flüchten. Er beschreibt die Angreifer: Der Erste ritt einen gemutzten Fuchsen, hatte einen „graen rock und hat, nit vast gut, gefürt ein armprust", der Zweite auf einem weissen Mutzen hatte einen „groen rock, mit einem armprust, der Dritte auf einem langgeschwänzten Rappen war in einem „schwarzen kleid, alles mit einander schwarz, und ein schwert gefürt". Dieselben erstachen am andern Morgen bei Riet an der Altmühl ein „lustige person[13]), dem sy genomen zwen wetschker und ein schefflin" (S. 179).

S. 197 J. 1529 (aus: Die 14. That): Überfall dreier Nördlinger Bürger bei Giengen durch 3 Reiter; der Erste in einem „reutter-kemlinen einfachen rock, nit nach dem besten, hirschenhosen, ein groe reuter-keplein und kein farb darynn", auf einem kastanienbraunen gemutzten Gaul, des Zweiten „rüstung war ein groen rock mit zerschnitten und plower futer unterzognen ermeln, ain weiss bar hosen, ein rote kapp mit vier farben, nemlich roten, gelben, weisen und graen zotten", ritt auf einem gemutzten rotfarbenen Schimmel; der Dritte auf einem kastanienbraunen jungen langschwänzigem Rosse hatte „ein reuter-kemhlin, einfachen, bösen und dünnen rock, grau hosen wie der rock, ein rot reuterkepelein, einen grauen huet". Die Reiter namen ihnen das Bargeld und alle ihre „weren, warfen di von inen in das holz". Sie übernachteten in einem Bauernhofe, wo die Reiter „iren harnisch, schiesszeug und hirnhauben" zurückliessen. Die drei Nördlinger entkamen. Darüber waren die Stegreifritter derartig empört, dass einer derselben, Veit Scharpf, an den Rat der Stadt schrieb, hätte er das gewusst, hätte er den einen als Geissel zurückbehaltenen Doppelberger nicht so gut gehalten, wie er gethan, sondern würde ihn in einen Thurm geführt haben. Die Stadt soll die Schatzung zahlen, sonst müsste er allen Nördlingern, die ihm in die Hände fielen „die hend und fuess abhauen, erstechen und erwürgen, das er dann lieber vertragen werd" (S. 211).

S. 213 J. 1526 (aus: 15. Gethat): Überfall von 5 Bürgern von Schwäbisch-Hall am Kocher bei Künzelsau. Sie wurden von 7 Reitern angegriffen „wol gerüst mit harnisch, feuerpüchsen und armbrosten.

S. 228 J. 1527 (aus: Jorg Wolf von Giech betreffend). Hans Thomas „ailf pferd stark" lauerte bei Gräfenthal (Stadt am Thüringerwald) von der Leipziger Messe kommenden Kaufleuten auf, bei welcher Gelegenheit sein Schwager Jorg Wolf von Giech gefangen wurde; die Wegelagerer hatten „fünf armprust und sechs zündtpüchsen" (S. 284).

S. 296 J. 1527 (aus: Thätlich Handlung an Mathes Künig: Mathias Künig von Danzig reiste mit seinem Knecht und „zweyen jungen[14]) uff einem polnischen rollwegelein" aus der Leipziger Messe. Im Erlanger Wald bei Tennenlohe wurden sie von 5 Reitern angesprengt; drei von ihnen hatten „schwarze kittel mit weiss wullentuch gefüttert", die andern

13) Also einen Komödianten.

14) Der Eine ein Goldschmied von Leipzig, des Arnold Wencken Sohn, der Zweite, Jörg Echelman, ein Eidam des Knopf, der dem „adel zugehoret, nemlich Bernharten von der Aschofenburg und Bandel Jan von Bischmarkt", für die er Einkäufe besorgen sollte.

zwei hatten „grae röck mit weissem tuch". Vier von ihnen führten „armprust und grae hüt, ihr führer, der fünfte ein schwarzen zötigen huet, ein sylbrin stossdegen an der seiten, ein püchsen am sattelpogen, ein gaysel in der hand. Sie sprengten mit gespannten armprüsten" an, trieben sie in den Wald und nahmen ihnen ihre Barschaft und andere Gegenstände, darunter „ein sylbrin stossdegen" ab. Ein Wirt, bei dem sie einkehrten, schildert die Reiter „in groe und schwarz gekleidt, auch mit trabharnisch uffs geringst, vier armprüst und einer zündtpüchsen, die der edelman sampt einer langen gaisel gehabt, gerüst gewesen" (S. 306).

S. 307 J. 1527 (aus: Gefenglich Niderlag Cristof Grostz): Cristof Gross, Cristaner genannt zu Lelitz, ein Edelmann, Diener des Bischofs von Bamberg, wurde in Begleitung eines „knaben" auf dem Ritte nach Bamberg bei Sigritzberg (B.-A. Ebermanstadt) von Fünfen zu Ross, überfallen, 4 Reisigen und einem Bauer mit Proviant. Drei führten „armprust" ein Edelmann auf einem Rotschimmel hat „ine angeschryren und den schuess gepoten". Beide entkamen ihren Bedrängern durch die Flucht. Der Knabe erzählte, dass sie ihn nach den Reitern fragten, die am Montag (11. August) zu Drosendorf gewest, und ob sy harnisch gefürt haben. Het der pub gesagt, sy heten kein harnisch gefürt" und nannte die Namen von vier Edelleuten. „Heten sy gesagt: „Wie darfstu das sagen? Haben sy doch spiess gefürt". Darauf ine der pub geantwurt nein, es weren kein spiess sondern schefflin gewest. Der Wirt, bei dem sie eingekehrt waren, berichtet, er habe nach ihrem Abritte in Stadel „ein par sporn" gefunden (S. 312).

S. 318 J. 1528 (aus: Affhauen der Güter bei Kornburg): Hans Wirt wurde mit Augsburger Waare, die auf einem Wagen aufgeladen war, hart am Walde von Kornburg (B.-A. Schwabach) von 10 bis 11 Reitern überfallen, „die einen jung mit einem schefflin ein ackerleng vor liesen ziehen". „Da sy nun schier uff ein vierteil meyl uff einem altweg in den wald komen, het Wirt und sein knecht uf den rossen also angeschirrt müssen sitzen pleiben". Jeder wurde von einem Reiter bewacht. „Seyen die andern alle biss on die zwen puben," die Aufpasser machten, abgestanden. Einer das harnisch von sich gethan, welcher dann dasselb harnisch, auch armprust und winten dahinten gelassen. Der andern etliche die rock und huet abgezogen, etlich ascherfarb harnisch gefürt, daruff sich an die güter gericht, die auffgehauen, etlich seck ausgeschütt und seck daruss auf die ross gemacht, dieselben mit der pesten war so sy gefunden, (vil seidener war und saffran) gefüllt". Sie wurden hierauf an Bäume gebunden, die Räuber ritten mit den Wagenpferden und der Beute davon. „Haben geführt drey armprust und ein zündbüchsen, etliche lüdrine futerseck".

S. 320 J. 1528 (aus: That bey Embszkirchen): Drei Fuhrleute und zwei andere Reisende, die von Landshut mit leeren Wagen ausfuhren, um Wein zu holen, wurden bei Emskirchen (B.-A. Neustadt a. A.) von 5 Reitern angesprengt, „vier mit armprusten und der fünft mit einer püchsen", ihrer Barschaft beraubt, Einer wurde erstochen, ein Anderer verwundet.

S. 322. J. 1528. 18. Juni (aus: Niederwerfung Veit Scharpfs etc): Veit Scharpf[15]), Haymeran Nuszberger, Karius (Eucharius) Schilt und Class Beck wurden von Altorfer Bürgern bei Bergen niedergeworfen, in die den Pfalzgrafen Ottheinrich und Philipp von Neuburg gehörige Burg Heideck gebracht und Scharpf, Schilt und Pek am 23. Dezember nach peinlichen Verhören daselbst hingerichtet (S. 509).

S. 387. J. 1528 (aus: Dem Verhör des Clas Peck): Gelegentlich des Kornburger Überfalls warf des Cristoff Marschalks „pub sein spiess in das wasser", der von Embs brachte beym Potenstein den Wegelagerern ein prot und yedem ross ein peckelhauben vol haberns.

S. 399. J. 1527. (aus: Dem Verhör Nuzbergers).

15) Veit Scharpf, einer der Hauptхelden in der blutigen Lebensgeschichte des Hans Thomas von Absberg, war zu Hagenpuch bei Munheim (B.-A. Donauwörth) gehoren, kam noch vor Beginn der Fehde [um 1519] zum Absberger und machte seine Bestallung mit ihm: 8 fl. Jahressold, 2 Kleider, 1 Paar Stiefel per Jahr: „wo sy gefangen eroberten, das er [Hans Thomas] ime [Veit] in der varenden hab das alles zu steen lassen und in schatzungen uff sein pferd den dritten pfening geben und darzue ime für schaden steen soll mit aller notturft". Nach der Niederwerfung des Nürnbergers Geiger [1523] entstand das Gerücht, Veit soll zu den Nürnbergern komen sein, was nicht wahr gewesen sei. Und wo dann heut oder morgen ime [dem Hans Thomas] in seinen sachen was zusteen sollt, so möcht er doch gedenken er [Veit] het ine verraten und wolt ime deshalb nit mehr dienen. Also hab ime Hans Thomas geantwurt, er konnt ine nit nöten, zu dien, so wer er im zu kostlich zu einen knechte. Also sey er von ime komen". Um die Zeit des Bauernkrieges [1525] habe er keinen Dienst gehabt, sonder sei für sich selbst, aber nit viel geritten. Später diente er durch zwei Jahre [1526, 1527] dem Christoph Marschalk, einen adeligen Genossen des Absberger (S. 400—403). Veit Scharpf war sich seines Werts bewusst. Er hielt mit seinen Angaben in den ersten Verhören zurück und war erst auf die peinliche Frage gesprächiger mit der Motivierung: „Die vom adel hetten gedacht, dass er als ein berühmter knecht" ungemartert nichts sagen noch anzeigen durfte. Erinnert im Charakter an den „Räuber Schweizer" Schillers. Neben Veit dienten durch je zwei Jahre Jorg Rechberger und Endres Hamerschmid als Knechte und ausserdem war Kilian Walter bei Hans Thomas als Knabe und später als Knecht bedienstet. Fassen wir Thomas im Sinne K. Maximilians als den adeligen Kyrisser auf, so hatte er ein Personal von vier Leuten. Nach der Instruktion des Kaisers aus dem J. 1498 sollte ein Hauptmann und 1 Kyrisser für sich selbst einen Trabanten, einen Marstaller, einen leichten Büchsenschützen mit einer Handbüchse und zwei einspännige Knechte, einen Pagen und einen Knappen, der zum Trabanten ausgebildet werden sollte, haben (Ottenfeld und Teuber, Die Österr. Armee, S. 23). In spaterer Zeit, als Veit Scharpf verhaftet wurde, hatte der Absberger nur zwei Knechte: Balthasar und Thomas (S. 393).

Erschlagung eines Wirts bei Schönstein (B.-A. Bogen) Nussberger hatte damals einen „spiess und ein feuerslagende püchsen. Der Wirt, bei dem sie nächtigten, erklärte mit Rücksicht auf die Büchse, er leide keine „verpotne werb in seinem hauss". Es kam zu einem Raufhandel mit dem Wirt, wobei sie Cristoph Schönsteiner von einander brachte. Später kam der Wirt „mit einem plosen langen peidenhender, den er davor nit bey sich gehabt in die stuben". Der Schönsteiner brachte sie zum zweiten Male auseinander. „Zum dritten als er, sager uss der stuben gangen und vermeint, der wirt bet sich an sein rue schlaffen gelegt, und [er] wider in die stuben geen wollen, wer der wirt vor der stubentür mit dem plosen paidenhender gestanden, und als er ine ersehen, war er ime zugeeilt und besorgt, er wurd ine hauen, ine mit der püchs über den kopf geslagen, er het aber nit vermeint, das er diss schlags solt gestorben sein.

S. 491 (aus: Einem Verböre Veit Scharpfs): Ein notorischer Unterschleifer, Wiebold Heussler, der Wirt zu Dettenheim (A.-B. Weissenburg), der am 12. Januar 1529 in Nürnberg hingerichtet wurde (S. 509), „hab in seinem neu gepauten hauss zwey gewelb oben darein gemacht, zwischen denselben sey ein loch gewesen, daryne sich einer wol verpergen mogen. Dasselb loch hab ime, Veytten der wirt zaigt und gesagt, woll das zurichten, das er ein guthen gesellen mög darynn behalten [als Schlupfwinkel]. Derselb wirt sey auch allweg mit harnisch auf ein reuter gerüst gewesen".

S. 494 (aus: Eucharius Schilts Verbör zu Lauging): Unter den Teilnehmern einer geplanten Unternehmung bei Öhring (Württemberg) war auch des Hans Jorg von Aschhausen Bub, Karl genannt, „des alters, das er das künftig jar das harnisch antun mocht."

S. 603 J. 1528. (Prozedur bei der peinlichen Frage Hans Odernwelders). Wirtes des Zollhauses in Berg (Vorstadt Donauwörts). Nach 3 gütlichen fragen „nachvolgend zu 3 malen gar lere ufgezogen". „Mer zu 2 male mit einem geringen gewicht, biss in 70 pfundt haltend. aufgezogen, weiter ein mal mit einem schweren gewicht, bei anderhalb zenten aufzogen, darnach abermalen ein fart mit obgemelten gewichten under einest angehenkt und aufgezogen".

S. 510 J. 1528, 10. Dez. (aus: Thetlich handlung beim Gefres). Beim Ausritte von Hof war der Nurnberger Kaufmansohn Fritz Neuner, der in Begleitung reiste, in der Nahe von Conradsreuth (B.-A. Hof) von fünf Reitern angefallen worden. Der erste Reiter ist „verkappt" gewesen, „hat angehabt einen graen einfachen kemlin reytrock, die ermbel mit angehefften falten, rot hosen und kappen, neu gemacht zwen stiefel auf beheimisch mit dreyen felzlein, zwen schwarze plechene handschuh, ein graen hut mit einer birnhauben, ein schwert, hat den Nordlinger (Cunradt Nordlinger, einer aus der Reisegesellschaft Neuners) geschlagen und gefangen[16]), schwerdt mit ime getauscht. Der ander reutter hat angehabt einen graen gescheut belten huet und ein zündpüchsen. Der dritreuter hat angehabt einen graen kemlin reytrock ganz abtragen, und beschaben, ascherfarb hosen und ein kragenhemd mit dreyen gulden kettlin dareingenet, einen graen hut mit einer hirnbauben, hinden im ruck einen zwerkschnitt und hat des reuters schwerdt. Der vierd reuter hat angehabt einen kemlin rock, eine praune kappen, ruck und krebs mit langen schossen, auch schurz und erbel. Der fünft reuter hat angehabt einen graen kemlin rock, ein taschen uff dem arsch mit einem gurt und einen graen hut, ein rote kappen, fornen am part offen und an der spitz mit einem haften zugemacht".

S. 529 J. 1531 (Hans Thomas' Ende). Hans Thomas von Absberg, ein Mann von grossem persönlichen Mut, von väterlicher Sorge um Frau und Kinder, war in Verfolgung von wirklichen oder vermeintlichen Rechtsansprüchen zu einem Geächteten (einem Banditen) geworden. Ein günstiges Geschick bewahrte ihn davor, in die Hände einer dem schwäbischen Bunde angehörenden Reichsstädte, namentlich Nürnbergs zu fallen. Sein adeliger Name hätte ihn da wohl weder vor der peinlichen Frage noch vor dem Henkerschwert geschützt, obwohl man sonst milder mit einem führenden, die Gewaltthaten veranlassenden Ritter, als einem armen verführten Knechte oder Unterschleif gebenden Wirte verfuhr. Hans Thomas ging in tiefem Schlafe in ein besseres Jenseits hinüber. Ein abscheulicher Jude in Altenzedlitz (Markt in Bezirkshauptmanschaft und Gerichtsbez. Tachau in Böhmen) namens Salomon, ein notorischer Diebshehler (S. 388), dem auch der Absberger seine geraubte Beute billig zu verkaufen pflegte, machte ihn trunken, „dass er auf dem tisch entschlafen, und ihme mit einem faustrohr einen schuss ins herz geben und mit hilf eines andern juden ihme der kopf mit kolben zerschlagen und ihne also wie einen wutbenden hund, ehe er recht aufwachen können, in seinen sünden ermordet den 24. juni 1531, allda er den 3. juli zu Altenzedlitz auf dem kirchhof in einer ecken begraben worden."

16) In der Berührung mit dem Schwert lag die Aufforderung, sich gefangen zu geben.

Über Falsch-Aufstellung alter Waffen und Rüstungen.

Von **D. R. Forrer.**

Über den Bau und die Einrichtung von Museen lässt sich streiten. Jedenfalls ist das Aufstellen von Normen, soweit diese über das Selbstverständliche hinausgehen eine Sache, die immer „graue Theorie" bleibt, solange man „im allgemeinen" spricht und nicht spezielle Fälle zur Grundlage nimmt. Bau, Einrichtung und Aufstellung sind von ungemein vielen Nebenumständen und Zufälligkeiten abhängig; sie werden variieren je nach den vorhandenen Geldmitteln und Lokalitäten, nach den schon vorhandenen Ausstellungsobjekten und nach dem, was man sich von solchen noch beschaffen will, nach den Zielen und Zwecken, welche man sich vorgezeichnet hat und nach noch mancherlei andern Vorbedingungen mehr.

Als eine der selbstverständlichen Normen sehe ich beispielsweise die Forderung an, dass wissenschaftlich Wertvolles, Kostbares und besondere Seltenheiten in den Vordergrund gerückt, besonders sorgfältig aufbewahrt und dem Studium leicht zugänglich gemacht werden sollen. Das bayrische Nationalmuseum in München hat, wie schon Dr. Koetschau hier (II, 286) angedeutet, bei der Aufstellung seiner Waffen mehrfach das Gegenteil getan: die wissenschaftlich wertvollsten Helme, Tartschen u. s. w. hängen hoch oben, oder sind hoch über Glasschränken ohne Glasschutz aufgestellt, während weit weniger Wichtiges in prächtigen Vitrinen prangt.

Die Waffenabteilungen des Münchener Nationalmuseums sollen eine Art „Zeughaussäle" darstellen. Aber der Charakter des Zeughaussaales ist dort ebensowenig erzielt, als das Münchener Nationalmuseum auch nur ein regelrecht durchgeführtes gotisches Zimmer aufweist. Wie im letzteren Dinge aufgestellt sind, die nicht hineingehören, so stören im ersteren die Vitrinen. Das ist es, was in der Waffensammlung des Nationalmuseums die Einheitlichkeit des Eindruckes stört. Man schweisst zwei Dinge zusammen, welche nicht zusammengehören und erzielt damit etwas, was „weder Fisch noch Fleisch" ist. Meines Erachtens hätte man in München die Massenbestände zur Bildung eines Zeughaussaales vereinigen, die kostbaren Mittelalterwaffen und die Prunkwaffen der Renaissance aber getrennt von ersteren in Vitrinensälen aufstellen sollen.

Der „Rüstkammergedanke" ist im Schweizer Nationalmuseum zu Zürich ganz fallen gelassen. Niemand denkt dort an „Zeughaussäle". Rüstungen stehen dort friedlich neben Vitrinen, ohne dass das eine das andere stört, weil dort jedem Objekte der Platz angewiesen ist, der ihm nach seinem inneren Werte zukommt, ganz wie das in Bern, Dresden, Berlin, Paris, Wien u. s. w. der Fall ist. Freilich ist überhaupt sowohl in München wie in Zürich der den Waffen zugewiesene Raum im Verhältnis zu deren Menge ein viel zu geringer und muss nach meinem Empfinden beiderorts nach dieser Richtung Besserung geschaffen werden.

München wie Zürich haben den Waffen grosse, hohe Prunksäle angewiesen. Für den „Rüstkammergedanken" ist das wenig geeignet. Um so besser war dieser Leitgedanke in Emden durchzuführen, wo eine Rüstkammer im vorhinein vorlag und nur eine Neuaufstellung von nöten war.

Aber auch in Emden ist der Rüstkammergedanke nicht so zur Durchführung gelangt, wie man es hätte erwarten dürfen. Die schrecklichen „Panoplies" resp. Trophaen, gut für die Zeiten der Ritterromantik, wie sie z. B. die Ostwand bietet (vgl. Abb. S. 106, III. Bd.), hätten füglich unterlassen werden können. Diese gekreuzten Beile und gekreuzten Zweihänder auf hölzernen Rundschilden verderben den einheitlichen Eindruck und den sonst so gut durchgeführten Rüstkammercharakter.

Am besten hat diesen Charakter Graf Wilczek bei Einrichtung seiner Waffenhalle auf Schloss Kreuzenstein getroffen. Dorthin müssen alle jene pilgern, welche in dieser Beziehung etwas lernen wollen!

Ein gutes altes Vorbild bietet nach dieser Richtung eine Freske im Schlosse Issogne (Aostathal), wo neben andern Fresken aus dem Leben der damaligen Zeit auch das Leben und Treiben in einer Wachtstube aus der Zeit um 1490—1500 dargestellt ist (davon hier eine verkleinerte Reproduktion nach meinem Werke über jene Fresken[1]). Die Kriegsknechte haben ihr Eisenrüstzeug abgelegt und vergnügen sich bei Spiel, Wein, Weib und Streit. Einer, der eine Brigantine trägt, sticht mit seinem Schwerte nach seinem Gegenüber, indessen ein Dritter ihn mit einem Maasskrug abzuwehren sucht. An der Wand und auf Gestellen sind die abgelegten Waffen untergebracht, alle so, dass sie im Notfalle sofort ergriffen werden konnten. An jeder Armbrust hängt ihre Winde, daneben der Pfeilköcher, am Schiessrohr das Pulverhorn, daneben

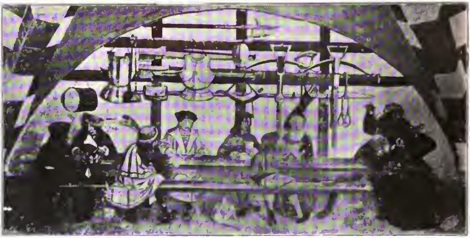
[1] Vgl. R. Forrer: „Spätgotische Wandmalereien aus Schloss Issogne". Strassburg 1896, mit 12 Lichtdrucktafeln.

die Kugeltasche. Die Helmbarten liegen wie die Büchsen wagrecht auf Holzhaken. Wir sehen da eine kleine Trommel, wohl zum Zusammentrommeln der Kriegsleute für den Notfall; zwei gotische Brustpanzer, daneben eine Steinschleuder; dann 2 Feuergewehre, eine Helmbarte und eine Gläfe, zwei Schallern und schliesslich die 2 schon erwähnten gotischen Armbrüste mit ihrem schon genannten Zubehör an Pfeilköcher und Spannern (Winde und Beinfussspanner).

Mir scheint, dass dies Bild sehr lehrreich ist, um zu zeigen, wie bei Einrichtung von Rüst- und Waffenkammern Helmbarten, Gewehre, Armbrüste und einzelne Rüstteile aufzustellen sind. Ich habe mich bei der Aufstellung meiner eigenen Waffenbestände direkt an dies alte Vorbild gehalten. Ist damit auch kein prunkendes Bild, so ist doch eine der Ursprünglichkeit am nächsten kommende Aufbewahrung und Aufstellung erreicht. Auch da kann stimmungs- und geschmackvolle Anordnung einen künstlerischen Eindruck erzielen.

Trophaen sind gut für temporare Ausstellungen und für Sammler, welche Waffen mehr oder lediglich zu Dekorationszwecken sammeln. Auch für Zusammenstellungen von Beutestücken mögen sie bis zu einem gewissen Grade in Museen Anwendung finden. Ich erinnere an die schönen Trophäen in Saal 34 des Bayrischen Nationalmuseums (II, 285), welche die Beutestücke Max Emanuels von Bayern aus den Türkenkriegen darstellen. Freilich zeigt auch hier sich wieder der Nachteil der Trophäe. Es befinden sich darunter äusserst kostbare altorientalische Waffen, welche unter Glas und so aufgestellt gehörten, dass man sie einzeln studieren kann; bei diesen Trophaen sind zahlreiche Details gar nicht zu sehen und ein Abnehmen ohne Zerstörung der Trophäe ist fast unmöglich; schliesslich: mit weniger kostbaren Stücken hätte man ganz denselben künstlerischen Effekt erreichen können. Für dergleichen „Theatereffekte" sind so schöne und echte Waffen viel zu gut. Es fallt ja auch keinem Museum ein, aus gallischen Bronzehelmen, Schwertern und Dolchen der Hallstattzeit eine „Trophäe" arrangieren zu wollen; dergleichen tut man höchstens mit Doubletten oder mit Nachbildungen.

Schrecklicher noch ist mir, wenn ich Reiterrustungen sehe, welche ihre Hande auf Zweihänder stützen. Bidenhänder mögen an Landsknechts-Halbrüstungen ihren Platz haben, nicht aber an Reiterrüstungen, welche nie Zweihänder führten.



Glücklicherweise verschwinden auch diese Erscheinungen allmählich aus unsern öffentlichen und privaten Waffensammlungen.

Auffallend oft ist mir dagegen noch in neuester Zeit eine falsche Aufstellung alter Rüstungen zu Gesicht gekommen. In Emden, das doch erst kürzlich neu eingerichtet worden ist, zeigen mehrere Rüstungen völlig ungerechtfertigte Aufstellung. Bei einer ganzen Reihe sind die eisernen Halskragen über statt unter die Brust gesetzt d. h. man hat dem Gestell erst die Brust und dann erst den Kragen angezogen, statt umgekehrt. Wer aber die alten Originalbilder studiert, von den grossen Waffensammlungen ganz abzusehen, wird finden, dass der Kragen stets unter die Brust, gesetzt ist. Es ist das auch ganz natürlich. Würde das die Rüstung tragende Riemenzeug direkt auf der Schulter aufgesessen haben, so wäre diese sehr bald wundgerieben worden. Der Kragen hatte gerade den Zweck, das Gewicht der Rüstung zu verteilen, zu mildern. Dann aber wäre es auch

ganz widersinnig gewesen, den Kragen über der Rüstung zu tragen, weil jeder gegen die Brust geführte Stoss zwischen Brust und Kragen eindringen und den so ungeschützten Hals treffen konnte. Das aber gerade sollte der Kragen verhüten. Daher die Tragweise **unter** der Brust.

Derlei falsch angezogene Rüstungen bieten auch die Abbildungen aus der Rüstkammer zu Emden der Seiten 104, 105 und 106 dieser Zeitschrift. Auch **die** zwei spätgotischen Rüstungen der Rüstkammer von **Fürstenwalde** an der Spree, welche Hr. Engel S. 403 des II. Jahrganges abbildete, sind falsch angezogen, wie Herr Engel selbst in seinem Aufsatze betont hat. Besser freilich wäre eine richtige Umkleidung noch **vor** der Publikation gewesen. Ganz besonders aber muss dies für die Emdener Rüstungen gesagt werden, von welchen in der letzten Zeit an mancherlei Orten Abbildungen gebracht worden sind, ohne dass die oben gerügten Fehler bisher Korrektur gefunden hätten.

Entwickelung und Gebrauch der Handfeuerwaffen.

Von k. u. k. Oberst **P. Sixl**

(3. Fortsetzung.[1])

Einreihige Orgeln von der bisher beschriebenen einfachen Konstruktion waren zweifellos auch jene „Orgeln", welche i. J. 1589 im Zeughause zu München aufbewahrt und in folgender Weise bezeichnet wurden:

„1 Orgel mit 7 Doppelhaken";

„2 Orgeln mit Doppelhakenröhren" (Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern etc. München 1868. 355.)

Eine recht gut erhaltene aber augenscheinlich jüngere einreihige siebenläufige Orgel befindet sich im Besitze des Fursten Paul Esterházy auf Schloss Forchtenstein und wurde von Dr. Johann Szendrei in dem Werke: „Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmaler in der Milleniums-Landesausstellung" Budapest, 1896, 964–66 abgebildet und teilweise auch beschrieben.[2])

Diese Orgel hat 7 Läufe, welche einreihig geordnet auf einer Metallunterlage befestigt sind.

Material der Läufe: Schmiedeeisen.

Länge aller 7 Läufe: 55 cm; Länge der Laufseele: 47,5 cm.

Kaliber: bei dem Mittellauf: 15 mm, bei den übrigen: 20 mm.

Der Mittellauf ist cylindrisch, aussen glatt, vorn oben mit einem spitzen Visierkorn, rückwärts mit einem rechteckig ausgeschnittenen Aufsatze; die 6 äusseren Läufe sind achtkantig, sonst glatt; alle Läufe sind an der Mündung trichterförmig erweitert.

Die Läufe münden rückwärts in eine 4,5 cm hohe und ebenso breite, innen hohle, eiserne Querleiste und sind in diese eingeschweisst.

Die Querleiste ist 48,5 cm breit und hat auf der vorderen Seite zwei Zündlöcher; vor diesen befindet sich eine 6 cm lange und 3 cm breite nach vorne aufwärts gebogene Zündpfanne, an deren Boden ein Rad mit geriffeltem Rande eingepasst ist; das Rad ist beweglich und an der Querleiste befestigt; auf dieses Rad schnappt von rechts und links je ein mit Feuerstein versehener Hahn ein.

Der Entzündungsmechanismus scheint ein Radschloss mit 2 Hämmern zu sein; es konnte jedoch die das Rad treibende Kraft vorläufig nicht festgestellt werden.

Die Unterlage besteht aus einer 47 cm breiten und 55 cm langen Eisenplatte, auf welcher 14 cm vom vorderen Rand ein 3 cm breiter und ebenso hoher hölzerner Balken befestigt ist, in dessen muldenförmigen Ausnehmungen die Rohre aufliegen. Über die Läufe ist ein 3,5 cm breites Bandeisen gelegt und mittels 8 Schrauben befestigt; rückwärts ist die Querleiste auf der Unterlage ebenfalls mittels Schrauben festgehalten.

Die Unterlage ist mittels Eisenbänder und Schrauben auf der hölzernen starken Räderachse

---

[1]) **Berichtigung.** Im Heft 10, Zeile 285, Spalte 2, Zeile 16 von oben ist nach „mehrreihige" einzuschalten: „und schliesslich solche mehrläufige". Zeile 17 von oben ist nach „werden" anzufügen: „bei welchen die Läufe um einen drehbaren Mittellauf angeordnet erscheinen". Zwischen Absatz 4 und 5 von oben ist einzuschalten: „A. Einreihige Orgeln".

[2]) Fig. 107 dort entnommen. Die ergänzenden Angaben über die vorliegende Orgelbüchse verdanken wir der verehrl. Schlossverwaltung.

befestigt; vorne befinden sich zwei hölzerne Deichselstangen mit Zughaken, um die Orgelbüchse für den Transport bespannen zu können.

Über den Läufen ist ein 65 cm hohes und 15 cm breites hölzernes Gehäuse angebracht, welches zur Aufnahme von Pulver und Bleikugeln diente und so eingerichtet war, dass durch einen besonderen Mechanismus für die einzelnen Läufe das nötige Quantum Pulver und das Geschoss zurecht gelegt werden konnte.

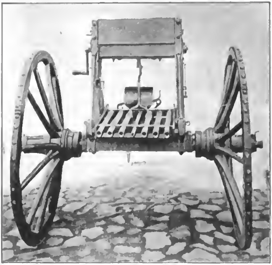


Fig. 107. Einreihige 7 läufige Orgel aus der Waffensammlung auf Schloss Forchtenau des Fürsten Paul Esterházy.



Fig. 108. Einreihige 15 läufige Orgel aus dem Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Die beiläufige Entstehungszeit dieser Orgel dürfte in den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts zu suchen sein.

Wenn auch diese Orgel gegenüber den bisher beschriebenen einen entschiedenen Fortschritt zeigt, so war doch der Mechanismus für das Bereitstellen der Ladung recht kompliziert, auch die Entzündungsart recht empfindlich; die Zündrinne und die Lunte waren gewiss einfacher.

Jedenfalls hat bei der vorliegenden Konstruktion ein gelehrter Büchsenschmied mitgewirkt, dem es um eine sinnreiche Konstruktion zu tun war,

der aber hierbei die Frage nach der im Felde nötigen Einfachheit übersah.

Dieselbe Erscheinung wird später bei den mehrreihigen Orgeln in erhöhtem Masse beobachtet werden können.

Waren die bisher beschriebenen Orgeln infolge ihrer Konstruktion und Beweglichkeit offenbar für den offensiven Feldkrieg bestimmt, so mag die folgende Orgel augenscheinlich mehr defensiven Zwecken gedient haben, da der Gebrauch derselben als Schusswaffe noch besondere Einrichtungen erforderte, welche nur in der vorbereiteten Verteidigung geboten werden konnten.

Diese Orgel befindet sich im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, Fig. 108[1]); die genaue Beschreibung derselben lautet:

Konstruktion: einreihig mit 15 Läufen.
Material der Läufe: Schmiedeeisen.
Länge der Läufe: 44 cm.
Länge der Laufseele: 42 cm.
Kaliber: 20 mm.

Die Läufe sind vorne cylindrisch, ohne jede Verbreiterung der Mündung und ohne Visierpunkte; rückwärts, beiläufig zwei Drittel der ganzen Länge, sind dieselben sechskantig. Am rückwärtigen Laufende ist oberhalb ein schwanzformiges Eisenstück mit Schraubenloch eingeschweisst. Jeder Lauf hat rückwärts oben, am äussersten Ende der Seele, ein senkrecht gebohrtes Zündloch.

Die Unterlage ist ein 3 cm starkes Holzbrett, 70 cm breit, 31,5 cm tief, an welches vorne unten und rückwärts oben eine 3,5 cm hohe und 7—7,5 cm breite Stufe anschliesst.

Die Läufe liegen frei auf der Unterlage nebeneinander in Abständen von etwa 2 cm; die Zwischenräume sind durch Holzleisten derart ausgefüllt, dass die Läufe zu zwei Drittel ihres Umfanges eingebettet erscheinen. Das oben erwähnte schwanzförmige Eisenstück am Laufende ist in die rückwärtige Holzstufe eingelassen und mit einer Schraube befestigt; vorne ragen die Läufe beiläufig um 13 cm über die Unterlage hervor; knapp an der Unterlage sind über die Läufe Messingbänder gelegt, deren Enden an die vordere Holzstufe angenagelt sind.

Die Entzündung der Läufe geschah ähnlich wie mit Zündrinne; zwischen je 2 Läufen befand sich ehemals in der Höhe der Zündlöcher ein Holzpflock, welcher oben mit einer Rinne versehen war und die Verbindung der beiden Zündlöcher bewirkte. Wurde nun über die Zündlöcher und die dazwischen befindlichen Räume Zündpulver aufgestreut, so war es wohl möglich, durch Ansetzen der Lunte alle 15 Läufe auf einmal abzuschiessen; wobei das Ansetzen sehr wahrscheinlich beim Mittellauf erfolgte.

An der rechten Seite ist noch eine derartige Rinne erhalten.

Über den Zündlöchern ist ein dachförmiger Holzschutz angebracht, welcher nach rückwärts umgelegt werden konnte.

Spuren von Schiessgebrauch lassen sich nicht genau nachweisen.

Das Gewicht der Waffe beträgt 28,5 kg.

Entstehungszeit: erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Konstruktion der vorliegenden Orgel ist höchst einfach; die brettartige Unterlage wurde schon oben, Fig. 95, handschriftlich nachgewiesen, jedoch fehlt hier das Untergestell. Dieses Untergestell war notwendig, um für die Geschosse den erwünschten Wirkungsbereich frei zu halten; es ist möglich, dass für diesen Zweck die Verwendung auf einem Fensterbankett, auf einer Mauer, auf einem Holzgerüste usw. gedacht war.

Auf diesem Untergestell musste weiters eine Einrichtung vorhanden sein, mittels welcher die schussfertige Orgel in der ihr gegebenen Lage festgehalten wurde, um die beabsichtigte Wirkung am Ziele sicher zu stellen; endlich war noch eine Vorkehrung gegen den Rückstoss notwendig. Schon das Fehlen einer Visiereinrichtung deutet an, dass die nötige Elevation vorher ausgemittelt war und die Orgel in diese fest und sicher eingestellt werden konnte; um den Rückstoss abzuschwächen, genügte es, die Orgel mit der rückwärtigen Seite an ein festes Widerlager anzulehnen.

Das Laden der Orgel war dadurch erleichtert, dass man dieselbe hierzu mit den Mündungen nach aufwärts aufstellen konnte; auffallend bleibt die Kürze der Läufe; die Befestigung derselben auf dem Unterlagsbrett war, gegenüber den Orgeln im königl. Zeughause zu Berlin, für einen wiederholten Gebrauch gewiss unzureichend; auch hier kann angenommen werden, dass die Art der Befestigung auf dem Untergestelle diesem Fehler begegnete.

Die beiläufige Entstehungszeit dieser Orgel konnte nur mit Rücksicht auf die Konstruktion der verwendeten Läufe abgeschätzt werden.

Bei der Eroberung von Landsberg am 28. Dezember 1632 wurden auch mehrläufige Feuerwaffen erbeutet und in folgender Weise bezeichnet:

„7 Orgel-„Daffel", jede mit 9 Musketenläufen; 1 Orgel-„Daffel" mit 5 Doppelhaken." (Heilmann II, 2, 961.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Orgel-„Daffel" von ähnlicher oder gleicher Konstruktion waren, wie die oben beschriebene Nürnberger Orgel oder dass diese einer Orgel-„Daffel" nachgebildet ist.

[1]) Die genaue Beschreibung sowie die photographische Aufnahme verdanken wir der besonderen Liebenswürdigkeit der geehrten Direktion des germ. Nationalmuseums in Nürnberg.



Die Ausstellung von alten japanischen Kunstwerken, welche das k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien während der Monate Februar und März veranstaltet hatte, bot den Wienern insofern viel Neues, als die grossen öffentlichen Sammlungen unserer Stadt im allgemeinen der eigenartigen Kunst Ostasiens ein verhältnismässig bescheidenes Plätzchen einzuräumen pflegen. Beim Besuch dieser Ausstellung nahm aber gleichwohl der Kunstfreund mit Erstaunen wahr, ein wie reicher Schatz von japanischen Kunstwerken sich in Wien in dem Besitze Privater befindet, welchen einmal ans Tageslicht gezogen zu haben das Verdienst der Veranstalter dieser mit viel Geschick und Geschmack arrangierten Ausstellung bildet.

Hier können und sollen nur die ausgestellten japanischen Kriegsgeräte kurz besprochen werden.

Unter den Harnischen, welche ohne Ausnahme den typischen Charakter der Rüstungen aus der Tokugawaperiode (1600—1868) an sich tragen, fällt besonders ein Helm auf, dessen Zier aus zwei vergoldeten, kampflustig aufgerichteten Raubfischen bestand, deren mit spitzen Zähnen besetzte Rachen drohend genug aufgesperrt waren. Europäischen Einfluss verrät ein nach Art der ganzen Krebse geschobener Harnisch, welchen der Katalog einem Künstler aus dem alten (12.—18. Jhdt.) Plattnergeschlecht der Miotshin zuschreibt. Nur der feinere Kenner wird die Schönheit der schwungvollen und kräftigen Treibarbeit an dieser Harnischgarnitur zu würdigen wissen, welche in dekorativer Hinsicht von anderen, jedoch minderwertigeren Harnischen übertroffen wird. Neben zwei eisernen, etwa dreihundert Jahre alten Helmen aus Korea zeichnen sich zwei Garnituren Armzenges durch ihre fein stilisierten Silbereinlagen an den Hentzen aus.

Unter den blanken Waffen sind einige Hofsäbel bemerkenswert, in deren Goldlackscheiden Hahnenkämpfe in lebensfrischer Darstellung gemalt waren, ferner ein Schwert, dessen dünne, fast in einem Halbkreise dem Orte zu gebogene Parierstange an die Schwertform des 14. Jahrhunderts in Europa erinnert.

Zahlreich sind die zur Schau gestellten Schwertzieraten. Die Ornamentik dieser Schwertmesser, Schwertnadeln und Stichblätter charakterisiert sich teils durch konventionelle Stilisierung, teils durch freien Naturalismus. Bei aufmerksamem Studium findet man jedoch bald heraus, dass die vom k. k. Handelsmuseum ausgestellten Schwertzierden an Alter die von anderen Sammlern beigesteuerten Schwertkleinodien überragen, unter welche sich schon hin und wieder ein Exemplar moderner für den Kuriositätenhandel nach Europa berechneter Exportware einzuschleichen wusste.

Neben Luntenmusketen, Speeren, Soldatenhüten müssen als ganz besonders originell zwei Kriegsmäntel hervorgehoben werden. Der eine dieser Mäntel ist aus blau-weiss-roten Tuchstreifen zusammengesetzt, in welchen man in mehrfacher Wiederholung ein aus weissem oder blauem Tuch geschnittenes Wappen gewahrt. Reiche Goldstickerei ziert den anderen scharlachroten Tuchmantel, welcher sich durch das Wappen des Fürsten Ukiynosuki auszeichnet.

Ausser diesen Rüstungsstücken für den Mann birgt die Ausstellung auch schönes Pferdezeug. Von dem farbenprächtigen Aussehen eines vollständig gesattelten japanischen Rosses gibt uns eine Garnitur mit ihrem reichen Schmuck roter Seitenschnüre eine Vorstellung. Ein mäanderähnliches Linienornament in kräftiger Silbertausia weist ein Paar etwa zweihundert Jahre alter Steigbügel auf, welche dem Tausiator Kiyomitsu zugeschrieben werden. Wie ein in Silber erstarrter Blumenstrauss mutete die farnkrautartige Pflanzenphantasie an, welche die Hand Kitamuras in graziöser Natürlichkeit in zwei Steigbügel zauberte. Aus dem Jahre 1630 stammen endlich reich geschnitzte und lackierte Sättel und Bügel her.

Auch einige Kakemonos und Wandschirme verdienen vom Freunde alter Waffen gewürdigt zu werden, weil sie ihm ein Bild von der Rüstungsweise und den kriegerischen Vergnügungen des japanischen Schwertadels geben. Ein solcher Wandschirm zeigt uns ein Bogenschiessen auf Hunde in Inogamy (1750), ein anderer eine Hofjagd des Shoguns am Fusse des Fuji-Yama. Auf beiden Bildern sind die Bogenschützen durchwegs beritten. Zwei um 1700 gemalte Wandschirme bringen Scenen aus der Schlacht von Teira, ein von Nobusader gemalter Kakemono einen General in vollem Kriegsschmuck zur Darstellung.

Dr. Potier.

Eine Büchse im Besitze d. Grafen Törring-Seefeld.

Im Besitze des Grafen Törring-Seefeld ist eine meist dekorativ verwendete Sammlung von Waffen, welche insbesondere dadurch wertvoll sind, dass sie nicht im Handel erworben wurden, sondern aus den alten Besitzungen der gräflichen Familie stammen. Gelegentlich von Konservierungsarbeiten an dieser Sammlung wurde ich auf eine Büchse aufmerksam, über welche ich nachstehend kurz berichten will.

Die sehr schwere Büchse, l = 98 cm (Abb. 1), hat einen Schaft aus Nussbaumholz; Bügel und Beschläge am Hals und Ende des Kolbens sind aus Messing mit gravierten Ornamenten. Der Stil der letzteren deutet auf die Zeit von 1690—1720. Die Teile des in der gewöhnlichen Konstruktion gehaltenen Steinschlosses sind aus Eisen bzw. Stahl; am Schlossblech ist der Name des Büchsenmachers J. Behr (wohl aus München) eingeschnitten. Der interessantere Teil des Gewehres ist der Lauf; denn er stammt von einer spätmittelalterlichen Hackenbüchse. (Abb. 2.) Material: sehr helle Bronze; l = 00 cm; aussen achteckig, nach vorne verjüngt, die hinteren zwei Fünftel verstärkt; an der Mündung (d = 5 cm) und am hinteren Ende die Verstärkung in gotischem Karniesprofil. Seele l = 53, d = 1,8 cm; glatt und rund gebohrt. Kaliber zu Seele = 1 : 29,5. Mündung schüsselförmig erweitert; das hintere Laufende (4 cm lang) hohl als Tülle für einen Zapfen des Schaftes (Laufboden somit dick = 2 cm), Korn angegossen; ehem. Zündvorrichtung auf der rechten Seite befindlich, aus

Zündloch und seitlich angesetzter Pfanne bestehend, entfernt; an ihrer Stelle runde Messingplatte eingesetzt. Neues Zündloch weiter rückwärts schräg gebohrt. Am hinteren wie vorderen Ende des **Hackens** ist ca. 1,5 cm Metall weggeschnitten, das Profil ist spätbarock umstilisiert; die **hintere Öse** fehlt (vielleicht schon ursprünglich) ganz. Die sichtbaren Flächen des Laufes sind nachpoliert. Markenspuren fanden sich nicht. Der Lauf ist mit seiner Tülle in einen Zapfen des Schaftes eingesetzt, mit dem er auch noch durch ein aufgeschraubtes Schwanzstück und mit dem Hacken verbunden ist.

versehene Lauf hat einen Kern von Messing, in welchen acht Rundzüge mit dreiviertel Drall eingeschnitten sind. Kaliber 9 mm. Erwähnte Schraubengewinde dienen zur Aufnahme zweier eisernen Köpfe (Muttern), welche den Zweck haben, den Glasmantel auf dem Lauf festzuhalten. Der Kopf am Bodenstück ist mit einer Visierrinne versehen, während sich die Visierkimme in einer eisernen 0,5 mm starken Scheibe befindet, die unmittelbar vor dem Kopf auf das hintere Laufende gesteckt ist. Das Korn ist auf einer, zwischen dem vorderen Abschlusskopf und dem Glasmantel auf den Lauf geschobenen Messing-



Abb. 1.



Abb. 2.

Wir haben es also mit dem Bronzelauf einer mittleren Hackenbüchse zu thun. Die Fortschritte der Technik, welche sich in der erweiterten Mündung, der seitlichen Zündung und der sehr soliden Arbeit überhaupt kundgeben, setzen die Waffe in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts. Die wohl im Beginn des 18. Jhdt. erfolgte Adaptierung des Laufes für eine Jagdbüchse dürfte den in sie gesetzten Erwartungen, vielleicht infolge des starken Rückstosses nicht entsprochen haben, denn die neueren Teile der Büchse sehen fast ganz unbenutzt aus. Interessant wäre eine Nachforschung, ob auch in anderen Sammlungen eine derartige Wiederverwendung älterer Läufe in späteren Gewehren anzutreffen ist.

Dr. W. M. **Schmid.**

Radschlossbüchse mit Laufmantel von Glas.

Die Fürstlich Salm-Reifferscheidtsche Gewehrsammlung zu Schloss Dyck, die den Teilnehmern an der Hauptversammlung des Vereins für historische Waffenkunde zu Düsseldorf, im Sommer 1902, noch in bester Erinnerung sein wird, bewahrt eine Radschlossbüchse, die wegen einer ganz besonderen Eigentümlichkeit der Erwähnung an dieser Stelle wert erscheint.

Über den eisernen, 0,54 m langen Büchsenlauf ist nämlich eine cylindrisch gestaltete, 0,518 m lange Röhre von grünlichem Glas geschoben, eine Zutat, die man bei einer Feuerwaffe wohl kaum vermuten, noch weniger aber anderswo finden dürfte. Die Wandstärke dieses Glasmantels beträgt 5 mm.

Der eiserne, an beiden Enden mit Schraubengewinden

scheibe angebracht. Über den Glasmantel ist an der Mündung sowohl; als am Bodenstück je ein Ortband von geschnittenem und graviertem Messing gelegt. Auf ersterem steht die Jahreszahl 1688, auf letzterem Ort und Name des Verfertigers: **Schleiz, Johan Gsell.**

Bei dem Schloss mit Stecher sind Rad und Schlagfeder hinter das Schlossblech verlegt, welches ebenso wie der Hahn, gut geschnitten und graviert ist.

Der deutsche Schaft von Pflaumbaumholz zeigt Schnitzereien im Spätbarockstil. Die Kappe besteht aus Büffelhorn. Gesamtlänge der Büchse 0,805 m. Gewicht 2,32 Kilo.

Als Grund der Bekleidung eines Büchsenlaufes mit Glas könnte man annehmen, dass das als schlechter Wärmeleiter bekannte Material zum Schutz bei Erhitzung des Laufes infolge schnellen Schiessens gedacht war, sonach einen gleichen Zweck verfolgte, als heutigentags die Holzmäntel bei einigen Militärgewehren. Die gesamte Arbeit lässt die Hand eines intelligenten und geschickten Büchsenmachers erkennen.

Die Familie Gsell stammt aus dem Städtchen Artzberg in Oberfranken. Daselbst ist der Name in Joh. Andreas G., Bürger und Schlosser und Joh. Lorenz G., des vorgenannten Enkel, gleichfalls Bürger und Schlosser, noch im 18. und 19. Jahrhundert nachweisbar. Zwei Büchsenmacher Görg und Jacob G. waren um die Mitte des 17. Jahrhunderts tätig; von ihnen befinden sich im Historischen Museum zu Dresden je ein Paar 1652 bez. 1655 datierte Radschlosspistolen; von Görg ein Scheibenstutzen (1649) im Zeughaus zu Emden, von Jacob eine Büchse im Zeughaus zu Kopenhagen. Ein Aegidi G

von Artzberg ist mit einer Steinschlossflinte (Jahreszahl 1651) im Fürstl. Zeughaus zu Schwarzburg vertreten. Über Johan Gsell, wohl dem bedeutendsten aus dieser Büchsenmacherfamilie, ist dem „Schleizer Bürgerbuch von 1648 bis 1756“ zu entnehmen, dass der Meister 1668 daselbst Bürger geworden ist. Im „Kirchenbuch“ befinden sich folgende zwei Einträge:

„1. Dienstag den 1. September 1668 wurden getraut Johann Gsell, Reuss-Planischer Bedienter und Büchsenmacher allhier, Herrn Aegidii Gsell, Bürgermeisters zu Artzberg, sel. nachgelass. ehel. Sohn, und Jungfrau Anna Maria, Herrn Matthäi Grüglings, Goldschmieds allhier, ehel. Tochter.

2. Montag, den 12. Juli 1669 wurde getauft Johann Gsells, Büchsenmachers, Söhnlein Heinrich.

Gevattern:

1. Der Hochgeborene Herr Heinrich IV. jüng. L. Reuss, Herr von Plauen u. s. w.

2. Der Hochgeborene Herr Heinrich XI. jüng. L. Reuss, Herr von Plauen u. s. w.

3. Herrn Georg Ernst Wüstner, Hofmeisters Weib.“

Die Herkunft Johann Gsells, die Stellung, welche er in Schleiz begleitete, sowie das Ansehen, das er bei seinen Brotherren genoss, geht aus vorstehenden Aufzeichnungen so klar hervor, dass wir nichts hinzuzufügen brauchen.

Von den Arbeiten des Meisters sind uns, ausser der oben beschriebenen Büchse, die folgenden bekannt: Eine Büchse im Skokloster bei Stockholm, gez.: Johan Gsell, Mühldorf, 1655; eine dergl. im Musée d'Artillerie zu Paris, gez.: Johan Gsell, 1657 (ohne Angabe des Ortes); ein Tesching in der Herzogl. Rüstkammer zu Altenburg, gez.: Johan Gsell, Artzberg 1660; weiter eine Büchse im Fürstl. Zeughaus zu Schwarzburg, gez.: Schleiz, Joh. Gsell, 1669 [1]). Da wohl angenommen werden darf dass der 1655 in Mühldorf (wahrscheinlich M. bei, Krems in Nieder-Österreich) und dann 1660 in Artzberg, arbeitende Johann Gsell mit dem später in Schleiz vorkommenden Meister gleichen Namens identisch ist, so wäre damit, neben einigen für unsere Forschungen nicht unwichtigen Personalien, die Schaffensperiode dieses bedeutenden Büchsenmachers zwischen 1655 und 1688 nachgewiesen. Nur Geburts- und Todesjahr waren nicht zu ermitteln.

Über die Fürstl. Salm-Reifferscheidtsche Waffensammlung, die, ausser der Büchse mit Glasmantel, noch manches andere interessante Stück enthält, ist ein Inventarium unter Beigabe von über 100 Meister- und Beschauzeichen im Druck begriffen, das in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren durch den Buchhandel zu beziehen sein wird.

M. v. Ehrenthal.

Bericht über das erste Semester 1904/05 des Dresdner Waffengeschichtlichen Seminars.

Mitglieder:

Hauptmann z. D. Oskar Baarmann, Vorstand der Kgl. Arsenalsammlung,

Alfons Diener-Schönberg,

Dr. Erich Haenel, Assistent am Kgl. Historischen Museum und an der Kgl. Gewehrgalerie,

Dr. Karl Koetschau, Direktor des Kgl. Historischen Museums und der Kgl. Gewehrgalerie,

Oberst a. D. Hans von Kretschmar (zunächst als Hospitant),

Dr. Hermann Anders Krüger,

Hauptmann Alfred Meyer, Adjutant der 2. Infanterie-Brigade Nr. 46,

Dr. Furtunat von Schubert-Soldern, Direktor der Kupferstichsammlung weil. S. Maj. des Königs Friedrich August II.,

Oberst a. D. Moritz Thierbach.

Die historische Waffenkunde wird schwerlich jemals eine akademische Vertretung finden. Denn da die Universitäten zunächst auf die Berufsbildung ihr Augenmerk richten müssen, Fächer von allgemeinem Bildungswert aber nur so weit berücksichtigen können, als eine grosse Teilnahme für sie vorausgesetzt werden darf, so ist es ihnen unmöglich, sich um die Waffenkunde zu kümmern, die, mag sie auch noch so viele Gebiete der Lebensbethätigung eines Volkes berühren, doch nur als ein einzelner Zweig der Kulturgeschichte sich darstellt. Die höheren militärischen Bildungsanstalten hätten zwar der Gründe genug, um für eine Vertretung der historischen Waffenkunde ebensogut zu sorgen wie für die der Kriegsgeschichte, solange aber ihr Arbeitsprogramm in der gleichen Anordnung und Ausdehnung wie bisher bestehen bleibt, ist auch hier für die Waffenkunde nichts zu hoffen.

So bleiben denn unter den öffentlichen Anstalten allein die Museen, die für den wissenschaftlichen Ausbau der Waffenkunde zu sorgen haben. Denn der Verein für historische Waffenkunde kann seiner beschränkten Mittel wegen nicht mehr tun, als das Zerflattern der Einzelarbeit hindern. Die zu diesem Zweck von ihm herausgegebene Zeitschrift hat sich nun in der That zu einem Sammelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit ausgewachsen. Aber da doch nicht nach einem festen Programm in ihr gearbeitet werden kann, sondern nur — die wissenschaftliche Brauchbarkeit vorausgesetzt — das abgedruckt wird, was der einzelne, sei es aus Neigung für ein bestimmtes Gebiet, sei es im Zusammenhang mit seiner Berufsthätigkeit, der Bearbeitung gerade für wert erachtet hat, so wird sie der Waffenkunde auf ihrem Entwicklungsgang niemals als Pfadfinderin, sondern nur als Begleiterin dienen können. Die Waffen-Museen aber sind sehr wohl in der Lage, systematisch vorzugehen, sobald es ihnen gelingt, einen bestimmten Stamm wissenschaftlicher Arbeiter zu bilden.

Dies waren die Erwägungen, die den Berichterstatter zur Begründung eines Waffengeschichtlichen Seminars veranlassten, das er sich von vornherein in enger Verbindung mit dem von ihm geleiteten Museum dachte. Für die erste Zeit konnte es nur darauf ankommen, die Herren, die daran teilnehmen wollten, gewissermassen aneinander zu gewöhnen, es musste also der Plan für das erste Semester so locker als möglich gehalten werden. Deshalb wurde von den Mitgliedern beschlossen, daß für diese Zeit jeder zur Bearbeitung sich auswählen könne, was er wolle, um zunächst einmal zu erproben, ob er für seine Thätigkeit auf gemeinsame

[1]) Vergl. C. A. Ossbahr, das Fürstliche Zeughaus zu Schwarzburg, dem wir die Zusammenstellung der Arbeiten der Familie Gsell zum Teil entnommen haben.

Teilnahme rechnen dürfe. Jetzt, wo ein arbeitsfrohes Semester hinter uns liegt, dürfen wir uns sagen, dass das Gefühl der Arbeitsgemeinschaft sich bei allen Mitgliedern so stark herausgebildet hat, dass ein Vorgehen auf gemeinsame Ziele nicht mehr gescheut zu werden braucht. Und ein Ziel dieser Art ist denn auch schon für das nächste Semester aufgestellt worden.

Wird sich nun vermutlich in Zukunft die Thätigkeit des Seminars ganz anders darstellen als in diesem ersten Berichte, so schien es doch angemessen, um das Werden der Sache zu zeigen, mit ihm nicht zurückzuhalten, bis eine größere Einheitlichkeit der Arbeit eingetreten war. Denn nach den vorangehenden Bemerkungen wird jeder, der die Arbeit des Seminars überhaupt beachten will, erkennen, warum zunächst keine stoffliche Beschränkung stattfand. Jedenfalls war es bei der freiwillig übernommenen, oft gar nicht geringen Arbeitslast den Mitgliedern eine willkommene Erleichterung, von den verschiedensten Stoffen sich anregen zu lassen. Auch in Zukunft wird übrigens diese Belebung der Arbeit nicht fehlen, da neben den sogenannten „Vortragssitzungen", die allerdings einem einzigen gemeinsamen Zwecke zu dienen haben, die „Berichtssitzungen" noch weiterhin abgehalten werden sollen. Denn es hat sich gezeigt, dass die in ihnen gegebenen, zwanglosen Mitteilungen über Reisen, über litterarische Neuerscheinungen, die Besprechung und Vorzeigung bemerkenswerter Gegenstände, die Übungen im stilistischen, kulturgeschichtlichen und technischen Bestimmen allgemeiner Teilnahme sich erfreuen durften.

Es schien angezeigt, dem Seminar in seiner Organisation möglichst grosse Bewegungsfreiheit zu gewährleisten, damit niemand als Zwang empfände, was doch nur bei freudiger Mitarbeit, nur bei dem Bewusstsein aller, die Lasten freiwillig auf sich genommen zu haben, gedeihen kann. Der einzige Zwang, der jedem Mitgliede auferlegt wird, besteht in der Verpflichtung, mindestens eine grössere Arbeit im Semester zu leisten. Zu den Unternehmungen des Seminars sind Majoritätsbeschlüsse nötig. Von Sitzung zu Sitzung wechselt zwischen den einzelnen Mitgliedern der Vorsitz, der nur zur Leitung der Verhandlungen berechtigt. In der Regel finden alle 14 Tage Sitzungen statt, doch fühlte man sich auch hier, um thunlichst allen Mitgliedern die Teilnahme zu ermöglichen, nicht an eine strenge Einhaltung der Termine gebunden.

Vom 5. November 1904 bis zum 29. April 1905 wurden 15 Sitzungen abgehalten. Neun davon wurden durch Vorträge, sechs durch Berichte ausgefüllt.

Vorgetragen haben:

1. Herr Baarmann über die Entwicklungsgeschichte der Lafette bis zum Ende des 15. Jahrhunderts;
2. Herr Diener-Schönberg über die Geschichte der Olbernhauer Gewehrindustrie;
3. Herr Haenel über die Hessen-Kasseler-Müllerbüchsen;
4. Herr Koetschau über das historische Museum, insbesondere in seinen Beziehungen zur Stillehre der Waffen;
5. Herr Krüger über einen Prunkdolch im Historischen Museum (Führer S. 100 Nr. 620) unter gleichzeitiger Berücksichtigung der stilistischen Eigentümlichkeiten der Schweizerdolche;
6. Herr Meyer über Psychologisches in der Schiessausbildung;
7. Herr von Schubert-Soldern über Celt und Framea, und später über die Beziehungen von G. W. von Leibniz zu den Handfeuerwaffen;
8. Herr Thierbach über die Entwicklung des Radschlosses und, daran anschliessend, in einer anderen Sitzung über die Entwicklung des Steinschlosses.

Diese Vorträge werden zum Teil in der Zeitschrift für historische Waffenkunde, zum Teil im demnächst erscheinenden Dresdner Jahrbuch und zum Teil in der Thierbach-Festschrift gedruckt werden.

Aus den Berichtssitzungen möge folgendes hervorgehoben werden:

1. Herr Diener-Schönberg erklärte die Bedeutung der Knebel an den Schweins- und Bärenspiessen;

2. Herr Haenel berichtete über einen Besuch des Bargello in Florenz, namentlich über die daselbst aufgestellte Sammlung Ressman;

3. Herr Koetschau sprach im Anschluss an einen Besuch der Wiener und Berliner Waffensammlungen über frühmittelalterliche Helme, ferner über eine Hinterladungsbüchse von Michael Gull in Wien 1658;

4. Herr Krüger machte die Mitglieder mit den Darstellungen russischer Waffen in dem Buch von Pantenius über den falschen Demetrius in kritischer Auseinandersetzung bekannt;

5. Herr Meyer unterrichtete über eine russische Untersuchung von E. von Lenz, die in angeblichen Handgranaten Gefäße zum Transport von Quecksilber festgestellt hat (inzwischen als Referat in der Zeitschrift für historische Waffenkunde gedruckt III, S. 303);

6. Herr von Schubert-Soldern legte eine noch unbekannte Kopie der maximilianischen Zeugbücher aus dem Jahre 1591 vor.

Ausserdem wurden noch viele Gegenstände des Museums eingehend besprochen. Da auch von diesen Berichten das Wichtigste gelegentlich durch den Druck mitgeteilt werden soll, so kann von einer näheren Inhaltsangabe abgesehen werden.

Übersieht man diese Thätigkeit, so zeigt sich, dass die Beschäftigung mit den eigentlich ritterlichen Waffen zurücktritt und die meisten Mitglieder zunächst mehr Neigung hatten, weniger angebauten Gebieten der Waffenkunde sich zuzuwenden. Wird nun dieses Streben zunächst einmal festzustellen, wo in der Waffenkunde die Arbeit überall einzusetzen hat, dann aber die Forschung auch in Angriff zu nehmen, in der rechten Weise organisiert werden können, so wird die Existenzberechtigung des Seminars bewiesen sein. Das Hauptthema des nächsten Semesters, die Erklärung von Fronspergers Kriegsbuch, wird den Mitgliedern Gelegenheit geben, sich einen Überblick über das ganze Waffenwesen des 16. Jahrhunders zu verschaffen und dabei auch zu erkennen, wieweit die Grenzen für das Gesamtgebiet der Waffenkunde abgesteckt werden müssen, wenn sie nicht einseitig als ein Teil der Kunstgeschichte oder der Kriegswissenschaft betrieben werden soll, sondern als kulturgeschichtliche Disziplin.

Dresden, am 12. Mai 1905.

Karl Koetschau.

Zur Geschichte der Windbüchse. Zu der von dem Herrn Ingenieur F. M. Feldhaus angeregten Erörterung über Luftgewehre, deren Verwendung im Freiheitskampfe der Tiroler mir neu ist, diene folgender Beitrag. Der geschickte, aus Ampezzo stammende Büchsenmacher Giraudoni, welcher sich auch, als ihm bei einem seiner Versuche der linke Arm zerschmettert worden war, eine eiserne Hand konstruierte, versuchte sich besonders auf dem Gebiete der Repetiergewehre. Eine Frucht seiner Studien war die Repetierwindbüchse M. 1779. Der 83 cm lange, zwölfzügige Lauf besass ein Kaliber von 10 mm und trug an seiner rechten Seite eine Magazinsröhre für 20 Kugeln. Die schmiedeeiserne Flasche enthielt einen für 40 Schüsse berechneten Luftvorrat; doch wurde nach 20—30 Schüssen eine neue Flasche an die Waffe angeschraubt, weil die abnehmende Spannung der Luft im Reservoir natürlich nicht ohne Einfluss auf die Schussweite blieb. Darum war jeder Schütze auch mit 3—4 geladenen Flaschen ausgerüstet. Die Schussweite betrug 150 Schritte; der Schütze konnte, da nur 2 Ladegriffe erforderlich waren, bequem in einer halben Minute seine 20 Schüsse abgegeben.

Diese Windbüchsen wurden von den Scharfschützen des österreichischen Heeres in dem Zeitraum von 1787 bis 1801 geführt. Anfangs waren in jeder Kompagnie mit diesem Luftgewehr 4 Mann versehen. Seit dem Jahre 1790 wurden diese Leute in ein eigenes, 1313 Mann starkes Korps vereinigt, welches sich sehr gut bewährte. Der empfindliche Mechanismus dieser Büchsen bedingte aber so häufige Reparaturen, dass sich diese Waffe bei der Truppe nicht erhielt, und im Jahre 1813 die noch vorhandenen Windbüchsen, deren Erzeugung von beeideten Arbeitern als Geheimnis streng gehütet wurde, in den Magazinen der Festung Olmütz hinterlegt wurden.[1])

Dr. Potier.



J. B. Giraud, Conservateur des Musées archéologiques de la ville de Lyon: Documents pour servir à l'Histoire de l'Armement au Moyen-Âge et à la Renaissance. — 2 forts volumes, Lyon 1895—1905. — (Propriété de l'auteur)

Mr. J. B. Giraud, l'érudit Conservateur des Musées archéologiques de la ville de Lyon, vient de faire paraitre le dernier fascicule du Tome II de ses „Documents pour servir à l'histoire de l'Armement au Moyen-âge et à la Renaissance." Les lecteurs de notre Revue en connaissent déjà le premier volume par les comptes-rendus élogieux de Mr. Wendelin Boeheim, le regretté fondateur du Verein für historische Waffenkunde; le deuxième volume, plus considérable en étendue, ne lui cède en rien en valeur. On ne pourra désormais rien dire ni rien écrire sur l'histoire de l'armement sans avoir consulté cet important ouvrage, appelé à prendre une des premières places dans la bibliothèque de tout archéologue-ès-armes.

Avant d'étudier la méthode de Mr. J. B. Giraud et les conséquences de l'application de cette méthode aux documents qu'il a mis en lumière, nous allons analyser rapidement les différents chapitres de son travail; bien que, comme nous l'avons dit, nos lecteurs en connaissent déjà la première partie, nous les prions de nous permettre de reprendre l'ouvrage dès le commencement pour leur donner une idée exacte de l'ensemble.

I. La Boutique et le mobilier d'un fourbisseur lyonnais en 1555.

C'est la copie, et l'étude raisonnee d'un inventaire fait après la mort de ce fourbisseur, inventaire décrivant non seulement les armes montées ou non montées trouvées chez lui, mais encore son outillage, et les procédés spéciaux de l'art du monteur d'épées à cette époque.

II. Les Epées de Bordeaux. Archéologie comparée des industries du fer dans la Biscaye française, le pays de Guyenne, et le Duché de Savoie.

Partant d'un texte de Montaigne, alors maire de Bordeaux, qui devait connaître l'histoire de sa ville natale, et qui attribue à Bordeau (Savoie) la production des fameuses épées, dites de Bordeaux, si célèbres au Moyen-âge, Mr. Giraud a étudié la production minière du fer spathique en Savoie où il la trouve très considérable et dans la Gironde où elle est nulle; et, étayant son opinion de nombreux documents, il conclut à l'origine Savoisienne des épées de Bordeaux.

III. Inventaire des Epées et Dagues du Comte de Salm. conservées dans l'hôtel de Salm à Nancy en 1614.

Ce précieux inventaire d'une collection d'armes du commencement du XVIIe siècle ne comprend pas moins de 267 articles, la plupart décrits avec abondance de détails précis et avec les termes techniques. Cela seul nous dispense d'insister sur sa valeur.

IV. La boutique de Jean de Vouvray, armurier à Tours en 1512, et les armuriers en Touraine.

L'inventaire d'un fourbisseur lyonnais en 1555 nous a montré l'outillage du monteur d'épées. Ici, nous trouvons celui du batteur d'armures avec les armures complètes faites sur commande pour tel et tel Seigneur, et non encore livrées; celles faites d'avance, comme nos modernes confections; et enfin les diverses pièces d'armures non encore montées, ou inachevées.

Mr. Giraud a complété les données précieuses que fournit cet inventaire par une série de documents sur

„Les Armuriers français et étrangers en Touraine";

Ces documents qui vont de 1292 à 1568 fourmillent de détails sur la fabrication des armes, si importante dans cette région, et sur le nouvel élan qu'imprimèrent à cette industrie les armuriers milanais appelés par Louis XI.

V. Documents sur l'importation des armes italiennes à Lyon à l'époque de la Renaissance.

Un marché passé en 1561 entre Etienne Mussi armurier milanais et Amé Genou marchand lyonnais, pour la vente des armes et armures envoyées à ce dernier par le premier donne sur l'armement de la 2e moitié du XVIe siècle et sur la fabrication milanaise tous les détails que l'on peut désirer.

A ce propos, l'auteur a exhumé des archives lyonnaises de nombreux et importants documents sur l'importation des armes italiennes à Lyon. Enfin, il a élucidé dans une savante dissertation deux mots rencontrés dans les ouvrages sur les armures, „la Buffe, et la Passegarde."

VI. Supplément et Tables.

Les quelques pages du supplément complètent le chapitre V; quant aux tables, nous en parlerons en même temps que de celles du second volume.

VII. Une armure de joûte en 1514. Comptes de l'Ecurie de François d'Angoulême.

[1]) Dolleczek, Monographie der k. und k. öst.-ung. blanken und Handfeuerwaffen, Wien 1896. — Erben und John. Katalog des k. und k. Heeresmuseums, Wien 1903. — Mitteilungen des Kriegsarchivs, 1890.

On sait l'amour de François I pour les joûtes, les chevaux et les armures. Ces comptes de l'écurie du Prince qui devait devenir un des plus fastueux monarques de cette époque belliqueuse comprennent les fournitures et l'entretien des harnois, équipements et harnachements, du futur roi de France. Le compte de son armure de joûte révèle un luxe de pièces de renfort que l'on ne trouverait plus aujourd'hui qu'à l'Armeria de Madrid, et qui fait honneur à l'armurier qui l'avait forgée, le fameux Jacques Merveilles.

Ce chapitre se termine par une série de documents sur les Merveilles, armuriers du Roi, et par une table de toutes les pièces d'armures et accessoires de joûte mentionnés dans le compte.

VIII. **Armerie des Ducs de Lorraine en 1629.**

Cet inventaire se compose de 146 numéros qui presque tous comprennent plusieurs pièces, parfois jusqu'à 50. Il est facile par cela seul d'en saisir l'importance.

Rapproché du chap. III (Inventaire de Salm), il donne un ensemble complet de l'armement au commencement du XVIIe siècle.

IX. **Notes pour servir à l'histoire de la Sidérurgie en Lorraine: Arsenal de Nancy, Mines, Forges, Armes, etc.**

Mr. Giraud a parachevé les chapitres III et VIII en ce chapitre IX qui forme avec eux un travail très fouillé sur l'histoire des armes en Lorraine. Il le termine par une bonne étude d'un des types d'épée les plus connus comme nom et les moins connus comme arme, le Verdun. Enfin un index géographique très détaillé facilite les recherches.

X. **Les Epées de Rives. Etude archéologique sur les industries de fer en Dauphiné.**

Ce chapitre commence pour le Dauphiné une série analogue à celle que l'auteur a faite pour la Lorraine. Qu'il nous soit permis de commettre ici une indiscrétion dont les curieux d'armes nous sauront gré, et que Mr Giraud, nous l'espérons, voudra bien nous pardonner. Les Epées de Vienne auxquelles il travaille en ce moment viendront bientôt complèter cette étude dauphinoise, et feront partie du 3e volume des Documents pour l'histoire de l'Armement.

Une nomenclature chronologique des armuriers, arquebusiers, et fourbisseurs dauphinois, et un index géographique terminent ce chapitre.

XI. **L'acier de Carme. Notes sur le commerce de l'acier à l'époque de la Renaissance.**

Dans ce dernier chapitre, l'auteur restitue à la Carinthie, avec preuves à l'appui, l'origine de cet acier renommé, dont le nom bizarre, corruption de la désignation primitive, a jusqu'ici égaré les chercheurs.

Tables

Chacun de ces deux volumes est terminé par une table volumineuse, véritable travail de bénédictin.

Les tables bibliographiques, divisées en documents manuscrits et sources imprimées, comprennent toute la bibliographie de l'armement. Vient ensuite la table des noms propres et la table des noms de choses et de lieux, dictionnaire complet dans lequel l'archéologue ès armes peut chercher tout ce dont il aura besoin sans crainte de rester bredouille.

Après cette analyse, si courte soit elle, il semble superflu de faire de cet ouvrage les éloges qu'il mérite; les travailleurs cependant ne pourraient se faire une idée exacte des services qu'il peut leur rendre si nous ne leur parlions, comme nous avons promis de le faire, de la méthode adoptée par Mr. Giraud, méthode dont peuvent s'inspirer tous ceux qui s'occupent d'archéologie dans la période historique.

Il ne s'est pas contenté en effet de choisir judicieusement les textes qu'il a publiés; chaque fois qu'il s'y rencontre un terme demandant un éclaircissement, et, comme on peut le supposer, en pareille matière cela se présente à chaque ligne, Mr. Giraud l'enrichit d'une note explicative. Et voici en quoi consiste l'originalité de son travail: cette note n'est pas un commentaire fait par l'auteur, ce qui serait déjà précieux en raison de ses connaissances personnelles; c'est un ou plusieurs documents contemporains du premier, parfois même toute une série, donnant de façon précise et indiscutable, par leur rapprochement avec le terme commenté, la solution du problème.

Si maintenant on songe que tous ces documents, tant ceux du texte que ceux des notes, sont dépouillés en tables qui n'ont laissé passer aucune expression technique, aucun nom propre, sans les mettre à leur rang alphabétique, avec renvoi à tous les passages où se rencontrent ce nom et cette expression, on aura une juste idée de l'importance de ce travail.

Pour bien mesurer les services que peuvent attendre les travailleurs d'un ouvrage ainsi conçu, il faut non seulement l'avoir lu et étudié, il faut s'en être servi; il faut avoir interrogé souvent ses tables dans lesquelles on trouve immédiatement le mot au sujet duquel on veut une réponse; il faut avoir, au passage où la table vous renvoie, trouvé toujours la réponse désirée et souvent même trouvé plus qu'on ne cherchait; il faut enfin se rendre compte de la valeur de la réponse ainsi documentée, qui, en même temps que le renseignement, vous fournit la preuve irrécusable de son exactitude.

Les „Documents pour l'histoire de l'Armement" sont une véritable Encyclopédie spécialiste, et l'on peut dire que, pour la période qu'ils embrassent, ils contiennent toute la Science des Armes.

Ch. Buttin.

Zur Besprechung in den nächsten Heften kommen:

Gröbbels, J. W., Der Reihengräberfund von Gammertingen. Mit 21 Tafeln und 27 Textabbildungen. München, Piloty & Loehle 1905.

Fahrmbacher, Hans, Führer durch das K. Bayer. Armeemuseum. München, Lindauersche Buchhandlung 1905.

Wegeli, Rudolf, Katalog der Waffensammlung im Zeughause zu Solothurn. Solothurn 1905.

Beiträge zur Geschichte der Handfeuerwaffen. Festschrift zum 80. Geburtstag von Moritz Thierbach. Mit Lichtdrucktafeln und Textabbildungen. Dresden 1905.



Am 3. Juni feierte Herr Oberst a. D. **Moritz Thierbach** unter der Teilnahme vieler Freunde sowie einer grossen Anzahl von Angehörigen der sächsischen Armee und von Mitgliedern des Vereins für historische Waffenkunde seinen 80. Geburtstag.

Vormittags gegen 12 Uhr begab sich eine Deputation des Vereins, bestehend aus den Herren Hauptmann z. D. Baarmann, Kammerherrn Dr. St. Kekule von Stradonitz, Museumsdirektor Dr. Karl Koetschau und Major z. D. Müller[1]), in die Wohnung des Herrn Jubilars, um die Festgabe des Vereins mit einer kurzen Ansprache des Herrn Kammerherrn Dr. Kekule von Stradonitz zu überreichen, der in Vertretung des durch die Hoffeste in Berlin festgehaltenen 1. Vorsitzenden, Exz. von Usedom, gekommen war. Die Gabe bestand in einem mit Deckfarben von dem Dresdner Künstler Hans Fritsch gemalten Bild. Es stellt Schneeberg dar, also jenen Ort, in dem Herr Oberst Thierbach viele Jahre segensreich gewirkt und wo er die Grundlage zu seinem bekannten grossen Werke gelegt hat.

1) Herr Schatzmeister Büttner, der ursprünglich sich anschliessen wollte, war infolge einer notwendig gewordenen Badekur in Gastein am Erscheinen verhindert.

Darnach übergab Herr Dr. Koetschau eine Festschrift „Beiträge zur Geschichte der Handfeuerwaffen". Dank der Spenden zahlreicher Freunde und Verehrer, die z. T. auch ausserhalb des Vereins stehen, war es möglich gewesen, einen stattlichen, reich illustrierten Band drucken zu lassen. Unter der Rubrik „Litteratur" werden später nähere Angaben hierüber gemacht werden.

Beim Festessen im Kgl. Belvedere brachte für den Verein der 1. Schriftführer den Trinkspruch aus. Im Namen des Vorstandes, des geschäftsführenden Ausschusses, des Gesamtvereins und auch der Berliner Mitglieder gedachte er in warmen Worten der Verdienste des Gefeierten um den Verein, wie um die Wissenschaft der historischen Waffenkunde, die ihm nach allen Richtungen hin viel verdanke. Fur einen wichtigen Zweig dieser Wissenschaft, nämlich die Geschichte der Handfeuerwaffen, sei der Gefeierte der eigentliche Begründer und wesentliche Förderer. Eine stattliche Reihe von Reden schloss sich im Verlaufe der Feier diesem ersten Trinkspruche an. Aus allen wie auch aus den zahlreich eingehenden Telegrammen, unter denen das Seiner Majestat des Königs Friedrich August von Sachsen besonders hervorgehoben sein mag, leuchtete die Verehrung klar hervor, deren sich der Jubilar bei denjenigen, die ihm naher traten, erfreuen darf. Möge es ihm, dessen Rüstigkeit allgemeine Bewunderung hervorrief, beschieden sein, sie noch viele Jahre zu geniessen.

Dem Verein neu beigetreten sind:

Mr. le Comte Olivier Costa de Bauregard.

Mr. J. B. Giraud, Conservateur des Musées archéologiques de la ville de Lyon.

Veränderungen:

Herr Rittmeister z. D. von Bredau ist zur Dienstleistung beim Bezirkskommando St Wendel (Rheinprovinz) kommandiert.

„ Hauptmann Gretschel ist von Zwickau als Kompagniechef nach Leipzig versetzt worden.

„ Dr. Hermann Anders Krüger ist nach Neu-Dietendorf, Thüringen, verzogen.

„ von Kutzschenbach ist Oberstleutnant a. D und wohnt Braunschweig, Gausstr. 14.

„ Oberst z. D. Schreiter ist nach Klotzsche-Königswald, Richard Wagnerstr., verzogen.

Über die Verpackung der Zeitschrift sind mehrfach Klagen eingelaufen. Die Expedition wird sich bemühen, mit Beginn des neuen Bandes eine bessere Verpackung anzuwenden. Bis dahin bittet sie um Nachsicht.



Herausgegeben vom Verein fur historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden.
Druck von August Pries in Leipzig.

Celt und Framea.[1]

Eine Revision der Frage

von

Dr. Fortunat von Schubert-Soldern.

Das häufige Vorkommen von Celtklingen in den Gräbern der Stein- und Bronzezeit hat, sobald sich die Wissenschaft überhaupt dem Gebiete der heimischen Altertumskunde zugewandt hatte, die Aufmerksamkeit der Fachleute erregt, und zu allerhand einander vielfach widersprechenden Theorien geführt. Der danische Archäologe Olaf Worm nannte sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts Cunci und erklärte sie für altskandinavische Handwaffen.[2] Den Namen Celtes erhielten sie 40 Jahre später durch den brandenburgischen Gelehrten Beger.[3] Ein spätlateinisches Wort, welches Meissel bedeuten soll und zum ersten Male in dieser Bedeutung im Jahr 390, wie behauptet wird, fälschlich angewendet[4] in der Vulgata des heil. Hieronymus Job. cap. 19, v. 23—24 vorkommt. Hier heisst es:

„Qis mihi tribuat ut scribantur sermones mei? Quis mihi det ut exarentur in libro

Stylo Ferreo, et plumbi lamina, vel celte sculpantur in silce?"

Das Wort Celtis wurde durch den wallisischen Mönch Brito in seinem Vocabularius folgendermaassen erklärt: Celtis Instrumentum ferreum aptum ad sculpendum „Cisel Gallice dicitur" a celendo und diese Erklärung in neuerer Zeit insbesondere von Jahns[5] mit der Begründung abgelehnt, dass im hebräischen Text das Wort Meissel oder Grabstichel gar nicht vorkomme. Es handle sich also hier, wie Jahns sagt, um ein Wortgespenst. Solche Schlussfolgerung muss den Unbefangenen mit Staunen erfüllen. Richtig ist es allerdings, dass Hieronymus diese Stelle missverständlich aufgefasst hat, denn in der griechischen Bibelübersetzung des Codex Vaticanus Alexandrinus, die sich streng an den hebräischen Urtext anlehnt, lautet sie folgendermaassen: *τίς γὰρ ἂν δῴη γραφῆναι τὰ ῥήματά μου, τεθῆναι δὲ αὐτὰ ἐν βιβλίῳ εἰς τὸν αἰῶνα; Ἐν γραφίῳ σιδηρῷ καὶ μολίβῳ, ἢ ἐν πέτραις ἐγγλυφῆναι* Das heisst also: Ach dass jemand meine Reden niederschriebe und sie zum ewigen Gedächtnis in ein Buch stelle. in Eisen (im hebräischen Urtext wahrscheinlich Erz) und Blei grübe oder in Stein meissle. Auch hier kommt also das Wort Meissel oder Grabstichel nicht vor. Im Vulgatatexte hat nun diese Stelle überhaupt keinen Sinn, denn wörtlich übersetzt müsste sie lauten: Dass doch meine Reden niedergeschrieben, dass sie in einem Buche verewigt würden. Mit eisernem Griffel und bleierner Tafel oder mit dem Meissel in Stein gehauen würden. Hieronymus hat also das, was der Codex Vaticanus mit *σίδηρος* bezeichnet, mit stylus ferreus Grabstichel übersetzt, während, wie aus dem griechischen Text hervorgeht, eine eiserne (wohl eherne) Tafel gemeint ist, und hat dann wohl der Klarheit halber dem Instrument zum Eingraben in Blei und Erz, dem Grabstichel, das Instrument zum Einmeisseln in Stein, den Celt (Meissel) gegenübergestellt. Deswegen kann man aber doch dem Wort Celtis ebensowenig die Realität absprechen wie dem Stylus ferreus. Mag der Übersetzer den hebräischen Bibeltext noch so sehr missverstanden haben, das Wort Celtis, welches hier ausdrücklich als Instrument zum Einmeisseln in Stein also als Meissel, bezeichnet wird, muss doch wohl Realität gehabt haben. Erscheint es doch ausgeschlossen, dass der heilige Hieronymus in einer Übersetzung, die für die ganze lateinische Christenheit bestimmt war, ein Wort gebraucht hätte, das niemand kannte, das überhaupt nicht existierte. Ist aber Celtis ein spätlateinisches Wort, welches Meissel bedeutet, so fallen alle jene Theorien in sich zusammen, die es von den Kelten herleiten wollen, und behaupten, die bronzenen Streitkeile seien deshalb Celtes genannt worden, weil sie eine Nationalwaffe der Kelten waren.

1) Vortrag im Dresdener Waffengeschichtlichen Seminar.

2) Museum Wormianum (1655) S. 354.

3) Thesaurus Brandenburgicus Gemmarum etc. Coloniae 1696.

4) Max Jahns Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen. Berlin 1899. S. 124.

5) Jähns, a. a. O.

Die Form des Celts, wie er in den Gräbern der Stein- und Bronzezeit gefunden wird, ist im allgemeinen die einer meisselförmigen Spaltklinge, die sich nach der Schneide zu allmählich verbreitert, doch zeigen die zutage geförderten Klingen innerhalb dieser Grenzen grosse Verschiedenheiten bezüglich der Masse, Verhältnisse und des Gewichtes, das zwischen einem Viertel und vierzig Pfund schwankt[6]), was beweist, dass der Celt nicht bloss einem bestimmten Zwecke diente, sondern eine Universalklinge war, die wohl ebenso als Werkzeug, Pflug, Hacke, Meissel, wie als Waffe, Speer, Axt, Beil Verwendung fand. Letzteres beweist seine vielfach wechselnde Gestalt, die sich bald kurz und gedrungen, der Axt bald lang und schmal, der Speer oder Lanzenklinge nähert.[7]) Ersteren Typus bezeichnet Schreiber als den älteren, letzteren als den jüngeren, oh mit Recht, bleibt fraglich, denn schon in der Steinzeit kommen Celtklingen vor, deren Längenmasse die Breitenausdehnung weit übertreffen, während die kurze gedrungene Form noch vielfach in der Bronzezeit zu finden ist.[8])

Viel wichtiger für die Bestimmung der zeitlichen Aufeinanderfolge sind die Vorrichtungen zur Befestigung der Klinge am hölzernen Schafte, und von diesem Gesichtspunkte kann man deutlich vier Hauptarten unterscheiden.[9]) Die älteste Form, die die Steinzeit ausschliesslich beherrscht und noch in die frühe Bronzezeit hinüberreicht, ist der Flachcelt, d. h. die flache, ungegliederte Meisselklinge, deren einfache Form durch das ursprüngliche Steinmaterial bedingt erscheint. Sie wurde mit dem Schafte mittelst Sehnen, Bast oder Erdpech verbunden oder in den noch lebenden Stamm hineingepresst, mit dem sie dann zu einem fast untrennbaren Ganzen verwuchs. Erst die Fortschritte der Bronzekultur ermöglichten es, an der Klinge selbst Vorrichtungen anzubringen, die ihre feste Verbindung mit dem Schafte garantierten. Als erster Schritt in dieser Richtung ist der Kragencelt zu bezeichnen. Hier treten an den Rändern der Schaftbahn seitliche Grate auf, die den Zweck haben, dem Stiel einen sicheren Halt zu geben, und das Herausspringen der Klinge aus der Schaftgabel zu verhindern. Als eine Unterabteilung ist der Leistencelt zu betrachten, der neben den Graten eine der Schneide gleichlaufende Leiste aufweist, die ein weiteres Eindringen der Klinge verhindern soll.

Im weiteren Verlauf bilden sich die Längengrate zu stark vortretenden, nach innen gebogenen Lappen aus, welche die Schaftbahn, die in diesem Stadium häufig ausgekehlt ist, umschliessen, ja bei den am weitesten fortgeschrittenen Formen über ihr zusammenschlagen. — Der Lappencelt. Diesen beiden Formen ist gemeinsam, dass die Klinge in den an seinem obern Ende gabelförmig gespaltenen Schaft eingelassen wurde, der sie also beiderseitig umschloss. Den Endpunkt dieser Entwicklung bildet der Düllencelt, der statt der Schaftlappen, eine runde, ovale oder eckige Schaftröhre zeigt, in die der Holzschaft einfach eingelassen wurde. Bei dieser Form findet sich an einem der Seitenränder häufig ein Öhr, welches zur Aufnahme von Riemen bestimmt war, die zur festeren Verschnürung der Klinge mit dem Schaft dienten. Beim Lappenzelt fiel die Notwendigkeit einer solchen Vorrichtung meistens weg, wohl weil die den Schaft umschliessenden Seitenlappen an diesem festgehämmert werden konnten, während beim Düllencelt das Lockerwerden des Schaftes in der Dülle viel mehr im Bereich der Möglichkeit lag. Die dem Kragen, Lappen und Düllencelt gemeinsame Eigentümlichkeit ist die, dass die Klinge nicht wie beim Beil, der Hacke oder der Axt, rechtwinklig zum Schafte steht, sondern wie bei der Lanze mit demselben gleichgerichtet ist, gleichsam seine Fortsetzung bildet. Sollte also der Celt als Beil oder Axt montiert werden, so musste der Schaft ins Knie gebogen werden. Der Flachzelt hingegen konnte ohne solche Veränderungen des Schaftes als Beil oder Speerklinge dienen.

Das häufige Vorkommen solcher Celtklingen war es also, welches, wie schon erwähnt, die Aufmerksamkeit der Fachleute erregte, und schon früh zu den verschiedenartigsten Theorien über deren Wesen und Zweck Veranlassung gab.

Der Probst Detlew Rhode zu Fehmarn, 1653—1717, war wohl der erste, der den Celt als Speerklinge erkannte und ihn in seinen Cimbrisch-Holsteinischen Antiquitäten Remarques, (Hamburg 1720) für den blanken Spiess der Cimbern erklärte. Ihm folgte im gleichen Sinne Beckmann in seinen Beschreibungen der Kur und Mark Brandenburg (Berlin 1751), ferner der Däne Thorlacius, der in seinen populären Aufsätzen, das Altertum betreffend (Kopenhagen 1812), die schildespaltende Kraft des Celts hervorhob, Gustav Klemm in seinem Handbuch der germanischen Altertumskunde (Dresden 1835) und Friedrich Lisch in seinem Friderco-Francisceum.

Die Frage gewann besonders dadurch an Bedeutung, dass die beiden letztgenannten Forscher zur Erklärung die Germania des Tacitus heranzogen und in dem Celt die Klinge jener Framea gefunden zu haben glaubten, die daselbst an mehreren Stellen als die Nationalwaffe der Germanen bezeichnet wird. Eine Ansicht, der sich in der jüngsten Zeit auch Max Jähns anschloss.[10]) Die Stelle, auf die sich die

6) Heinrich Schreiber, Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland. (Freiburg 1842) S. 3 und 4.

7) Heinrich Schreiber, a. a. O. S. 2 und 3.

8) Max Jähns, a. a. O. S. 126.

9) Max Jähns, a. a. O. S. 127 und 128. Heinrich Schreiber, c. a. O. S. 2.

10) Max Jähns, a. a. O. S. 170 f.

Ders., Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens. (Leipzig 1880) S. 405 ff.

Ders., Zeitschrift für Waffenkunde. Jahrg. 1.

ehen genannten Forscher hauptsächlich stützen [11]), lautet:

Rari gladiis aut majoribus lanceis utuntur; hastas vel ipsorum vocabulo Frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo prout ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent et eques quidem scuto frameaque contentus est. Pedites et missilia spargunt atque in immensum vibrant u. s. w.

Nach dieser Beschreibung war also die Framea zunächst eine Reiterwaffe, während sich das Fussvolk nebenbei auch des Wurfspeers bediente. [12]) Sie war eine Hasta, also ein Spiess, und zwar wie aus der Gegenüberstellung der majores lanceae hervorgeht, ein Kurzspeer, mit einer schmalen und kurzen Klinge, die aber so scharf und vielseitig verwendbar war, dass sich die Waffe sowohl zum Nah- als zum Fernkampf eignete, und der Reiter sich meist mit Schild und Frame begnügte. An andern Stellen bezeichnet Tacitus die Framea als illam cruentam victricemque, er erzählt, dass der Führer damit seine Gefolgschaft ausstattet, dass durch ihre Verleihung der Jüngling wehrhaft gemacht wird, dass die Jünglinge unter ihren Klingen den Kriegsreigen tanzen, dass sie zum Zeichen ihrer Zustimmung bei den Versammlungen die Framen zusammenschlagen und dass die Gattin die Frame mit andern Waffenstücken als Heiratsgut in die Ehe bringt und ein gleiches Geschenk von diesem als Wiederlage erhält. [13]) Aus alledem geht hervor, dass die Framea die eigentliche Nationalwaffe der Germanen war und in ihren Kriegsgebrauchen ungefähr die gleiche Rolle spielte wie später im Mittelalter das Schwert. Aus der weiter ohen zitierten für diese Untersuchungen weitaus wichtigsten Stelle aber erhellt deutlich, dass sie eine Hasta, keine lange Lanze, kein Schwert, und vor allem keine Axt war, dass sie eine Spezialität der germanischen Bewaffnung bildete, sich also von den andern Arten der Hastae, wie sie die Römer his dahin kennen gelernt hatten, wesentlich unterschied, und zwar nicht durch ihren Schaft, sondern durch ihre Klinge, welche kurz, schmal und scharf war, also jedenfalls zu den längern spitzen Speerklingen anderer Völker der klassischen und nachklassischen Zeit, vor allem aber zum römischem Pilum im Gegensatz stand, dessen Wirkung eben auf der Länge des Speereisens und dessen Spitze beruhte. Bei der Framea lag sie in der Schärfe. Die Framenklinge war kurz und schmal, aber dennoch durch ihre Schärfe sehr brauchbar. Dadurch wird also zunächst Lindenschmits Ansicht widerlegt, der Speerspitzen aus der Merovingerzeit, die sich ihrer Gestalt nach dem Pilum nähern, als der Frame am nächsten verwandt bezeichnet.

Auch andere römische Schriftsteller bezeichnen die Framea als Waffe, beziehungsweise als Geschoss. So Juvenal XIII, 78.

Per solis radios, tarpejaque fulmina jurat
Et Martis frameam et Cirrhaei spicula vatis.

Er schwört bei den Strahlen der Sonne, bei den tarpäischen Blitzen bei der Frame des Mars und bei den Geschossen des Cirrha Sehers. Alles also im bildlichen Sinne Fernwaffen, Wurfgeschosse. Bei Aulus Gellius ist unter Telorum Jaculorumque Vocabulis die Framea angeführt. [14])

Da Tacitus das Wort Framea ausdrücklich als ein germanisches bezeichnet, so lag es nahe, die Aufklärung über das Wesen dieser Waffe auf dem Wege philologischer und ethymologischer Deutung dieses Wortes zu suchen. Was konnte das Wort Framea Frame im Altgermanischen bedeuten? Die Identifizierung von Framea und Pfrieme lag natürlich am nächsten, aher die Philologen sprachen sich dagegen aus lautlichen Gründen aus. [15]) Auch würde gerade diese Identifizierung auf einen Charakter der Waffe deuten, die der Beschreibung des Tacitus widerspräche, denn der Pfrieme, wenigstens wie wir sie kennen, würde viel eher das Pilum entsprechen als die Taciteische Frame. Grimm weist auf das altgermanische Umstandswort Fram und das damit zusammenhängende altnordische Adjektiv framr, im Sinne von dreist oder kühn hin, doch hält Jähns die Zurückführung eines Waffennamens auf eine sittliche Eigenschaft für vollständig untunlich. [16]) Grimm sucht ferner das Wort Framea mit Franca, also einer fränkischen Waffe, zu identifizieren und kommt so auf die Francisca, die fränkische Wurfaxt [17]), setzt sich aber auf diese Weise mit der Beschreibung des Tacitus in Widerspruch. Jahns weist darauf hin, dass das neuhochdeutsche Wort Brame (angelsächsisch Brimme, englisch Brim) Rand hedeute, ein Ausdruck, der uns noch in den Worten Bramsegel, Verbrämung geläufig sei [18]), und, vorausgesetzt die Verwandtschaft von Brame und Frame, auf einen Randspeer im Gegensatz zum Spitzspeer hindeuten würde. Jähns spricht ferner die Vermutung aus, dass sich die Bezeichnung Framea nicht so sehr auf die Gesamtwaffe, als auf die Klinge bezog, die ja auch Tacitus als das eigentlich Charakteristische der Waffe hervorhebt. Eine Auffassung, die durch den Umstand gestützt wird, dass die Ansichten über die Bedeutung des Wortes Framea schon im frühen Mittelalter weit auseinander gingen. So über-

11) Tacitus Germania. Kap. 6.

12) Vergl. Baumstarck. Ausführungen und Erläuterungen des Allgemeinen Teiles der Germania des Tacitus. (Leipzig 1875) S. 313.

13) Vergl. Tacitus Germania. Kap. 11, 14, 18, 24.

14) Vergleiche ferner Müllenhoff Altertumskunde IV, S. 621 ff.

15) Max Jähns, a. a. O. S. 171.

16) Max Jähns, a. a. O. S. 171.

17) Jakob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. (Leipzig 1853) S. 514—518.

18) Max Jähns, ebendaselbst S. 172.

setzen die keronischen Glossen des 8. Jahrhunderts das Wort Framea mit Pflug, was die vielfach ausgesprochene Vermutung bekräftigen würde, dass die grössten Celtklingen als Pflugscharen verwendet wurden, Augustinus identifiziert sie mit Spatha. Die Glossa Lips. und die Glossa Pez. mit Stapaswert [19]), was also alles auf die universelle Verwendung einer Urklinge, wahrscheinlich der Celt-Framenklinge, hindenten würde, auf die alle diese späteren Formen zurückgehen. Dem gegenüber hält Karl Müllenhoff daran fest, dass die Zurückführung des Wortes Framea auf fram, framr die einzig zulässige sei und andere Konstruktionen auf das entschiedenste abgelehnt werden müssten. Auch sucht er mit grossem Erfolg nachzuweisen, dass die spätere missverständliche Anwendung des Wortes Framea auf die verschiedensten Waffen zunächst auf griechische und in der Folge auf römische Schriftsteller zurückzuführen sei, also nicht im Heimatland der Frame ihren Ursprung habe. [20])

Wie gross übrigens die Rolle gewesen sein muss, die die Frame im altgermanischen Kriegswesen spielte, das zeigt die grosse Anzahl von Eigennamen, die von dieser Waffe hergeleitet sind und alle dem frühesten Mittelalter angehören. In Ernst Förstemans altdeutschem Namenbuch (Nordhausen 1856) sind nicht weniger als 50 angeführt, die alle in unzweideutiger Verbindung mit der Frame stehen, wie beispielsweise Frambold, Frambert, Framtrudis, Framhard, Framegardis, Framehildis, Framan, Framerich, Framoald.

Keine der alten germanischen Waffen hat eine nur annähernd so hervorragende Rolle in der Bildung der altdeutschen Eigennamen gespielt wie die Frame, und dass diese Namen in der späteren Zeit allmählich verschwinden, dürfte wohl nur darin seinen Grund haben, dass die Erinnerung an die eigenartige Waffe schon in einer Zeit zu verblassen begann, in der der Eigenname neben seinem Zweck, die Individuen von einander zu unterscheiden, auch eine Bedeutung hatte; einer Zeit also, in der das Christentum mit seiner gerade auf diesem Gebiet uniformierend und erstarrend wirkenden Thätigkeit noch nicht durchgedrungen war.

Alle diese philologisch ethymologischen Untersuchungen aber sind nicht imstande, Licht in das Dunkel zu bringen, welches über der Framea schwebt, und das einzig Positive, was wir über diese altgermanische Waffe wissen, bleibt doch das, was Tacitus in seiner Germania darüber sagt. Ein viel positiveres Material für die Rekonstruktion der Framea liefern, wie schon erwähnt, die Gräberfunde. Im Celt hatte man eine Klinge entdeckt, die im Waffenwesen der alten Bewohner Germaniens eine herrschende Rolle gespielt haben musste, und da lag nichts näher, als diese mit der im Tacitus als Nationalwaffe bezeichneten Framea in Verbindung zu bringen. Die Celtfunde waren es ja auch, die zunächst den Anstoss zur genaueren Untersuchung des Problems gaben, während die Philologie und Ethymologie im Grunde genommen nur dazu dienten, die eine oder die andere Ansicht zu stützen. Es wurde also die Framea des Tacitus zur Erklärung des Celts, nicht aber der Celt zur Erklärung der Framea herangezogen, denn keine Klingenform schien in der germanischen Frühzeit so allgemein verbreitet gewesen zu sein wie der Celt, keine wies auch so charakteristische Unterschiede von den bei den nachklassischen Völkern gebräuchlichen Klingenformen auf, als gerade er.

Zuerst waren es, wie schon erwähnt, Klemm [21]) und Lisch [22]), die die Framea und den Celt in Verbindung miteinander brachten und erklärten, die Framea sei nichts anderes gewesen als eine gerade geschäftete Celtklinge. Sie suchten dies durch eine ihren Behauptungen günstige Interpretation des Tacitus zu begründen, hoben die schildspaltende Kraft und die vielfache Verwendbarkeit der Celtklinge hervor, machten darauf aufmerksam, dass die Verwundungen, die eine derartige Waffe verursachte, sehr gefährliche gewesen sein mussten und verwiesen auf Funde, welche die gerade Schäftung des Celts ausser Zweifel setzten. Schreiber trat ihnen entgegen, indem er die Verwendung des Celts als Speerklinge zwar nicht ableugnete, sie vielmehr ausdrücklich zugab und aus den verschiedenen Klingenformen nachwies, andererseits aber zu beweisen suchte, dass der Celt nicht die Framea der Germanen, sondern eine verschollene Waffe der Kelten gewesen sei, die ursprünglich das ganze germanische Gebiet inne gehabt hätten. [23]) Aus ähnlichen Gründen sprach sich Baumstarck gegen die Verquickung des Celts und der Frame aus und sah in ihr einen gewöhnlichen Spitzspeer mit blattförmiger Klinge. [24]) Lindenschmit leugnet überhaupt die Verwendbarkeit des Celts als Speerspitze und sieht in der Framea nichts weiter als die Urform des Ango. [25]) Suphus Müller stellt zwar die gerade Schäftung des Celts nicht direkt in Abrede, glaubt aber, dass die hackenförmige die Regel gebildet habe. [26])

Ich will zunächst auf die Gründe der Gegner, einer Rekonstruktion der Framea als gerade geschafteten Celts, eingehen, um dann die für eine solche sprechenden auseinanderzusetzen. Die Ansicht Schreibers, dass der Celt eine keltische Nationalwaffe gewesen sei, schliesst die Möglichkeit noch

19) Vergleiche: Max Jähns, a. a. O. S. 172 und Handbuch der Geschichte des Kriegswesens S. 408.

20) Vergl. die auf diesem Gebiete fast abschliessende Arbeit in Müllenhoffs Altertumskunde S. 621—631.

21) Klemm, a. a. O. S. 238 ff.

22) Friedrich Lisch. Friderico-Francisceum.

23) Heinrich Schreiber, a. a. O.

24) Anton Baumstarck, a. a. O. S. 310 ff.

25) L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde. (Braunschweig 1880—89) S. 164.

26) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde. (Strassburg 1897) S. 250.

nicht aus, dass sie später zur germanischen wurde. Ist ja doch der Celt durchaus nicht allein auf jene Gebiete beschränkt, in denen Gallier wohnten; Meisselförmige Lanzenspitzen findet man, wie Jähns berichtet, in Nordafrika und China [27], und dass der Celt auch in Kleinasien heimisch war, beweist sein Vorkommen auf den Trümmerstätten von Troja. [28]) Von einer gallischen Spezialität kann also in keiner Weise die Rede sein. Schreiber behauptet weiter, dass die Germanen keinen Bergbau trieben und daher nicht in der Lage waren, ihren Bedarf an Erzwaffen selbst zu decken, alles also, was von Bronzegeräten auf germanischem Boden gefunden wurde sei keltischen Ursprungs. Zur tacitäischen Zeit aber sei die Celtform bei den Galliern schon längst antiquiert gewesen, und daher wohl auch bei den Germanen ausgeschlossen. Woher aber hatten dann die Germanen ihre mettallenen Framenklingen, die Tacitus ausdrücklich erwähnt, und die sich doch wohl von den gallischen Waffen wesentlich unterschieden haben müssen, wie klar aus der Beschreibung hervorgeht. Eine germanische Nationalwaffe muss die Frame, wenn man Tacitus überhaupt glauben schenken will, doch unzweifelhaft gewesen sein. Sprechen die von Schreiber angeführten Gründe nicht eher für als gegen die Verwendung des Celts als Framenklinge? Die zur Zeit des Tacitus bereits grösstenteils romanisierten Gallier, deren wehrfähige Mannschaft in das römische Heer eingereiht wurden, hatten aufgehört, ein selbständiges Kriegsvolk zu sein und ihre Bewaffnung hatte infolgedessen ihr nationales Gepräge verloren. Auch mögen sie infolge ihrer anerkannt hohen Metallkultur schon verhältnismässig früh zu fortgeschritteneren Waffenformen übergegangen sein, während die kulturell zurückgebliebenen Germanen noch an den alten Formen hingen. Der Celt, der bei den übrigen nachklassischen Völkern, mit denen die Römer in Beziehungen standen schon längst in Vergessenheit gekommen war, kann bei ihnen sehr wohl noch die herrschende Klingenform gewesen sein und erschien den Römern der taciteischen Zeit daher als charakteristische Eigentümlichkeit der germanischen Bewaffnung. Schreiber unterlässt es ferner vollständig, den Unterschied zwischen germanischen und gallischen Gräbern klarzulegen, während er dies bezüglich der Anlage und des Inhalts der slawischen Gräber in durchaus erschöpfender Weise thut. [29]) Und doch wäre gerade eine solche Unterscheidung für die Lösung des Problems von der grössten Wichtigkeit gewesen. Nach ihm zu schliessen, würde es auf deutschem Boden überhaupt keine germanischen, sondern nur gallische und slawische Gräber geben. Die Gegengründe, die Schreiber schliesslich aus der citierten Stelle des Tacitus selbst abzuleiten sucht, sind gleichfalls wenig stichhaltig. [30]) Dass acer, wie er behauptet, in erster Linie spitz bedeute, ist unrichtig, darüber geben die römischen Klassiker sowohl, als jedes grössere Wörterbuch Aufschluss. Auch kann der Umstand, dass im Tacitus die Framenklinge als Ferrum bezeichnet wird, schon deshalb nicht gegen die Theorie der Identität von Celt und Framenklinge ins Feld geführt werden, weil eiserne Celtklingen in den prähistorischen Gräbern nicht zu den Seltenheiten gehören. [31]) Ausserdem aber macht es die geringe Widerstandsfähigkeit des Eisens der Feuchtigkeit gegenüber sehr wahrscheinlich, dass eiserne Celtklingen zur Zeit des Tacitus viel häufiger gewesen sein mochten, als es die Funde vermuten lassen. Bei den Germanen der taciteischen Zeit können ja beide Materialien nebeneinander in Verwendung gestanden haben; die Bronze und das Eisen, und es wäre zuviel von Tacitus verlangt, wollte man ihm eine stoffliche Analyse aller Framenklingen zumuten. Ausserdem frägt es sich noch, wie Jähns ganz richtig bemerkt, ob Ferrum bei Tacitus nicht als waffentechnischer Ausdruck etwa im Sinne unseres Speereisens oder unserer Speerklinge, gebraucht wurde. [32])

Gegen Baumstarcks Ansicht, die Frame sei ein gewöhnlicher Reiterspeer mit blattförmiger Klinge gewesen, spricht die tacitäische Beschreibung wohl ganz deutlich. Wenn es sich um eine derartige Waffe gehandelt hätte, würde Tacitus ihr nationales Gepräge, beziehungsweise die charakteristischen Eigenschaften der Klinge, nicht besonders hervorgehoben haben.

Vollständig hinfällig ist Lindenschmits Beweisführung, der die Identiefizirung der Framen- und Celtklinge aus waffentechnischen Gründen verwirft, indem er sagt: Soviel gesunden Menschenverstand und praktischen Sinn müsse man auch den Germanen zutrauen, dass sie wussten, dass mit einer geradeaus geworfenen Spaltklinge, selbst bei doppeltem Kraftaufwand, keine grössere Wirkung erzielt werden könne, als mit einem Spitzspeer, und dass nur Katapulte und die ihnen verwandten Armbrüste imstande seien, derartigen Geschossen Erfolg zu geben. [33]) Das ist eine durchaus einseitige Auffassung der Frage. Warum sah man beim Armbrustbolzen mit Vorliebe von einer scharfen Spitze ab? Warum behielt man gerade hier den Schneidebolzen bei, der der gerade geschäfteten Celtklinge so nahe verwandt ist? Hier dürfte doch wohl derselbe Grund massgebend gewesen sein, der die Völker der Bronzezeit veranlasste, die Meisselklinge der spitzen Speerklinge vorzuziehen. Er liegt in beiden Fällen in der Gefahr des Abbiegens beziehungsweise Abbrechens einer Spitze, sobald sie auf einen harten Gegenstand trifft. Er-

27) Max Jähns, a. a. O. S. 174.
28) Max Jähns, a. a. O. S. 127.
29) Heinrich Schreiber, a. a. O. S. 73.
30) Heinrich Schreiber, a. a. O. S. 69.
31) Max Jähns, a. a. O.
32) Max Jähns, a. a. O.
33) L. Lindenschmit, a. a. O.

stere lag bei dem sehr minderwertigen Eisenmaterial der germanischen und gallischen Frühzeit, letztere bei dem spröden Bronzematerial ungemein nahe. Wie sehr man sich aber selbst bei den Griechen der klassischen Zeit der Gefahr des Unbrauchbarwerdens der Speerspitze und der dadurch bedingten Wehrlosigkeit des Kriegers bewusst war, das geht aus einer Stelle des Herakles des Euripides, V. 190 198, hervor, die ich hier in der Übersetzung von Willamowitz-Möllendorf wiedergebe.

Der Lanzenkampfer ist der Waffe Sklave,
Wenn ihm die Spitze bricht, so ist er wehrlos,
Denn eine Waffe nur verteidigt ihn.
. . . .
Dagegen, wessen Hand den Bogen führt,
Der hat den Vorzug und das ist der grösste,
Auch wenn er tausend Schüsse schon getan,
So fehlt ihm nicht die Waffe, sich zu wehren.

Eine spitze Klinge also war für die Framea, die nicht bloss als Wurf-, sondern auch als Handwaffe dienen sollte, unpraktisch; die Meisselklinge war zuverlässiger und garantierte eine längere Verwendbarkeit. Aber selbst abgesehen hiervon, scheint mir die Ansicht Lindenschmits den thatsächlichen Verhältnissen in keiner Weise Rechnung zu tragen, denn einerseits ist die gerade Schäftung der Celtklingen durch Gräberfunde ausser jeden Zweifel gesetzt, andererseits liegt es in der Natur der Sache, dass für die Germanen, solange sie nur untereinander oder mit Gegnern zu kämpfen hatten, deren Bewaffung der ihrigen nicht wesentlich überlegen war (ausgleichend musste hier ja auch ihre überlegene Körperkraft wirken), kein Grund vorlag, zu einer Veränderung ihrer Bewaffnung zu schreiten. Nur die Furcht vor Schaden, nur die Konkurrenz führt zum Fortschritt, das ist ein Grundsatz, der, wie auf allen Kulturgebieten, so ganz besonders im Waffenwesen gilt. In der That können wir auch wahrnehmen, dass die Germanen in ihrem Kampfe mit den Römern allmählich ihre ursprüngliche Bewaffnung aufgeben, sich die Vorteile der römischen aneignen, um schliesslich Meister ihrer früheren Besieger zu werden. Ein Prozess, der erst in der karolingischen Ära zum Abschluss gelangt.

Der Umstand schliesslich, den Sophus Müller ins Treffen führt, dass die in den Halleiner Salzwerken gefundenen, ins Knie gebogenen Celtschäfte darauf hindeuten, dass der Celt im allgemeinen hackenförmig geschäftet gewesen sei, beweist gar nichts, denn hier handelt es sich ohne Zweifel um Werkzeuge und nicht um Waffen. Dass der Celt auch hacken- oder beilförmig geschäftet wurde, das soll ja hier nicht bestritten werden; in einem solchen Falle aber handelte es sich dann jedenfalls nicht um eine Framea, denn diese war, wie Tacitus ausdrücklich sagt, eine Hasta.

Was also spricht für eine Rekonstruktion der Framea, wie sie hauptsächlich Klemm, Jähns und Lisch vorschlagen?[34])

Die citierte Stelle des Tacitus würde, rein philologisch interpretiert, ebenso dafür als dagegen sprechen, denn Ausdrücke, wie brevis angustus acer, lassen verschiedenartige Deutungen zu. Dem Sinne nach interpretiert würde sie jedoch einen entschiedenen Wahrscheinlichkeitsbeweis für Klemms Ansicht liefern, denn Tacitus wollte in seiner Beschreibung unzweifelhaft die die Framenklinge von den anderen üblichen Speerklingen unterscheidenden Merkmale hervorheben, und diese bestanden eben in ihrer Schmalheit, Kürze und Schärfe. Die Framenklinge war also nach Tacitus eine kurze schmale Schneideklinge, was dem Celt im Gegensatz zum Pilum und zur blattformigen Speerklinge vollkommen entsprechen würde. Als weiterer Beweis konnen die Fundumstände der Celtklingen gelten, die wie schon erwähnt, als typische Form, in allen Männergrabern der Bronzezeit wiederkehren. Und dass sie Waffenklingen waren, das beweist ihr Zusammenvorkommen mit anderen Waffenstücken. Spitzspeere treten diesen gegenüber in der Bronzezeit entschieden zurück. Sie werden vielmehr meist bei Feld- und Moorfunden zu Tage gefördert, ein Umstand, aus dem mit Wahrscheinlichkeit hervorgeht, dass wir es im letzteren Falle mit Jagdwaffen zu tun haben, etwa einen verworfenen Jagdspiess oder mit den Überresten eines im Moor versunkenen Jägers, während die Celtklinge dem Verstorbenen als Kriegerabzeichen mitgegeben wurde. Einen weiteren Beweis für die Verwendung der Celts als Speerklingen liefern ihre Formen. Die Celtklinge steht, wie schon erwähnt nicht rechtwinklig zum Schafte, wie etwa die Axt oder Beilklinge, sondern ist ihm gleichgerichtet, bildet gleichsam seine Fortsetzung. Sollte sie also als Hacke oder Axt gebraucht werden, musste der Schaft ins Knie gebogen sein. Betrachtet man nun die mannigfaltigen Formen der Celtklinge, so kommt man zum Schluss, dass nur die gedrungenen sich als Streitäxte gebrauchen liessen, während die schlanken für einen solchen Zweck geradezu unbrauchbar waren. Denn bei einer Axt mit einer einseitig so weit ausladenden Klinge, musste das Schwergewicht naturgemäss in der Nähe der Schneide liegen, und dies musste wieder zur Folge haben, dass sich die Waffe besonders wenn sie mit einer Hand geführt wurde, beim Ausholen zum Hieb in der Faust drehte, so dass die Schneide beim Niedersausen nicht mehr in der Hiebrichtung stand. Flachhiebe mussten also bei einer derartig gestalteten Waffe die Regel bilden. Ausserdem aber zeigt das von Schreiber[35]) in sehr übersichtlicher Weise angeordnete Abbildungsmaterial, wie die Celtklinge ihre ursprüngliche Meisselform allmählich verliert und Gestaltungen

34) Sophus Müller, a. a. O.
35) Heinrich Schreiber, a. a. O.

annimmt, die sich bald dem Ango, bald dem gewöhnlichen Spitzspeer nähern, ein, Umwandlung, die nicht möglich wäre, wenn der Celt nicht auch als Speerklinge gedient hätte. Einen wie weiten Weg die Framenklinge zur taciteischen Zeit in ihrer Entwicklung zurückgelegt hatte, können wir schwer feststellen, wohl aber annehmen, dass sie im wesentlichen noch ihre alte Meisselform bewahrt hatte, denn sonst hätte Tacitus sie wohl kaum in der erwähnten Weise beschrieben. Es liegt also auf der Hand, dass, wenn die Celtklinge, ob sie nun aus Eisen oder Bronze bestand, wirklich als Speerklinge verwendet wurde, die Beschreibung des Tacitus sich am natürlichsten und ungezwungensten auf sie anwenden lässt.

Es frägt sich nun, warum die Völker der Stein- und Bronzezeit den Randspeer dem Spitzspeer, der ihnen doch, wie die vielfachen Funde von spitzen Speerklingen beweisen, bekannt gewesen sein musste, als Waffe vorzogen. Jähns beantwortet sie dahin, dass die Zerbrechlichkeit der steinernen Speerspitzen zur Bevorzugung der Spaltklingen führte, und dass der konservative Sinn der Urvölker diese Form auch in die Bronzezeit herübernahm.[36] Dies scheint mir jedoch nur teilweise richtig, denn sowohl der Spitzspeer als der Randspeer standen, wie die Funde beweisen, nebeneinander in Verwendung, nur dienten sie verschiedenen Zwecken, und zwar, wie ich schon weiter oben angedeutet habe, ersterer der Jagd, letzterer dem Kampf. Der Grund hierfür lag offenbar darin dass die Spitze beim Eindringen in den Körper des Jagdtieres der Gefahr des Abbiegens beziehungsweise Abbrechens, und dadurch Unbrauchbarwerdens lange nicht so stark ausgesetzt war als im Kampfe, wo sie beim Auftreffen auf den Schild viel grössere Festigkeitsproben ausgesetzt sein musste. Dass hierauf nicht bloss bei der Steinwaffe, sondern auch bei der Bronze- und ungehärteten Eisenwaffe Rücksicht genommen werden musste, wurde schon an anderer Stelle erörtert. Im Charakter der Framea lag es, dass sie als feste dauerhafte Handwaffe dienen sollte, die nicht beliebig ersetzt werden konnte; und hierfür war der Spitzspeer mit seiner dem Abbrechen oder Abbiegen ausgesetzten Spitze nicht geeignet. Hier gelangen wir nun zu einem Punkt, den weder Jähns noch die übrigen Schriftsteller, die diesen Gegenstand behandelten, genügende Beachtung schenkten. Die Metallklinge war bei den Germanen ein Wertgegenstand. Das geht gerade aus Tacitus hervor, der die Geringfügigkeit des Bergbaus, den Mangel an Eisen und andern Metallen, besonders Gold und Silber, hervorhebt. Denn er sagt: ne ferrum quiden superest sicut ex genere telorum colligitur, und Germanicus erwähnt in seiner Ansprache an die Soldaten vor der Schlacht bei Idistavisus, dass nur die vordersten Reihen der germanischen Krieger metallene Speerspitzen hätten[37]), während die übrigen nur durch Feuer an der Spitze gehärtete Holzspeere trügen. Die Framenklinge also war ein Wertgegenstand, darum wurden die Metallklingen so häufig durch Zerbrechen unbrauchbar gemacht, bevor sie dem Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden; darum erhält sie der Gatte mit andern Waffen, mit Vieh und einem Pferd als Heiratsgut und die Gattin erhält ähnliche Objekte und Waffenstücke als Widerlage.[38]) Wenn Sohm und mit ihm Baumstarck[39]) diese Überreichung von Waffen für ein reines Symbol der Freilassung halten und dies aus spätern deutschen Gebräuchen nachweisen wollen, so verfallen sie in den so häufigen Fehler, zu übersehen, dass jedes Symbol ursprünglich in durch militärische wirtschaftliche oder politische Nothwendigkeiten gebotenen Gebräuchen wurzelt. Gerade in diesem durch Tacitus erwähnten Gebrauch sind wir augenscheinlich an einem solchen Ursprung angelangt. Tacitus hatte wohl vom Stadpunkt des bereits zur höchsten Stufe der Entwicklung gelangten römischen Recht- und Wirtschaftslebens herabblickend, kein rechtes Verständnis für diese einfachen Gebräuche und Rechtsverhältnisse der barbarischen Germanen und übersah, dass es sich bei der Tradition der Dos und Antidos um wirkliche Wertgegenstände handelte. Dies vermutet Baumstarck ganz richtig, bezieht aber den Begriff von Heiratsgut und Widerlage nur auf die auch bei so vielen anderen Urvölkern übliche Viehwährung. Warum nicht auch auf die Waffen? — Bei den primitiven Völkern mit ihren einfachen Wirtschaftsformen wird der Tauschwert anfänglich immer durch den Gebrauchswert bestimmt, und dieser war bei einem von Viehzucht lebenden Volke vor allem dem Vieh eigen. Das lateinische Wort pecunia zeigt deutlich seinen Ursprung aus der ehemaligen Viehwährung. Das Vieh war ursprünglich bei den Römern das ausschliessliche Zahlungsmittel; es wird mit der Zeit durch das Kupfer und Erz verdrängt, dessen Tauschwert dadurch bedingt wurde, dass es das ausschliessliche Material zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen bildete, und daher überall Verwendung fand. Die noch in der ciceronianischen Zeit gebräuchliche Formel des Kaufs, in der dem Verkäufer vor 12 Zeugen als symbolischer Gegenwert für das Verkaufsobjekt ein Stück Erz übergeben wird, weist noch deutlich auf den Ursprung dieses Gebrauchs hin. Erst fortgeschrittene Wirtschaftssysteme bedienen sich der Silber- und Goldwährung, bis schliesslich Tausch und Gebrauchswert aufhören, in einem messbaren Verhältnis zu einander zu stehen. — Die Germanen befanden sich noch auf einer sehr niederen Stufe wirtschaftlicher Entwicklung. Nach Silber und Gold bestand besonders bei den

36) Jähns a. a. O, S. 175.

37) Ann. Lib. II, cap. 14.

38) Tac. Germ. cap. 18.

39) A. a. O. S. 621.

von der Grenze entfernt wohnenden Stämmen keine Nachfrage.[40]) Dort hatte es keinen Gebrauchswert und daher auch keinen Tauschwert. Einen solchen hatte das Vieh und wohl wie bei den Römern in ihren frühen Entwicklungsstadien das Erz, oder auch Eisen und dies vermutlich ganz besonders dann, wenn diese Materialien in die Form der Klinge oder Waffe gebracht waren, die für ein so überwiegend kriegerisches Volk wie es die Germanen waren, die gangbarste und wichtigste sein musste. Der Celt also als Universalklinge, als Hauptbestandteil der Nationalwaffe, konnte sehr wohl als Wertgegenstand und gesuchtes Tauschobjekt, ja als Münze gelten. Die Framenklinge war also ein Vermögensstück, das sich nur Wohlhabende d. h. also die Grundeigentümer, die Freien, gestatten konnten; und wenn Sohm in seiner altdeutschen Reichs- und Gerichtsverfassung darauf hinweist, dass die Verleihung der Waffe als Symbol der Freilassung gegolten habe, so ist dies wohl dahin zu verstehen, dass der Herr seinen Hörigen bei diesem Akt diejenigen Mittel gab, welche ihm gestatteten, nach Auflösung des Hörigkeitsverhältnisses auf eigenen Füssen zu stehen, und das waren bei einem so durchaus militärisch organisierten Volke wie den Germanen die Waffen. Die Framenklinge war ein namhaftes Vermögensobjekt und konnte nicht wie bei den Völkern blühender Erzkultur, den Griechen, Römern oder Galliern beliebig durch eine andere Klinge ersetzt werden. Und hier dürfte wohl der wirtschaftliche Grund zu suchen sein, der die Germanen veranlasste, so fest an den bei anderen Völkern schon längst antiquierten Meisselklingen festzuhalten. Ein abgebrochener bronzener Spitzspeer war unbrauchbar, er liess sich nur mit den grössten Schwierigkeiten nachschärfen, und musste in den meisten Fällen eingeschmolzen werden, um seine Gebrauchstüchtigkeit wieder zu erhalten. Die Celtklinge war ihrer ganzen Konstruktion nach dem Abbrechen nicht ausgesetzt, sie konnte nur stumpf werden, ein Mangel, der sich in diesem Falle durch Schleifen leicht beseitigen liess. Sie machte auch infolge ihrer vielseitigen Verwendbarkeit, die Tacitus ausdrücklich hervorhebt, denn ihre Schärfe sicherte die Wirksamkeit des Stosses, ihre über die Schaftbahn vorspringenden Ecken und ihre Schwere die Wucht und Wirksamkeit des Hiebes, die Schaffung anderer Klingenformen überflüssig. Auch dies ist, wenn man den Seltenheitswert der germanischen Metallwaffen und die ihr gegenüberstehende grosse Nachfrage in Betracht zieht, ein nicht zu unterschätzendes Moment, denn je einheitlicher die Waffe, desto einfacher und billiger die Produktion.

Schliesslich sei hier noch die Schutzwaffe herangezogen, welche im allgemeinen gleichen Schritt mit der Trutzwaffe zu halten pflegt und diese entweder in ihrem Charakter bedingt oder von ihr bedingt wird. Sie war bei den Germanen der taciteischen Zeit ausschliesslich der Schild. Sowohl einzelne Funde als auch die in den Annalen des Tacitus wiedergegebene Ansprache des Germanicus an seine Soldaten vor der Schlacht bei Idistavisus[41]), belehren uns über seine Form und seine Konstruktion. Er bestand aus einem hölzernen Rahmen, dessen Inneres mit dichtem Flechtwerk, meist Wurzelfasern, ausgefüllt und mit Tierhäuten überzogen war. Ein solcher aus Flechtwerk bestehender Schild war für eine Spaltklinge, wie den Celt, geradezu undurchdringlich und musste auch der blattförmigen Speerklinge einen namhaften Widerstand entgegensetzen, wahrend er vom Pilum mit seiner ahlenförmigen Klinge widerstandslos durchbohrt wurde. Wir sehen auch in der Folge, wie die Germanen, die in ihren fortgesetzten Kampfen mit den Römern lernen, allmählich vom geflochtenen Schild zum massiven Holzschild übergehen der mit Metallbuckeln und Bändern verstärkt, sowohl vor der schildspaltenden Frame als vor der Durchschlagskraft des Pilums Schutz bietet. Hand in Hand damit scheint die allmähliche Umgestaltung der Frame in den Ango gegangen zu sein, wie die von Schreiber publizierten Zwischenformen zeigen. Die eigenartige nationale Bewaffnung des germanischen Kriegers weicht allmählich der praktischen erprobten des römischen Legionars.

40) Tacitus Germania. S. 6.

41) Ann. Lib. II. cap. 14.



Knebel an Jagdblankwaffen.[1]

Von Alfons Diener-Schönberg.



Gelangt man auf dem Rundgange durch eine Waffensammlung zu dem Raume, in dem die Jagdwaffen Aufstellung gefunden haben, so fällt dem Beschauer an den Jagdspiessen sofort eine charakteristische Zutat auf, die sie von den im Kampfe geführten Spiessen unterscheidet: Der Knebel, ein unterhalb der Klinge angebrachtes, 6—18 cm langes Stück Eisen oder Bein, das an der Waffe entweder starr (als ein Teil des Eisens) oder beweglich (durch einen Ring oder Riemen) befestigt ist.

Betrachten wir zunächst einmal die ganze Waffe. Je nach der Jagdart, zu welcher sie verwendet wurde, nennt man sie Schweins- und Bärenspiess. Die beiden Arten unterscheiden sich aber in der Form durch nichts, sondern lediglich durch verschiedene Stärke, so dass sie in der Folge gemeinsam behandelt werden können. Was für den einen gilt, gilt auch für den andern. — Der Schweinsspiess — auch Saufeder und Fangeisen genannt, was aber durchaus nicht die allein „gerechten" Bezeichnungen dafür sind — hat eine durchschnittliche Länge von etwa 2 Metern und besteht aus zwei Hauptteilen: Dem Eisen und dem Schafte. Das Eisen ist vorn zu der blattförmigen, flachen und also zweischneidigen Klinge ausgeschmiedet, die in ihrer Mitte oft einen niedrigen Grad zeigt, während es hinten zu einer Tülle gestaltet ist, in die der Schaft eingesteckt und durch vernietete Querstifte befestigt wird. Sehr oft laufen von der Tülle aus auch noch lange, schmale Eisenbänder, die sogen. Federn, zu beiden Seiten des Schaftes entlang, in den sie eingelassen und mit starken Nägeln befestigt sind, — eine Art der Verbindung, die dem Ganzen einen besonders hohen Grad von Festigkeit giebt. — Der Schaft besteht aus zähem, sehr festem Holze, das nicht aus einem grösseren Stück geschnitten, sondern gewachsen sein muss, d. h. jeder Schaft stellt also ein Baumstämmchen dar. Besondere Festigkeit rühmte man den Schäften nach, bei welchen die Fasern des Holzes nicht geradeaus laufen, sondern sich gleichsam schraubenförmig um die „Seele" des Stämmchens nach der Spitze zu winden. Um ein Ausgleiten der Hand an dem glatten Schafte zu verhindern, ist er meistens gitterartig oder spiralförmig mit schmalen Lederriemen umwunden, die mit kleinen, oft aus Bronze und Messing gefertigten und zierlich geschmückten Nägeln befestigt sind. (Abb. 11.) Diese Riemenumwickelung hatte gleichzeitig den Vorteil, dass sich die Schäfte, wenn sie einmal nass wurden, nicht krumm zogen oder „warfen". Manchmal ist unter den Riemen der Schaft auch noch mit dunkler Leinwand überzogen. — Eine andere Art, der Hand festen Halt zu geben, ist die natürliche Buckelung des Schaftes (Abb. 13), die man bekanntlich dadurch erzielte, dass man in das später zu einem Schafte bestimmte grüne Stämmchen kleine Einschnitte nach einem beliebigen Muster anbrachte. Beim Weiterwachsen des Stammes traten an der Stelle der Einschnitte kleine Erhebungen oder Buckel hervor, die dann am Schafte denselben Zweck erfüllten, wie sonst die Nägelköpfe, und dabei den Vorzug hatten, dass sie nie verloren gehen konnten. — Auch mit Fischhaut hat man die Schäfte überzogen, die kostbarste Art aber, dem Schafte die nötige Rauheit zu geben, ist unstreitig die, ihn durchweg mit Platten von Hirschhorn zu belegen. Unsere Abb. 9 zeigt ein solches Exemplar aus der Dresdner Gewehrgalerie. Die Arbeit ist so fein ausgeführt, dass man nur bei ganz scharfer Betrachtung des Originals einige Stellen entdeckt, an denen die einzelnen Platten aneinandergefügt sind. — Mit dem Schafte unter die Tülle geschoben oder dicht unter dieser um den Schaft genagelt finden sich manchmal Fransen und Quasten, die uns hier aber weniger interessieren, da sie nur dekoratives Beiwerk sind und oft lediglich dazu dienten, die Wappenfarben des Besitzers zur Anschauung zu bringen. Dagegen kommen wir jetzt zu dem eigentlichen Gegenstande unserer Untersuchung: dem Knebel, der an der Tülle oder — seltener! — der Klinge selbst angebracht ist.

Sammeln wir zunächst einmal Material, um einen vollkommenen Überblick über den Knebel in allen seinen Formen zu gewinnen. Bei der Auswahl desselben ist es ratsam, vorsichtig zu Werke zu gehen, denn was in einzelnen Sammlungen und Büchern als „Sauspiess" figuriert — Stabschwerter, Bidenhänder (!), Partisanen usw. — ist erstaunlich. Es scheint fast, als habe man vielfach die Regel aufgestellt:

„Was man nicht definieren kann,
Sieht man als Jägerwaffe an."

Ich freilich hatte den Vorzug, die reichen, zuverlässigen Bestände des Historischen Museums in Dresden zu meinen Studien benutzen zu dürfen, dem unsere Abbildungen Nr. 3 bis 7 und 9 bis 17 entstammen. Den Herren Dr. Koetschau und Dr. Hänel sei darum gleich an dieser Stelle herz-

1) Erweiterte Ausführung eines Berichtes im Dresdner Waffengeschichtlichen Seminar.

lichster Dank für ihre liebenswürdige Unterstützung ausgesprochen.

Die älteste dem Verfasser bekannt gewordene Darstellung eines Jagdspiesses mit knebelartigen Ansätzen unter der Klinge befindet sich auf einem antiken Cippus zu Parma, siehe Abb. 1.[2]) Dargestellt ist ein Venator oder Bestiarius, d. h. ein



Abb. 1.

für den Tierkampf, die venatio, bestimmter Gladiator niederen Ranges. Er hält in der Linken den mannshohen Spiess, unter dessen rautenförmiger Klinge zwei starke, nach der Spitze zu geneigte, knebelartige Ansätze sichtbar sind.

Es folgt die der ersten zeitlich jedenfalls sehr naheliegende Darstellung des schlafenden Jägers



Abb. 2.

von einem Sarkophagrelief des kapitolinischen Museums in Rom, die etwa aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammt und gewöhnlich als Endymion gedeutet wird. (Abb. 2.[3])) Der über die Schulter des Jägers gelegte Spiess zeigt unter der blattförmigen Klinge deutlich einen kurzen, starken, geraden Knebel; die Waffe nähert sich also bereits stark der Form, die wir dann in der späteren Zeit finden. — Bei beiden Darstellungen beachte man die Beziehung der Waffe zur Jagd.

Spiesseisen mit geraden Knebeln finden sich auch in dem Psalterium aureum vom Ende des 8. Jahrhunderts dargestellt.

Von jetzt an können wir uns aber an erhaltene Originalwaffen halten, die uns noch unmittelbarer Aufschlüsse geben, als die nun allmählich reichlicher fliessenden Bildquellen.

Da bewahrt zunächst das Histor. Museum zu Dresden in seinem Saale A zwei Jadspiesse aus dem 9. und 10. Jahrhdt. (Abb. 3 u. 4.) Der eine

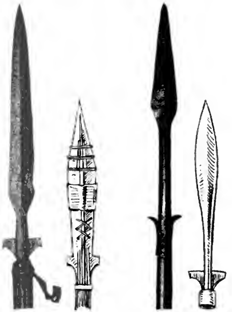


Abb. 3. 3a. Abb. 4. 4a.

zeigt unter der langen Klinge an dem kurzen Halse derselben zwei derbe, wagerechte Ansätze. Bei dem anderen verläuft die nur halb so lange Klinge zunächst in einen sehr langen Hals, der hinten die Tülle bildet, und an dessen hinterem Teile sich zwei kurze, hakenförmige, aus dem Eisen selbst geschmiedete Ansätze befinden, die dem Knebel entsprechen. Sie weisen schräg nach vorn und zeigen also eine gewisse Ähnlichkeit mit denen an dem Spiesse des antiken Bestiarius.

Hierbei sei nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, dass diese beiden Waffen (ebenso wie die folgende Fig. 5) eine auffallende Ähnlichkeit mit denen aufweisen, die als sogen. „Lanze des Heiligen Mauritius" bezeichnet werden und von denen die eine

2) Reproduziert nach Demmin, Kriegswaffen, 3. Aufl. S. 252.

3) Reproduziert nach Brockhaus, 14. Aufl. Bd. V. S. 1039.

(Abb. 3a) in der Schatzkammer des Österreichischen Kaiserhauses zu Wien, die andere (Abb. 4a) im Schatze der Kathedrale zu Krakau sich befindet.[4]) Zeitlich liegen sie jedenfalls nahe beieinander, und ein Vergleich lehrt, dass bei beiden sehr ähnliche Prinzipien zur Anwendung gekommen sind. Höchstwahrscheinlich dürften sich also auch diese beiden „heiligen" Lanzen, ihres frommen Nimbus entkleidet, einfach als zwei Jagdspiesse aus dem 7 bis. 10. Jahrhdt. darstellen.

Eine gegen die des 9. Jahrhdt. fast in nichts veränderte Form zeigt ein Spiess aus der Zeit von etwa 1500 bis 1540 (Abb. 5). Hier haben wir die-

16. Jahrhdts). Die primitivste Form des Knebels dagegen ist wohl die, dass einfach ein etwa fingerstarkes Stück Eisen senkrecht durch ein in dem hinteren Teile des Klingenblattes angebrachtes Loch gestekt ist (Abb. 8, 16. Jahrhdt.).

Haben wir es bisher mit Knebeln zu thun gehabt, die mit der Waffe in fester, starrer Verbindung stehen, so finden sich vom Beginne des 17. Jahrhdts. ab auch solche, deren Verbindung mit der Waffe eine bewegliche ist. Dies ist bewirkt, indem entweder durch einen an der Tülle befestigten Ring ein kurzes, gebogenes Stück Rundeisen gesteckt ist, dessen Enden kugelförmig verstärkt sind (Abb. 11),



Abb. 5.



Abb. 6.



Abb. 7.



Abb. 8.



Abb. 9.



Abb. 10.

selbe blattförmige Klinge und die gleichen, unterhalb derselben aus dem Eisen herausgeschmiedeten kurzen, wagerecht abstehenden Knebelansätze. Eine veränderte Form in der Anbringung des Knebels zeigt erst ein Spiess vom Ende des 16. Jahrhdt. (Abb. 6.) Hier hat die Klinge die ganz ungewöhnliche Länge von 66 cm ohne die Tülle. Der Knebel ist nicht aus dem Eisen geschmiedet, sondern besteht in einem kurzen Eisenstabe, der durch die Tülle hindurchgesteckt ist. Bald sehen wir, dass der Knebel dekorativ ausgestaltet wird und durch mannigfache Ausschmückung sein ursprüngliches Aussehen verliert (Abb. 7, Spiess vom Ende des

4) Reproduziert nach Boeheim, Waffenkunde, S. 308 u. 309.

oder indem ein flaches Stück Eisen, das dann gewöhnlich durch Ätzung und Vergoldung verziert ist, mit Hilfe eines Ringes in eine an der Tülle befindliche Öse gehangen ist (Abb. 12 u. 13), oder indem ein breites, flaches Stück Bein mit einem Riemen dergestalt befestigt ist, dass dieser Riemen mit dem Schafte in die Tülle gesteckt wird und ein kleines Stück oberhalb des Tüllenrandes durch ein dort angebrachtes Loch wieder zu Tage tritt, während sich in dem Knebel ein entsprechendes Loch zur Aufnahme des Riemens findet (Abb. 9 und 10.)[5])

5) Bei Abb. 10 ist der Riemen insofern nicht richtig angebracht, als versäumt ist, ihn durch das Loch der Tülle zu ziehen.

44*

Dadurch war ein Verschieben des Knebels nach hinten unmöglich gemacht. Die breite Fläche des beinernen Knebels bot natürlich willkommene Gelegenheit zu ornamentaler Ausschmuckung. So zeigt der Knebel des Spiesses Abb. 10 — der ebenso wie Nr. 9 der ersten Hälfte des 18. Jahrhdts. angehort — wie auch die Klinge das sauber ausgeführte Monogramm Augusts des Starken, während auf anderen rein jagdliche Embleme Platz fanden. (Abb. 9.) In einzelnen Fällen gewann sogar das dekorative Element auf Kosten der praktischen Brauchbarkeit die Oberhand, indem man des Guten zuviel that und zwei Knebel an einer Waffe an-



Abb. 11.



Abb. 12.



Abb. 13.

brachte, von denen der eine durch die seitlichen Ansätze an der Klinge dargestellt, der andere an der Tülle befestigt wurde. Zwei solche Spiesse aus dem Beginne des 17. Jahrhdts., an denen also die feste und die bewegliche Form des Knebels gleichzeitig Anwendung gefunden hatte, zeigen Abb. 12 u. 13. Namentlich bei letzterem Stuck machen die unverhältnismässig breite Klinge und die bizarr geschwungene Form der seitlichen Ansätze klar, dass hierbei mehr auf dekorative Wirkung, als auf praktische Gebrauchsfahigkeit abgezielt war, ganz abgesehen davon, dass beim Gebrauche natürlich nur der eine, vordere Knebel in Wirksamkeit treten konnte. Dieses Bestreben, das Prunkhafte an der Waffe in den Vordergrund treten zu lassen, erklärt sich wohl daraus, dass derartige Waffen besonders bei höfischen Schau- und Lustjagden Verwendung fanden, wo sie in den Händen von Trabanten usw. dem praktischen Gebrauche so ziemlich entrückt waren. Dass man vereinzelt sogar noch eine Schiessvorrichtung an dem Schafte neben der Tülle anbrachte, sei hier nur nebenbei bemerkt. — Mit dem Schwinden des reichen Schwarzwildstandes — territorial sehr verschieden — und der grösseren Vervollkommnung der Schusswaffen verschwinden naturgemäss auch die Schweinsspiesse von der Bildfläche. Zu Ende des 18. Jahrhunderts sind sie bereits selten geworden — die Bärenspiesse waren schon lange vorher aus den Waffen- in die Raritätenkammern gewandert —, und heute werden sie nur noch ganz vereinzelt, namentlich in Russland, nach den erpropten alten Formen angefertigt. Bekannt dürfte es sein, dass Se. Majestät der Deutsche Kaiser noch heute auf der Schweinsjagd neben der Buchse die Saufeder führt.

Resümieren wir das bis jetzt Ausgeführte: Der Jagdspiess hat seine Form seit den ältesten Zeiten so gut wie nicht verändert. Durchschnittlich hat er eine Länge von 2 Metern; das kleinste Exemplar, das mir in die Hande kam, ist nur 170 cm lang, das grösste dagegen, ein Bärenspiess aus dem Dresdner Histor. Museum, 3,45 m. Der Knebel ist im Altertum bereits bekannt und erhält sich,

solange die Waffe selbst im Gebrauche bleibt. Er ist entweder fest — in Form zweier aus dem Eisen geschmiedeter Ansätze oder eines durch Tülle oder Klinge gesteckten Stückes Rundeisen — oder, seit dem 17. Jahrhdt., beweglich angebracht, wobei er sich als ein flaches Stück Eisen, am häufigsten jedoch als ein durchschnittlich 4 cm breites und 15 cm langes, flaches Stück Bein darstellt.

Die bisher hintangehaltene Frage nach dem Zwecke des Knebels tritt nun aber energisch in den Vordergrund und erheischt gebieterisch Beantwortung.

Fragt man jemanden, wozu der Knebel da ist, so erhält man die stereotype Antwort: „Damit die Klinge nicht weiter in den Leib des Wildes eindringen kann, als nötig ist." Diese Auskunft kann aber den denkenden Menschen nicht befriedigen; sie ist zwar bedingt richtig, wenn man imstande ist, sich ein Bild von dem ganzen Hergange bei der Jagd zu machen, — in dieser Form aber mehr geeignet, irre zu führen als aufzuklären. Denn wenn die Sau schon mehrere Schüsse (Speer-, Pfeil- oder Kugelschüsse) erhalten hat — und sie muss durch Schüsse schon stark erschöpft sein, wenn es dem Jäger gelingen soll, ihr direkt zu nahen — dann kommt es auf ein Loch mehr in der Haut wahrhaftig nicht an. Wenn der Spiess durch und durch ginge, dann erhielte sie schliesslich nur zwei Löcher, die mit unserem heutigen Ein- und Ausschusse übereinstimmten. — Oder sollten gewisse innere Teile nicht verletzt werden? Ganz im Gegenteil, je mehr ein edles Organ verletzt wird, desto schneller verendet das Wild, und dieses Verenden so schnell wie nur möglich herbeizuführen, ist doch Pflicht jedes waidgerechten Jägers. — Wollte man aber ein zu tiefes Eindringen der Klinge verhindern, um die Waffe rascher herausziehen und weiter anwenden zu können, dann sollte man eher erwarten, den Knebel an Kampfspiessen angebracht zu sehen; denn im Kampfe war es vielmehr vonnöten, den Spiess rasch zu neuer Verwendung bereit zu haben, als auf der Jagd. Nun finden sich zwar Knebel an Spiessen, die nicht für die Jagd bestimmt waren, z. B. waren die Trabanten Herzog Friedrichs IV., des nachmaligen Kaisers (geb. 1415, † 1493), mit solchen Waffen ausgerüstet. Aber da Trabanten mehr für die Repräsentation als für den ernsten Kampf bestimmt waren, und die grossen Jagden eine der Hauptgelegenheiten boten, das höfische Repräsentationswesen pomphaft zu entfalten, so ist es nicht unmöglich, dass die Jagdwaffe als Modell für diese Trabantenwaffen genommen wurde. — Der beste Einwand aber scheint mir der zu sein: Wenn wirklich aus irgendeinem Grunde die Klinge, die dem Wilde den Todesstoss giebt, nicht über ein gewisses Maass in den Wildkörper eindringen soll, warum zeigt dann der Hirschfänger den Knebel nicht?

Wohl giebt es Jagdschwerter mit Knebel, und um einen vollständigen Überblick über das Vorkommen des Knebels zu haben, müssen wir hier kurz auf dieselben eingehen, sie zeigen aber schon äusserlich einen gänzlich anderen Typus als der Hirschfänger und werden auch ausschliesslich als Schweinsschwerter bezeichnet. — Angeblich sollen sie eine Erfindung Kaiser Maximilians I. sein, in dessen bekanntem „Triumphzug" sie auch ver-

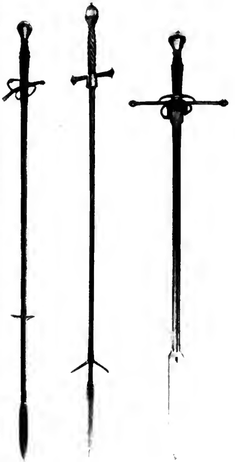


Abb. 14. Abb. 15. Abb. 16.

schiedentlich abgebildet sind. Soviel steht fest, dass sie in vormaximilianischer Zeit noch nicht vorkommen und mit Ende des 16. Jahrhdts. bereits wieder verschwinden. Unsere Abb. 14—16 bringen drei Exemplare aus dem Histor. Museum in Dresden zur Anschauung, alle dem Anfang und der Mitte des 16. Jahrhdts. angehörend. Bei allen waltet das gleiche Prinzip vor: Die Klinge ist vom Griffe an auf etwa 90 cm Länge zunächst rund oder vier-

kantig stabförmig gestaltet, erst dann läuft sie in die eigentliche blattförmige, zweischneidige Klinge aus, die der der Saufeder vollkommen entspricht. Bei Fig. 14 und 15 ist 28.5 resp. 40 cm hinter der Klingenspitze an dem stabförmigen „Schafte" zu beiden Seiten ein gerader, eiserner Knebel federnd angebracht. Fig. 16. übrigens eine Arbeit von Alonso de Sahagun, zeigt im hinteren Teile des Klingenblattes nur das Loch, durch welches der feste Knebel gesteckt wurde. Verschiedentlich war der Knebel auch zum Anschrauben eingerichtet. Die federnde Anbringungsweise hatte den Vorteil, dass das Schwert trotz der Knebel, die sich dann flach an die Klinge legten, in eine Scheide gesteckt werden konnte und, aus dieser herausgezogen, sofort gebrauchsfertig war. Die durchgesteckten oder angeschraubten Knebel boten dagegen, wenn sie auch einen Handgriff mehr erforderten, bedeutend mehr Widerstandsfähigkeit. — Jedenfalls sehen wir klar, dass die Schweinsschwerter sich ganz unverkennbar von den anderen Jagdschwertern unterscheiden, von denen als Beispiel Abb. 17 eins darstellt. (Mitte 16. Jahrhdt., Histor. Museum Dresden.) Fälschlich werden auch diese oft als Schweinsschwerter bezeichnet, sie verdienen aber eben nur die einfache Benennung Jagdschwert. Denn im Unterschiede zum Schweinsschwerte zeigen sie nicht die stabförmig beginnende, sondern die durchweg flache, dem Hirschfänger entsprechende Klinge.



Abb. 17.

Jetzt sind wir auch in der Lage, auf Grund selbst gewonnener Anschauung die Erklärung zu entkräften, dass der Knebel nur den Zweck habe, ein tieferes Eindringen der Klinge zu verhindern. Denn wir haben gesehen, dass der Knebel in überwiegender Häufigkeit hinter der Klinge angebracht ist, manchmal 40, 46, ja sogar 66 cm von der Spitze der Klinge entfernt. Drang die Waffe in den Körper des Wildes bis zum Knebel ein, dann war die Klinge eben schon vollständig darin. Und weiter als ganz und gar hinein oder durch und durch dringen konnte sie schliesslich nicht. Da giebt es also nichts, was noch verhindert werden könnte. — Gewonnen haben wir aber bis jetzt nur so viel, als wir feststellen können, dass mit Knebel versehene Waffen lediglich gegen Bär und Wildschwein verwendet wurden. Das mag uns für später ein schätzenswerter Fingerzeig sein; um den Zweck des Knebels selbst zu erklären, müssen wir uns aber doch noch weiter umsehen.

Dass der Knebel schon im Altertum angewendet wurde und sich dann über anderthalb Jahrtausende erhalten hat, zeigt klar, dass er kein zufälliges Beiwerk war, sondern dass er vielmehr einem praktischen Bedürfnisse entsprach und man ihn darum nicht missen wollte und konnte. Wer aber ist imstande, über diesen praktischen Zweck zuverlässig Auskunft zu geben? Doch nur der Praktiker, der Mann, der mit dem Schweinsspiesse in der Hand dem ritterlichen Schwarzwilde entgegentrat. Und wer kann in unserer Zeit noch von sich sagen, dass er solche Praxis besitze? Wohl nur ganz wenige, ja, einzelne. Denn wenn auch heute wirklich einer, der durch ausserordentliche Muskelkraft und eiserne Nerven die Genossen seiner verfeinerten Zeit überragt, den Sauspiess zur Hand nehmen wollte, um so dem wehrhaften Schwarzkittel gegenüber zu treten, so sind doch die Wirkungen des Schusses, der zumeist der Anwendung der Blankwaffe vorherzugehen pflegt, heute so andere, gesteigerte, dass der ritterliche Zweikampf unter ganz veränderten Bedingungen stattfinden und darum kein getreues Bild der versunkenen Zeiten geben würde. Wollen wir uns nicht mit Mutmassungen und Hypothesen begnügen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als die Aufzeichnungen derer zu studieren, die noch Zeugen des einstigen grossen Waidwerks waren.

Lesen wir also in den Schriften Döbels, Flemmings Hartigs, Dietrich aus dem Winkells und wie die jagdlichen Klassiker sonst heissen. Sobald wir Klarheit über den Hergang einer Jagd auf Sau oder Bär haben, können wir den Moment darin schärfer ins Auge fassen, an dem die Saufeder — oder der Bärenspiess — in Aktion tritt. Da der Spiess eine Nahwaffe ist, dürfte es ohne weiteres klar sein, dass dieser Moment stets den Schlussakt des jagdlichen Dramas bildet, wo der Jäger das Wild nicht mehr von ferne verfolgt, sondern beide sich zur letzten Entscheidung Auge in Auge gegenüber treten. Es ist also nebensächlich, ob es sich um eine Hatz in freier Wildbahn oder um ein eingestelltes Jagen handelt, dessen Schauplatz durch einen Wall von Tuchern und Netzen auf einen engeren Raum beschränkt ist: Der Moment ist da, an dem das gejagte Wild — sei es infolge langanhaltender, ermudender Hatz, sei es infolge von schweren Schüssen — nicht weiter flieht, sondern den Jäger herankommen lässt, der nun zum letzten Stosse ausholt. Da sehen wir denn, dass dieses Zusammentreffen auf zweierlei Art erfolgen kann.

Nehmen wir den einen Fall: Die Sau ist durch Schüsse so verwundet, dass sie nicht weiter fort kann, im Netze verstrickt oder von den Hunden „gedeckt". Jetzt eilt der Jäger herbei, um ihr den Fang zu geben, der sie von allen Qualen erlöst. Er sucht der Sau von hinten auf der linken Seite zu nahen — nur wenn er auf dieser Seite nicht ankommen kann, wendet er sich der rechten zu — setzt die Klinge dicht hinter dem „Blatte" an und stösst sie mit einem kräftigen Stosse bis in die Herzkammer. — Es ist ganz klar, dass hierbei der Knebel an der Saufeder, wenn er nicht zu weit entfernt von der Spitze angebracht war, insofern von Nutzen war, als er hier tatsächlich verhinderte, dass die Klinge weiter eindrang, „als nötig" war. Aber es ist auffällig, dass, seitdem der Hirschfänger in Gebrauch kam, stets lieber dieser zum Abfangen benutzt wurde, trotzdem die Saufeder infolge ihrer Länge es dem Jäger ermöglichte, von dem in letzter ausserster Wut sich wehrenden und darum doppelt gefährlichen Wilde grösseren Abstand zu bewahren. Es erscheint auch sonderbar, dass man dem Jäger für diesen doch nicht ungewöhnlich schwierigen Fall eine Eselsbrücke in Gestalt des Knebels hätte bauen wollen. Verlangte man bei anderen Dingen eine ausserordentliche Fähigkeit und manuelle Geschicklichkeit von ihm, — wie z. B. beim Spüren, Schiessen und Zerwirken — dann durfte man auch dreist von ihm fordern, dass er seinen Fangstoss auch ohne Knebel so abzumessen verstand, dass die Klinge nicht weiter eindrang, „als nötig" war. — Beim Abfangen hat also der Knebel nur sekundäre Bedeutung.

Wenden wir uns darum dem zweiten Falle zu. Durchaus nicht immer verlief die Sache so glatt wie eben geschildert, man kann vielmehr sagen, dass der Hergang in den bei weitem meisten Fällen ein anderer war: Hat die verwundete Sau die Hunde abgeschlagen und also getötet oder kampfunfähig gemacht, oder jagen die Hunde entfernt an einem anderen Stück, dann zieht sie sich, ihrem kampfesmutigen Charakter entsprechend, nicht feig zurück, sondern geht ihrerseits zum Angriffe vor, sie „nimmt den Jäger an". Dazu sagt Dietrich a. d. Winckell[6]): „Vor pressierten oder verwundeten Sauen hat selbst der Jager Ursache, auf seiner Hut zu sein. Unglaublich schnell kommt das Schwein gefahren, wenn es einen Menschen annimmt. Mit seinem „Gewehr" versetzt es ihm einen kräftigen, oft gefährlichen Schlag . . . Überhaupt sind die Sauen . . . unter allen bei uns einheimischen wilden Tieren die tapfersten und mutigsten . . ." Der Jäger schwebt also in keiner geringen Gefahr, wenn er die Sau anrennen sieht. Hat er über keinen Schuss mehr zu verfügen, was bei den alten Vorderladern wohl am häufigsten der Fall war, oder geht der letzte Schuss infolge der Aufregung des Augenblickes, der gedankenschnelles Handeln erheischt, fehl, dann bleibt ihm nichts übrig, als blitzschnell zur Saufeder zu greifen, sie der andringenden Sau entgegenzustrecken und diese auf die vorgehaltene Klinge „auflaufen" zu lassen. Der in blinder Wut heranrasende Feind jagt sich also selbst durch seinen wilden Anprall die todbringende Klinge in den Leib. Hat der Jäger aber keinen Schweinsspiess zur Hand, dann bleibt ihm — will er nicht zu dem gewagten, äussersten Mittel greifen, dass er sich platt auf den Boden wirft und die Sau über sich hinwegrasen lässt — nichts anderes übrig als eilige Flucht: Er muss schleunigst auf einen Baum hinauf zu kommen trachten. Heldenhaft ist ein solcher Rückzug ja nicht, aber man könnte ihn fast als durch Tradition ehrwürdig bezeichnen. Denn schon der reisige und so weise Nestor suchte auf diesem nicht ganz ungewöhnlichen Wege sein Heil, als der wütende kalydonische Eber auf ihn eindrang, und Ovid[7]) hesingt dies Ereignis mit so köstlichem Humor:

„Forsitan et Pylius citra Troiana perisset
Tempora; sed sumpto posita conamine ab hasta
Arboris insiluit, quae stabat proxima, ramis,
Despexitque, loco tutus, quem fugerat hostem."

Doch kehren wir zu dem Momente des Auflaufenlassens zurück. Es ist ganz klar, dass dieser eine grosse Geschicklichkeit — der Spiess muss die Sau unterhalb der Kehle in die Brusthöhle treffen (nicht in den „Rachen", wie manchmal fälschlich behauptet wird), — eiserne Nerven und felsenfeste Muskeln erfordert. Denn wenn nach D. a. d. Winckell schon ein schwacher, jähriger Frischling imstande ist, einen starken Mann, sofern er auf das Auflaufen nicht vollständig geübt ist, über den Haufen zu werfen, um wieviel grösser ist da noch die Wucht, mit der ein Keiler oder gar ein Hauptschwein anrennt, und die der Jäger nur durch seine Kraft und den vorgehaltenen Schweinsspiess aufzuhalten hat.

Das Auflaufen aber ist nun der Moment, in dem der Knebel den Zweck zu erfüllen hat, für den er bestimmt ist. Wäre er nicht vorhanden, der Spiess also glatt, dann würde der Keiler sich die Saufeder durch und durch jagen und so dem Jäger nahe genug kommen, um ihn noch im Verenden durch einen fürchterlichen Schlag seiner „Gewehre" lebensgefährlich zu verwunden. Der querstehende Knebel aber setzt, nachdem die Klinge bis „ins Leben" hat eindringen können, dem weiteren Vordringen des Tieres ein Ziel.

Dass ein Wild durch den Spiess hindurch bis zu dem Jäger gelangen kann, ist gar nichts so sonderlich Erstaunliches. Man vergegenwärtige sich nur einmal, welch ungeheure Masse, durch die „lebendige Kraft" des Anstürmens verstärkt da heranrast. Das wird so recht deutlich illustriert,

6) Handbuch für Jäger, 3. Aufl. von Joh. Jakob von Tschudi.

7) Metamorphosen VIII, 366—369.

wenn man aus der Jagdchronik des Sächsischen Kurfürsten Johann Georg I.[8]) einige Angaben herausgreift. Darnach wog das schwerste „hauende Schwein", welches „Anno 1630 zu Wittenberg den 4. Novembris in Einem Jagen zwischen der grossen und kleinen Straube an Krassen gefangen worden", 6 Centner 12 Pfund. Und weiter: „Der schwerste Behr ist Anno 1630 den 9. Martij zu Dressden auffm Schlosshofe gehatzt worden, hat gewogen 8 Centner 20 Pfund". Eine so gewaltige „Masse" setzt sich nun in schnellste Bewegung und rast pfeilschnell heran: Darnach wird wohl auch ein Skeptiker zugeben müssen, dass ein solches Tier schon durch die blosse Wucht seines Körpers, ganz abgesehen von der ihm innewohnenden „Energie", die er zum wütenden Angriffe gegen den Jäger trieb, sehr wohl imstande war, sich den Jagdspiess durch und durch zu jagen.

Genau so wie das Wildschwein verhält sich der Bär, nur ist er fast noch gefährlicher. Mit der Schnelligkeit eines guten Pferdes eilt er, wenn gehetzt, gereizt oder verwundet, zunächst auf allen Vieren heran. In der Nähe des Jägers aber erhebt er sich auf die Hinterbranten und geht aufrecht auf den Jäger los, um ihn in einer furchtbaren Umarmung seiner Vorderbranten zu erdrücken und ihn mit den scharfen und starken „Fängen" seines furchterlichen Gebisses zu zerfleischen. Auch hier bleibt dem Jäger nichts, als den Bären auf den vorgehaltenen Bärenspiess auflaufen zu lassen, hat er einen Gefährten bei sich, dann muss dieser suchen, dem Bären, sowie er am Eisen steckt, schnell die Tatzen mit dem Hirschfänger abzuschlagen.

Nun wissen wir auch, warum nur an den gegen Bär und Sau geführten Waffen der Knebel vorkommt: Während jedes andere Wild, selbst der stärkste Hirsch, bis zum letzten Atemzuge aus der Nähe des Jägers fortzukommen trachtet, gehen Bär und Schwein **aggressiv** vor. Der Knebel ist also sozusagen ein **Schutzschild**[9]) gegen den Angriff des Wildes und zur **Defensive** des Jägers bestimmt, im Unterschiede zu allen anderen Jagdwaffen, die, wie auch die Klinge vor dem Knebel, den Zweck des Angriffs haben. Der Knebelspiess vereinigt in sich also den Zweck des Angriffs (Klinge) und der Abwehr (Knebel).[10])

Erneut müssen wir die Muskelkraft bewundern, die dazu gehörte, dem schweren Körper des Wildes, das auf den Spiess aufgelaufen war, den nötigen Widerstand entgegenzusetzen und in dieser alle Sehnen anspannenden Stellung so lange auszuhalten, bis das Wild verendet war oder Hilfe von Jagdgenossen herbeikam. Der Wucht einer vielzentnerschweren Masse musste sich der Jäger entgegenstemmen, und gar oft sank dabei wohl selbst der stärkste Mann ins Knie. Denn das Auflaufen musste er zunächst in stehender Haltung erwarten. Dietrich a. d. Winckell (1762—1834) beschreibt diese Stellung, wobei er aber ausdrücklich hervorhebt, dass er schon zu seiner Zeit diesen Gegenstand nur noch historisch behandeln könne, folgendermaassen: „. . . So bewaffnet stellte man sich dem heraneilenden Schweine entgegen, indem man mit der rechten Hand das Ende des hölzernen Stieles fest an den Körper andrückte, mit der linken aber vorgriff, um dem Eisen die Richtung zu geben, dass es zwischen Hals und Blatt der Saue hineinfahren musste. Dabei stützte man den Körper auf den rechten Fuss besonders, welcher hinterwärts ausgestreckt eingesetzt ward, den linken aber stellte man vorwärts und etwas gebogen. Schwächere Sauen liess man nur auf dem Hirschfänger anlaufen, welchen man, mit dem Hefte in der rechten Hand, über dem rechten etwas gebogenen Knie ansetzte, indem der Körper auf den linken, geradeaus hinterwärts eingesetzten Fuss sich stützte, und die Spitze des Hirschfängers ebenso richtete, wie beim Schweine das Fangeisen. Um die Sauen zu reizen, rief man ihnen das Wort „Huss-Sau!" zu, und augenblicklich rannten sie blind auf den mörderischen Stahl an."

Erfordert dieses Anlaufen-lassen, dass als eine besonders ritterliche Übung stets in ehrenvollem Ansehen stand, schon eine volle Manneskraft, in um wieviel mehr gesteigertem Maasse musste das dann erst bei Anwendung des maximilianischen Schweinsschwertes der Fall sein. Denn dieses war

8) Königliche Bibliothek, Dresden.

9) In dem vielfach gebrauchten Worte „Parier-Knebel" ist diese ganze Deutung mit enthalten!

10) Haben wir somit festgestellt, dass die Bestimmung des Knebels die ist, eine heranstürmende „Masse" im weiteren Vordringen aufzuhalten, und sehen wir nun verschiedentlich den Knebel auch an Kampfspiessen auftauchen, wie das auf dem Teppich von Bayeux und namentlich in dem Codex aureus von St. Gallen der Fall ist, — so kann man wohl nicht ganz mit Unrecht annehmen, dass auf der Jagd gemachte Erfahrungen mit die Veranlassung waren, den Knebel auch bei Kampfspiessen anzuwenden. Denn hier treffen in vielen Fällen dieselben Voraussetzungen zu, die auf der Jagd die Anbringung des Knebels veranlassten. Wenn z. B. ein Mann aus dem Fussvolk sich gegen einen heransprengenden Reiter dadurch verteidigte, dass er den Spiess vorstreckte, so ist das eigentlich nichts anderes, als ein Auflaufen-lassen des Pferdes. Und das in schnellster Gangart heransprengende Pferd — das in der Zeit, der die eben angeführten Quellen entstammen, ja noch nicht gepanzert war — entwickelte selbstredend auch eine derartige Wucht, sich einen glatten Spiess so tief in den Leib zu jagen, dass der Spiessträger entweder unter die Hufe kam oder von einem Schwerthiebe des Reiters niedergestreckt werden konnte. Im Kampfe wird jedenfalls auch der einfachere Zweck des Knebels sehr zur Geltung gekommen sein, die Klinge nur so tief eindringen zu lassen, dass sie nach vollbrachter Wirkung schnell wieder herausgezogen und weiter verwendet werden konnte. Und schliesslich wird der Knebel wohl auch einfach als Parierstange gedient haben, welche Schwerthiebe, die die Klinge vom Schafte abhauen sollten, auffing. Man machte wohl aber die Erfahrung, dass der Knebel im Kampfe nicht unumgänglich nötig war: jedenfalls kam er hier nie allgemein in Gebrauch, während er nach wie vor an keinem Jagdspiesse fehlt.

nicht etwa nur gegen Frischlinge und schwache Sauen bestimmt, bei denen, wie wir gehört haben, der Hirschfänger trotz des fehlenden Knebels genügte, da ein solches Stück keineswegs die Gewalt besass, sich die Klinge so weit in den Leib zu jagen, dass es bis zu dem Jäger gelangte, und ausserdem auch lange nicht so gefährlich war, wie eine grobe Sau. Das Schweinsschwert war vielmehr bestimmt, an Stelle des Schweinsspiesses zu treten. Man kann annehmen, dass seine Anwendung in ähnlicher Weise geschah wie die des Hirschfängers, d. h. dass der kugelförmige Knauf über dem leicht der alterprobte Schweinsspiess sich auch weiterhin nach wie vor erhielt. —

Ein lebendiges Bild von dem Getriebe einer Jagd im 17. Jahrhundert geben uns die Abb. 18—20. Mit packender Realistik veranschaulicht zunächst Abb. 18 das Abfangen eines Hauptschweines. Diese Darstellung befindet sich auf der aus einem einzigen Stück Cypressenholz gefertigten Platte eines Tisches im Histor. Museum zu Dresden und ist in Flach- bez. Halbrelief mit künstlerischer Vollendung ausgeführt. Der Tisch ist vermutlich Nürnberger Arbeit und in der ersten Hälfte des 17 Jahr-



Abb. 18.

gebogenen Knie fest angesetzt wurde. Während aber der Hirschfanger mit nur einer Hand dirigiert werden musste, bot der stabförmige Teil der Klinge des Schweinsschwertes den grossen Vorteil, dass die linke Hand mit zufassen konnte, indem sie, wie bei der Saufeder, vorgriff, die Klinge besser nach der gewollten Richtung lenkte und der Waffe einen viel festeren Halt gab. Sehr bewährt werden sich die Schweinsschwerter wohl nicht haben, jedenfalls war auch die mit ihrer Führung verbundene Gefahr zu gross, — wurde durch sie doch die Entfernung, die den Jäger von dem wütenden Schwein trennte, bedenklich verringert, — denn wir haben gesehen, dass sie nicht lange im Gebrauche blieben, während hunderts dem Sächsischen Kurfürsten von seinem Rate Dr. Nicolas Helffreich „verehret" worden. Während das quadratische Mittelstück ein Schach- oder Damenspiel bildet, ist die äussere Fläche in vier Felder geteilt, deren jedes eine andere Jagdart, nämlich Hirschjagd, Reiherbeize, Wolfsjagd und Saujagd darstellt. Bei letzterer ist der Moment als Hauptgegenstand der Darstellung in den Vordergrund gerückt, wo der eine Jäger die von den Hunden gedeckte Sau mit dem Schweinsspiess abzufangen im Begriff ist. Bemerkenswert ist dabei namentlich auch die eigenartige Panzerung der beiden Hunde rechts, der sogen. „Saupacker", die sich durch eine gefällige Form und die praktische

Einrichtung, dass der Panzer aus einzelnen Teilen besteht, die mittels Schleifen beweglich aneinander befestigt sind, vor den sonst dargestellten Hundepanzern auszeichnet.

Abb 19 und 20, die wir der Güte des Herrn Majors Lossnitzer verdanken, bringen zwei Teile der Intarsien des Jagdzimmers auf der Veste Coburg zur Anschauung, die nach Zeichnungen Wolff Birkners in Bayreuth ausgeführt sind und mit denen Herzog Johann Casimir zu Anfang des 17. Jahrhdts. ursprünglich die Trinkstube auf Schloss Ehrenburg schmückte. Hier sehen wir die ganze Jagd sich vor unseren Augen abspielen. Natürlich ist dabei zu bemerken, dass die verschiedensten Phasen der hinten läuft einer auf allen Vieren an. Der Bär im Vordergrunde dagegen nimmt die Jäger aufrecht an und sucht sich mit der rechten Tatze einen ihm schon im Körper steckenden Spiess herauszuziehen, während er mit der linken bemüht ist, sich der drohenden Bärenfeder zu erwehren, indem er sich gegen deren Knebel stemmt, — ein Vorgang, von dem in der Folge noch die Rede sein wird. —

Dafür, dass der Knebel schon in den ältesten Zeiten wegen des hier ausgeführten Zweckes — die Sau im Anrennen aufzuhalten — an der Saufeder angebracht war, diesem Zwecke also auch ganz sicher sein Entstehen verdankt, haben wir ein Beleg aus sehr früher Zeit: Kein anderer als



Abb. 19.

Jagd gleichzeitig nebeneinander und, der knappen Fläche halber, auf einen in Wirklichkeit unmöglichen, kleinen Raum zusammengedrängt dargestellt sind. Bei der Saujagd (Abb. 19) wie bei der Bärenjagd (Abb. 20) führen die Jäger keine Feuerwaffen, sondern lediglich Blankwaffen, — Spiess und Hirschfänger, — und beide Jagden kennzeichnen sich als „eingestellte Jagden". Abb. 19 zeigt rechts das Anlaufen einer Sau, weiter links das Abfangen. Auch hier sehen wir wieder zwei gepanzerte oder „gejackte" Hunde. Damit auch der Humor zu seinem Rechte kommt, sehen wir vorn in der Mitte zwei über den Haufen gerannte Jäger; bei der Bärenjagd, Abb. 20, hat einer hoch auf einem Baum seine Zuflucht gesucht. Rechts vorn wird ein Bär, der sich im Netze verstrickt hat, abgefangen, links Xenophon (ca 430—354 v. Chr.) ist hier unser Gewährsmann. In seinem „Kynegetikos", dem „Buche über die Jagd", schildert er ausführlich auch das Auflaufen-lassen der Sau und gibt dabei deutlich den Zweck des Knebels an, uns so gleichzeitig den Beweis liefernd, dass schon ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung der Knebel als ein notwendiger Bestandteil des Schweinsspiesses erkannt worden war. Denn Xenophon bringt in seinem Werke nichts Neues, von ihm Erfundenes, das er nun seinen Mitbürgern bekannt machen will, er gibt vielmehr gleichsam eine zusammenfassende Darstellung des Waidwerkes, wie es sich bis zu seiner Zeit praktisch entwickelt hat und darum weiter ausgeübt werden muss. An dem philologischen Streite, ob der „Kynegetikos" von

Xenophon selbst geschrieben ist oder nicht, können wir hier ruhig vorübergehen: Das Werk behält seinen Wert als Beweismaterial, denn auch die, die in Xenophon nicht den Autor erblicken wollen, haben anerkannt, dass die Schrift ganz sicher der Zeit Xenophons angehört.

Kapitel X des Kynegetikos ist das für unseren Fall einschlägige. Zunächst schildert Xenophon darin ausführlich die zur Saujagd nötigen Requisiten, wie Netze, Hunde usw. Den späteren Schusswaffen entspricht bei dem antiken Jäger die Ausrüstung mit mehreren Wurfspiessen (*ἀκόντια*), die von verschiedener Art in der Stärke (*παντοδαπά*) sein sollen, jedenfalls um für verschiedene Entfernungen



Abb. 20.

des Wurfes geeignet zu sein. Dann kommt er zu der Saufeder (*προβόλιον*), die er so beschreibt[10]: „Die Saufedern sollen zunächst Klingen (*λόγχη*) von fünf Handbreit Länge haben [also bemerkenswert lang!], weiter um die Mitte der Tülle (*αὐλός*) aus dem Eisen herausgeschmiedete, feste Knebel (*κνώδων*), und endlich speerstarke Schäfte (*ῥάβδος*) von Hartriegel-[Kornelkirschen-]Holz."

Es ist übrigens sehr interessant, dass das Wort für Saufeder, *προβόλιον*, eigentlich „das Vorgehaltene", einerseits „Speer", anderseits aber auch „Schutzmittel, Schild" bedeutet.

Auch Xenophon kennt die zwiefache Anwendung der Saufeder. Im ersten Falle, wenn die Sau in den Netzen verstrickt, von den Hunden gepackt und durch Speerschüsse und Steinwürfe (!) verwundet ist, „dann[11]) soll der von den Jagdteilnehmern, der der Erfahrenste ist und sich am meisten in der Gewalt hat, von vorn herantreten und mit der Saufeder zustossen", die Sau also abfangen. — Im andern Falle[12]), „wenn sie [die Sau] trotz der Schüsse und Steinwürfe die aufgestellten Netze nicht „anspannen" will, sondern losgelassen herumrast und den ihr Nahenden „annimmt", dann muss dieser, sobald sie auf ihn losfährt, zur Schweinsfeder greifen und vorgehen. Diese muss er vorn mit der linken, hinten mit der anderen Hand fassen;

10) Xenophontis scripta minora. Recognovit Ludowicus Dindorfius, editio secunda. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri. MCM. Cynegetius cap. X, 3: „*τὰ δὲ προβόλια, πρῶτον μὲν λόγχας ἔχοντα τό μὲν μέγεθος πενταπαλαίστους, κατὰ δὲ μέσον τὸν αὐλὸν κνώδοντας ἀποκεχαλκευμένους, στιφρούς, καὶ τὰς ῥάβδους κρανείας δορατοπαχεῖς.*"

11) a. a. O. 10. „*εἶτα ὅστις ἂν ᾖ τῶν παρόντων ἐμπειρότατος καὶ ἐγκρατέστατος προσελθόντα ἐκ τοῦ πρόσθεν τῷ προβολίῳ παίειν*".

12) 11. „*ἐὰν δὲ μὴ βούληται ἀκοντιζόμενος καὶ βαλλόμενος κατατεῖναι τὸν περίδρομον, ἀλλ' ἐπανιεὶς ἔχῃ πρὸς τὸν προσιόντα περιδρομὴν ποιούμενος, ἀνάγκη, ὅταν οὕτως ἔχῃ, λαβόντα τὸ προβόλιον προσιέναι, ἔχεσθαι δ' αὐτοῦ τῇ μὲν χειρὶ τῇ ἀριστερᾷ πρόσθεν, τῇ δ' ἑτέρᾳ ὄπισθεν· κατορθοῖ γὰρ ἡ μὲν ἀριστερὰ αὐτό, ἡ δὲ δεξιὰ ἐπεμβάλλει· ἔμπροσθεν δὲ ὁ πούς ὁ μὲν ἀριστερὸς ἑπέσθω τῇ χειρὶ τῇ ὁμωνύμῳ· ὁ δὲ δεξιὸς τῇ ἑτέρᾳ. (12) προσιόντα δὲ προβάλλεσθαι τὸ προβόλιον, μὴ πολλῷ μεῖζω διαβάντα ἢ ἐν πάλῃ, ἐπιστρέφοντα τὰς πλευρὰς τὰς εὐωνύμους ἐπὶ τὴν χεῖρα τὴν εὐώνυμον· εἶτα εἰσβλέποντα εἰς τὸ ὄμμα τοῦ θηρίου ἐνθυμούμενον τὴν κίνησιν τὴν ἀπὸ τῆς κεφαλῆς τῆς ἐκείνου. προσφέρειν δὲ τὸ προβόλιον φυλαττό-*

denn die linke gibt ihr die Richtung, die rechte den nötigen Nachdruck. Vorn folge der linke Fuss der gleichnamigen Hand, der rechte der anderen. Beim Vorwärtsschreiten halte man die Saufeder vor und mache nur so kurze Schritte wie beim Ringkampfe, indem man die linke Seite der linken Hand zudreht. Dabei blicke man dem Wilde fest ins Auge und beobachte jede Bewegung, die es mit dem Kopfe macht. Wenn man die Saufeder auslegt, habe man aber wohl acht, dass die Sau diese einem nicht mit einem Seitenhiebe [ihres „Gebrechs"] aus den Händen schlage: Denn der Wucht dieses Schlages folgt sie selbst auf der Stelle. Widerfährt dies einem, so muss er sich schleunigst aufs Gesicht niederwerfen . . . Denn in dieser Stellung . . . kann das Schwein wegen seiner aufrecht stehenden Hauer den Körper nicht von unten fassen . . . In dieser Not gibt es nur ein Rettungsmittel: Einer der Jagdgenossen muss mit einem Schweinsspiesse in der Hand herzukommen und [das Schwein] reizen, als ob er zustossen wollte . . . Sobald es das sieht, wird es den, der unter ihm liegt, loslassen und sich in rasender Wut gegen den wenden, der es reizt. Der andere aber muss schleunigst aufspringen, darf aber dabei ja nicht vergessen, die Saufeder mit aufzuheben . . . Dann muss er wieder auf dieselbe Weise vorgehen, [die Klinge] zwischen die Blätter stossen, da wo die Kehle ist, und alle Kraft einsetzend sich einstemmen. Das Schwein drängt nun wutend nach vor, und wenn es da nicht die Knebel an dem Eisen aufhielten, würde es sich den Schaft durch und durch jagen und sich so weit vorschieben, dass es bis an den, der die Saufeder hält, herankommt." —

Es ist recht töricht, diese Schilderung Xenophons als Jägerlatein zu bespötteln, wie es vielfach geschehen ist, weil Xenophon kurz hinterher etwas bringt, das allerdings etwas „lögenhaft to vertellen" ist. Das zeugt von wenig kritischem Unterscheidungsvermögen. Einer der neunmalklugen Zweifler ist sogar so weit gegangen, das Schwein, das sich die Saufeder durch den Leib jagt, mit dem Münchhausenschen Bären zu vergleichen, der sich nach und nach auf die mit Honig beschmierte Wagendeichsel hinaufleckt. (!!) Dieses Alles-in-einen-Topfwerfen, überhaupt die Lateinriecherei bei allem, was den Begriffen des jagdlichen Laien etwas ferner liegt, lässt nur auf mangelnde jagdliche Erfahrungen des Spötters schliessen. — Dass der Knebel sich bis in unsere Tage erhalten hat, ist wohl der beste Beweis dafür, dass Xenophon aus dem Schatze praktischer Erfahrungen schöpfte. Und wir haben aus dem oben Angeführten selbst sehen können, wie Xenophon die Jagd in lebendiger, ja geradezu aktueller Weise schildert, dass man dabei ganz die gewaltige Spanne Zeit vergessen könnte, die ihn von den Jagdschriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts trennt. Aber das ist ja ganz selbstverständlich. Denn ist auch das Waidwerk, wie es im Jägerliede heisst, „alle Tage neu", so ist es sich doch — in grossen Zügen — auch seit Urzeiten gleich, und Ereignisse, die die gleichen Grundbedingungen haben, müssen sich noch heute in gleicher Weise abspielen.

Zum Beweise dafür, — und um in die Kette der Belege unsere neueste Zeit als Schlussglied zu fügen, — wollen wir hier das Zeugnis eines Mannes anführen, dem noch in unseren Tagen das seltene Waidmannsheil beschieden war, auf den Bären mit der „kalten Waffe" zu jagen, also eine Jagdart auszuüben, bei der das hier über die Anwendung des Schweinsspiesses Gesagte noch in erhöhtem, der grösseren Stärke des hierbei gejagten Wildes entsprechend gesteigertem Maasse zutrifft. Und zwar stützen wir uns dabei auf die Schilderungen des vor kurzer Zeit verstorbenen Jägermeisters am russischen Kaiserhofe M. W. Andrejewsky.[13])

Eine reiche Erfahrung stand diesem kühnen Waidmanne zur Seite: gegen 80 Bären hatte er eigenhändig mit der „kalten Waffe" erlegt. Was für ein Recke er war, lassen seine folgenden Worte erkennen: „Ich kann ohne besondere Anstrengung eine Last von 12 Pud = 480 Pfd. heben. Als ich aber einstmals auf einer Jagd mit Sr. Kaiserl. Hoheit dem Grossfürsten Alexander Michailowitsch einen angeschweissten Bären von 9 Pud = 360 Pfd. Gewicht mit der Bärenfeder auffing, da sank ich unter der Last des Bären in die Knie und konnte ihn knapp bis zu dem Augenblicke halten, wo der Grossfürst und die übrigen Jäger mir zur Hilfe eilten, ungeachtet dessen, dass mein Stoss direkt und korrekt unter dem Blatte sass. Ein Bär von 7 Pud = 280 Pfd. ist schon beinahe zweimal so schwer als ein Mensch von mittlerem Wuchs, sein Gewicht verdreifacht sich aber scheinbar, wenn er, in der Absicht, des Jägers habhaft zu werden, sich wuchtig auf die Bärenfeder stemmt. Deshalb sind alle erfahrenen Jäger mit der Bärenfeder der Meinung, dass man einen Bären von 7 Pud an nur mehr zu zweien bewältigen kann." — Es ist schade, dass wir, um im Rahmen dieses Aufsatzes zu bleiben, hier nicht ausführlicher auf die interessanten Schil-

μένον μὴ ἐκκρούσῃ ἐκ τῶν χειρῶν τῇ κεφαλῇ ἐκνεύσας· τῇ γὰρ ῥύμῃ τῆς ἐκκρούσεως ἕπεται. (13) παθόντα δὲ τοῦτο πίπτειν δεῖ ἐπὶ στόμα. . . . τὸ γὰρ θηρίον . . . διὰ τὴν σιμότητα τῶν ὀδόντων τὸ σῶμα οὐ δύναται ὑπολαβεῖν. (14) ἀπαλλαγὴ δὲ τούτων μία ἐστὶ μόνη . . . προσελθόντα ἐγγὺς τῶν συγκυνηγετῶν ἕνα ἔχοντα προβόλιον ἐρεθίζειν ὡς ἀφήσοντα . . . (15) ὅταν δὲ ἴδῃ τοῦτο καταλιπὼν ὃν ἂν ἔχῃ ὑφ᾽ αὑτῷ ἐπὶ τὸν ἐρεθίζοντα ὑπ᾽ ὀργῆς καὶ θυμοῦ ἐπιστρέψει. τὸν δὲ ταχὺ ἀναπηδᾶν, τὸ δὲ προβόλιον μεμνῆσθαι ἔχοντα ἀνίστασθαι . . . (16) προσφέρειν δὲ πάλιν τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ προτεῖναι ἐντὸς τῆς ὠμοπλάτης ᾗ ἡ σφαγὴ καὶ ἀντερείσαντα ἔχειν ἐρρωμένως· ὁ δ᾽ ὑπὸ τοῦ μένους πρόεισι, καὶ εἰ μὴ κωλύοιεν οἱ κνώδοντες τῆς λόγχης, ἀφίκοιτ᾽ ἂν διὰ τῆς ῥάβδου προωθῶν αὑτὸν πρὸς τὸν τὸ προβόλιον ἔχοντα.

13) Nach dem „Moskauer Journal" und den „Baltischen Waidmannsblättern" mitgeteilt von Caesar Rhan in Nr. 16 u. 17, Band 44, der „Deutschen Jägerzeitung".

derungen Andrejewskys eingehen können. Wir müssen uns begnügen, das hervorzuheben, was für uns zur Sache gehört. — Auch Andrejewsky führt den Knebel als eine Notwendigkeit an und beschreibt ihn folgendermaassen: „Am Rande der Tülle befindet sich ein seitwärts abstehendes Ohr, welches zum Durchziehen des Riemens aus weissgegerbtem Leder dient, an den ein senkrecht zur Klinge hängendes starkes Holzstückchen gebunden wird . . . Die Länge des Querhölzchens beträgt 2½ bis 3 Werschok[14]) und ist völlig ausreichend, um zu verhindern, dass der Bär sich die Klinge durch den Körper jage und des Jägers habhaft werde". —

Es bleibt für uns nun nur noch eine sekundäre Frage zu lösen übrig: Hat auch die verschiedene Anbringungsweise des Knebels — fest und beweglich — ihren praktischen Grund?

Man ist geneigt, ohne weiteres mit Ja zu antworten, wenn man sich von neuem daran erinnert, dass bei Jagdwaffen, wie bei Waffen überhaupt, stets alles auf die Gebrauchsfähigkeit hin zugeschnitten worden ist. Den tieferen Grund kann uns aber auch hier nur der Mann der grünen Praxis enthüllen, und wieder ist es Andrejewsky, der auch auf diese Frage erschöpfend Auskunft giebt. Er für seine Person verwirft den festen Knebel gänzlich und will nur den beweglichen angewandt sehen. Das führt er so aus: „Das Holzstückchen wird auf etwa 1½ Werschok Entfernung von dem Ohr angebunden, so dass es sich frei in allen Richtungen bewegen kann, man gebe jedoch Obacht, dass es nicht an dem Schaft klappere. Dieses Holzstückchen ersetzt die Parierstange aus Metall, welche gewöhnlich als Verzierung der in den eleganten Magazinen zum Verkaufe ausgestellten Bärenfedern dient, an sich aber ganz unpraktisch ist. Da man dem Bären doch wohl nicht in freiem Felde mit der Feder zu Leibe rücken wird, sondern im Walde, im Geäst und Buschwerk, so kann es sich nur zu leicht ereignen, dass durch alle diese Hindernisse der störenden Parierstange derartiger Widerstand entgegengesetzt wird, dass es nicht möglich ist, überhaupt einen Stoss, geschweige denn einen sicheren, auf den Fleck treffenden auszuführen. Ferner ist es vorgekommen, dass Bären, sich mit den Vorderbranten auf die Parierstange stützend, die Klinge aus dem Körper herausgestossen und sich dann des unglücklichen Jägers bemächtigt haben, der so töricht gewesen ist, seine Zuversicht auf eine so primitive Waffe zu setzen. Mit dem angebundenen Querhölzchen dagegen ist ähnliches völlig ausgeschlossen. Da es klein und nach allen Richtungen hin bewegungsfähig ist, wird es durch alle Hindernisse durchschlüpfen und den Branten des Bären jedenfalls nicht als Stützpunkt zur Bewältigung seines Gegners dienen können."

Diese Worte sind so klar, dass ihnen nichts hinzuzufügen ist. Natürlich trifft das alles auch für die Saufeder zu, denn auch die Sau steckt sich mit Vorliebe an Orten, die durch Windbrüche, Felsen und Gestrüpp schwer zugänglich sind. Nur dass die Sau nicht imstande ist, sich die Klinge mit Hilfe des festen Knebels aus dem Körper zu stossen. Übrigens könnte man aus dem Umstande, dass Andrejewsky statt Knebel das Wort Parierstange gebraucht, schliessen, dass diese festen Knebel an den modernen Federn, die er im Auge hat, vielleicht bedeutend länger als an den alten Waffen sind und dann allerdings sehr unpraktisch sein müssen. — Dass die beweglicbe Anbringungsart erst in so später Zeit aufkam, wird wohl seinen Grund darin haben, dass man lange ihrer Festigkeit nicht das nötige Zutrauen entgegenbrachte; musste doch dabei der verhältnismässig schwache Riemen die ganze Wucht des Wildes aushalten. — Bei eingestellten Jagen, deren „Auslauf" und also Hauptschauplatz auf Waldwiesen oder anderem freien Gelände angelegt wurde, ebenso bei Hatzen auf den Höfen fürstlicher Schlösser, wo kein Buschwerk dem Wilde eine Zuflucht bot, fiel natürlich der Grund fort, der für den beweglichen Knebel spricht, und der feste Knebel, an dem man jedenfalls auch aus Pietät gegen die Tradition festhielt, konnte seinen Zweck voll erfüllen und sich im Gebrauche halten. —

Die Zeiten sind versunken, in denen der Jagdspiess zur notwendigen Ausrüstung des Jägers gehörte. Unsere Zeit mit ihren technich so ungemein vervollkommneten Fernwaffen hat die Blankwaffe in den Hintergrund gedrängt. Als historische Merkwürdigkeit sehen wir die Jagdspiesse heute fast nur noch in Sammlungen. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, welch eine Fülle heiss pulsierenden Lebens mit ihrer Führung verbunden war, dann werden sie sich stets auch uns als das darstellen, was sie sind: Wahrzeichen frohen Mannesmutes und frischer Manneskraft.

14) 1 Werschok = 4,445 cm.





Ein Beitrag zur Geschichte der Errichtung bezw. Ausrüstung der Kursächsischen Leibkompagnie zu Ross „Kroaten" (1660—1680).

Von k. und k. Fregatten-Kapitän **v. Preradović**.



Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen war bekanntlich ein äusserst prachtliebender Herrscher. Sein ihn zunächst umgebendes Milieu, der Hofstaat, zeigt dies deutlich.

„Als gälte es" sagt ein sächsischer Geschichtsschreiber [1]), das unter der Not und dem Elend des Krieges Versäumte nachzuholen, entfaltete der Hof einen bis dahin in Sachsen nicht bekannten Luxus.

Im Jahre 1666 gab es 55 Kammerherren und 57 Kammerjunker, die Hofordnung von 1671 weist schon 291 Personen auf; ausser 1000 Mann Ober- und Untergarde und der aus der ehemaligen Hoffahne entstandenen Leibtrabantengarde zu Ross, wurde auch noch eine Kompagnie Kroaten errichtet; alles in prächtigen Uniformen."

Dieser „Kompagnie Kroaten" seien die nachstehenden auf ihre Errichtung bezw. Ausrüstung bezugnehmenden Zeilen gewidmet. Freilich musste der Beitrag um so karger ausfallen, als nur die im Archive der Südslavischen Akademie der Wissenschaften zu Agram befindliche Dokumente verwendet werden konnten, während die Verwertung der im königl. sächsischen Haupt-Staatsarchive gewiss reichlich über diesen Gegenstand vorhandenen Akten vielleicht einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleibt.

Wahrscheinlich um sich mit etwas Besonderem, Exotischem zu umgeben, da ja Karabiniers, Musketiere, Schweizer und dergl. schon auch an anderen Höfen als Leibgarden eingeführt waren, verfiel der Kurfürst auf die Kroaten, die in dem kürzlich erst beendeten deutschen Kriege durch ihre neuartige, temperamentvolle Gefechtsweise, ihr impulsives, alle Licht- und Schattenseiten leichter Reitertruppen umfassendes Auftreten, die Aufmerksamkeit von Europa auf sich gelenkt hatten.

Es ist als wahrscheinlich, ja fast als gewiss anzunehmen, dass die Idee zur Bildung einer kroatischen Leibgarde auf den freundschaftlichen Verkehr zwischen dem Kurfürsten und dem Banus von Kroatien, Grafen Peter von Zrin, von dessen tragischem Ausgang auch in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde" [2]) die Rede war, zurückgeführt werden kann. Wenigstens hat eine lebhafte Korrespondenz zwischen diesen in ihrer Art berühmt gewordenen Zeitgenossen, wie dies aus Verzeichnissen über die Familienpapiere [3]) der Zrins hervorgeht, bestanden. Der Briefwechsel selbst ging anlässlich des Hochverratsprozesses der Grafen Frankaparn und Zrin mit anderem kostbaren Aktenmaterial nach Wien.

Genug an dem — schon im Herbste 1659 gestattete ein kaiserliches Dekret [4]) dem kroatischen Edelmanne Leutnant Johann von Peranski mit 20 kroatischen Reitern den freien ungehinderten Durchzug nach Sachsen, um in kursächsische Dienste zu treten.

Johann Peranski oder mit seinem vollen Namen Janko Šubić von Bribir Peranski, entstammte derselben berühmten Familie Šubić, der auch die Zrins angehörten und schon diese Familienbeziehung zum Grafen Peter Zrin macht es mehr als glaub-

Litteratur: Die im 27. Bande der Starine (Altertümer) der Südslavischen Akademie der Wissenschaften zu Agram enthaltene Abhandlung: Die kroatischen Garden an den Hofen von Dresden und Potsdam, vom † Akademiker Radoslav Lopašić, 1895.

1) Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen von Dr. C. W. Böttiger. II. Auflage bearbeitet von Dr. Th. Flathe, II. Bd. S. 236, 237.

2) Einiges über die Waffen der letzten Grafen von Zrin (1670). Von Johann von Ille. Z. f. h. Waffenkunde II. Bd. Seite 289—295.

3) Im Archiv der Südslavischen Akademie der Wissenschaften zu Agram.

4) Datiert vom 6. September 1659, Pressburg.



würdig, dass der Graf dem Kurfürsten Peranski als Gardekapitän anempfohlen haben mag. Peranski sobenannt nach dem Familiengute Perna in der Nähe bei Karlstadt (Kroatien) wo die Peranskis noch anderen kleineren Landbesitz innehatten, war demnach, wenn auch nicht reich, so doch wohlhabend zu nennen. Sein Ruf als kluger und tapferer Krieger, seine gesellschaftliche Gewandtheit, sowie nicht minder seine Bildung — er sprach und schrieb vollkommen deutsch, kroatisch und lateinisch — machte ihn für die Bekleidung einer Hofcharge mit militärischen Pflichten und Attributen wie geschaffen. Seine Ehe mit der sehr vermögenden Baronin Berdarini mag ihm den Verkehr bei Hof noch wesentlich erleichtert haben. Die zahlreichen Huld- und Gunstbezeigungen des Kurfürsten Johann Georg II. an Peranski sprechen von der Zufriedenheit und dem Wohlwollen des Kurfürsten für den Kapitän seiner Leibgarde.[5])

Die Tätigkeit der kroatischen Leibgarde am kurfürstlichen Hof zu Dresden dürfte anfangs März 1660 begonnen haben. Ihr Sitz war in Dresden, doch da Abteilungen jeder Garde den Kurfürsten auf Reisen im Inlande oder im Auslande begleiteten, so dürfte dies auch mit den Kroaten der Fall gewesen sein.

Der dienstliche Titel dieser Garde war: Leib Compagnie zu Ross „Kroaten".

Sie bestand aus dem Kapitän, dem Vice-Kapitän (Leutnant), dem Kornet, dem Fähnriche, den Korporalen, Junkern und Reitern (Gardisten, Einspanniger). Unter diesen sind solche Angehörige der Garde zu verstehen, die zwar wohl auch Edelleute waren, jedoch in Ermangelung von eigenen Dienern ihre Pferde selbst ritten. Natürlich bestand bei der Vermögungslosigkeit der Kroaten, der grösste Teil der Garde aus „Einspannigern". Die Garde zählte im Jahre 1678 mehr als 60 Mann und bei ihrer Auflösung im Jahre 1680 ca. 80 Mann und rekrutierte sich ausschliesslich aus den kroatischen Grenzgebieten. Die Kleidung, Uniform der Kroatischen Leibgarde zu Dresden, war genau so wie die der Leibwächter der österreichischen Grenz generale, d. h. nach Schnitt und Façon kroatisch.

Eine beiläufige Vorstellung davon und auch von der Bewaffnung der Kroaten bietet die „Todesfallsaufnahme" nach dem wegen eines militärischen Vergehens hingerichteten Gardisten Thomas von Filipović. Es verlohnt sich, dieses interessante Dokument aus dem kroatischen Originale in deutscher Übersetzung frei wiederzugeben.

Dresden, Anno domini 1662. 6. septembris. Zufolge Regimentsgerichts-Urtheil musste von dieser Welt verscheiden des Durchlauchtigen, Hochgebietenden Kurfürsten von Sachsen Leib Compagnie zu Ross Kroaten Einspanniger guten Gedenkens Thomas von Filipovich, dessen Habseligkeiten, die er sich hier in Sachsen beim Durchlauchtigsten Kurfürsten erworben, wie es unten verzeichnet ist, abgesondert sind; zu seinem Exekutor und Patron ernannte er unseren Vicekapitän Franz von Berislavich, den er einige Male um die Gnade bat, dass von seinen Habseligkeit nichts für seine armen Kinderlein verloren gehe.

Was des Verstorbenen Eigentum war, und um wieviel davon verkauft wurde:

Drei silberne, vergoldete Ringe.

Eine Kappe, die der Verstorbene dem von Jagatich hinterlassen hat.

Ein Pferd, 20 Thaler.

Eine Pferdeausrüstung, 3 Thaler.

Eine silberne, vergoldete Agraffe, 3 Thaler.

Eine Kappe aus Marderfell.

Ein altes und ein neues Pulverhorn.

Silberne Brust- und Ärmelknöpfe.

Ein alter Waffenrock.

Ein Sattel- und Gewehrhalfter.

Eine neue Hose aus rotem Tuch.

Ein Karabiner und ein paar Pistolen.

Ein neuer Waffenrock, aber ohne Knöpfe und Pelz.

An Bargeld, 30 Thaler.

Ein Säbel, 1 Thaler.

Aufgenommen: Franz von Berislavich.[6])

Somit lässt sich aus dieser „Todesfallsaufnahme" die Bekleidung der Gardisten der Leibkompagnie zu Ross „Kroaten" ziemlich genau feststellen: Kappe aus Marderfell mit einer vergoldeten oder goldenen Agraffe; Waffenrock mit silbernen Brust- und Ärmelknöpfen, Pelzverbrämung; Waffen: Gewehr, (Karabiner), 2 Pistolen und Säbel.

5) Peranski rückte aus seiner ursprünglichen Stellung als Leutenant der Garde rasch zu deren bestallten Rittmeister oder Kapitän (bei gleichzeitiger Ernennung zum Kammerherrn) und schliesslich zum Obristlieutenant vor. Der Kurfürst ernannte ihn zum Amtsmann in Moritzburg mit reicher Pfründe. In seinem Testamente verfügt Peranski auch über die ihm vom Kurfürsten gemachten Geschenke und erwähnt u. a.: „Nodos vero meos aureos, quos mihi serenissimus meus dux donavit, ipsos illi ecclesiae, ubi corpus meum iacebit, lego ita, ut ex pretio et valore eorundem monstrantia pro venerabili sacramento conficiatur . . .

6) Das Original befand sich ehemals im Landesarchiv zu Agram, kam dann nach Budapest.



Die Gardisten waren mit ihren eigenen kleinen, aber feurigen heimatlichen Pferden beritten. Nur die Chargen (Offiziere) hatten mehrere Pferde, die bei feierlichen Anlässen von den Reitknechten geritten wurden. Die Garde hatte eine besondere Standarte von roter Grundfarbe mit dem kurfürstlichen Wappen eingestickt.

Von der Verwendung der kroatischen Leibgarde bei festlichen Gelegenheiten giebt eine glänzend ausgestattete Publikation jener Tage ein beiläufiges Bild.

Wir meinen das G. Ctzschimmersche Prachtwerk über die Zusammenkunft des Kurfürsten Johann Georg II. mit seinen Brüdern, deren Gemahlinnen usw. Februar 1678 zu Dresden.[7])

Bei der „Ordnung des Einzuges" heisst es: „Erstlich ritte die Jägerey, grün, mit Silber ausgemacht gekleidet 1. bis 14."

Ferner:

15. Der Croaten-officier, 5 Hand-Rosse.

16. Zwey Trompeter mit rothen Trompeten Fahnen, worinnen das Chur-Sächsische Wappen gestickt.

17. Herr Johann von Peraynsky, Obrist-Lieutenandt von der Leib-Guardie, Cammerherr und Ambts-Hauptmann zu Moritzburg, in einer Leoparden-Haut.

18. Die Leib-Compagnie-Croaten mit Carabiner-Röhren. Der Capitain-Lieutenant Bartholomaeo Bardarini, Cammerherr.

Cornet Georg Peraynsky, so eine rothe zweizipplichte Croaten-Fahne führete darinnen auff einer Seite das ganze Chur-Säcbsische Wapen, auf der andern Seiten, der geschrenckte Nahme, mit dem Chur-Hutte gestickt."

u. s. w. u. s. w.

Kurfürst Johann Georg II. verstarb am 1. September 1680. Eine der ersten Regierungshandlungen seines Sohnes und Nachfolgers, des Kurfürsten Johann Georg III. war, die kostspieligen Truppen, zu denen auch die kroatische Leibgarde gehörten, ganz oder teilweise aufzulösen.

Auf Befehl des Kurfürsten wurde diese Garde zunächst nach Zwickau verlegt, allwo die dauernde Entlassung der Offiziere und Gardisten in die Heimat erfolgte.

Der ehemalige Oberstlieutenant der Garde Johann von Peranski kam noch öfters nach Sachsen und speziell nach Moritzburg, um nach seinem dortigen Besitzthum zu sehen.

Er starb im Jahre 1689 in Kroatien, während seine Linie mit Caspar von Peranski 1740 erlosch.



7) Die durchlauchtigste Zusammenkunft oder historische Erzehlung, was der durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Johann Georg der Ander, Herzog zu Sachsen usw. bey Anwesenheit Seiner Churfurstlichen Durchlauchtigkeit hochgeehrtesten Herren Gebrüdere dero Gemahlinnen, Prinzen und Prinzessinnen zu sonderbaren Ehren und Belustigung in dero Residenz und Haubt-Vestung Dresden im Monat Februario des 1678 sten Jahres an allerhand Aufzugen, Ritterlichen Exercitien, Schau-Spielen, Schiessen, Jagten, Operen, Comoedien u. s. w. u. s. w. . . . zum Drucke befordert durch Gabriel Ctzschimmern. Nürnberg, in Verlegung Johann Hoffmanns, Buch- und Kunsthandlers.

Gedruckt daselbst bey Christian-Siegmund Froberger.
Anno 1680.

Entwickelung und Gebrauch der Handfeuerwaffen.

Von k. u. k. Oberst **P. Sixl.**

(4. Fortsetzung.)

Auch die folgenden einreihigen dreiläufigen Orgeln mussen nacb Konstruktion und Einrichtung mebr defensiven Zwecken gedient haben, weil denselben infolge Aufbau des Untergestelles die nötige Beweglichkeit fehlte.

Es sind von diesen einreibigen dreiläufigen Orgeln drei gleiche Exemplare vorbanden und zwar: ein Exemplar im königl. Zeughause zu Berlin (Fig. 109 a und b), und zwei Exemplare in der herzoglichen Waffensammlung auf Veste Koburg (Fig. 110 und 111).

Bei allen drei Exemplaren sind die Läufe nach hause zu Berlin befindlichen Orgel, Nr. 195 des Führer v. J. 1903, lautet[1]):

Länge der ganzen Waffe: 143,5 cm.
Gewicht der ganzen Waffe: 32,75 kg.
Länge der Läufe: 88,2 cm.
Länge der Laufseele: 84 cm.
Kaliber: 53—54 mm,
Material der Läufe: Schmiedeeisen.

Die Läufe sind aussen rückwärts in einer Länge von 48 cm achtkantig, sodann nacb vorne rund und konisch, mit 4,6 cm bis 8,6 cm äusserem Durchmesser.

Vor dem Achtkant ist ein 3,7 cm breiter und 1,2 cm dicker massiver Verbindungsring mit drei Durchbohrungen für die drei Läufe von rückwärts aufgeschoben und daselbst mittels 3 Stellscbrauben befestigt.

In die Läufe sind rückwärts massive Schraubenbolzen oder Schraubenspindel eingeschraubt; die



Fig. 109a u. b. Einreihige dreiläufige Orgel im Radschloss aus dem kgl. Zeughause zu Berlin.

vorne wenig facherförmig auseinandergestellt; die Läufe haben in der Mitte einen gemeinschaftlichen massiven Verbindungsring und sind rückwärts durch eingeschraubte Schraubenspindel geschlossen. Die mittlere Schraubenspindel ist länger, in der vorderen Hälfte innen hohl und dient als Zündkanal, welcher vorne nacb recbts und links durch seitwärts angesetzte Kanäle mit den Nebenläufen in Verbindung steht. Zur leichteren Handhabung ist rückwärts ein kurzer gerader Holzschaft angesetzt die Entzündung wird durch ein Radschloss bewirkt.

Bei dem Berliner Exemplar fehlt das Untergestell, welches man sich in ähnlicber Weise, wie bei den Koburger Exemplaren, vorzustellen hat; das grosse Gewicht der Waffe macbte ein Untergestell entschieden notwendig; der massive Verbindungsring scbeint auch anzudeuten, dass die Befestigung am Untergestell in ähnlicher Weise, wie bei den andern Orgeln, gedacht war.

Die genaue Beschreibung der im königl. Zeugselben treten über das rückwärtige Laufende hervor, greifen durch eine viereckige Eisenplatte, welche an die Laufenden angelehnt ist, und sind bei den beiden äusseren Läufen an der Aussenseite der Eisenplatte mittels Schraubenmuttern abgeschlossen.

Die mittlere Schraubenspindel ist 54 cm lang, gebt durch die ganze Länge des Scbaftes hindurch und ist rückwärts am hinteren Rande des Kolbens durch eine Schraubenmutter mit diesem fest verbunden. Im vorderen Teile, auf beiläufig 12 cm, ist die mittlere Schraubenspindel innen hohl und auf 4 5 cm in das rückwärtige Laufende eingeschraubt; daselbst zweigen nach rechts und links seitwärts Verbindungskanäle zu den Nebenläufen ab, welche die Entzündung des Zündpulvers aus dem Mittelauf zu den beiden Aussenläufen hinüberführen.

1) Die genauen Daten sowie die Beistellung der photographischen Abbildung verdanken wir auch diesmal, — wie schon so oft! — der stets arbeitsbereiten und liebenswürdigen Vermittelung der Direktion des königl. Zeughauses.

Der rechte Lauf hat auf der äusseren Seite ein Loch in der Höhe der Verbindungskanäle, welches wahrscheinlich zu dem Zwecke angebracht war, um die Verbindungskanäle von aussen reinigen zu können; beim Schuss wurde dieses Loch durch eine Schraube geschlossen.

Am rückwärtigen Ende des Zündkanales der mittleren Spindel, 7 cm vom hinteren Laufende entfernt, also schon innerhalb des Kolbenschaftes, befindet sich oberhalb ein rundes Loch; an dieser Stelle ist überdies über die Schraubenspindel eine zylindrische Hülse, von 3,2 cm Breite, aufgeschoben, auf welche nach oben eine oben abgeschrägte Röhre einer rechteckigen Platte aufgesetzt ist, ferner vorne, 6 cm vor der Mündung, ein stiftartiges, oben abgerundetes Korn.

Zur leichteren Handhabung und insbesondere zur Aufnahme des Radschlosses ist rückwärts ein 51,6 cm langer deutscher Holzschaft mit geradem schmalen Kolben und Daumeneinschnitt angebracht; die Kanten und das Kolbenende sind mit Rankenornamenten verziert; beim Radschloss fehlt der Abzug.

Herkunft dieser Orgel ist unbekannt.

Beiläufige Entstehungszeit: Mitte des 17. Jahrhunderts.

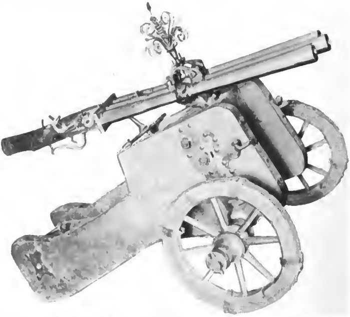


Fig. 110. Einreihige dreiläufige Orgel mit Radschloss aus der herzgl. Waffensammlung auf Veste Koburg.

aufgesetzt ist; diese Röhre enthält einen 6 mm breiten Zündkanal, welcher unterhalb in das früher genannte runde Loch der mittleren Schraubenspindel einmündet; oben ist derselbe wenig erweitert und in die Zündpfanne des Radschlosses eingepasst.

Die Läufe sind innen glatt; dieselben liegen mit den Laufachsen nicht parallel, sondern gehen fächerförmig auseinander; die Abstände der Seelenachsen der Aussenläufe betragen am Verbindungsring 15,7 cm, an der Mündung 18,3 cm.

Am Mittellaufe ist die Visiervorrichtung angebracht; beiläufig in der Mitte des Achtkantes ein seitlich eingeschobenes Standvisier, welches auf

Spuren von Schiessgebrauch sind nicht vorhanden.

Die in der herzoglichen Waffensammlung auf Veste Koburg befindliche einreihige, dreiläufige und in Figur 110 abgebildete Orgel ist auf einer Wandlaffette aufgesetzt; die genaue Beschreibung derselben lautet[2]):

Länge der ganzen Waffe: 150,5 cm.

2) Die genaue Beschreibung der beiden Orgeln sowie die photographischen Abbildungen erhielten wir durch die freundlichen Bemühungen des Herrn J. Lossnitzer, Königl. Sächs. Majors z. D. und Direktors der herzogl. Kunstsammlung auf Veste Koburg, wofür wir an dieser Stelle noch besonders danken.

Gewicht der ganzen Waffe: konnte nicht festgestellt werden.

Länge der Läufe: 90,3 cm, Mittellauf 94 cm, 90 cm.

Länge der Laufseele: 88 cm, 91 cm, 88 cm.

Kaliber: 47 mm.

Material der Läufe: Schmiedeeisen.

Die Läufe sind aussen rückwärts in einer Länge von 17,5 cm achtkantig, sodann nach vorne rund und konisch mit 4,5 cm bis 6,6 cm äusserem Durchmesser.

Vor dem Achtkant ist ein massiver Verbindungsring aus Schmiedeeisen, mit drei runden Lagern für die drei Läufe, angebracht. Dieser Verbindungsring hat an der rechten Seite ein Scharnier, kann von links nach rechts geöffnet werden und wird geschlossen durch eine Schraube zusammengehalten. Die Läufe sind rückwärts, wie beim Berliner Exemplar, durch massive eingeschraubte Schraubenspindel abgeschlossen, welche durch eine an die Laufenden angelehnte Eisenplatte hindurch gehen; diese wird an der Aussenseite bei den beiden äusseren Läufen mit Schraubenmuttern festgehalten. Die mittlere Schraubenspindel ist 61,5 cm lang, geht durch die ganze Länge des Schaftes hindurch und ist rückwärts am Kolbenende durch eine Schraubenmutter mit diesem fest verbunden. Im vorderen Teile, auf beiläufig 14 cm, ist die mittlere Schraubenspindel innen hohl und auf 3,3 cm in das rückwärtige Ende des Mittellaufes eingeschraubt. Die Abzweigung der Verbindungskanäle zur Entzündung der beiden Aussenläufe, sowie das Loch auf der äusseren Seite des rechten Laufes sind in derselben Weise, wie beim Berliner Exemplar, vorhanden. Das Zündloch ist oberhalb oval erweitert, und mündet in eine rechteckige, muldenförmige Pulverpfanne; die Konstruktion des Zündkanals und die Verbindung desselben mit der mittleren Schraubenspindel erscheint wie bei der Berliner Orgel angeordnet.



Fig. 111. Einreihige dreiläufige Orgel aus der herzgl. Waffensammlung auf Veste Koburg.

Die Läufe sind innen glatt; dieselben liegen mit den Laufachsen nicht parallel, sondern gehen fächerförmig auseinander; die Abstände der Laufachsen der Aussenläufe von jener des Mittellaufes betragen beim Verbindungsring 7,5 cm, an der Mündung 8,5 cm.

Die Visiereinrichtung ist ebenfalls am Mittellaufe angebracht, u. zw. 77,8 cm von der Mündung eine seitlich eingeschobene Platte mit einem Standvisier,

auf 5 cm von der Mündung ein stiftartiges oben abgerundetes Korn.

Zur leichteren Handhabung und insbesondere zur Aufnahme des Radschlosses ist rückwärts ein 54 cm langer deutscher Holzschaft mit geradem schmalen Kolben und Daumeneinschnitt angebracht und, mit der mittleren Spindel durch eine Schraubenmutter fest verbunden; auch hier sind die Kanten und das Beschläge mit Rankenornamenten verziert; das Radschloss hat einen Abzug mit Abzugbügel.

Neu und interessant ist bei diesem Exemplare das Untergestell, welches augenscheinlich eine ältere Konstruktion aufweist und im Holz gut erhalten ist.

Das Untergestell besteht aus einer starken Wandlaffette aus Eichenholz, 65,5 cm hoch, 130 cm lang. die beiden Laffettenwände sind auf 26,5 cm auseinandergehalten; zwischen denselben ist ein massiver Holzblock eingeschoben und durch Querstangen und Eisenbänder befestigt; in diesen Holzblock ist von oben nach unten ein starker Eisenbolzen eingesteckt.

Der Eisenbolzen ist oberhalb der Laffettenwände zweifach gegabelt; in diese Doppelgabelung ist nun die Orgel mit dem Lauf-Verbindungsring derart eingelegt, dass zwischen je zwei Läufen die Enden einer Gabel durchgreifen; oben sind die Gabelenden mittels angeschraubter gebogener Eisenstäbe miteinander verbunden. Über beide Gabeln ist ein Querbalken gelegt, an welchem ein Schmuckblattornament aus Schmiedeeisen befestigt ist.

An den Seiten sind 48,5 cm hohe Speichenräder angebracht. Die Holzteile der Laffette sind mit schmiedeeisernen Bändern beschlagen. Am Laffettenschwanz ist ein starker Eisenring befestigt; vorne an den Laffettenwänden befinden sich doppelt gebogene Eisenhaken; Ring und Haken sollten die Möglichkeit bieten, die schwere Laffette mittels Stricken richten und bewegen zu können.

Rückwärts oben auf den Laffettenwänden ist eine starke Eisenschiene aufgeschraubt; dieselbe hat in der Mitte ein mit Schraubengewinden eingeschnittenes Loch, in welches die entsprechende Schraubenspindel einer Richtschraube eingreift; der obere Teil der Schraubenspindel ist gegabelt und dient dem Mittellauf als Stützpunkt; es konnte daher durch Vor- oder Zurückschrauben der Richtschraube die Höhenrichtung genommen und fixiert werden.

Die Seitenrichtung konnte durch die Seitwärtsbewegung des Laffettenschwanzes oder aber durch Drehung um die Eisenspindel im Holzblocke bewirkt werden.

Über Entstehungszeit und Herkunft enthält das Festungsinventar folgende Eintragungen:

zum Jahre 1619 „1 altes eisernes Büchslein mit 3 Rohren."

zum Jahre 1664 „1 Sturmgeschoss mit 3 Rohren auf Lavett und Rädern."

Letztere Eintragung bezieht sich zweifellos auf die vorliegende Orgel; bei der ersteren Eintragung kann auch die zweite in der Waffensammlung befindliche dreiläufige Orgel gemeint sein, welche in Konstruktion der beschriebenen dreiläufigen Feuerwaffe vollkommen ähnlich ist, jedoch als Untergestell einen Holzbock zeigt, welcher bei den Bockbüchsen des 15. Jahrhunderts allgemein im Gebrauche war und handschriftlich nachgewiesen wurde.

Die genaue Beschreibung dieser zweiten einreihigen dreiläufigen Orgel lautet.

Länge der ganzen Waffe: 160 cm.

Gewicht der ganzen Waffe: konnte nicht festgestellt werden.

Länge der Läufe: 102 cm; Länge der Laufseele: 98,8 cm.

Kaliber: 47 mm.

Material der Läufe: Schmiedeeisen.

Die Läufe sind aussen rückwärts in einer Länge von 28 cm achtkantig, sodann nach vorne rund und konisch mit 4,4 cm bis 5,9 cm äusserem Durchmesser.

Vor dem Achtkant, auf 21 cm von diesem entfernt, ist unten eine schmiedeeiserne, vierkantige, 2,5 cm dicke Achse angebracht, welche zu beiden Seiten in runde Schildzapfen endigt. Durch diese Achse greifen von oben, und zwar noch innerhalb des Vierkants, zwei Schrauben, welche unterhalb der Achse mit starken Schraubenmuttern befestigt sind und die Verbindung der Läufe mit der Achse herstellen.

Der Abschluss der rückwärtigen Laufenden, die Einrichtung der langen mittleren Verschluss-Schraubenspindel und die Abzweigung der Verbindungs-Zündkanäle vom Zündkanal des Mittellaufes zu den beiden Aussenläufen sind in derselben Weise, wie bei den beiden beschriebenen Exemplaren, angeordnet.

Die mittlere Schraubenspindel ist 67 cm lang, der 11,5 cm lange Zündkanal ist auf 3.5 cm in das rückwärtige Laufende eingeschraubt; auch das Loch zum Reinigen der Verbindungskanäle ist an der äusseren Seite des rechten Laufes vorhanden; das Zündloch mündet oben in die Pulverpfanne des Radschlosses.

Die Läufe sind innen glatt, liegen mit den Laufachsen nicht parallel, sondern gehen vorne fächerförmig auseinander; die Abstände der Laufachsender Aussenläufe von jener des Mittellaufes betragen an der vierkantigen Querachse 7,75 cm, an der Mündung 8,9 cm.

Die Visiereinrichtung ist auch bei diesem Exemplar am Mittellaufe angebracht u. zw. 81,7 cm von der Mündung das seitwärts eingeschobene Standvisier, vorne oberhalb der Mündung ein oben abgerundetes Korn.

Der Holzschaft ist 56 cm lang, nach deutscher Art geformt mit geradem schmalen Kolben und Daumeneinschnitt; das Kolbenende ist verziert; die Verbindung von Schaft und mittlerer Schrauben-

spindel wie bei den beiden beschriebenen Orgeln; das Radschloss zeigt Spuren einer Stechervorrichtung.

Das Untergestell ist ein 89,5 cm hoher Holzbock; derselbe hat vorne ein zweiarmiges, durch 2 breite Querleisten verstärktes Vordergestell, welches auf zwei Holzrollen bewegt werden kann.

Oben zwischen den beiden Armen des Vordergestells ist der über 2 m lange, im vorderen Teile besonders massive hölzerne Mittelblock eingelassen und daselbst mittelst Eisenbänder und einer eisernen Querstange befestigt; nach rückwärts endigt der Mittelblock in einen ziemlich stark gebaltenen Protzfuss. Die Holzteile sind mit Eisenblech und Nietnägeln beschlagen; Vordergestell und Protzfuss überdies durch zwei Eisenstäbe miteinander verbunden.

Im vorderen stärksten Teile des Mittelblocks ist von oben nach unten ein massiver, 6 cm starker Eisenbolzen eingesteckt, welcher an der unteren Seite des Blocks um 3,5 cm vorsteht, daselbst ein Splintloch zeigt und augenscheinlich mittels Splints im Blocke befestigt war. Oberhalb des Mittelblocks, in einer Höhe von 8,5 cm, gabelt sich der Eisenbolzen zweifach und bildet zwei nach vorne ausgebogene halbkreisförmige Gelenksringe; in diese sind die Läufe mit der horizontalen Verbindungsachse derart eingelegt, dass zwischen je zwei Läufen ein Gelenksring zu liegen kommt. An den oberen Enden der Gelenksringe sind zwei Eisenstäbchen befestigt, welche nach unten herabgelegt werden können; die unteren Enden dieser Stäbchen sind verbreitert und haben daselbst ein Loch; bei eingelegter Feuerwaffe greifen diese Stäbchen über die horizontale Verbindungsachse und reichen mit den unteren durchlochten Enden bis auf die vordere Seite des Eisenbolzen, wo dieselben durch einen eingesteckten eisernen Querstab festgehalten werden.

Zum Nehmen der Höhenrichtung dient eine den Mittellauf mit einer Gabel stützende, 15 cm lange Richtschraube, welche einen mit Muttergewinden versehenen Eisenbolzen von unten durchbohrt; der Bolzen selbst ruht rückwärts, knapp vor der Richtschraube, auf einer im Mittelblocke eingelassenen Eisengabel; vorne ist der Bolzen nach unten abgebogen und an der linken vorderen Seite des Mittelblocks befestigt; auch an der rechten Seite des Mittelblocks bis zum Fusse der Stützgabel ist ein gebogener Eisenstab angebracht.

Am Protzfuss ist rückwärts ein Eisenring befestigt, mittels welchem das Nehmen der Seitenrichtung bewirkt wird.

Das Untergestell ist grösstenteils original, einzelne Holzteile sind um das Jahr 1850 ergänzt worden.

Ein Schiessgebrauch liess sich auch bei diesem Exemplar nicht nachweisen.

Die Konstruktion bei diesen Orgeln sollte das gleichzeitige Abfeuern dreier Geschosse mittels eines Radschlosses ermöglichen; die Entzündungsvorrichtung war jedoch recht empfindlich und unverlässlich; der lange Zündkanal in der mittleren Spindel konnte leicht durch Pulverrückstand verstopft werden; eine Freilegung des Kanals war umständlich und zeitraubend. Auch der Aufbau des Zündlochs von der Mittelspindel zur Pulverpfanne ist kompliziert und machte ein sicheres Einfallen des Zündfunkens fraglich.

Die beim zweiten Koburger Exemplar beschriebene Unterlagsachse mit den Schildzapfen lässt vermuten, dass die Feuerwaffe in die entsprechenden Schildzapfenlager einer Wandlaffette oder einer ähnlichen Vorrichtung eingelegt und daselbst mit Kettchen und Splint festgehalten werden sollte.

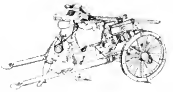


Fig. 112.

Die Handhabung einer, mit einer derartigen Unterlagsachse versehenen Feuerwaffe zeigt eine kolorierte Handzeichnung im Germanischen Museum zu Nürnberg aus der Zeit 1680—1700.[3] (Fig. 112.)

Auf derselben ist ein Schütze dargestellt, welcher eine Handfeuerwaffe mit auffallend langem Lauf und mit langem massiven Kolben in Anschlag hält; der Kolben liegt auf der rechten Schulter auf. Die unter der Laufmitte angebrachte horizontale Querachse ist mit den Schildzapfen in ein Lager eingelegt und daselbst mit Splint und Kettchen festgehalten. Durch diese Einrichtung wurde der Rückstoss aufgefangen und abgeschwächt.

Die Abbildung zeigt überdies den Schützen im Kostume von ca. 1700, ferner eine Karrenlaffette, auf welcher unten ein grösseres Geschütz, über diesem in laffettenartigen Holzgestellen zwei kleinere Geschütze aus Bronze befestigt sind; mithin ein Streitkarren mit vier Feuerwaffen, bei welchem die Rohre übereinander, etagenförmig, gelagert erscheinen.

3) Quellen 105. T. A. CLIX—CLX. Fig. 112 dort entnommen.

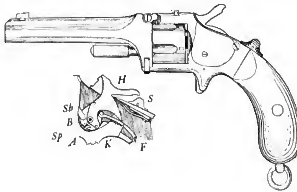
Zur Geschichte des sächsischen Revolvers.

Von Dr. B. Wandolleck (Dresden).

Thierbach erwähnt in Band 3 Heft 7 dieser Zeitschrift bei seiner Besprechung der Waffen der sächsischen Armee auf Seite 198 auch die Revolver. Er sagt dort: „Endlich ist noch der Revolverzugedenken, welche im Jahre 1879 für Reiterei und ein erleichteter für Offiziere u. s. w. vom Jahre 1883 eingeführt wurden. Beide gründeten sich auf der zuerst vom amerikanischen Oberst Colt angeblich erfundenen Waffe, obgleich ganz ähnliche unter dem Namen Drehlinge bereits Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland wohlbekannt waren. Die 5 Patronen fassende Walze drehte sich beim Spannen des Hahns, der mit einem an seinem Kopfe befindlichen Zahn gegen das im Boden der Metallpatrone eingelassene Zündhütchen schlug. Die Waffe war ziemlich schwer, schon die erleichterte wog 940 g."

Th. bespricht also nur die noch jetzt in der gesamten deutschen Armee gebrauchten Revolver. In dem sächsischen Kontingent war aber bereits vorher ein besonderer Revolver eingeführt und zwar für die Artillerie. An diesen Revolvertyp erinnert nur der Satz: „Die 5 Patronen fassende Walze", sonst bezieht sich alles auf den Preussischen Revolver M. 79 und den deutschen Armeerevolver M. 83.

Als sächsischer Revolver wurde damals ein Modell Smith und Wesson gewählt und zwar das zweite Modell dieser Firma. Nach der Inschrift eines in meiner Sammlung befindlichen echten Smith und Wesson diesen Modells rührt das Patent vom 5. Juli 1859 her. Es ist ein Randfeuerrevolver, dessen Lauf nach oben aufklappt. Zum Laden oder zum Entfernen der abgeschossenen Hülsen muss die nach dem Aufklappen des Laufes freie Walze herausgenommen und zum Entladen müssen mittels eines unter dem Lauf befestigten Stiftes die Ladungen oder die Hülsen ausgestossen werden. Der Revolver hat grosse Ähnlichkeit mit dem allerersten Modell jener Firma, dem sogen. Revolver Sharps (unter diesem Namen im Dresdener Arsenal). Der Unterschied liegt nur in der Walzenarretierung, dem Visier und der Sicherung. Bei beiden Modellen wird die



Arretierung durch die Nase einer Feder bewirkt, die auf dem Walzenumfang schleift und in die Rasten der Walze einspringt. Bei Modell I (Sharps) liegt sie vor dem Hahn oben auf dem Gestell, bei Modell II vor dem Abzug unten im Gestell. Eine kleine Nase der Hahnrippe hebt an M. I beim Spanner die Feder aus, damit die Rast freigegeben, und die Walze durch den Umsatzhebel gedreht werden kann. Die Feder ist hier gleichzeitig Visier und enthält die Kimme. Bei M. II schickt die unten liegende Feder einen hakenförmigen Fortsatz in das Schloss, dieser Fortsatz lehnt sich gegen einen kurzen nach hinten abgeschrägten Stift, der auf der linken Seite unterhalb der Hahnachse aus dem Hahnkörper herausragt. Wird der Hahn gespannt, so drückt dieser Stift auf ganz kurze Zeit den hakenförmigen Fortsatz der Arretierfeder und damit auch die Feder selbst nach unten, die Nase

tritt aus der Walzenrast, und der Umsatzhebel kann die Walze drehen. Während bei den gewöhnlichen Smith und Wesson Rev. diesen Systems die Kimme im Daumenstollen des Hahns liegt, ist dem sächsischen Revolver ein starkes Standvisier auf die Mitte des Gestelles gesetzt worden, ausserdem hat der Revolver eine auf der Krümmung des Schaftes liegende Schiebersicherung erhalten. Die Waffe ist 27 cm lang und wiegt 900 g, der Lauf misst 139 mm, und ist kantig. Er hat 6 Züge, die 0,1 mm tief eingeschnitten sind. Das Kaliber beträgt 10,7 mm. Die Walze hat 5 Patronenlager, sie ist 30,5 mm lang; die Lager haben vorn 11,2 hinten 11,8 mm Durchmesser, das abgesetzte Hülsenlager ist 21 mm lang. Das Zahnrad ruht in einer Ausfräsung des Stossbodens. Der Abzug liegt in der Art der amerikanischen Taschenrevolver, nur durch seitliche Backen geschützt, frei. Diese Backen und der Abzug sind auffallend kurz. Der Schaft hat glatte Nussholzschalen und annähernd die Form des Schaftes des Rev. M. 83, an ihm ist ein Ring für den Tragriemen. Ausserdem gab es ein etwas erleichtertes, feiner ausgeführtes Modell für Offiziere. Hier ist der Schaft abgestutzt und mit Fischhaut versehen; Gewicht 880 g. Wie schon bemerkt, hatten diese Revolver Randzündung, später sind sie wohl zur Centralzündung abgeändert worden, wenigstens ist bei den mir vorliegenden Exemplaren der Sammlung Werner die Hahnrippe bis auf eine Warze fortgefeilt. Die Waffe war höchst unpraktisch, schon wegen der Teilung beim Laden oder Entladen, dann wegen des gefährlichen Abzuges und der sehr wenig zweckdienlichen Sicherung. Da der Hahn keine Ruhrast hat, musste der Schnabel resp. die Rippe vorsichtig zwischen zwei Patronenböden gesetzt und dann die Sicherung vorgeschoben werden. Beim Einstecken in das Futteral schob sich die Sicherung leicht auf.

Diese Umstände haben wohl veranlasst, dass bald das in Preussen angenommene M. 79 und dann später das für die ganze deutsche Armee bestimmte M. 83 eingeführt wurde. Das Modell 1883, das die deutsche Armee noch jetzt besitzt, ist aus dem preussischen M. 79 hervorgegangen, indem der Lauf bedeutend verkürzt und die Richtung und Form des Schaftes verändert wurde, ausserdem erleichterte man das Herausnehmen der Walzenachse durch eine andere Vorrichtung. Während das M. 79 1 k 343 g wog, hat M. 83 nur ein Gewicht von 940 g. Das Kaliber ist bei beiden 10,55 mm. Der Hahn hat zwei Rasten, und eine gute Sicherung liegt an der linken Seite. Die Visierkimme ist in den Hinterrand des Gestelles eingeschnitten. Der Abzug hat einen grossen Abzugsbügel, der Schaft mit Riemenring ist mit glatten Nussholzschalen bekleidet. Der Revolver besitzt keine Entladevorrichtung. Zum Entladen muss entweder die Walze herausgenommen und mit der Achse die Hülsen herausgestossen werden, oder der Mann muss ein Stäbchen bei sich führen, mit dem er die Hülsen zur Ladeklappe herausstösst. Rev. M. 79 hat eine Länge von fast 34 cm, M. 83 nur eine von fast 26 cm. Diese auch sehr antiquierten Modelle zeigen, dass die deutsche Armeeleitung mit Recht wenig Wert auf den Revolver legt. Allerdings wird wohl auch hier der Revolver dem Rückstosslader weichen müssen und dann in der deutschen Armee nur noch der Geschichte angehören.

Was nun noch das von Thierbach erwähnte Coltsche Prinzip betrifft, so ist zu sagen, das M. 79 und 83 in Bezug auf Schaltung und Arretierung auf diesem Prinzip beruhen, die Arretierung des sächsischen Revolvers ist jedoch wie die seines Vorgängers Sharps eine ganz andere und eigentlich direkt den alten Drehlingen anlehnend, sie rangiert mit unter einer ganzen Anzahl teils vor, teils kurz nach Colt in Verkehr gekommener Waffen, die andere Arten der Schaltung und Arretierung zeigen.

Der sächs. Rev. ist übrigens sehr selten geworden, so dass es mir bis jetzt nicht gelungen ist ihn für meine Sammlung zu erwerben.





Das Luftgewehr als Kriegswaffe.

(Nachdruck verboten.)

In meiner Notiz über die „Geschichte der Windbüchse" in Bd. 3, Heft 9, S. 271 dieser Zeitschrift sagte ich kurz, dass „die Windbüchse wohl nur in den Freiheitskämpfen der Tiroler gegen Napoleon I. eine Rolle im Kriege gespielt".

Da man in Fachkreisen die kriegsmässige Verwendung der Luftgewehre stark bezweifelt [1]), so will ich hier meine obige Behauptung eingehend belegen.



Der österreichische Gewehrtechniker G. C. Girardoni, „ein äusserst fruchtbarer und genialer Erfinder [2]), hatte 1780 eine Repetierkonstruktion an einem 15 mm Jägerstutzen versucht. Dabei zerschmetterte eine Magazinexplosion ihm den linken Arm. Mit einer eisernen Hand an dem zerstörten Arme vervollkommnete Girardoni seine Erfindung dennoch weiter. Nur verwendete er statt der gefährlichen Pulverkammer eine Kammer mit komprimierter Luft. „So entstand", sagt Dolleczek in seiner genannten Monographie nach einem Privatbriefe der Urenkels Girardonis, „die Windbüchse, welche als Repetierwaffe mit rauch- und nahezu knalllosem Schusse über 35 Jahre in der österreichischen Armee eingeführt war.

Diese Girardonische Windbüchse führte, wie jedes andere praktische Armeegewehr, eine dienstliche Bezeichnung „Repetier-Windbüchse M. 1780". Sie hatte 13 mm Kaliber, einen mit 12 Zügen versehenen Lauf mit $^{5}/_{1}$ Drall, an den sich hinten ein messingnes Ventilgehäuse, dann der in den kleinen mit Leder überzogenen Kolben eingekleidete Rezipient anschloss. Dieser Kolben, Flasche genannt, wurde vor dem Schiessen abgeschraubt, mit Luft gefüllt und dann wieder luftdicht angeschraubt. Die Luftfüllung reichte für bis 40 Schuss. Jeder Schütze führte 24 gefüllte „Flaschen" mit ins Gefecht. Jeder Kompagnie führte man auf Wagen Reserveflaschen und zwei Luftpumpen nach.

Anfänglich wurden 4 Mann in jeder Kompagnie mit Luftgewehren ausgerüstet; 1790 aber schon schritt man zur Bildung eines eignen Korps, 1313 Mann stark, das vom Hauptmann des General-Quartiermeister-Stabes Freiherrn von Mach instruiert wurde (Ottenfeld-Teubner, Die Österreich. Armee, Seite 840). Diese Schützen schossen nur je 20 Schuss aus einer „Flasche", da dann infolge geringeren Drucks Präzision und Portée abnahmen. Auf der rechten Seite des Laufes befand sich das Kugelmagazin, aus dem durch einen leichten Druck (Griff 1) auf einen Querriegel eine Kugel in den Lauf vor das Luftventil gelangte. Mit dem 2. Griff wurde der Hahn und mithin die Feder gespannt, die beim Abdrücken (Griff 3) das Ventil öffnete.

Die Handhabung war also sehr einfach, so dass der Schütze in der Minute 20 Schuss abgeben konnte. Die Schussweite habe 150 bis 400 Schritte betragen (genauer finde ich die Angabe nicht präzisiert).

Im Kleinkriege war die Windbüchse eine fast unbezahlbare Waffe. Napoleon liess darum in den Kriegen gegen Österreich jeden sogleich erschiessen oder aufhängen, den man mit einer Windbüchse betraf. Hätte das Gewehr nichts geleistet, dann wäre der Korse wohl nicht auf diese Maassregel gekommen.

Die Herstellung der Windbüchse wahrte Österreich als strenges Geheimnis. Girardoni erhielt eigne Werkstätten und beeidete Arbeiter.

„Dass sich aber diese merkwürdige Waffe nicht erhalten hat und nach dem Jahre 1815 als disponibler Vorrat der Festung Olmütz überwiesen wurde, liegt, abgesehen von den veränderten taktischen Ansichten, hauptsächlich in dem Umstande, dass für die Behandlung der filigranen Schloss- und Ventilbestandteile die gehörig ausgebildeten Büchsenmacher nicht vorhanden waren, und daher der in den Relationen ersichtliche Prozentsatz der unbrauchbar gewordenen Windbüchsen ein so erschreckend grosser ist" (Hauptmann Halla in Mitteilungen des Kriegsarchivs, 1890 S. 34).

1848 und 49 sind aus den Beständen des Olmützer Zeughauses die brauchbarsten jener Windbüchsen von Girardoni nochmals zur vorübergehenden Verwendung gekommen.

Das Berliner Zeughaus, in dem ich momentan arbeite, besitzt eine dieser Girardonischen Militärwindbüchsen M. 1780 mit der Marke: Doppeladler G. 1255. Ferner enthält das Berliner Zeughaus noch eine Jagdflinte System Girardoni mit Zubehör von 7,5 mm Kaliber, gebaut Wien 1814. Die 7 weiteren Windgewehre des hiesigen Zeughauses stammen von Rutte in Böhm.-Leippa 1830 (Kalib. 10 mm), von Goellner in Suhl 1830 (Kal. 7,5), von Gerlach in Berlin, 18. Jahrh. (Kal. 8,2), von Kuhlmann in Breslau, 1. Hälfte des 18. Jahrh. (Kal. 8,7), die beiden

1) Man vergleiche z. B. die vielen Kontroversen in der Deutschen Jäger-Zeitung, Neudamm.

2) A. Dolleczek, Monographie der k. k. österr.-ungar. Waffen, Wien 1896.

letzten von ungenannten Meistern (Kal. 9,9 und 7). Ausserdem hat das Zeughaus noch zwei Windpistolen (Kal. 9 und 10 mm), deren letztere von Kuhlmann Breslau 1760 angefertigt wurde.

F. M. Feldhaus, Ingenieur, Friedenau.

Ein Visierapparat.

Das neu eingerichtete städtische Museum in Passau besitzt zwei künstlerisch ausgestattete, für die Kunde des Artilleriewesens im 16. und 17. Jahrhundert sehr wichtige eine Einteilung von 3 Zoll und umfasst die vertikal verschiebbare mit einer (verlorenen) Schraube festzustellende Aufsatzstange, welche an ihrem unteren Ende die Visierkimme hat.

Am oberen Ende der Aufsatzstange ist in einer Achse beweglich ein Quadrant angebracht. Der Richtbogen (Scala jaciendi) zeigt beiderseits 14 bzw. 10 Kreissegmente (Radius je 2 mm = $^1/_8$ Zoll grösser), welche Gradeinteilung haben. Ein am Schiebergehäuse angebrachter Zeiger giebt den Elevationswinkel an, während ein in einem besonderen Rahmenaufsatz hängendes



Abb. 1.

Visierapparate, die ich im nachstehenden kurz beschreiben will.

I. Beweglicher Aufsatz, (Höhe (geschlossen) 17,5, Breite 7 bzw. 8,5 cm); Messing vergoldet (Abb. 1 und 2 rechts).

Der Fuss trägt die Markierung der mit der Seelenachse einzudeckenden Mittelvisierlinie, daneben als sinis. bzw. dext. bezeichnet. Die Masseinteilung war je 1 Zoll = 23,8 mm.[1]) In einem Schlitz lässt sich mit 2 Stellschrauben betätigen die Seitenverschiebung des Schiebergehäuses. Dieses trägt mit der Bezeichnung Altitudo Lot die Vertikaleinstellung korrigiert. Eine auf derselben Achse sitzende Schiene mit 2 Seitentaschen, die Visierlöcher haben, ist als Linea calendi bezeichnet.

Der ganze Apparat ruht in einer rechtwinklig gebogenen Lasche, Pes jaciendi. Zum Anziehen der verschiedenen Schrauben und Muttern dient ein eigener Schlüssel, Clavus. Die Flächen des Apparates sind mit eingraviertem Pflanzenornament verziert; am Schiebergehäuse steht die Inschrift: Tobias Volckmer fecit 1615. Das Bayr. Nationalmuseum besitzt einen Kompass von 1593, auf dem der Künstler als Braunschweigensis bezeichnet ist; auf einem Kompass von 1626 nennt er sich herzogl. bayr. Hofgoldschmied. Für Kurfürst Maximi-

1) Wohl der alte bayr. Zoll.

lian I. hat er auch einen perspektivischen Plan der Stadt München in Kupfer gestochen.

Der Visierapparat ist besonders dadurch interessant, dass er Aufsatz und Quadrant miteinander verbindet, zu welcher Kombination auch die moderne Artillerie wieder zurückgekehrt ist.

II. Quadrant. (Höhe 10, Basisbreite 9 cm), Messing vergoldet (Abb. 1 und 2 links).

Auf einem Fuss in Kreissegmentform sitzt eine Aedicula, zwischen deren Säulen ein Kompass (Glas und Nadel fehlt) als Pendel aufgehängt ist. Von der Aedicula geht nach vor- und rückwärts je ein Richtbogen mit der Einteilung bis 50° aus. Zwei Stifte am Boden des Kompasspendels geben beim Ausschlagen den betr. Grad, bzw. den Elevationswinkel an. Der Aufsatz der Aedicula zeigt einerseits eine kleine Sonnenuhr, auf der andern Seite das Bild eines Büchsenmeisters, der mit dem gleichen Apparat eine Kanone richtet. Fuss, Unterseite des Richtbogens und Rückseite des Aufsatzes sind mit gravierten Renaissanceornamenten geziert. Die einzelnen Teile sind mit K. K. gestempelt. Der Boden der Aedicula trägt die Inschrift: Paulus Reinmann Norimbergae faciebat 1600. Marke: Krone. Das germanische Museum in Nürnberg besitzt eine Doublette des Apparates vom Jahre 1602. Nach Doppelmayer, historische Nachricht v. d. Nürnbergischen Mathematicus . . (1730) von P. Reinmann, ein wohlangesehener Kompassmacher und starb 1608. Das Interesse erweckt die Konstruktion des Apparates, durch welche das Pendel nicht an einem vertikal stehenden Quadranten den Grad anzeigt, sondern an einem wirklichem Bogen. Drei übereinander befindliche Visierflächen im Fuss gestatten ausserdem noch das genaue Einstellen auf das Ziel.

Dr. W. M. Schmid.



Abb. 2.



Rustung auf der Wartburg.

„Lucemque metumque".

Zu den schönsten Stücken der Rüstkammer der Wartburg zählt ein Prunkharnisch aus dem dritten Viertel des

XVI. Jahrhunderts [1]), welcher dem Herzog Johann Wilhelm v. Weimar (reg. 1567—1573) zugeschrieben wird. Augenscheinlich ist der Harnisch aus der Werkstatt eines sehr geschickten Plattners hervorgegangen; auch die Ätzmalerei lässt die Hand eines gewandten Zeichners erkennen. Obgleich weder Meister- noch Beschauzeichen zu finden sind, die sich vielleicht an den fehlenden Verstärkungsstücken zur Bildung des Turnierharnisches befunden haben, könnte man nach Stil und Technik den bekannten Plattner Wilhelm von Worms d. j. als Verfertiger der Rüstung vermuten.



Teil der nebenstehenden Rüstung.

Der seinen Maassen nach zierliche mittelgrosse Harnisch ist in allen seinen Teilen mit Ätzstreifen geschmückt. In der Mitte der Streifen erblickt man in flotter Zeichnung gefältelte Wolken auf vergoldetem Grund; daneben Bänder mit feinem Flechtornament, ähnlich, wie es auf dem Turnierharnisch des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Bayreuth im historischen Museum zu Dresden (C. 6 a und b) zu finden ist. Als Verfertiger dieser Garnitur wird gleichfalls Wilhelm v. Worms d. j. angenommen.

Der geschlossene Helm zeigt auf beiden Seiten je ein eingeätztes geflügeltes Flammenbündel, zur Hälfte von einem Spruchband umgeben mit den Worten: lucemque metumque (Licht und Furcht) (vergl. Abbildg.). Das Flammenbündel, welches durch die erwähnten Worte gleichsam erläutert wird, da ja durch die Flamme Licht aber auch Furcht und Schrecken erzeugt wird, kehrt auf den Hinterflügen, Meuseln und Kniebuckeln als Ornament wieder.

Bei dem grossen Wert, welchen das 16. Jahrhundert auf Rüstungen im allgemeinen wie auf deren Ausschmückung im besonderen legte, und in Anbetracht der damaligen Sitte, seine Devise auch auf Waffen anzubringen, ist es wahrscheinlich, dass zwischen dem Träger des Prunkharnisches und dem obigen Spruch eine direkte Beziehung besteht.

Meine bisherigen Bemühungen, eine solche heraus-



Helm der Rüstung auf der Wartburg.

zufinden, waren erfolglos. — Kann vielleicht einer der Herren Fachgenossen eine Auskunft geben?

von Cranach.

Helmfund. Dass alte Helme im modernen Haushalt recht verschiedenen und nicht immer gerade den reinlichsten Zwecken dienen müssen, das dürfte in Sammlerkreisen bekannt sein. In einer Schaller z. B. kochten italienische Erdarbeiter ihre Polenta, Eisenhüte krönten in der Umgebung von Lienz die Kirchturmspitzen [1]); ich selbst fand gehenkelte Morions als Wasserkübel vor, und Schützenhauben mussten sich zu noch untergeordneteren Diensten missbrauchen lassen. Auch die hier abgebildete Zischägge erfuhr ein ähnliches Geschick: sie bildete gar den Bestandteil eines Tonwerkzeuges. Über die Herkunft dieser Zischägge brachte ihr

1) Inv. Nr. 4157.

1) Graf Wilczek, Erinnerungen eines Waffensammlers, S. 9.

gegenwärtiger Eigentümer folgendes in Erfahrung: Der Helm wurde von Kindern auf dem Dachboden im Hause des Bego Agović in Vranići, auf der Strecke Goražda-Foča in der Hercegovina, aufgestöbert und diente diesen als Spielzeug, bis ein Feldarbeiter ihn durch das Überspannen der Öffnung mit einem Stück Ziegenleders in eine Handpauke (Tabl) verwandelte, wozu er sich seiner Form nach trefflich cignete. Im Hause des Načelniks (Gemeindevorstehers) von Vranići, Selim Aga Džebo, sah unser Sammler diese eigenartige Pauke vor drei Jahren und erwarb sie um einen geringen Betrag.

Der lichte, in einen Knopf spitz zulaufende Helm ist 22,5 cm hoch und besitzt die charakteristische Gestalt der türkischen Sturmhauben. Die Glocke teilen 106 Kehlungen, welche jedoch nicht bis in die Spitze der Zischägge verlaufen, sondern nur 10 cm lang und unten 4 mm breit



sind, in ebenso viele Segmente; zwei Bänder begrenzen oben und unten diese Hohlkehlen. Die Reihe von Löchern im Stirnband spricht für die Ausstattung dieser Haube mit einem Sonnen- und Nackenschirm, wohl auch mit Wangenklappen. Vier, nunmehr vernietete Stellen in der Glocke verraten, dass zu der Sturmhaube ein Naseneisen, wie eine Federnhülse gehört haben dürfte. Die beträchtliche Kopfweite von 66 cm, der kreisrunde Umfang des Helmes, dessen Durchmesser 21,9 cm beträgt, bedingte eine ziemlich dicke Polsterung der Glocke. Fünf Arben, sowie vier einander diametral gegenüber stehende eiserne Zapfen, von denen jedoch einer fehlt, rühren erst aus der Zeit her, da diese Zischägge als Paukenkessel verwendet wurde: Sie dienten zur Befestigung des Trommelfelles, dem untergeschobene Holzklötzchen die erforderliche Spannung verliehen.

Nachdem die in ihrem gegenwärtigen Zustand 1300 g schwere Zischägge von dem ihr anhaftenden Rost gereinigt worden war, zeigte es sich, dass dieselbe einst über und über mit reicher Ätzmalerei geschmückt war. Das 4 cm hohe Stirnband weist reich verschlungenes Rankenwerk in italienischem Geschmack, das 8 mm breite Band oberhalb der Kehlungen das schief gestellte gereihte S auf, ein uraltes Ziermotiv [2]), welches auch im Dekor des geriffelten Teiles der Glocke, hier jedoch in aufrechter Stellung und paariger Anordnung, wiederkehrt. Spärliche Reste von Gold deuten an, dass diese hochgeätzten Ornamente sich einst von einem vergoldeten Grunde höchst wirkungsvoll abhoben.

Diese Sturmhaube, welche in ihrer Form und in ihrem künstlerischen Schmuck viel Gemeinsames mit den im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum aufbewahrten Zischäggen des Grossveziers Mohamed Sokolowitsch, des Erzherzogs Max III. und des Herzogs Karl III. von Lothringen [3]) aufweist, dürfte um 1590 geschlagen worden sein und diente vielleicht einem der Mutesarifs von Dolnji Odžak oder von Rataj, oder auch einem Mitgliede der angesehenen Familie Cengić Beg als Schutzwaffe.

Dr. Potier.

Ein graviertes Radschloss aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts.

Die feingestimmte Sammlung des Herrn k. und k. Obersten Hugo Jeglinger in Reichenberg enthält ein intressantes Radschloss, das ich mit gütiger Erlaubnis des Besitzers hier abbilde. Verfertigt ist es laut Inschrift von Franz Seissenhoffer von Milldorf, die Gravierung von J. C. Stenglin. (J. C. Stenglin Sc.) Es fehlt mir hier an ausführlicherem Material über beide Meister, von denen sicher in anderen Sammlungen Stücke vorhanden sind. Boeheim nennt beide Namen nicht. Seissenhoffer ist vielleicht ein Nachkomme der berühmten Familie des 16. Jahrhunderts, Stenglin vielleicht identisch mit dem bei Stetten genannten Augsburger Stecher Johannes Stenglin, der „gute Porträts in schwarzer Kunst" malte — (1767) „vor mehr als 20 Jahren" nach Petersburg zog.

Die feine gravierte und gepunzte Darstellung auf dem Schloss stellt die Ruhe nach der Jagd dar. Erlegte Jagdbeute, Hirsche, ein Hase, ein Bär, ein Reiher, ein Fuchs liegen unter einem Baum, dabei Hunde. Zwei ausruhende Jäger sitzen dabei, der Bärentöter, mit dem Bärenspiess am Boden, ruht, an den Baum angelehnt, die kurze Tonpfeife in der Hand und Rauchwolken ausstossend: der zweite Jäger schläft zurückgelehnt, das Gewehr im Arm. Es war im 18. Jahrhundert sehr beliebt, auf der Jagd sich dem Genuss der Pfeife hinzugeben, wir finden dies bei Jagddarstellungen häufig. Die Raddecke zeigt im Laubwerk die Signatur der Graveurs, die Platte des Hahns einen Jagdhund im Laubwerk, der obere Teil einen Putto mit gesenkter flammender Fackel, ein Symbol der Entzündung. Die Signatur Seissenhoffers ist halb durch den Bügel verdeckt und konnte erst nach dem Abschrauben desselben gelesen werden. Die Arbeit beider Meister ist gleich sauber und fein ausgeführt. Im Joanneum zu Graz und bei C. Schröckenfuchs im Spital von

2) Hampel, Ein Helm von der pannonischen Reichsgrenze in der Zeitschrift f. histor. Waffenkunde, II, S. 196.

3) Boeheim, Führer durch die Waffensammlung des allerhöchsten Kaiserhauses, S. 174, 125 und 126.

Pybon sind zwei sehr verwandte Salzburger Radschlösser (abgeb. in dem 1884 erschienen Werke über die kulturhist. Ausstellung zu Steyer Heft VIII, Taf. 7). Das zweite eine Arbeit des Salzburger Büchsenmachers F. X. Zellner, im Gravurnamen ist I-C. zu erkennen, wahrscheinlich würde sich „Stenglin" unter dem unteren Teil der Hahnfeder vorfinden, wenn man sie abschraubte.

Dr. Edwin Wilhelm Braun (Troppau).



Frage 3: Könnte mir eines der verehrten Vereinsmitglieder wohl Auskunft über das Schicksal und den augenblicklichen Aufbewahrungsort des nachbezeichneten Manuskriptes über die Geschützkunst (Feuerwerksbuch) erteilen? J. G. Hoyer erwähnt es in seinem Werke „Geschichte der Kriegskunst seit der ersten Anwendung des Schiesspulvers u. s. w." Band II, zweite Hälfte (erschienen 1800) auf Seite 1107 unter den „Zusätzen und Erläuterungen" ohne Nennung des Verfassers. Es wurde von Herrn D. Hoche in der Bibliothek des früheren königl. preuss. Ministers v. d. Horst gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgefunden und stammt aus dem Jahre 1445. Herr Hoche gab die ersten öffentlichen Nachrichten über seinen Fund in der „Deutschen Monatsschrift 1793" und in der „Bellona 1794". Für eventuelle Nachrichten wäre ich sehr dankbar. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften I. S. 393, erwähnt diese frühe Abschrift des viel verbreiteten Feuerwerksbuches des 15. Jahrhunderts, kann aber auch den Aufbewahrungsort nicht angeben.

Sterzel.





Katalog der Waffen-Sammlung im Zeughause zu Solothurn. Verfasst im Auftrage der h. Regierung von Solothurn von Dr. Rudolf Wegeli, II. Assistent an Schweiz. Landesmuseum in Zurich. Solothurn 1905.

Unter den Aufgaben der Waffenkunde ist die Ordnung und wissenschaftliche Durcharbeitung der noch von alter Zeit zusammenhängenden Bestände eine der vornehmsten. Zu allen Zeiten haben Werke, die in dieser Form unsrer Wissenschaft dienten, auf diesen Blättern die sorgfältigste Beachtung gefunden. So konnten sich aus den Kritiken der Kataloge, Führer und Inventare allmählich gewisse grundsätzliche Forderungen herauskrystallisieren, Forderungen, die nicht nur die Waffenkunde an sich, sondern auch die Wissenschaft der Nutzbarmachung der im öffentlichen Besitz befindlichen Schätze, die Museumskunde zu stellen berechtigt ist. Zweierlei Art kann die beschreibende Darstellung einer Waffensammlung sein. Ein Inventar oder ausführlicher Katalog wird jedes einzelne Stück aufs genaueste beschreiben, seine Beziehungen zu verwandten Arbeiten klarlegen, seine geschichtliche wie seine künstlerische Bedeutung ins Auge fassen und schildern. Maasse und Gewichte, sowie eine genaue Aufzählung der etwa vorhandenen Ergänzungen dürfen dabei nicht vergessen werden. Wenn eine solche Publikation, deren Herstellung natürlich Jahre, ja Jahrzehnte in Anspruch nehmen mag, dem streng wissenschaftlichen Bedürfnis gerecht werden kann, so verlangt daneben die Schar der nur von allgemeinem Interesse geleiteten Besucher eine Anleitung zum Verständnis und Genuss, einen Führer. Bei ihm kommt es durchaus nicht auf Vollständigkeit des Materials oder auf kritische Auseinandersetzungen über Ursprung und Bedeutung des einzelnen Stückes an, sondern auf Hervorhebung des Wertvollsten, auf verständliche Zeichnung der kulturgeschichtlichen Zusammenhänge,

auf Knappheit und Klarheit des sprachlichen Stiles. Weder eine überschwenglich sich äussernde Begeisterung noch lehrhafte Trockenheit sind hier am Platze. Dagegen kann ein anregender und frischer Text, der am besten der lokalen Aufstellung folgt, den Führer, besonders wenn der Preis auch wirklich „populär" ist, zu einem Handbuch machen, das auch daheim auf dem Pult für den Rückschauenden noch seine Reize besitzt.

Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, die eine solche Doppelarbeit dem Museumsbeamten bietet, und die auch die finanzielle Seite des Unternehmens mit berühren. Grosse Museen werden zwar diese zwiefachen Wegweiser am dringendsten brauchen, aber auch aus naheliegenden Gründen zuletzt zu beschaffen imstande sein. Darum müssen sich vor allem die kleineren Sammlungen dieser Aufgabe widmen. Von denen, die hier die letzten Jahre der Öffentlichkeit erschlossen haben, darf die Rüstkammer der Stadt Emden den Ruhm in Anspruch nehmen, durch die Herausgabe eines Inventars und eines Führers allen Ansprüchen in geradezu musterhafter Weise nachgekommen zu sein. Eine ähnliche Pflicht lag vor, als es sich darum handelte, die Waffensammlung des Zeughauses zu Soluthurn zu bearbeiten. Der Plan dazu geht bis auf das Jahr 1900 zurück. Die Bestände des Zeughauses, dessen Wachsen sich vom Jahre 1438 an verfolgen lasst, waren im Jahre 1833 durch einen Massenverkauf zwar arg dezimiert, aber auch dank den Bemühungen des Oberstleutnants Martin Disteli geordnet und neu aufgestellt worden. Die Jahre 1836—1869 brachten weitere Verkäufe im Betrage von ca. 33000 Fr. Ein 1897 herausgegebener Führer konnte, weil ungleichmässig und unkritisch gearbeitet, nur bescheidenen lokalen Ansprüchen genügen. 1900 dann wurde ein ausführliches Programm für die Abfassung eines Kataloges aufgestellt, das u. a. die Beigabe einer Einleitung und die Einschaltung von Biographien vorschlug. Leider starb der verdienstvolle Mann, dem die Neuaufstellung des Jahres 1899 zu danken, Louis Bron aus Genf am 28. Juli 1903. Eine Benennung, Beschreibung und Numerierung aller Einzelstücke war, nach dem offiziellen Bericht, bereits von ihm durchgeführt worden. Auf diesen Vorarbeiten fussend hat nun der Verfasser seine Aufgabe durchgeführt.

Wenn er dabei den Forderungen, die oben angedeutet wurden, nicht gerecht geworden ist, so mag die Verantwortung im wesentlichen die kantonale Regierung treffen, die die Richtlinien der Arbeit zog. Zu einem Katalog fehlt der Publikation die genaue Systematisierung, die eingehende Beschreibung und vor allem Datierung des einzelnen Gegenstandes. In einem Führer aber hätte das Gleichgültige mehr ausgeschieden, das Wichtige dafür schärfer hervorgehoben und in den geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhang gesetzt werden müssen. Wir vermissen vor allem die Geschichte des Zeughauses, die der Antrag des Regierungsrates vom Jahre 1900 fordert, wie sie in Potiers Führer durch die Emdener Rüstkammer so ausgezeichnet in den Geist dieses kraftvollen städtischen Gemeinwesens einführt. Das Verzeichnis der aus den Seckelmeisterrechnungen entnommenen Namen Solothurnischer Waffenschmiede bleibt deshalb unfruchtbar, weil es nicht gelungen ist, einem einzigen dieser Meister ein Sammlungsstück zuzuweisen.

Was die Beschreibung der Stücke selbst anlangt, so mag zuerst der Sorgfalt anerkennend gedacht werden, die der Erforschung und Wiedergabe der Marken gewidmet ist. Dagegen sind die Beschreibungen selbst von einer gewissen Ungleichmässigkeit, und da nur vierzehn sehr kleine Lichtdrucktafeln und wenige Textabbildungen den Waffen selbst gewidmet sind, wird es oft ausserordentlich schwer, sich ein klares Bild von dem betreffenden Stück zu machen. Die Datierung konnte vielfach noch schärfer gefasst sein, die Terminologie ist nicht immer ganz unbedenklich. Es sei mir gestattet, einige Nummern kurz zu kommentieren: 1. genauer: Ende 15. Jahrh. 2. Die Abbildung zeigt nicht eine „Maximilianshalbrüstung", sondern einen Halbharnisch, um 1500. Der Ausdruck: Halbrüstung, der öfters wiederkehrt, wäre besser durch „Halbharnisch" ersetzt. 3. Nicht „15./16. Jahrh.", sondern vom Anfang des 16. Jahrh. 8. Sollte der Harnisch wirklich der aus der Murtener Schlacht sein, so wäre es wohl der älteste bekannte Maximiliansharnisch. 9. Nicht erwähnt ist, dass das Unterbeinzeug, soweit die Abbildung erkennen lässt, unzugehörig ist. Der runden Brust nach möchte ich das Stück für mindestens zehn Jahre älter halten als angegeben. Die Marke FS, die Böheim dem Valentin Siebenbürger abspricht, erscheint im Musée d'Artillerie auf einem Maximiliansharnisch und auf dem Hals eines Rossharnisches aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts (G. 22, 568) und wird dort als Siebenbürger angesprochen. Mit der bekannten Rüstung des Konrad von Bemelberg in Wien geht indes der Harnisch des älteren Hans Jakob vom Staal nicht in allen Teilen zusammen. Er scheint auch, wie gesagt, früher zu sein. Ob der von Böheim genannte Meister Friedrich Schmid in Frage kommt, muss dahingestellt bleiben. 15. 16. Wenn auch die Rundung der Brust, nach der gotischen geschifteten Brust, wahrscheinlich auf Maximilianische Anregungen zurückgeht, so sind wir doch gewohnt, mit „Maximiliansharnisch" im allgemeinen nur die geriffelten Harnische zu bezeichnen, deren Konstruktion, wie man aus den Quellen schliessen darf, das persönliche geistige Eigentum des Kaisers war. Es empfiehlt sich daher, um Irrtümer zu vermeiden, dem Sprachgebrauch zu folgen. „Glatte runde Brust, Anfang 16. Jahrh." würde also in diesem Falle genügen. 37. Die Marke erinnert an die des Adrian Treytz in Mühlau, sie kommt indes auch noch sonst verschiedentlich vor. 149. Gehört nicht dem 17., sondern dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Übrigens ein schönes und eigenartiges Exemplar. 176 a. Unter rauher Halbrüstung darf man wohl eine „hammerfertige" verstehen? 259. Den Helm „Burgunderhaube" zu nennen geht nicht an. Es ist eine Sturmhaube mit Backenstücken. 320. Man beachte die eigenartige Wolfsmarke. 321. Wohl als „Reitschwert" zu bezeichnen. 323. Sollte die imitierte Marke etwa die Sahagunmarke vorstellen? III. Unter die Stangenwaffen sind auch die Schlagwaffen mit eingereiht. Besser wäre wohl eine dritte Gruppe der Trutzwaffen gebildet worden. 498. Warum „Partisanen-Hellebarde"? es ist eine einfache Helmbarte. 577. Von den Kriegsgerteln wäre, nachdem die Aufmerksamkeit durch die Debatte Bleuler—Forrer auf diese eigentümliche Stangenwaffe gelenkt worden ist, eine Abbildung sehr erwünscht gewesen. 642. Eine genauere Datierung des sehr interessanten Orgelgeschützes wäre wichtig. Das 15. Jahrhundert kommt sicher nicht mehr in Frage.

Aber genug des Kritisierens. Die kleinen Flecken, die wir wohl hier und da entdecken konnten, vermögen das blanke Bild der Gesamtleistung doch nicht zu trüben. Bei einer Aufgabe wie der vorliegenden die Grenzen zu ziehen, bis zu denen das Detail der Beschreibung gehen soll, ist gewiss ebensosehr Sache des subjektiven Empfindens wie eine Frage des zur Verfügung stehenden Raumes. Die Arbeit, an die der Verfasser in noch jungen Jahren herangetreten ist, hatte wohl Schwierigkeiten, die der Kundige zu schätzen weiss. Das Verdienst, eine Waffensammlung der Wissenschaft zugänglich gemacht zu haben, die allein durch ihr Alter und durch ihren engen Zusammenhang mit dem kriegerischen Leben ihrer Gründer ehrwürdig ist, bleibt ihm trotzdem ungeschmälert. Wenn der Katalog auch nur dazu beiträgt, die gerade mit der Schweiz verknüpfte Entwicklungsgeschichte der Stangenwaffen neu zu beleuchten, wird ihm die Waffenkunde gern einen Platz unter ihrem kleineren Rüstzeug einräumen.

Haenel.

Beiträge zur Geschichte der Handfeuerwaffen. Festschrift zum achtzigsten Geburtstage von Moritz Thierbach. Dresden 1905. Verlag und Druck von W. Baensch. Gr. 8°. 247 S.

Die vornehm ausgestattete Festschrift ist dem bewährten Altmeister der Handwaffenkunde von seinen Verehrern gewidmet und enthält 14 verschiedene Aufsätze meistens aus

der Feder der Mitarbeiter der Zeitschrift für historische Waffenkunde.

Die Hälfte dieser Aufsätze sind Darstellungen interessanter Waffen aus deutschen Sammlungen.

1. R. Furrer. Meine gotischen Handfeuerrohre. Beschreibt 10 Waffen kleineren Kalibers: älteste und ältere Haken mit Eisen- oder Holzstiel oder roher Holzschaftung. Von der Eisenschaftung wird gesagt, sie stelle wahrscheinlich nur eine Art Notbehelf dar, wo ein richtiger Schaftmacher nicht zur Stelle war. Es liegt wohl näher, anzunehmen, dass der Schmied, der diese ältesten Rohre fertigste, versuchte, dieselhe unter dem Zwange der Innungsgesetze ohne Zuziehung des Holzarbeiters, fertig zu machen. Unter den wenigen noch vorhandenen ältesten Büchsen sind die mit Eisenstiel sehr reichlich vertreten. Im Zeughause in Berlin sind unter 18 Rohren 13 mit Eisenstiel.

2. P. Sixl. Die ersten mehrläufigen Hand- und Hakenbüchsen.

Zeigt in 21 Abbildungen die Entwicklung dieser Waffen von den rohesten Anfängen aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zu den hochentwickelten Radschlosspistolen und Bockflinten des 16. Jahrhunderts als Beleg, wie frühzeitig der Wert erhöhter Feuerbereitschaft erkannt wurde.

3. K. Knetschauf. Ein Axthammer mit Schiessvorrichtung. Die Büchse des Michael Gull (1658).

Beschreibt in dem ersten ein Meisterstück deutscher Kunst. Die Teile des in dem hohlen Handgriffe der Axt verborgenen Radschlosses sind kunstreich um einen festen cylindrischen Kern gewickelt.

Die Gullsche Büchse, ein Steinschlussgewehr mit Rückstecher, ist ein gezogener Hinterlader mit Schraubenverschluss, wie er erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bei den Geschützen auftauchte.

4. E. Haenel. Hessen-Kasseler Müllerbüchsen und ihre Meister.

Man begreift unter diesen Namen Waffen des 17. Jahrhunderts, die sich eines glänzenden Rufs erfreuten, besonders Pirschbüchsen der sächsischen Kurfürsten. Es sind 5 solcher Büchsen beschrieben und die vorkommenden Meisterzeichen etc. derartiger Büchsen angegeben. Verfasser ist der Ansicht, dass diese Waffen nicht die Werke eines Meisters oder einer Werkstatt sind, sondern meistenteils Nachahmungen der Büchsen des Müllers und Büchsenmachers Jost Lagemann († 1666) und seines Sohnes Hans Jakob († 1713) zu Vollmarshausen in Hessen, deren vorzügliche Arbeiten und deren Ruhm die thüringischen Gewehrfabriken zur Nachahmung reizten. —

5. Zernin. Ein französisches Batterieschloss besonderer Konstruktion.

Das Schloss M. 1777, in dessen Pfanne ein oben geschlitzter Messingcylinder drehbar eingesetzt ist, so dass er, geschlossen, das Zündpulver vor Nasse schützt. Nebenbei wird Aufklärung gegeben über die französischen Ehrenwaffen (fusils de recompense), die grösstenteils diese Einrichtung besassen.

6. Ch. Buttin. Les fusils de Sardaigne.

7. O. Baron Potier. Die auf der Balkanhalbinsel üblich gewesenen Gewehrformen.

Die sardinischen Waffen zeichnen sich durch ihre Länge, durch die gebogene breite Form ihres Schaftes, durch Eigentümlichkeit des Schlossmechanismus und durch eine meisterhafte Ziselierung aus. Sie werden gewöhnlich als orientalische Waffen in den Sammlungen aufgeführt, sind aber Erzeugnisse sardinischer Meister, die sie in altgewohnter Form bis ins 19. Jahrhundert hinein anfertigten. Es sind 6 die Eigentümlichkeiten dieser Waffe besonders kennzeichnende Stücke, sowie einige Schlösser gezeichnet und beschrieben.

Die Waffen der Balkanhalbinsel sind die Erzeugnisse einer eigenartigen Kunsttechnik der kriegerischen Stämme jener Gegend, wo man bestrebt war, eine gute Waffe, die als kostbarstes Gut galt, auch durch äussere Zier zu kennzeichnen, wo man sich diese Technik mit den einfachsten Mitteln schuf und sie fast zwei Jahrhunderte hindurch bewahrte. Acht geschickt ausgewählte Abbildungen zeigen die Eigentümlichkeit dieser Gewehre und ihrer meisterhaften Ausschmückung. —

Die 7 Aufsätze liefern wertvolle Fingerzeige für die Waffenkunde und sind den Sammlungen zur Berichtigung etwa unzutreffender Angaben in ihren Katalogen sehr zu empfehlen.

Wünschenswert für künftige Veröffentlichungen dieser Art erscheint es, den einzelnen Abbildungen, die oft auf einem Blatt in verschiedenen Maassstäben dargestellt sind, die Verjüngungszahl beizusetzen. —

Eine zweite Reihe von Aufsätzen beschäftigt sich mit der Entwicklungsgeschichte der Waffen und der treibenden Kraft für verschiedene Zeitabschnitte.

8. R. Coltman Clephan. A sketch of the history and evolution of the handgun, up to the close of the fifteenth century, together with some prefatory remarks on gunpowder, over the same period.

9. H. Sterzel. Die Vorläufer des Schiesspulvers.

Die Verfasser haben die über viele Werke zerstreuten Angaben ihres Themas zu einem gedrängten Bilde zusammengestellt, das der heutigen Kenntnis dieses Teils der Waffenkunde entspricht. Wie nicht anders zu erwarten, konnte auch durch diese fleissigen Arbeiten das Dunkel, das die Zeit der Erfindung und die Erfinder und selbst die erste Anwendung der Feuerwaffen deckt, nicht gelichtet werden.

10. F. A. Spak. Die Handwaffen der schwedischen Armee während des Dreissigjährigen Krieges.

Zeigt, wie Gustav Adolf mit beschränkten Mitteln in kurzer Zeit und hauptsächlich durch die Industrie seines Landes das schwedische Heer mit handlichen Musketen ausrüstete, deren zweckmässige Einrichtung, in Verbindung mit der Verwendung von Patronen, eine erhöhte Feuergeschwindigkeit bewirkte. An der Hand der Bestandsbücher der Rüstkammer in Stockholm wird die Legende zerstört, dass schon 1626 die Gabeln zum Auflegen der Musketen im Heere G. A. abgeschafft worden waren; erst seit 1655 wurden Musketen ohne die Gabeln an die Regimenter verausgabt.

11. A. Diener-Schönberg. Geschichte der Gewehrfabrik zu Olbernhau in Sachsen. Dargestellt nach den Akten des Stadtrates in O. und des K. S. Kriegsarchivs.

Gewährt einen Einblick in die Leiden und Freuden der Gewehrindustrie dieses Orts und in die Entwicklung der Heereswaffen für die Zeit von fast 200 Jahren, in die Bemühungen des Staats, die heimische Industrie zu erhalten und in das Innungswesen, das durch Festhalten an veraltete Formen und Gerechtssame schliesslich den gänzlichen Verfall dieses Gewerbszweig herbeiführte, an den heute nur noch die Anfertigung von Spielzeugflinten erinnert.

12. O. Baarmann. Die Entwicklung der Geschützlafette bis zum 16. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu der des Gewehrschaftes.

Zeigt die allmählichen Verbesserungen bei den Handfeuerwaffen von dem rohen Stiel von Eisen oder Holz bis zu den bequem vollgeschäfteten Handbüchsen, und der Geschütze von den Stielrohren bis zu den Rohren in Wandlafetten mit Rädern und Richtvorrichtungen, wie sie Karl VIII. von Frankreich und Kaiser Maximilian I. in ihrer Artillerie führten, auch die Mörserlafette wird erwähnt, die sich in 50 Jahren von dem in die Erde gegrabenen Rohre bis zum Wandschemel mit Zahnbogenrichtmaschine entwickelt.

Das reiche Quellenmaterial, auf das der Verfasser sich stützt, besteht leider fast nur in Zeichnungen, da Lafetten jener Zeit nur noch in spärlicher Zahl vorhanden sind. Diese Zeichnungen geben vielfach Einrichtungen freier Spekulation, die niemals praktische Verwertung gefunden haben, die nach Ansicht des Verfassers den Ideengang jener Zeit darstellen und nicht ausser acht gelassen werden können.

Aber auch die Einrichtungen an den noch vorhandenen Lafetten jener Zeit, wie z. B. die Drehbolzen und Durchsteck-

bolzen in den Richthörnern geben durch ihre schwachen Abmessungen zu Zweifeln Anlass. Nicht unwichtig wäre ein Hinweis auf die Entwicklung der Form des Lafettenschwanzes gewesen, der sich ständig verbreitert und seine eckigen Formen behält, solange auf die Ausnutzung des Rücklaufs zur Schonung der Lafette kein Wert gelegt wird und auf das frühzeitige Auftreten des Sporns zum Aufheben des Rücklaufs, einer Einrichtung, die erst wieder in der Neuzeit zu Ehren gekommen ist. Vergl. Valturius de re militain, um 1460 Liber X Bild 52 (Instrumentum ad tormenta deprimenda extolenda); Favé Etudes III Tafel 6, Bild 4.; Demmin 1891, S. 929, Bild 26.

13. **F. v. Schubert-Soldern.** A. W. von Leibniz und die Handfeuerwaffen.

Der vielseitige Gelehrte wurde durch seine politische Schrift „Allerhand Gedanken so zum Entwurf einer deutschen Kriegsverfassung gehören", veranlasst, der Wehrfrage näher zu treten. Für sein stehendes Heer als Rahmen einer tüchtigen Miliz legt er das Hauptgewicht auf das Fussvolk mit guter Waffe und auf eine tüchtige Artillerie. Er verlangt eine sichere Handwaffe, die eine stete Feuerbereitschaft in sich trägt und bevorzugt die Bajonettflinte, die an Stelle der Pike und Luntengewehre treten und sich der Patrone bedienen soll. Den Hinterlader betrachtet er als das Ideal der Waffe. Auch den Mehrlader und die Windbüchse zieht er in den Kreis seiner Betrachtung und macht schon Vorschläge zu einer kugelsicheren Panzerung, an deren Lösung unsere Zeit sich noch abmüht.

14. **A. Meyer.** Psychologisches zur Schiessausbildung.

In geistreich fesselnder Weise regt Verfasser an, die experimentale Psychologie für die praktische Schiessausbildung und für einen rationellen Waffenbau nutzbar zu machen.

Es wäre Art und Stärke der Einwirkungen zu prüfen, die ein irgend woher kommender Reiz auf den Schiessenden ausübt, und würde es dann Aufgabe des zielbewusst angestellten Experiments sein, die nicht gewünschten Einflüsse auszuschalten. Ein Mittel, um die Abweichungen der Waffe von dem gewünschten Zielpunkt festzustellen, ist gefunden. Die Ziel- und Registriermaschine der Sub Target-Gun-Company in Boston fixiert das Abkommen beim Schiessen derart, dass jede Täuschung in betreff des wirklichen Abkommens vermieden wird. Der Verfasser giebt praktische Winke, wie die beste Schwerpunktslage der Waffe, die Kraft des „Einziehens", die Verbesserung der Visiereinrichtungen u. a. sich auf psychologischem Wege besser feststellen liesse als auf dem der bloss praktischen Erprobung. Er erwartet eine vollkommene Lösung dieser Aufgaben von einem Apparate, der die Tätigkeit des abziehenden Fingers, die Gleichmässigkeit und die Ruhe des Abziehens gleichzeitig mit dem Zielen und dem Abkommen prüft und nennt seine Vorschläge Zukunftsmusik, von der er hofft, dass der Fachpsychologe darin nicht zuviel Utopistisches finden möge.

Von der Einrichtung des noch nicht erfundenen Apparats wird es abhängen, mit welchen Empfindungen der vielgeplagte Kompagniechef diese Zukunftsmusik begrüssen darf.

Gohlke.



Herr von **von Bakhmeteff**, Exzellenz, ist zum kais. russ. Ausserordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister in Bulgarien ernannt worden.

Herr Rittmeister **von Jena** wohnt jetzt: **Jahmen, Klittau bei Niesky**, Oberlausitz,

Oberst a. D. **von Kretschmar** ist nach **Radebeul**, Körnerstr. 9,

Herr Kammerherr **von Schutzbar-Milchling** nach **Marburg a. L.** verzogen.

Nach Vereinbarung mit den zuständigen Stellen in Nürnberg findet die nächste Hauptversammlung des Vereins für Historische Waffenkunde in den Tagen: 30. Juni bis 3. Juli einschliesslich daselbst statt.

Tagesordnung und Programm wird rechtzeitig in dieser Zeitschrift und durch besonderes Zirkular bekannt gemacht werden.

**Der Geschäftsführende Ausschuss
des Vereins für Historische Waffenkunde.**
I. A.
Dr. Stephan Kekule von Stradonitz,
Erster Schriftführer.

Herausgegeben vom Verein für historische Waffenkunde. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Koetschau, Dresden
Druck von August Pries in Leipzig.